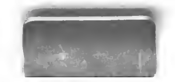


Geschichte des Mittelalters

Hans Prutz, Julius von Pflugk-Harttung





W. C. Shepherd

Geschichte

des

Mittelalters

in drei Bänden.

Geschichte

des

Mittelalters.

Von

Dr. Hans Prutz,
Professor an der Universität Königsberg

und

Dr. Julius von Pflugk-Harttung,
Professor an der Universität Basel.

Mit Illustrationen und Karten.

Zweiter Band.

Von Hans Prutz.

Berlin,
Historischer Verlag Baumgärtel
1891.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Einleitung.

Ornament aus einem Sakramentarium,
geschrieben für Drogo, Bischof von Metz, Sohn Karls des Großen.
Paris, Nationalbibliothek.

Grundzüge der weltgeschichtlichen Entwickelung bis zum Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts.

Ein halbes Jahrtausend etwa hatte die gewaltige Völkerbewegung gedauert, die, dem stoßweisen Hereinbrechen einander folgender Meereswellen vergleichbar, die germanischen Völker aus ihrer nordischen Heimat immer tiefer in das Innere des römischen Reiches führte und nach wechselvollen Kämpfen schließlich zu Herren des Westens machte.

Mit dem Markomannenkrieg (167 n. Chr.) begonnen, war sie nach einer kurzen Zeit trügerischer Ruhe zwei Jahrhunderte später durch den verheerenden Einbruch der Hunnen schrecklicher erneut worden. Aber noch hundert Jahre dauerte es, ehe das einst der Welt gebietende Rom aus zahllosen Wunden blutend unter den Streichen der barbarischen Sieger sterbend zusammensank, und zwei fernere Jahrhunderte vergingen, bevor die wild gegeneinander anstürmenden und sich übereinander stürzenden Völkerfluten zu ebben begannen und sich allmählich verlaufend so weit beruhigt wurden, daß aus dem jähen Wechsel von Sieg und Niederlage, von Herrschaft und Knechtschaft mit dem Aufsteigen des fränkischen Stammes und dem Ausbau seines Staates durch die merowingischen Könige fester gefügt und entwickelungsfähig die Grundlagen für eine Dauer verheißende neue Ordnung des Abendlandes hervortraten.

Auf ihnen erwuchs ein neues Weltreich. Der feindliche Gegensatz zwischen Germanen und Romanen, der in den Jahrhunderten der Wanderung die wirksamste treibende Kraft der geschichtlichen Entwickelung gewesen war, wurde in diesem zwar nicht aufgehoben, aber doch gemildert und so weit ausgeglichen, daß bei dauernder friedlicher Berührung der beiden Völkerfamilien die gegenseitige Anregung und der Austausch zwischen ihnen sich unendlich vervielfältigten und im weiteren Fortgang eine neue Kultur entstehen ließen, welche in den wichtigsten Funktionen des sich ausgestaltenden Völkerlebens beide auf lange Jahrhunderte zu inniger Gemeinschaft verband. Die staatliche Form für diesen großen kulturgeschichtlichen Prozeß, der die Zukunft des Abendlandes bestimmte, gab das germanisch-romanische Weltreich der Karolinger, die großartige und dabei in ihrer Art doch eigentlich einfache und sozusagen naturwüchsige Schöpfung des genialsten Herrschers, den das Mittelalter hervorgebracht hat. Durch sie hat Karl der Große die jugendliche Kraft seiner deutschen Volksgenossen in die Schule des von der Kirche vermittelten römischen

Geisteslebens genommen, sie erzogen und gebildet und vermöge einer sich allmählich vollziehenden organischen Verbindung der eigenen Art mit fremdem Erwerb darauf vorbereitet und dazu befähigt, der Menschheit die größten Dienste zu leisten und so auf Jahrhunderte hinaus eine leitende und weithin gebietende Stellung einzunehmen. Daher haben die germanischen und die romanischen Völker denn auch niemals, selbst da nicht, als in der Folgezeit die schärfere Ausprägung der Nationalität sie voneinander trennte und so oft in feindlichen Widerstreit treten ließ, die Thatsache vergessen oder verleugnen können, daß die Wurzeln ihrer Kultur aus einem und demselben Boden hervorgewachsen sind. Blieben sie doch gegenüber Griechen und Arabern, slawischen und nordgermanischen Heiden und den wiederholt andrängenden Barbaren finnisch-uralischen Stammes aufeinander angewiesen als die Vertreter derselben großen Interessen einer fortschreitenden Kultur. Beide verehren sie in dem großen Kaiser, den der Glorienschein der Sage umstrahlt, zugleich den Schöpfer ihres Staates und den Begründer ihres Volkstums.

Aber die Unausgleichbarkeit der immer stärker wirkenden nationalen Verschiedenheiten, dann die übergroße Dehnbarkeit der die einzelnen Teile nur locker zusammenhaltenden politischen Organisation und endlich die schnelle Entartung seiner Nachkommen zu unrühmlicher Schwäche überlieferten Karls des Großen Reich frühzeitigem Verfall und einer Auflösung, die es schließlich zur wehrlosen Beute barbarischer Eindringlinge zu machen drohte. Da retteten in einem Verzweiflungskampfe die deutschen Stämme ihr Dasein und die schwer bedrohten Anfänge ihrer nationalen Kultur, und dabei wurden sie sich nicht bloß ihrer näheren Zusammengehörigkeit und der in dieser wurzelnden Kraft voll bewußt, sondern sie erhoben sich zugleich zu Schützern und Vorkämpfern der vielgeteilten und minder wehrhaften Romanen, mit denen sie sich angesichts heidnischer und mohammedanischer Angriffe durch die Gemeinschaft des Glaubens und die Zugehörigkeit zu der einen, die Welt zu erobern berufenen Kirche nach wie vor auf das engste verbunden fühlten. So einmal an die Spitze des christlichen Abendlandes emporgestiegen, blieben die Deutschen über drei Jahrhunderte in dieser leitenden zentralen Stellung. Ihr Volk und ihre Fürsten weihen ihre kampffrohe Kraft und ihre leicht entflammte jugendliche Begeisterung dem mühsamen Ringen für die Verteidigung und Ausbreitung der in der römischen Kirche wurzelnden abendländischen Kultur. Indem sie damit die Pflicht der gläubigen Söhne dieser Kirche vor allen anderen opferfreudig erfüllten, durften sie dieser gegenüber aber auch die Rechte beanspruchen, welche den berufenen Schützern des Heiligtums nach den Anschauungen aller Zeiten und aller Völker zugestanden haben, und wurden die Träger der Idee eines über allen nationalen Besonderheiten erhabenen Universalstaates, die ebensosehr in heidnisch-römischen Erinnerungen wurzelte, wie sie sich als eine logischen Konsequenz aus der Idee der Universalkirche ergab und insofern das Gesamtergebnis aus der Vergangenheit zugleich mit den letzten Zielen der Zukunft wie in einer Formel allgemeinverständlich zum Ausdruck

brachte. Unentbehrlich aber war zur Verwirklichung dieses Universalstaates die Bundesgenossenschaft, oder, da diese als eine völlig zuverlässige nach der Natur der Dinge nicht zu erreichen war, die Dienstbarkeit der Universalkirche. Hier entsprang der Gegensatz, der die gesamte Entwickelung des Mittelalters beherrscht und ihr schließlich die entscheidende Wendung gegeben hat.

Als Schutz- und Schirmherren der Kirche zu römischen Kaisern geweiht und als solche Vorkämpfer der abendländischen Christenheit, ihres Glaubens und ihrer Kultur gegen alle Widersacher haben die deutschen Könige während des zehnten und der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, teils im Bunde mit der Kirche, teils als Herren dieselbe zu ihrem Dienste zwingend, das Ideal der Weltherrschaft, wie es ihrer Zeit vorschwebte, zu verwirklichen gestrebt. Mehrfach aufgehalten, zuweilen zurückgeworfen, wiederholt an der Wurzel ihres Daseins bedroht, hatten sie sich ihrem Ziele schließlich schon so weit genähert, daß die volle Erreichung desselben gewiß zu sein schien, als eine zwiefache Revolution über sie hereinbrach — die eine innerhalb der Kirche, von oben herab durchgeführt, zum Zwecke der strengsten monarchischen Zentralisation, die andere innerhalb des deutschen Staates, von unten herauf vollzogen, um das zur Erbmonarchie erstarkte Königtum zu zertrümmern. Von ihren mächtigen Beschützern selbst mit dem streitbaren Geiste konsequentesten Reformeifers erfüllt, emancipierte sich die Kirche im Zeitalter des Investiturstreites nicht bloß von der Herrschaft des deutschen Staates, sondern überlieferte diesen zerrüttenden kirchlichen, politischen und sozialen Kämpfen, welche die Grundlagen seiner bisherigen Machtstellung zerstörten und ihm die dauernde Wiedergewinnung derselben unmöglich machten. Hinfort stand das hierarchische Papsttum als gleichberechtigter Mitbewerber um die Weltherrschaft neben dem Kaisertum.

Eine Kirche aber und ein Staat, die beide gleichmäßig die Weltherrschaft für sich in Anspruch nahmen, mußten notwendig unversöhnliche Gegner werden, zumal es sich für sie bald nicht mehr darum handelte, gewisse ideelle Ehrenrechte geltend zu machen, sondern darum, wirkliche weltliche Herrschaftsbefugnisse zu gewinnen und zu üben. Im karolingischen Zeitalter zu einträchtigem Zusammenwirken im Dienste der christlichen Kultur verbunden, unter den sächsischen und den beiden ersten salischen Kaisern trotz mancher ernsteren Konflikte innerlich eins als die Doppelsonne, um welche das abendländische Staatensystem in seinem Wandel gravitierte, treten Kaisertum und Papsttum seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts einander als unversöhnliche Feinde entgegen, zwischen denen es keinen Frieden, kaum einen Stillstand gab und deren immer leidenschaftlicheres Ringen sich schließlich zu einem Entscheidungskampfe zuspitzte, der nur mit dem Untergange eines der beiden Teile enden konnte.

Das Kaisertum erlag. Denn seiner Gegnerin, die vermöge ihrer besonderen Natur und ihrer vollkommen einheitlichen Organisation nicht bloß die geistigen und sittlichen Mächte zum Schutze ihrer angeblich bedrohten Freiheit

aufbieten konnte, sondern im entscheidenden Augenblick auch die Leidenschaften aufrief und entfesselte, die sie ihrem Beruf nach zu bekämpfen gehabt hätte, erwuchs ein mächtiger Bundesgenosse in dem erstarkenden Unabhängigkeitsstreben der übrigen germanischen und der romanischen Völkerschaften, die sich bisher der deutschen Oberhoheit gebeugt hatten, weil sie in der Zugehörigkeit zu dem um das Kaisertum gesammelten großen christlichen Völkerbund die beste Sicherung nach außen und die wirksamste Gewähr ungestörter Entwickelung im Innern zu finden glaubten, nun aber, zwischen die beiden streitenden Mächte gestellt, ihrer nationalen Besonderheit bewußt geworden waren und das daraus entspringende Recht auf politische Unabhängigkeit und national-staatliche Konstituierung zur Anerkennung brachten. Damit kommt der bisher im Kaisertum zum Ausdruck gebrachte Gedanke eines christlichen Universalstaates endgültig zu Fall, und während er Jahrhunderte hindurch im Brennpunkt der gesamten abendländischen Entwickelung gestanden und das durch sie zu lösende Problem gebildet hatte, wird er für die einen ein wesenloses Phantom, dessen lockendem Schimmer nicht zu folgen man gut thut, für die anderen der Ausdruck eines politischen Prinzips, das im Interesse der Völkerfreiheit und der Selbstherrlichkeit der kleineren fürstlichen Gewalten unversöhnlich bekämpft werden muß.

So kommt in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in der Entwickelung des europäischen Staatensystems ein neues Prinzip immer entschiedener zur Geltung. Die große Einigung der germanischen und romanischen Völker in dem abendländischen Kaisertum löst sich vollends auf, und die einzelnen Völker gestalten ihre staatlichen und sozialen Ordnungen selbständig, ihren besonderen Zuständen und Bedürfnissen angemessen. Mit der bunten Mannigfaltigkeit aber, die auf diese Weise Platz griff, war auch die kirchliche Uniformität auf die Dauer unvereinbar, welche nach wie vor von dem weltherrschenden Papsttum an der Spitze der Universalkirche erstrebt und den zu geistiger Selbständigkeit erwachten Nationen durch harten Zwang aufgenötigt werden sollte. Wie dereinst neben den Universalstaat, teils als Voraussetzung für denselben, teils als Folge und Ergänzung, die Universalkirche getreten war, so drängte der Nationalstaat konsequenterweise auf eine nationale Gestaltung der einzelnen Landeskirchen hin und wurde die Quelle sich stets erneuernder Opposition gegen die Ansprüche des römischen Bischofs. Damit beginnt zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts der Zerfall der Universalkirche, der unter großen kirchlichen und allgemein geistigen Kämpfen in demselben Maße fortschreitet, wie innere Auflösung die früher so festgefügte und glänzende Hierarchie zersetzt und die einstige Hüterin der kostbarsten sittlichen Güter der Menschheit zur Erfüllung ihres Berufs unfähig macht.

Gefördert wurde diese große Wandlung noch durch ein anderes Moment. Entsprechend dem Vorwiegen der kirchlichen Interessen und der einheitlichen Vertretung der den romanischen und germanischen Nationen gemeinsamen

großen Kulturaufgaben durch die Kirche hat der **Kampf für den Glauben** zur Ausbreitung des Christentums während der ersten Hälfte des Mittelalters nicht bloß in dem Leben einzelner Völker eine sehr bedeutende Rolle gespielt, sondern es hat sich in ihm auch ihre Verbindung zu einer großen Gesamtheit am wirksamsten und folgenreichsten bethätigt. Einer Zeit, in der Germanen und Romanen sich der ungestüm andringenden nordischen Germanen, der im Osten Herren gewordenen Slawen, der um die reichen südlichen Küsten schwärmenden Araber und der wie ein Gewittersturm einherbrausenden ungarischen Reiterscharen nur mit der äußersten Anstrengung erwehrten, folgt nachmals eine viele Menschenalter umfassende Ära germanisch-romanischer Angriffs- und Eroberungskriege gegen eben jene Völker, durch welche nicht bloß die Grenzen derselben weit zurückgeschoben wurden, sondern auch das Herrschaftsgebiet der christlichen Kultur eine fortdauernde Erweiterung erfuhr. Das Ringen der Deutschen mit Dänen und Wenden, mit Polen, Böhmen und Ungarn gehört ebenso diesem großen Zuge mittelalterlichen Kulturfortgangs an, wie der Jahrhunderte lange Kampf der Romanen in der pyrenäischen Halbinsel gegen die arabischen Eroberer und die Errichtung des normännischen Kriegerstaates in Unteritalien und dem herrlichen sizilischen Eiland. Zu einem gewaltigen Strom zusammengefaßt aber wurden alle diese Einzelbewegungen, als im **Zeitalter der Kreuzzüge** der Ruf zur Befreiung des Heiligen Landes von der Herrschaft der Ungläubigen die Völker des Abendlandes in Waffen brachte und länger als anderthalb Jahrhunderte hindurch immer neue Zehntausende nach dem syrisch-palästinischen Küstenlande zogen, um ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Nationalitäten in dem hart bedrängten Königreich Jerusalem und später dessen dürftigen Trümmern den gemeinsamen Besitz der abendländischen Christenheit zu verteidigen. Wenn dieser auch schließlich nicht behauptet wurde, so ergaben sich aus den für ihn geführten großen Kämpfen doch die wichtigsten Folgen für die Entwickelung der christlichen Völker. Die vielfache und lang andauernde Berührung mit dem Morgenlande und seiner so erstaunlich reich entfalteten materiellen Kultur wurde für das Abendland die Quelle der verschiedenartigsten und nachhaltigsten Anregung auf allen Gebieten des Lebens, der sie die Bekanntschaft mit neuen Produkten, neuen Fertigkeiten, neuen Handelswegen, neuen Ländern und Völkern verdankten, während gleichzeitig das Zusammentreffen mit der Geisteswelt des Morgenlandes, die von dem Byzantinertum und dem Mohammedanismus bedingt und bestimmt war, eine ungeahnte Erweiterung ihres Gesichtskreises nicht bloß, sondern auch eine Befreiung ihrer Auffassung und eine Klärung ihres Urteils herbeiführte, welche die Einseitigkeit und Enge des im Banne der Kirche stehenden Denkens glücklich durchbrachen und die Lust und die Fähigkeit erzeugten, die bisher feindlich abgelehnte reiche Kultur der östlichen Welt aufzunehmen, sich anzueignen und zu verwerten.

Damit erst wird der tiefe Zwiespalt wieder aufgehoben, der den Westen und den Osten des einstigen römischen Weltreiches einander in bitterer Feind-

schaft gegenübergestellt hatte und um dessentwillen die Völker Menschenalter hindurch ihre beste Kraft auf die Ausfechtung von Gegensätzen verwandt hatten, welche, in ethnographischen Verhältnissen und religiösen Satzungen begründet, durch beiden entsprungene eigenartige politische und soziale Bildungen zu fest in sich gefügten und im eigenen Rechte beruhenden geschichtlichen Mächten erwachsen waren und daher nicht mehr aus der Welt geschafft werden konnten, sondern wohl oder übel lernen mußten sich friedlich nebeneinander einzurichten und die auch ihnen gemeinschaftlichen Kulturinteressen gemeinschaftlich zu fördern.

Mit einer solchen Wendung aber, wie sie der schließliche Ausgang der Kreuzzüge herbeiführte, verlor in den Augen der eigenen Bekenner die päpstliche Kirche das Anrecht auf Weltherrschaft, der sie sich gerade gegenüber der größten dadurch gestellten Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hatte. Immer häufiger und nachdrücklicher regen sich infolgedessen die Zweifel gegen die bisher siegreich behauptete Geltung der Prinzipien, auf denen ihr ganzer stolzer Bau beruhte. Während das schnelle Aufkommen zahlreicher heterodoxer Gemeinden und die erfolgreiche Reformthätigkeit unabhängiger Denker die innere Einheit der römischen Kirche thatsächlich bereits ernstlich in Frage stellten, lernten die Völker endlich nicht bloß den Reiz, sondern auch den unerschöpflichen Reichtum und den unschätzbaren Wert der ihnen bisher verschlossen gewesenen weltlichen Wissenschaft und Kunst kennen und wurden erst dadurch recht befähigt, mit unbefangenem Sinn und bildsamer Empfänglichkeit ihren bisher nur dem Himmel zugekehrten Blick der Erde und den irdischen Interessen zuzuwenden, sich rückhaltlos auf den Boden der so wechselvollen und bunten Wirklichkeit zu stellen und zugleich mit der Freiheit auch die Kraft zu erfolgreichem und befriedigendem Wirken zu erlangen.

Das letzte Stadium der Entwickelung nimmt damit seinen Anfang, für welche der Gegensatz der germanisch-romanischen und christlichen Welt zu der mohammedanisch-heidnischen Ausgangspunkt zugleich und treibende Kraft gewesen war, und die in der Bildung erst und dann der Auflösung eines weltherrschenden Staates und darauf einer weltherrschenden Kirche, in beider Verbindung und Gegnerschaft die Fülle des Einzellebens zu großen welthistorischen Formen zusammengefaßt hatte. Eine neue, in der entgegengesetzten Richtung sich bewegende Entwickelung setzt ein: wie für das Verhältnis der beiden Hälften der alten Welt und in jeder derselben für die Sonderung der Völker und die Bildung ihrer nationalen Staaten neue Ziele, neue Formen und neue Kräfte in Wirksamkeit treten, so geschieht in der Folge ein Gleiches auch in Bezug auf das geistige, sittliche und wirtschaftliche Leben der einzelnen Völker sowohl wie der Gesamtheit.



Erstes Buch.

Das germanisch-romanische Reich der Karolinger.

768—888.

Eine Seite aus einem Evangelienbuch.
Für Kaiser Lothar in der Abtei St. Martin zu Tours in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. geschrieben.
Paris, Nationalbibliothek.

Die Quellen.



Initialbuchstabe aus dem Sakramentarium des Drogo, Sohn Karls des Großen.

Die großen Thaten eines ereignisreichen Zeitalters erwecken oder steigern bei jedem Volke auch den historischen Sinn und kommen der litterarischen Entwickelung zu gute. Von dem Standpunkte, den es in seiner gesamten Geistesbildung erreicht hat, hängt es dabei ab, ob das Volk daraus mehr für die Entwickelung seiner nationalen Sage und Dichtung gewinnt oder für die ernsteren Aufgaben nationaler Geschichtschreibung. In beiden Richtungen ist die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen mit der auf sie gehäuften Fülle von Großthaten die Quelle einer unerschöpflichen und lange nachwirkenden Anregung geworden. Umgeben von dem glänzenden Kreise seiner ruhmgekrönten Paladine, von den Gliedern einer zahlreichen Familie, welche durch mancherlei Schwächen und Irrtümer dem Verständnis der großen Menge seiner Volksgenossen näher gerückt wurden, und weiterhin von den aus allen Teilen des Reiches herangezogenen Vertretern einer jugendfrisch aufstrebenden neuen Kultur und Bildung ist der große Kaiser das Zentrum eines poesiereichen Sagenkreises geworden, der nicht bloß Gemeingut der Germanen und Romanen blieb, sondern in einzelnen Verzweigungen selbst in die mohammedanische Welt hinübergriff. So wenig diese karolingische Sage für die Kenntnis des Thatsächlichen gewährt, so unschätzbar ist sie, wenn es sich darum handelt, von der Auffassung und Beurteilung Karls und seiner Thaten bei den Zeitgenossen und den nächstfolgenden Geschlechtern ein Bild zu gewinnen. Weil es uns in dieses Grenzgebiet von Geschichte und Sage einführt, beansprucht das Werk eines Mönches von S. Gallen über die Thaten Karls des Großen ein ungewöhnliches Interesse. Gegen das Ende der karolingischen Periode, 883, auf Veranlassung Karls des Dicken geschrieben, giebt es in zwei Büchern

in unbehilflicher Sprache zwar, aber in lebendiger, volkstümlich naiver Darstellung das Bild des großen Kaisers in den Umrissen und mit den Farben, welche ihm die unablässig arbeitende Phantasie seiner Völker während zweier an Heimsuchungen und Bedrängnissen aller Art reichen Menschenalter verliehen hatte.

Unter den geschichtlichen Aufzeichnungen, aus denen wir die Kenntnis der karolingischen Periode schöpfen, nehmen verhältnismäßig den breitesten Raum zahlreiche Jahrbücher ein. Entstanden aus kurzen Eintragungen, welche in den freien Raum der in jedem Kloster und jeder Kirche vorhandenen Ostertafeln gemacht und mit den Tafeln zugleich für jüngere kirchliche Anstalten abgeschrieben wurden, so daß sie dem Stammbaum der Kirchen und Klöster folgend nicht selten die überraschendsten Wanderungen machten und an weit entlegenen Orten als Grundlagen für spätere Arbeiten ähnlicher Art wieder auftauchen, könnten diese Jahrbücher der karolingischen Zeit einer großen, vielfach verzweigten Familie verglichen werden, welche, in eine Menge verschiedener Linien geteilt, zwar ihre Herkunft von einem Hauptstamme immer erkennen läßt, zugleich aber durch Eingehung immer neuer Verbindungen zu zahlreichen anderen, oft in sich ebenso vielgeteilten Häusern in genealogische Beziehungen getreten ist. Der Wert jeder einzelnen annalistischen Aufzeichnung dieser Art ist demnach bedingt durch den Platz, der ihr auf Grund dieses schwer übersehbaren und streitigen Stammbaums rücksichtlich ihrer Herkunft angewiesen werden muß. Er richtet sich danach, ob sie, wie nicht selten geschieht, ältere Jahrbücher einfach wiederholt oder ob sie das ihr in solchen Gebotene aus anderweitig erworbener Kenntnis ergänzt oder für eine kürzere oder längere Reihe von Jahren ohne Benutzung schon vorhandener Arbeiten einen ersten, originalen Bericht erstattet, für dessen Glaubwürdigkeit dann natürlich wiederum die zeitliche und örtliche Stellung des Verfassers zu den von ihm behandelten Ereignissen, seine Herkunft, sein Stand, seine freundlichen oder feindlichen Beziehungen zu den daran beteiligten Personen maßgebend werden.

Unter diesen karolingischen Annalen, die bald nach dem Orte ihrer Entstehung — z. B. Jahrbücher von S. Amand, einem Kloster in der Diöcese Tournay (— 810), von S. Germain des Près bei Paris (— 797) u. a. m. — bald nach dem ihrer Auffindung oder der Herkunft der sie überliefernden Handschrift — z. B. Wolfenbüttler Annalen u. a. m. — benannt worden sind, beanspruchen die in dem Kloster Lorsch bei Worms entstandenen (Annales Laurissenses majores), im ganzen von 741—825 reichend, insofern ein besonderes Interesse, als man ihnen die Eigenschaft von amtlich geführten Reichsannalen hat beilegen wollen, weil ihr Verfasser, offenbar ein schriftkundiger Geistlicher, gerade über Dinge besonders gute Angaben zu machen weiß, die sich der Kenntnis eines einfachen Mönches naturgemäß entzogen, z. B. militärische Unternehmungen, diplomatische Verhandlungen u. dgl. Von anderer Seite ist dieser offizielle Charakter der Lorscher Jahrbücher in Abrede gestellt worden und hat man jene für einen Mönch unter gewöhnlichen Umständen freilich überraschenden Kenntnisse daraus erklären zu können geglaubt, daß es sich



Der Karolingerbau zu Lorsch in seiner heutigen Gestalt.

Die Fassade mit Ausnahme der in die drei unteren Bogen eingesetzten Füllungen ist der ursprüngliche Bau des Einfahrtsthores zum Kloster Lorsch. (Jetzt Kapelle.)

um einen Mönch handelt, dessen Kloster nahe bei Worms lag, einer Stadt, wo der Kaiser so oft weilte, wo oft Reichsversammlungen tagten, wo die Heere sich zu Beginn des Feldzugs gegen die Sachsen sammelten, und der infolgedessen viel von den Reichsangelegenheiten zu sehen und zu hören bekam. Doch hätte es an sich ja nichts Befremdendes, wenn auch Karl der Große und die Seinen rechtzeitig dafür Sorge getragen hätten, die Kunde von dem zu ihrer Zeit Geschehenen in authentischer Fassung auf die Nachwelt zu bringen. Eine Aufforderung dazu lag schon in dem Umstande, daß es sich um eine neue Dynastie handelte, deren Legitimität wohl angefochten werden konnte, die ihre wirksamste Rechtfertigung daher aus ihren Thaten entnehmen mußte. Hatte doch bereits Childebrand, der Oheim König Pippins, eine der Fortsetzungen der Chronik des sogenannten Fredegar als Grundlage für eine offizielle Geschichte des neuen Herrscherhauses bis 752 abschreiben und daran dann sein Sohn Nibelung eine annalistisch geordnete Darstellung der Regierung Pippins fügen lassen. Ganz unparteiisch wurde da freilich nicht berichtet, vielmehr verschwieg eine solche offizielle Familienchronik des karolingischen Hauses möglichst, was für dieses Unangenehmes oder Unrühmliches zu vermelden gewesen wäre.

Um so höher ist es für uns anzuschlagen, daß uns die Persönlichkeit und die Thaten Karls des Großen durch die Mitteilungen von Männern nahe gerückt werden, die dem mächtigen Herrscher zwar eng verbunden, aber doch gerade durch die Gemeinschaft des Lebens gewöhnt waren, ihn als Menschen zu sehen und ihn daher auch als solchen und nicht bloß als den gebietenden Kaiser und ruhmgekrönten Kriegshelden dargestellt haben. Hierin vornehmlich beruht der nie veraltende Reiz, den des Einhard Leben Karls des Großen auf seine Leser ausübt. Einhard, etwa um 770 im Maingau als Sohn edler Eltern geboren und in Fulda erzogen, kam in die von dem Angelsachsen Alcuin eingerichtete Hofschule Karls und erwarb sich dort nicht bloß durch seine Gelehrsamkeit allgemeines Ansehn, sondern wurde von dem Kaiser selbst der herzlichsten Liebe und des ehrendsten Vertrauens gewürdigt. Neckte man ihn auf der einen Seite mit seiner ungewöhnlichen Kleinheit, so legte man ihm auf der anderen den Namen des Meisters der Stiftshütte, Beseleel, bei wegen seiner vielbewunderten Fertigkeit in allerlei Werken der Kleinkunst. Aber auch in wichtigen politischen Angelegenheiten wurde des „kleinen" Einhard verständiger Rat gehört, wie namentlich bei der 806 vereinbarten Teilung des Reiches und später bei der Erhebung des Karl von allen seinen Söhnen allein gebliebenen Ludwig zum Kaiser. Nach dem Tode Karls zog sich Einhard mit seiner Gemahlin Imma, die man irrigerweise zu einer Tochter des großen Kaisers gemacht hat, in das Kloster Michelstadt im Odenwald zurück, wurde aber durch die Stürme der folgenden Zeit noch mehrfach an den Reichsangelegenheiten teilzunehmen genötigt. Er starb 840. Sein „Leben Karls des Großen", in dem man neuerdings mit Rücksicht auf die Unbeholfenheit der Disposition und den peinlich genauen Anschluß an das von Sueton in der Biographie des Augustus durchgeführte Schema eine Erstlingsarbeit hat

multitudo non solum palatio uerum etiam regno
non inmerito uideretur onerosa; Ipse tamen pro
magnitudine animi huiuscemodi pondere
minime grauabatur. Cum etiam ingentia in
commoda laude liberalitatis ac bonę famae
mercede compensaret; Corpore fuit amplo
atque robusto statura eminenti quae tamen
iustam non excederet. Nam septem suorum
pedum proceritatem eius constat habuisse mensuram.
Apice capitis rotundo; Oculis praegrandibus ac
uegetis. Naso paululum mediocritatem exce
denti. canitie pulchra. facie laeta et hilari; Un
de formae auctoritas ac dignitas tam stanti quam
sedenti plurima adquirebatur. quamquam ceruix
obesa et breuior uenterque proiectior uideretur;
Tamen haec caeterorum membrorum celabat
aequalitas. incessu firmo totaque corporis habi
tudine uirili; Voce clara quidem sed quae minus
corporis formae conueniret; Ualitudine prospera
praeter quod ante quam decederet per quatuor annos
crebro febribus corripiebatur. ad extremum etiam
uno pede claudicaret. et tunc quidem plura suo
arbitratu quam medicorum consilio faciebat quos

pene exosos habebat quod ei in cibis assa quibus as
suetus erat dimittere & elixis adsuescere suadebant,
Exercebatur assidue aequitando ac uenando quod
illi gentilicium erat. quia uix ulla in terris natio
inuenitur quae in hac arte francis possit aequari.
Delectabatur etiam uaporibus aquarum natura
liter calentium. frequenti natatu corpus exer
cens. Cuius adeo peritus fuit. ut nullus ei iuste
ualeat anteferri. Ob hoc etiam aquis grani regiā
exstruxit. ibiq; extremis uitae annis usq; ad o
bitum perpetim habitauit. & non solum filios
ad balneum. uerum optimates & amicos. aliquan
do etiam satellitum & custodum corporis turbā
inuitauit. Ita ut non numquā centum uel eo
amplius homines una lauarentur; Vestitu pa
trio id est francico utebatur. ad corpus camisā
lineam & feminalibus lineis induebatur. De
inde tunicā quae limbo serico ambiebatur &
tibialia. cum fasciolis crura & pedes calciamentis
constringebat. & ex pellibus lutrinis & murinis
thorace confecto umeros ac pectus hieme muniebat
sago ueneto amictus & gladio semper accinctus.
Cuius capulus ac balteus. aut aureus. aut argen

Transskription zu dem Faksimile aus

Einhardi Vita Karoli imperatoris.

Wien, k. k. Hofbibliothek. Cod. Nr. 510. fol. 45verso und 46recto.

21. 22. und erste Hälfte des 23. Kapitels.

[21. Amabat peregrinos et in eis suscipiendis magnam habebat curam, adeo ut eorum multitudo non solum palatio, uerum etiam regno non inmerito uideretur onerosa. Ipse tamen prae magnitudiue animi huiuscemodi pondere minime grauabatur, cum etiam ingentia incommoda laude liberalitatis ac bonae famae mercede conpensaret.

22. Corpore fuit amplo atque robusto, statura eminenti, quae tamen iustam non excederet (nam septem suorum pedum proceritatem eius constat habuisse mensuram), apice capitis rotundo, oculis praegrandibus ac uegetis, naso paululum mediocritatem excedenti, canitie pulchra, facie laeta et hilari. Vnde formae auctoritas ac dignitas tam stanti quam sedenti plurima adquirebatur; quamquam ceruix obesa et breuior uenterque proiectior uideretur, tamen haec ceterorum membrorum celabat aequalitas. Incessu firmo totaque corporis habitudine uirili; uoce clara quidem, sed quae minus corporis formae conueniret; ualitudine prospera, praeter quod, antequam decederet, per quatuor annos crebro febribus corripiebatur, ad extremum etiam uno pede claudicaret. Et tunc quidem plura suo arbitratu quam medicorum consilio faciebat; quos pene exosos habebat, quod ei in cibis assa, quibus assuetus erat, dimittere et elixis adsuescere suadebant.

Exercebatur assidue equitando ac uenando; quod illi gentilicium erat, quia uix ulla in terris natio inuenitur, quae in hac arte Francis possit aequari. Delectabatur etiam uaporibus aquarum naturaliter calentium, frequenti natatu corpus exercens; cuius adeo peritus fuit, ut nullus ei iuste ualeat anteferri. Ob hoc etiam Aquisgrani regiam extruxit ibique extremis uitae annis usque ad obitum perpetim habitauit. Et non solum filios ad balneum, uerum optimates et amicos, aliquando etiam satellitum et custodum corporis turbam inuitauit, ita ut nonnumquam centum uel eo amplius homines una lauarentur.

23. Vestitu patrio, id est Francico, utebatur. Ad corpus camisam lineam; et feminalibus lineis induebatur; deinde tunicam, quae limbo serico ambiebatur, et tibialia; tunc fasciolis crura et pedes calciamentis constringebat; et ex pellibus [lutrinis et murinis] thorace confecto umeros ac pectus hieme muniebat; sago Veneto amictus et gladio semper accinctus, cuius capulus ac balteus aut aureus aut argen[teus erat].

sehen wollen, zeichnet sich, ohne von Irrtümern und Ungenauigkeiten frei zu sein, aus durch Einheitlichkeit der Auffassung, von aller Schmeichelei freie Pietät und liebevolle Vertiefung in die Eigenart des Helden und giebt so von ihm eine zusammenfassende Darstellung, die den Grundzug und den Kern seines Wesens so vollkommen getroffen hat, daß zwar im einzelnen manches nachgetragen und vieles weiter ausgeführt werden konnte, das Bild im ganzen und großen aber auch heute noch als zutreffend zu bezeichnen ist. Von Einhard herrührende Jahrbücher sind eine stilistische Überarbeitung der Lorscher Aufzeichnungen. Briefe von ihm und an ihn, die man, wie im Mittelalter so oft, als Muster für ähnliche Schriftstücke sammelte, dienen dazu, das Bild des liebenswürdigen Mannes zu ergänzen und zu beleben. Reichen Ertrag für die Kenntnis der Zeit Karls des Großen und namentlich der höfischen und litterarischen Zustände geben die Briefe des gelehrten Angelsachsen Alcuin, der, von York aus nach Rom geschickt, 781 in Parma mit dem Kaiser zusammentraf, ihm in sein Reich folgte und, mit der Abtei Ferrières ausgestattet, längere Zeit der Hofschule vorstand, darauf wieder einige Jahre in seiner Heimat weilte, schließlich aber sich dauernd im Frankenreich niederließ und 804 als Vorsteher der berühmten Abtei des heiligen Martin zu Tours starb. Auch als Dichter hat sich der gelehrte Angelsachse versucht, wird da aber weit übertroffen von Angilbert, einem Manne vornehmer Abkunft, der am Hofe aufgewachsen und in der Hofschule gebildet zu sein scheint und nachmals durch den Ehrennamen Homer ausgezeichnet und von Karl durch die reiche Abtei S. Riquier in der Normandie versorgt wurde, die ihm einen stattlichen Neubau und auch sonst prächtige Ausstattung zu verdanken hatte. Vom klösterlichen Leben hat Angilbert sonst freilich nicht viel mitgemacht: gerade er giebt ein Beispiel für die auffallende Duldung, welche der Kaiser gewissen Ausschreitungen gegenüber übte und gegen die später der sittenrichterliche Eifer seines Nachfolgers für die Zeitgenossen so befremdlich abstach. Des großen Kaisers schöne Tochter Bertha, mit der man Einhards Gemahlin Imma verwechselt hat, war Angilberts Geliebte und hat ihm, wie sicher beglaubigt, zwei Söhne, Nithard und Hartnid, geboren. Seine Gedichte entwerfen uns in schöner, an den besten antiken Mustern gebildeter Sprache farbenprächtige Bilder von dem Glanz des Lebens in der kaiserlichen Pfalz und eröffnen einen lehrreichen Blick in Leben und Treiben des um den Herrscher gesammelten Kreises von Kindern, Großen, Freunden und Dienern geistlichen und weltlichen Standes. Vielleicht hatte Angilbert, der auch in wichtigen diplomatischen Geschäften gebraucht worden zu sein scheint, die Absicht, die Thaten Karls in einem großen Epos zu verherrlichen.

Sein und der Kaisertochter Bertha älterer Sohn Nithard schrieb in vier Büchern die Geschichte (Historiarum l. IV.) der Streitigkeiten, welche die Schwäche Ludwigs des Frommen über Haus und Reich der Karolinger brachte, im Auftrage Karls des Kahlen, dem er nahe stand und für den er mehrfach thätig war, auch 841 bei Fontenai mitfocht. Seine Erzählung, gleich nach den Ereignissen

geschrieben, reicht bis zum Anfang des Jahres 843: um jene Zeit scheint er in einem der kleineren Kämpfe gefallen zu sein. Der Bericht dieses tapfern Soldaten ist um so mehr wert, als Ludwigs des Frommen Zeit im übrigen kein bedeutendes Geschichtswerk hervorgebracht hat. Die zwei Biographien Ludwigs, von denen die eine den Trierer Geistlichen Thegan, die andere einen astronomische Kenntnisse verratenden Anonymus zum Verfasser hat, sind Parteischriften, deren entstellter Bericht den thatsächlichen Verlauf der Dinge zuweilen fast gewaltsam verkehrt. Auch die Lebensbeschreibungen einiger anderer bedeutender Männer jener Zeit, wie des dem Kaiserhause verwandten und politisch zeitweilig einflußreichen Brüderpaars Adalhard, des Abtes von Korvei, und Walas, sind durch Parteileidenschaft beeinträchtigt oder, wie die des Anskar, des Apostels Skandinaviens, durch kirchliche Voreingenommenheit beeinflußt. Für den Ausgang der karolingischen Periode bis zu dem Beginn des zehnten Jahrhunderts liefert die Chronik des Abtes Regino von Prüm wichtige Materialien.

In betreff der Urkunden befinden wir uns für die karolingische Zeit insofern in günstigerer Lage als sonst für das Mittelalter, als außer den sonst fast allein recht vertretenen Privaturkunden hier eine beträchtliche Zahl von öffentlichen Urkunden vorliegt, namentlich die Kapitularien, die auf den Reichstagen beratenen und publizierten Reichsgesetze, die fast kein Gebiet des staatlichen Lebens unberührt lassen und besonders geeignet sind, von der großes und kleines mit gleicher Sorgfalt umfassenden Regententhätigkeit des Kaisers ein anschauliches Bild zu gewähren. Einen Beleg für dieses Lob bietet nach der einen Seite das berühmte Kapitular über die kaiserlichen Landgüter (de villis), welches über deren Bewirtschaftung bis in das Einzelnste eindringende, gewissenhaft erwogene Vorschriften giebt und den Herrscher auch als einen ausgezeichneten Landwirt erweist, nach der anderen die Thatsache, daß Karl, um für den vielfachen diplomatischen Verkehr mit der römischen Kurie eine zuverlässige Grundlage zu haben, die an ihn und seine Vorgänger gerichteten Briefe der Päpste in einer besonderen Sammlung (Codex Carolinus) vereinigen ließ. Wegen ihrer Verwandtschaft mit diesen Quellen mögen auch die unter Karl dem Großen aufgezeichneten alten Rechtsgewohnheiten einiger damals erst dem fränkischen Reiche eingefügten deutschen Völker angeführt werden, wie das Volksrecht der Friesen und das der Sachsen.

Nimmt man den Begriff der Quelle in weiterem Sinn und versteht darunter nicht bloß diejenigen Schriftwerke, die, um von dem Geschehenen Bericht zu erstatten angefertigt sind oder, zunächst um anderer Zwecke willen aufbewahrt — wie die meisten der auf uns gekommenen mittelalterlichen Briefe — dies doch thatsächlich leisten, so würde noch eine beträchtliche Anzahl in dieser einleitenden Übersicht zu nennen sein. Denn unsere Anschauung von den Zuständen des karolingischen Zeitalters wird auch durch alle die Werke gefördert, die, ohne sich mit der Geschichte jener Epoche zu beschäftigen und die Ereignisse derselben gelegentlich zu berühren, doch in der Behandlung anderer Stoffe

die für die Zeit ihrer Entstehung charakteristische Auffassung erkennen lassen und dadurch den Geist derselben uns näher bringen. Dahin gehören nicht bloß mancherlei Heiligenleben, Berichte über die Auffindung und Erhebung von Reliquien und deren feierliche Übertragung nach den für sie bestimmten kirchlichen Aufbewahrungsorten, sog. Translationen, dichterische Versuche, die den verschiedensten Anlässen ihre Entstehung verdanken, und vereinzelte theologische oder andere gelehrte Arbeiten, sondern namentlich auch die nicht eben seltenen Sammlungen, welche die Vorsteher von Kirchen und Klöstern auf Grund der ihnen vorliegenden Urkunden oder amtlicher Erhebungen anlegen ließen, um von dem Besitzstand dieser Stiftungen, ihren Einnahmen an Zins, Zehnten, Gefällen 2c., ihren Rechten auf bestimmte Dienste oder Leistungen von seiten ihrer Lehensleute, Pächter oder Dienstleute eine genaue Übersicht zu gewinnen und im Anschluß daran eine sorgsam geordnete Verwaltung führen zu können. Solche Denkmäler — wie z. B. das sog. Polyptychon des Abtes Irminon von S. Germain des Prés bei Paris — sind unschätzbar für die Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse, für welche die zeitgenössische Geschichtschreibung gar kein Verständnis zu haben pflegt.



Die Michaeliskirche zu Fulda: 820—822 vom Abt Eigil angelegt.

Erstes Kapitel.

Karl der Große, König der Franken und Langobarden.

768—800.

Unter Zustimmung der fränkischen Großen hatte König Pippin, als er sein Ende nahen fühlte, zu S. Denis das Reich unter seine beiden Söhne so geteilt, daß Karl das eigentliche Ostfranken und das alte Neustrien, Karlmann aber von romanischen Landen Gallien, die Provence und Burgund, von deutschen Gebieten den Elsaß nebst dem rechtsrheinischen Alemannien erhielt. Im Vergleich mit den Reichsteilungen des merowingischen Zeitalters scheint hier mit Bewußtsein und Absicht ein neuer Gesichtspunkt durchgeführt worden zu sein, indem nicht eine östliche und eine westliche Hälfte geschieden wurden, die, wie frühere Vorgänge gezeigt, bei der zunehmenden nationalen Verschiedenheit der Bevölkerung leicht vollends auseinander fallen konnten, sondern die Grenzlinie zwischen dem Norden und dem Süden des Reichs gezogen wurde, so daß in jedem der entstehenden Teile von West nach Ost reine Romanen, romanisch-germanische Mischbevölkerung und rein deutsche Stämme nebeneinander und politisch zusammengehörig gelagert waren. Nur Aquitanien war davon ausgenommen: seinen westlichen Teil bekam Karlmann, den östlichen Karl. Bayerns, das sich damals der fränkischen Herrschaft thatsächlich entzogen hatte, wurde gar nicht Erwähnung gethan. Die ganze Art, in der Pippin über sein Reich bestimmte, macht den Eindruck, als ob der erste karolingische König mit dem alten fränkischen Prinzip der Teilung unter die als gleichberechtigt geltenden Söhne zwar nicht habe brechen wollen, zumal dasselbe durch die Salbung beider 754 noch bestätigt worden war, gleichzeitig doch aber bestrebt gewesen sei, die Gefahren abzuwenden, welche der Einheit des Reichs daraus erwachsen konnten.

Waltete eine solche Absicht bei Pippin ob, so wurde die Richtigkeit seines Verfahrens bald genug durch den Gegensatz bestätigt, in den die beiden königlichen Brüder zu einander traten. Der Anlaß dazu entzieht sich unserer Kenntnis, und es muß dahingestellt bleiben, ob er politischer oder bloß persönlicher Natur war. Ersteres wird wahrscheinlich gemacht durch die Thatsache, daß es über die noch unfertige Ordnung Aquitaniens zum Bruche kam, der sich dann schnell erweiterte und auch auf anderen Gebieten Konflikte herbeiführte, welche das durch Pippin festgestellte Verhältnis überhaupt unhaltbar erscheinen ließen, aber zum Glück für das Reich durch den frühen Tod Karlmanns ihre Lösung fanden. Die Gegner der neuen fränkischen Herrschaft in

Aquitanien hatten, so scheint es, mit dem Thronwechsel und der Reichsteilung die Gelegenheit zur Wiedergewinnung der früheren Unabhängigkeit gekommen geglaubt: 769 erhoben sie sich, um den landflüchtigen Herzog Hunold wiederherzustellen. Aber das schnelle Erscheinen Karls, der bald mit Heeresmacht im Süden der Garonne stand, vereitelte das Unternehmen: Hunold wurde von dem Gascogner Herzog Lupus, zu dem er geflohen war, ausgeliefert und dürfte sein Leben in einem Kloster beschlossen haben. Aquitanien aber wurde in Gaue geteilt, denen vom König ernannte Grafen vorstanden, und damit förmlich dem Verbande des Frankenreichs einverleibt. Bei diesen aquitanischen Wirren nun soll Karlmann, durch böse Ratgeber verleitet, den Bruder ohne die schuldige Hilfe gelassen haben; doch wird bei den deshalb geführten Verhandlungen wohl klar gestellt sein, daß dieser Unterlassung nicht feindliche Entwürfe gegen Karl, der nach Einhard bei dieser Gelegenheit die größte Langmut und Versöhnlichkeit gezeigt, zu Grunde gelegen hatten. Unter Vermittelung ihrer Mutter, der Königinwitwe Bertrada, hatten die Brüder zu Selz im Elsaß eine Begegnung, welche den Frieden herstellte. Auf die Fortdauer einer gewissen Entfremdung aber möchte man aus dem schließen, was später geschah und auf die Stellung des fränkischen Reichs zu den Langobarden und der römischen Kurie entscheidend einwirkte. Vielleicht um nach zwei Seiten hin den Frieden zu sichern und dadurch neue Schwierigkeiten zwischen ihren Söhnen abzuwenden, veranlaßte Bertrada Karl, sich mit einer Tochter des Langobardenkönigs Desiderius zu vermählen, einer Schwester der Gattin des Herzogs Thassilo von Bayern, dessen plötzlichen Abfall Pippin hatte ungestraft lassen müssen und mit dem auch Karl einstweilen sich friedlich verständigt hatte. Diese langobardische Ehe des Frankenkönigs, die allerdings, wenn sie politische Konsequenzen hatte, die römische Kurie des Beschützers zu berauben drohte, mit dessen Hilfe allein sie sich der eroberungslustigen Langobarden bisher erwehrt hatte und ohne den sie auch die Unabhängigkeit dem byzantinischen Reiche gegenüber weder zu gewinnen noch zu behaupten im stande gewesen wäre, erregte bei Papst Stephan III. (768—772) Ärgernis. Ganz grundlos möchte man die päpstlichen Besorgnisse nicht nennen, die in heftiger Polemik zum Ausdruck kamen. Wie nahe lag doch der Gedanke, daß bei einer Versöhnung der nunmehr verschwägerten Könige der Langobarden und der Franken der zwischen ihnen stehende römische Bischof gleichsam die Kosten zu tragen haben würde, da seine jüngsten Erfolge durchaus von der Gegnerschaft der beiden Reiche bedingt gewesen waren. Unter solchen Umständen zog Stephan III. es vor, sich statt mit dem fernen Frankenkönig, der ihn preis zu geben geneigt schien, lieber mit dem nahen Langobarden zu verständigen. Das geschah im Frühjahr 771. Desiderius selbst kam in die ewige Stadt, wo die bisher einflußreichen Anhänger der Franken gefangen gesetzt und getötet wurden.

Solche Konsequenzen mochte Karl von seiner langobardischen Ehe nicht erwartet haben. Jedenfalls gefährdeten sie die Grundlagen, auf denen Pippin

das verjüngte Frankenreich in den Mittelpunkt der abendländischen Politik gestellt hatte. Unter diesen Umständen eilte Karl eine Ehe wieder zu lösen, die er als einen politischen Fehler erkannte oder die das von ihr Gehoffte und durch sie Erstrebte nicht gehalten hatte. Er verstieß seine langobardische Gemahlin, ohne daß von deren Seite ein Grund dazu gegeben worden wäre. Inwiefern mit diesen Schwankungen die neue Verfeindung der königlichen Brüder zusammenhing, entzieht sich, wie so vieles von den inneren Vorgängen jener Zeit, unserer Kenntnis. Doch heißt es, daß der früher noch vermiedene gewaffnete Zusammenstoß zwischen beiden unmittelbar bevorgestanden habe, als Karlmann am 4. Dezember 771 mit Tod abging. Jedenfalls hatte dieser, wenn er mit einem Teil seiner Anhänger auf Krieg gegen Karl dachte, die Gesinnungen der Mehrzahl seiner Großen falsch beurteilt. Denn nirgends regte sich ein Widerspruch, als Karl in dem anderen Reichsteile erschien: unter Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen nahm er förmlich von demselben Besitz, so daß er nun erst ganz und voll König der Franken war. Die wenigen, welche damit unzufrieden waren, wohl die bösen Ratgeber, die von Anfang an Zwietracht zwischen den Brüdern gesäet haben sollen, verließen das Land und gingen mit der Witwe Karlmanns, Gerberga, und deren beiden Söhnen in die Verbannung. Ein besonderer Grund dazu soll nach Einhards Zeugnis nicht vorgelegen haben, d. h. doch wohl eine Bedrohung der Schwägerin und der Neffen durch Karl nicht zu befürchten gewesen sein. Vielmehr scheint man es diesen als einen Akt der Feindseligkeit gegen den König gedeutet zu haben, daß sie mit ihrem Anhange zu dem Langobardenkönig Desiderius flohen. Sicherheit allein wird Gerberga mit den Ihren dort freilich nicht gesucht haben: seit Karl ihm seine Tochter zurückgeschickt und zugleich den gegen das Langobardenreich gerichteten Bund mit dem römischen Bischof erneut hatte, mußte dort jede Gelegenheit willkommen geheißen werden, um dem ferneren Wachstum der fränkischen Macht Einhalt zu thun. So dachte Desiderius für die Rechte der Söhne Karlmanns einzutreten. Daß diese durch Karl verletzt waren, ist nicht zu leugnen: die Ausschließung seiner Neffen von der Nachfolge in dem väterlichen Reichsteil mochte gerechtfertigt werden können durch den Hinweis auf die höheren Interessen des Gesamtreichs; mit dem, was bei den Franken in dieser Hinsicht bisher rechtens gewesen war, stand sie in Widerspruch. Wenn aber Desiderius auf die Mitwirkung des römischen Bischofs gerechnet hatte, so durchkreuzte diese Erwartung die mit einem neuen Wechsel im Papsttum eingetretene abermalige Wendung der römischen Politik. Stephan III. nämlich, der mit Karl wegen der langobardischen Ehe gebrochen hatte, war inzwischen gestorben; sein Nachfolger Hadrian I. (772—95) erneute alsbald das Bündnis mit dem Frankenkönig und lehnte des Desiderius Verlangen, die Söhne Karlmanns zu Königen der Franken zu salben, entschieden ab. Für die Vereitelung seiner Entwürfe Vergeltung zu üben, bedrohte der Langobarde das Patrimonium Petri mit einem Einfall: gegen ihn rief Hadrian I. die Franken zu Hilfe.

Transskription und Übersetzung zu dem Faksimile eines Schutzbriefes Karls des Großen für den Priester Arnald.

Vom 5. Juli 772. Stiftsarchiv St. Gallen.

(Wartmann Urk.-B. I. No. 65.)

Carolus gratia Dei rex Francorum, vir inluster, omnibus fidelibus nostris tam praesentibus, quam et futuris. Rectum est, regalis potestas illis tuicionem inperciat, quorum necessitas conprobatur. Igitur conperiat magnitudo seu industria vestra, quod nos Arnaldum presbiterum propter malorum hominum inliceta infestaciones sub nostro mundeburde vel defensione visi fuimus recipisse, quatenus diebus vite sue cum omnibus rebus vel hominibus suis, qui per eum legibus sperare noscuntur, sub nostram tuicionem debeat quietus vivere vel resedere. Propterea has litteras nostras ei dedimus, per quas omnino jubemus, ut neque vos nequae junioris aut successoresque vestri ipso Arnaldo presbitero inquietare nec contra rationis ordine facere non presumatis; sed liceat eum cum omnibus rebus vel hominibus suis, ut diximus, sub nostro mundoburdo vel defensione quietum vivere vel resedere. Et si aliquas causas adversus ipso Arnaldo presbitero seu milio et hominis, qui per ipsum sperare noscuntur, surrexerint aut ortas fuerint, quas in pago diffinire non potueritis, usque ante nos sint suspensas vel reservatas, quatenus ibidem secundum legem finitivam accipiant sentenciam. Et ut has litteras firmioris sint, de anolo nostro subter sigillavimus.

Hitherius recognovi et subscripsi.

Data tercio nonas julias, anno quarto regni nostri. Actam Broc . . . g . . e palacio.

Übersetzung.

Karl, von Gottes Gnaden König der Franken, der erlauchte Mann, allen unseren Getreuen, sowol den gegenwärtig lebenden als den zukünftigen. Es geziemt sich, daß die königliche Gewalt Denen ihren Schutz gewähre, denen er sich als notwendig erweist. Daher erfahre euer Rang oder euer Amtseifer, daß wir den Priester Arnald gegen feindselige Absichten böser Menschen unter unsern Schutz genommen haben, und zwar für die Zeit seines Lebens mit all seinen Sachen und Leuten, welche soweit bekannt durch seine Vermittelung auf den Schutz der Gesetze hoffen, und daß er unter unserm Schutze ruhig leben und wohnen soll. Deswegen haben wir ihm diesen unsern Brief gegeben, durch welchen wir Allen befehlen, daß weder ihr noch eure Söhne oder Nachfolger jenen Priester Arnald beunruhigen noch gegen die Ordnung des Rechtes zu handeln euch herausnehmen sollt; vielmehr sollt ihr ihn mit allen seinen Sachen und Leuten, wie wir gesagt haben, unter unserm Schutz ruhig leben und wohnen lassen. Und wenn gegen denselben Priester Arnald oder seine Leute, welche durch ihn gesetzlichen Schutz erwarten, irgend ein Rechtsstreit erhoben würde, welchen ihr in euerm Gau nicht entscheiden könnt, so soll die Sache bis zu uns gezogen und uns vorbehalten werden und wird daselbst durch Urteil nach dem Gesetze erledigt werden. Und damit dieser Brief besser geachtet werde, haben wir ihn mit unserm Ring gesiegelt.

Ich Hitherius habe (den Brief) eingesehen und unterschrieben. Gegeben am dritten Tag vor den Nonen des Juli, im vierten Jahre unserer Regierung. Geschehen in der Pfalz zu . . . . . . (Ort unleserlich).

Faksimile eines Schutzbriefes Karls des Großen, ausgestellt

den Priester Arnald, vom 5. Juli 772. (St. Gallen Stiftsarchiv.)

Gerade damals aber kam die Nötigung zu einem Zuge nach dem Süden König Karl wenig genehm. Hatte er doch eben nach der entgegengesetzten Seite hin einen Krieg begonnen, dem man trotz der im ersten Feldzuge gewonnenen Erfolge mit Sicherheit vielfache Erneuerung und lange Dauer voraussagen mußte und der sich denn auch thatsächlich, freilich wiederholt durch größere Friedenszeiten unterbrochen, fast durch seine ganze Regierung gezogen hat: 772 zog Karl mit dem Heerbann der Franken zum erstenmale gegen die heidnischen Sachsen zu Felde.

Auch mit dieser Unternehmung knüpfte Karl an Anfänge an, die sein Vater Pippin gemacht hatte, nur daß, was bei jenem als ein einzelner, mehr zufälliger Anlauf erscheint, bei ihm als Ausführung eines wohldurchdachten, groß angelegten Planes bezeichnet werden darf, der ein wesentliches Stück ausmachte in dem sich schnell entfaltenden System kirchlicher und weltlicher Karolingerpolitik. Hat die Einfügung des sächsischen Landes und Volkes dem deutschen Element innerhalb des fränkischen Reiches eine entscheidende Stärkung zugeführt und ihm trotz des Übergewichts der romanischen Kultur seinen deutschen Charakter für die Zukunft gesichert, so haben derartige national-politische Erwägungen und Berechnungen Karl natürlich fern gelegen. Aber die alte Gegnerschaft der Sachsen und Franken, in der Verschiedenheit nicht bloß der Stämme, sondern auch des Glaubens und der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse begründet, hatte sich von alters her in mancherlei, oft leidenschaftlichen Grenzkämpfen entladen, deren wechselvoller Verlauf die Erbitterung auf beiden Seiten steigerte. Daß Karl gleich seine ersten Siege, entsprechend der Richtung, die das fränkische Königtum seit dem Bunde mit dem römischen Bistum und der Organisation der fränkischen Kirche durch Bonifatius eingeschlagen hatte, zur zwangsweisen Einführung des Christentums benutzte, reizte die in ihrem väterlichen Glauben bedrohten Sachsen erst zu verzweifeltem Widerstand und ließ den Krieg, der sich anfangs von den altüblichen Grenzkämpfen wenig unterschieden hatte, allmählich zu einem National- und Religionskrieg werden, dessen Spuren noch nach Menschenaltern nicht völlig verwischt waren.

Das Volk der Sachsen nahm die noch vielfach von Wald und Sumpf bedeckten Landschaften ein, die sich von den Abhängen des deutschen Mittelgebirges nordwärts bis zu der von den Friesen bewohnten Nordseeküste und vom Rhein im Westen bis zur Elbe im Osten erstreckten; auch die jenseits der letzteren, zwischen ihrem Unterlauf und der Eider sitzenden Nordalbingier wurden ihm zugerechnet. Den westlichen Teil dieses Gebietes, in das die Römer nur bei vereinzelten Vorstößen eingedrungen waren, hatten die zwischen Elbe und Leine sitzenden Ostfalen inne; an sie schlossen sich zu beiden Seiten der Weser die Engern; dann folgten im Gebiet der Ems, Lippe, Ruhr und Sieg die Westfalen. Seit sie aus dem Norden in diese Sitze eingewandert waren, hatten die Sachsen sie unbeweglich behauptet und der Versuchung zu weiterem Wandern nach milderen und fruchtbareren Gegenden widerstanden.

Unbeeinflußt durch die römische Kultur, auch gegen die ihr zugänglich gewordenen deutschen Nachbarn spröde abgeschlossen, hatten sie die einfachen Formen altgermanischen Volkstums bewahrt. Ohne staatliche Einheit kannten sie das Königtum noch nicht, sondern lebten in Gaue gesondert, deren jeder einen Staat für sich bildete. Durch vornehme Herkunft und reichen Grundbesitz erhoben sich die Edelinge über die große Masse des Volkes, die Frilinge, die aus ihnen durch Wahl die als Hüter von Recht und Frieden wirkenden Fürsten beriefen. Zu gemeinsamer Abwehr feindlicher Angriffe durch einen Bund geeinigt, standen die sächsischen Gaue im Kriege unter einem Herzog. Neben und unter den Freien gab es auch hier die politisch minderberechtigten oder rechtlosen Abstufungen der Halbfreien, der Freigelassenen und der Knechte. Der Wahrung der altgermanischen Ordnung in Staat und Gesellschaft entsprach das Beharren in dem altgermanischen Heidentum. Wohl mochte dieses, seit Bonifatius und die Seinen in den benachbarten hessisch-thüringischen Gebieten so erfolgreich gewirkt hatten, sich des Gegensatzes zu dem Christentum der Franken lebhafter bewußt geworden sein, aber den Anlaß zu häufigerer und heftigerer feindlicher Berührung mit diesen hatte es offenbar nicht gegeben, wenn auch nach den Unternehmungen Karl Martells gegen sie und seit Pippin einzelne ihrer Gaue tributpflichtig gemacht hatte, die Sachsen zugleich mit ihrer Freiheit auch ihre Religion gefährdet sahen. Lag in diesen Anläufen und teilweisen Erfolgen seiner Vorgänger für Karl die Aufforderung, die Sache in größerem Maßstabe aufzunehmen und zu Ende zu führen, so mußte die ernstere Bedrohung bei den Sachsen auch die Energie des Widerstandes steigern: die Folge davon war die Entfesselung einer nationalen Leidenschaft, wie sie vorher zwischen den beiden Völkern nicht vorhanden gewesen war.

Anfänglich schien Karl auch gegen die Sachsen ein leichter Erfolg beschieden zu sein. Denn als er im Sommer 772 über den Rhein setzend in das Land der Engern einbrach, gelang es ihm nicht bloß, eines der Hauptbollwerke der Sachsen, die Eresburg, die bei dem heutigen Stadtbergen an der Diemel lag, mit Sturm zu nehmen, sondern auch ein einen kleinen Tagemarsch nordwärts gelegenes hochberühmtes Heiligtum zu zerstören. Inmitten eines heiligen Haines nämlich, wie solche von der Urzeit her von den Germanen als Kultstätten gehegt wurden, stand eine dem Gott Irmin geweihte Säule, ein Sinnbild vermutlich der Säule, von der sich das germanische Heidentum das Weltall getragen dachte. Sie wurde samt den umgebenden Anlagen der Vernichtung preis gegeben; die vorgefundenen Kostbarkeiten fielen dem Heere zur Beute. Auch bei seinem weiteren Vordringen fand Karl keinen ernsten Widerstand und trat, als die Engern die verlangten Geiseln gestellt hatten, den Rückmarsch an. Daß er sich mit diesem bescheidenen Erfolge begnügte, also die Sachsen nur zur Wahrung des Friedens für die nächste Zeit nötigte, war wohl durch die kriegerische Wendung veranlaßt, die eben damals durch die Flucht Gerbergas und ihrer Söhne nach Italien in seinem schon so gespannten Verhältnis zu dem Langobardenkönig eingetreten war. Der Hilferuf Papst

Hadrians I. nötigte ihn zu schneller Lösung der langobardischen sowohl wie der römischen Frage, welche durch das von Desiderius proklamierte Prätendententum seiner Neffen leicht die innere Ordnung des Frankenreiches selbst gefährden konnte.

Von Genf aus, wo er mit einer Reichsversammlung die letzten entscheidenden Beschlüsse faßte, trat Karl 773 den Zug nach Italien an. In zwei Abteilungen überstieg sein Heer auf dem Mont Cenis und dem großen St. Bernhard die Alpen. In der Thalenge, beim Austritt aus dem Gebirge in die Ebene, versuchte Desiderius ihm den Weg zu verlegen: er wurde auf Seitenpfaden umgangen und mußte nun seine Stellung ohne Kampf räumen. Das scheint das langobardische Heer entmutigt und in einen Zustand der Auflösung versetzt zu haben, der Desiderius von einer Feldschlacht abzusehen nötigte. Während sein Sohn Adelgis hinter den Mauern von Verona Widerstand zu leisten versuchte, dann aber, als die Stadt dem Ansturm der Franken zu erliegen drohte, entfloh und, da inzwischen fast das ganze Reich in die Gewalt der Franken gefallen war, nach Byzanz eilte, um Hilfe gegen den gemeinsamen Feind der Langobarden und Griechen zu werben, schloß sich Desiderius selbst in seiner festen Hauptstadt Pavia ein und wurde dort von Karl eng blockiert, bis er durch Mangel zur Übergabe genötigt werden würde. Darüber vergingen freilich sechs Monate. Inzwischen verließ Karl das Heer auf einige Zeit und zog nach Rom, um dort nicht bloß das Osterfest 774 in Andacht zu feiern, sondern auch mit dem Papste die künftige Ordnung Italiens und die weitere Gestaltung ihres Verhältnisses in persönlicher Verhandlung zu regeln. Der glänzende Empfang, den Klerus und Bürgerschaft der ewigen Stadt ihm bereiteten, bezeugten die Ehrfurcht und das Vertrauen, mit dem man dem mächtigen Schutzherrn der Kirche entgegenkam. Als solcher bestätigte Karl die Zusagen, welche Pippin dereinst in Ponthion gemacht hatte [1]) und stellte so den territorialen Bestand der weltlichen Papstherrschaft vollends sicher. Doch wurde diese nach wie vor aufgefaßt als ein Ausfluß der in der Hand des Frankenkönigs ruhenden Oberhoheit, so daß dieser der Souverän, der römische Bischof nur sein Stellvertreter war. So widerspruchslos die hilfsbedürftige Kirche, die ja noch mit der Möglichkeit eines Fortbestandes des Langobardenreiches zu rechnen hatte, sich dieser Auffassung damals fügte, so hat sie es späterhin doch als eine Minderung ihrer Ehre und eine Kürzung ihrer Freiheit empfunden, daß das weltliche Regiment ihres Vorstehers einer Schenkung der ersten karolingischen Frankenkönige seinen Ursprung zu danken haben sollte. Sie hat deshalb den geschichtlichen Thatbestand in Vergessenheit zu bringen gesucht, indem sie die Anfänge des Kirchenstaates auf eine fingierte Schenkung des Kaisers Konstantin an den römischen Bischof Silvester zurückführte, welche durch Pippin und Karl den Großen nur pflichtschuldig wiederholt und erneuert sein sollte. Im Zusammenhange damit hat man an der

1) S. I. S. 599—600.

Kurie späterhin den Wortlaut der von Karl ausgestellten Urkunde durch willkürliche Zusätze in der Weise verändert, daß er die weitgehenden Ansprüche, welche die Kirche bei wachsender Macht auf einen großen Teil von Italien erhob, durch bestimmte Verheißungen Karls des Großen begründet erscheinen ließ. Damals war eine so vollständige Wandelung in der gesamten Stellung der Kirche wahrlich noch nicht zu erhoffen.

Dann setzte Karl die Blockade von Pavia fort. Endlich im Juni 774 mußte die Stadt sich ergeben. Desiderius fiel in die Gefangenschaft des Siegers und wurde mit seiner Gemahlin und einer Tochter nach dem Frankenreich abgeführt, um sein Leben hinter den Mauern eines Klosters zu beschließen. Ein gleiches Schicksal wird Gerberga und ihren Söhnen bereitet worden sein, die bei der Übergabe von Verona in Karls Hand gekommen waren. Der tapfere Adelgis hatte Italien damals wohl schon verlassen. Die Langobarden waren ohne König, ohne nationalen Führer, der den Kampf um ihre Selbständigkeit hätte leiten können. Vor allem aber scheint es ihnen an dem lebhaften Nationalgefühl gefehlt zu haben, ohne das kein Volk seine staatliche Unabhängigkeit auch um den Preis schwerer Opfer zu behaupten bereit und fähig ist. Das Königtum hatte bei ihnen längst aufgehört der politische Ausdruck für die Einheit des Volkstums zu sein. Auch mochte die verhältnismäßige Selbständigkeit der den einzelnen Reichsteilen vorgesetzten Herzöge manchem unter der Herrschaft des fernen fränkischen Königs besser gewährleistet scheinen als unter einem thatkräftigen und namentlich einem eroberungslustigen Herrscher aus dem eigenen Volke. Es scheint beinahe, als ob die in diesen Verhältnissen begründeten Wünsche der langobardischen Großen und die Absichten Karls sich auf halbem Wege begegnet seien. Widerspruchslos wurde nach der Entthronung des Desiderius Karl, dem König der Franken, nun auch als König der Langobarden gehuldigt und der Treueid geleistet, wogegen er die bisher bestehende staatliche Ordnung anerkannte. Das langobardische Reich wurde also nicht eine Provinz des Frankenreichs, es blieb ein besonderer Staat, der mit jenem nur durch Personalunion verbunden war. Seine Einwohner lebten nach ihrem bisherigen Rechte; die Herzöge und Grafen behielten die Stellung, die sie bisher eingenommen hatten, nur daß ihre Abhängigkeit durch die Entrichtung eines Tributs zum Ausdruck gebracht wurde.

Wenn man das milde Verfahren Karls daraus erklären mag, daß ihm an der Herrschaft über die Langobarden als solcher füglich nichts liegen konnte, sondern Wert und Bedeutung dieser Erwerbung in der durch sie bestimmten Stellung zu Rom und zur Kirche beruhten, so begreift man anderseits doch, daß unter solchen Umständen die anfangs niedergehaltenen nationalen Aspirationen der Langobarden sich nachträglich regten und, Karls versöhnliche Politik als Schwäche deutend, mehrfache Versuche zur Herstellung der Unabhängigkeit veranlaßten. Solche schienen um so mehr Aussicht auf Erfolg zu bieten, als das Einverständnis zwischen Karl und Papst Hadrian I. bald erschüttert wurde durch die verschiedene Deutung, welche beide Teile den 774 von Karl der

Kirche gemachten Zusagen gaben. Die Kurie, welche ganz allgemein gehaltene Zusagen wörtlich nahm, war in ihren Erwartungen getäuscht, machte aus ihrer wachsenden Verstimmung gegen den Frankenkönig bald kein Hehl und wurde Karl durch immer neue Mahnungen und weitergehende Ansprüche lästig. Diese Verhältnisse ermutigten auch Desiderius' Sohn Adelgis zu einem Versuche die väterliche Krone zurückzugewinnen. Nicht bloß von Byzanz aus wurde er dabei gefördert: die langobardischen Herzöge von Spoleto und Benevent, die sich 774 Karl ebenfalls unterworfen hatten und von ihm mit ihrem Gebiete der römischen Kirche zu eigen gegeben waren, griffen 776 zu den Waffen, während im Norden ein Aufruhr in Friaul ausbrach. Aber als dieser durch den herbeieilenden König rasch niedergeschlagen war, entsank den übrigen Rebellen der Mut und sie eilten ihren Frieden zu machen. Karl aber hatte diese Erfahrung doch wohl von der Notwendigkeit tiefer greifender Änderungen in dem langobardischen Reiche überzeugt. Die Herzöge wurden beseitigt; entsprechend der in dem Frankenreiche durchgeführten Einrichtung wurde das



Drei Denare von Karl dem Großen.

1. Umschrift: † DomiNus KARLVS IMPerator AVGustus REX Franciae ET Langobardorum. Im Felde das Bild des Kaisers. Silber. — 2. Umschrift: KAROLVS IMP AVG M (das Zeichen für den Prägeort: Mailand); im Felde das Bildnis des Kaisers mit dem Lorbeerkranz. Rückseite: † XPICTIANA (christiana) RELIGIO; im Felde ein Kirchengebäude mit einem Kreuz auf dem Dache und im Portal. Silber. — 3. Umschrift unter dem Brustbilde beginnend: Dominus KAROLVS IMPerator AVGustus. Silber. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinett.

Land in Grafschaften geteilt, meist um eine Stadt als ihren Mittelpunkt gelegene Bezirke, denen vom König ernannte und ihm rechenschaftpflichtige Grafen als Leiter der gesamten Verwaltung vorstanden. Doch scheint sich Karl auch hierbei möglichst an die althergebrachten Abgrenzungen gehalten und den Übergang zu der neuen Ordnung möglichst gelinde vollzogen zu haben. Namentlich beließ er die bisher den Herzögen unterstellten langobardischen Unterbeamten, in deren Händen die eigentliche Lokalverwaltung lag. Leitete er so das italische Reich entschiedener in die fränkische Staatsform hinüber, so machte er doch der nationalen Empfindlichkeit seiner neuen Unterthanen ein gewisses Zugeständnis, indem er 785 seinen Sohn Pippin vom Papste zum König salben und krönen ließ und den Langobarden vorsetzte. Verstärkte dies auch den Schein der Selbständigkeit des langobardischen Reiches, so wurde auf der anderen Seite doch auch hier die durch die Gewalt des Schwertes begründete Herrschaft des karolingischen Hauses durch die Weihe der Kirche legalisiert und jeder Angriff auf sie als Auflehnung gegen den göttlichen Willen gekenn-

zeichnet. Die südlichen langobardischen Gebiete, namentlich das Herzogtum Benevent unter Arichis, blieben jetzt dem Frankenreich nur locker verbunden und bewahrten mit den alten Einrichtungen in der Hauptsache auch die alte Selbständigkeit.

Die durch den langobardischen Krieg veranlaßte längere Abwesenheit Karls hatten die Sachsen benutzt, um sich der ihnen 772 aufgelegten fränkischen Herrschaft wieder zu entledigen, indem sie unter Herzog Widukind die Eresburg überfielen und zerstörten und die übrigen festen Plätze, in denen fränkische Besatzungen lagen, in ihre Gewalt brachten. Aber nicht zufrieden mit diesen durch Überraschung der Gegner gewonnenen Erfolgen, drangen sie in das benachbarte Hessen ein und brannten des Bonifatius berühmte Klosterstiftung zu Fritzlar an der Eder nieder. Weithin wurden die sächsisch-fränkischen Grenzlande durch Mord und Brand verwüstet; selbst bis nach Friesland streiften die sächsischen Scharen und zerstörten die Kirche zu Deventer. Dieser Treubruch gab dem Kriege der Franken gegen die Sachsen alsbald einen wesentlich anderen Charakter. Aus dem Grenzkriege, welcher bei dem Mangel einer schärferen natürlichen Scheide zwischen den Nachbarn fast nie geruht hatte, wurde in den nächsten Jahren der National- und Glaubenskrieg, den die Überlieferung von Anfang an in diesen Kämpfen hat finden wollen. Nicht mehr auf Abwehr räuberischer Nachbarn dachten die Franken: ein großer, regelmäßiger Krieg sollte geführt werden, der nicht mehr Sache der zunächst Bedrohten oder Geschädigten, sondern des ganzen fränkischen Reiches war. Gleich nach der Heimkehr aus Italien hatte Karl noch im Jahre 774 einige Abteilungen in Sachsen einbrechen lassen, um die Aufständischen von weiteren Grenzüberschreitungen zurückzuschrecken; 775 aber hielt er eine Reichsversammlung in Quiersy, welche den Vernichtungskrieg gegen die Sachsen beschloß: mehrfach unterbrochen hat derselbe während der nächsten dreißig Jahre Karls Kraft vornehmlich in Anspruch genommen, allerdings nicht ohne daß damit auch eine große Kulturarbeit Hand in Hand ging, in der sich seine staatsmännischen Gaben besonders glänzend entfalteten und er sich als einen unübertroffenen Organisator und Administrator bewährte. Denn bald genug erkannte der große Franke, daß in einem Kampfe wie diesem die Gewalt der Waffen allein immer nur vorübergehende Erfolge, aber keinen auf die Dauer entscheidenden Sieg davontragen könne, daß es vielmehr darauf ankomme, die unbändige Kraft dieses tüchtigen Volkes zugleich in die veredelnde Schule einer höheren Kultur zu nehmen und durch die sittlich läuternde Macht des Christentums dessen Idealen dienstbar zu machen.

In Ausführung des zu Quiersy gefaßten Beschlusses drang Karl im Hochsommer 775 mit Heeresmacht in Westfalen ein, eroberte die feste Siegburg, auf einer Höhe am Zusammenfluß von Ruhr und Lenne, und stellte die Eresburg wieder her. Dann wandte er sich ostwärts gegen die Engern, durchzog ihr Gebiet bis zu seiner östlichen Grenze, der Leine, nachdem er den Übergang über die Weser in der Nähe von Höxter durch einen siegreichen

Kampf am Brunesberg erzwungen hatte, und drang, unbekümmert um eine Schlappe, die eine im Rücken gebliebene Abteilung inzwischen durch die wiederaufstehenden Westfalen erlitt, auch noch in das ostfälische Gebiet ein, wo er erst an den Abhängen des Harzes im Thale der Ocker Halt machte. Solche Erfolge beugten die Sachsen zu erneuter Unterwerfung; nur bestand ihr Gehorsam auch diesmal nicht die Probe. Denn kaum vernahmen sie im folgenden Jahre 776, daß der König zur Bewältigung des Aufstandes der Langobarden nach Italien gezogen sei, als sie unter der Führung des Herzogs Widukind, der vor dem Sieger aus dem Lande entwichen war, nun aber zurückkehrte und als gefeierter Vorkämpfer der alten Freiheit und des alten Götterglaubens sein Volk zu neuer Empörung aufrief, wiederum zu den Waffen griffen. Nach Karls Rückkehr sammelte sich der Heerbann der Franken in der Rheinebene bei Worms. Obgleich die Sachsen das ohnehin schon unwegsame Land durch Verhaue und künstliche Sperren vollends unzugänglich zu machen suchten, drang Karl so schnell in das Herz Westfalens ein, daß den Empörern der Mut entfiel, und als er nach der Wiedereroberung der Siegburg im Quellgebiet der Lippe ein festes Lager aufgeschlagen hatte, das die Gegend weithin beherrschte, da strömten die sächsischen Fürsten und Edlen in Scharen herbei, um den erzürnten Herrscher zu versöhnen. Wie man nach den Anschauungen jener Zeit den wiederholten Treubruch der Sachsen als eine Folge ihrer Befangenheit im heidnischen Glauben auffaßte, so dachte Karl auch zugleich mit dem Heidentum der politischen Unzuverlässigkeit der Sachsen ein Ende machen zu können. Damals zuerst wurde den Sachsen demgemäß die Verpflichtung zur Annahme des Christentums auferlegt. Aber nach seinen bisherigen Erfahrungen glaubte der König sich ihrer doch noch in anderer Weise versichern zu müssen, damit er einem möglichen dritten Abfall gegenüber die Befestigung der fränkischen Herrschaft mit wirksameren Mitteln betreiben könnte: es wurde vereinbart, daß die Sachsen, welche sich neuen Treubruchs schuldig machten, ihres Besitzes an Grund und Boden verlustig gehen sollten. Karl erhielt so die Möglichkeit, durch planmäßige Ansiedlung fränkischer Einwanderer der neuen Ordnung der Dinge in Sachsen allmählich zum Siege zu verhelfen. Die Herstellung der in diesen Kämpfen wiederum zerstörten Eresburg und die Errichtung einer neuen stattlichen Festung an der Lippe, die den Namen Karlsburg erhielt, dienten der fränkischen Herrschaft in dem unterworfenen Westfalen zur weiteren Stütze. Das Ziel, nach dem Karl gestrebt hatte, schien damals in der Hauptsache erreicht. Die Christianisierung des Landes nahm ihren Anfang: die fränkischen Glaubensboten konnten ungehindert die Heilslehre verkünden; in nicht zu ferner Zeit durfte man hoffen, ihnen aus dem sächsischen Stamme selbst Gehilfen erstehen zu sehen, da die dem König ausgelieferten Geiseln, wohl meist Sprößlinge edler und einflußreicher Geschlechter, fränkischen Klöstern zur Erziehung überwiesen wurden. Karl trug sogar kein Bedenken, die Einfügung Sachsens in den Verband des fränkischen Reiches in feierlicher Weise zum Ausdruck zu bringen, indem er bereits 777 die große fränkische

Reichsversammlung auf westfälischer Erde, in Paderborn, stattfinden ließ. Bald sollte er erfahren, daß er die Wirkung der letzten Siege weit überschätzt hatte und daß die Einführung des Christentums, statt den Sinn des freiheitliebenden Volkes zu besänftigen, dasselbe erst recht inne werden ließ, was auf dem Spiele stand, und so nur zu noch leidenschaftlicherem Widerstreben gegen die neue Ordnung herausforderte. Die Wiederkehr einer ähnlichen Lage, wie sie ihre Aufstände von 773 und 776 ermöglicht hatte, kam den Sachsen dabei zu Hilfe.

Wohl mögen die Sachsen zunächst eine erhöhte Vorstellung von der Macht ihres neuen Gebieters bekommen haben, als sie während der Paderborner Reichsversammlung die malerischen Gestalten einer arabischen Gesandtschaft zu dem Throne Karls schreiten sahen: aus dem fernen Süden herbeigezogen, waren sie dem König bis in diese entlegene Provinz nachgeeilt. Der Emir von Saragossa, Ibn al Arabi, bat durch sie um Hilfe gegen den omejadischen Kalifen von Cordova, Abderrahman. Es mag für Karl etwas Verlockendes gehabt haben, gerade in dem Augenblick, wo er die heidnischen Sachsen dem Christentum gewonnen zu haben glaubte, zum Kampfe auch gegen die Feinde desselben im fernen Südwesten aufgefordert zu werden und so seinen Beruf als Schirmherr der abendländischen Kirche in der großartigsten Weise zu bethätigen. Zudem eröffnete ihm diese Anknüpfung die Aussicht auf eine neue Erwerbung, indem er das Hilfsgesuch des Emirs von Saragossa zum Anlaß eines groß angelegten Eroberungszuges nahm, der Spanien in seine Gewalt bringen sollte. Also auch hier ging er darauf aus, die von Großvater und Vater gewiesene Richtung bis zu den letzten Zielen zu verfolgen: ein universeller Zug leitet seine Politik von Anfang an auf die Bahn, die zum Kaisertum und einem in dessen Bunde mit der Kirche wurzelnden Universalreiche führen mußte. Aber auch das kann dabei als vorbildlich für die Entwickelung der Folgezeit angesehen werden, daß die kleineren nationalen Staaten den ihnen zugedachten Schutz wenigstens nicht um den Preis ihrer Selbständigkeit erkaufen mochten und sich daher der drohenden fränkischen Oberhoheit zu erwehren suchten. Und daran scheiterte Karls Plan, auch die pyrenäische Halbinsel dem Frankenreich einzuverleiben.

Denn als Karl im Sommer 778 mit zwei Heeren über die Pyrenäen südwärts vordrang, von denen eins im Osten nach Katalonien hinabstieg, das andere unter dem König selbst den westlichen Weg durch Navarra einschlug, kehrten die dort wohnenden Basken, trotz ihrer Glaubensgemeinschaft mit den Franken, ihre Waffen mit den Mohammedanern vereinigt wider ihn, und die in dem Königreich Asturien herrschenden Goten folgten diesem Beispiel. So verlor der spanische Krieg von Anfang an den Charakter des Religions- und Glaubenskriegs und sank zu einem Eroberungszuge herab, für den ein genügender Grund um so weniger angeführt werden konnte, als auch die unter mohammedanischer Herrschaft stehenden Christen jener Gegenden in ihrem Glauben unbehelligt lebten und sich in kirchlichen Dingen einer Freiheit

erfreuten, für die der Eifer Karls und seines Klerus im Frankenreich thatsächlich keinen Raum ließ. Dem entsprach die Erfolglosigkeit des Unternehmens. Zwar wurde Pampelona, die Hauptstadt Navarras, erobert, dann aber zerstört, als die Franken nach vergeblicher Berennung Saragossas den Rückzug antreten mußten. Auf diesem traf sie schweres Unheil: ihre Nachhut wurde in der unwegsamen Schlucht von Ronceval durch einen Hinterhalt der Basken von dem Hauptheere getrennt und am 15. August 778 aufgerieben. Unter den Kriegern, welche dort den Tod fanden, betrauerte man den tapfern Vorsteher der bretonischen Mark, Roland, dem dankbare Erinnerung in der karolingischen Sage unter den Paladinen des großen Königs einen Ehrenplatz bereitet hat, indem sie ihn zu dem klassischen Vertreter des reckenhaften Heldentums jener kampffrohen Zeit machte. Eine auf uns gekommene Grabschrift nennt als eines der Opfer jenes blutigen Tages auch den Seneschall Eckehard. Die nächste Folge dieses Mißgeschicks war, daß die Gebiete, die Karl gegen den Kalifen von Cordova hatte schützen wollen, in dessen Gewalt fielen und die Herrschaft Abderrahmans über den Ebro bis an die Pyrenäen ausgedehnt wurde. Damit aber erneute sich die Gefahr, die dem Frankenreiche zur Zeit Karl Martells von dieser Seite gedroht hatte, zumal Karl durch andere, dringendere Sorgen lange Zeit davon abgehalten wurde, etwas Durchgreifendes zu ihrer Abwehr zu thun. Denn die Konstituierung Aquitaniens zu einem besondern Königreich unter seinem jugendlichen Sohne Ludwig, den ihm ebendort seine alemannische Gemahlin Hildegard, die Nachfolgerin der verstoßenen Langobardin, 778 geboren hatte, schuf dort 781 doch höchstens eine zur Deckung der Grenze geeignete Mark, ermöglichte aber noch nicht den energischen Angriffskrieg, durch den das dem König ursprünglich vorschwebende Ziel allein erreicht werden konnte. Erst nach etwa zwanzig Jahren gestalteten sich die Verhältnisse dort günstiger für eine Erweiterung der fränkischen Herrschaft.

Vielleicht hätte Karl die Niederlage der Seinen im Thal von Ronceval nicht unvergolten gelassen, wäre nicht, wie zwei Jahre früher seine Abwesenheit zur Niederwerfung des Aufstandes in Italien, jetzt seine Entfernung von den Sachsen zu einer neuen Erhebung benutzt worden, die an Planmäßigkeit der Vorbereitung, Einheitlichkeit der Leitung und Energie der Ausführung die früheren hinter sich ließ. Ihre Seele war Widukind, der, zu den Dänen entwichen, diese und die Friesen zu Bundesgenossen gewonnen hatte und nun wieder erschien, um seine Landsleute zur Abschüttelung der fränkischen Herrschaft und Ausrottung des verhaßten Christentums aufzurufen. Begeistert schloß man sich ihm allenthalben an: in kürzester Zeit war die fränkische Herrschaft bis auf wenige dürftige Reste wie weggefegt, Karlsburg sank in Trümmer. Rache zu nehmen für die Zerstörung und Entweihung ihrer Heiligtümer fielen die Sachsen über die Kirchen und Geistlichen her. Bis an den Rhein trugen sie die Schrecken des Plünderns und Mordens, und von Deutz hinauf bis Koblenz wurde alles ein Schauplatz grauenvoller Verwüstung. Aber beim Anmarsch der von dem heimkehrenden König eilig aufgebotenen Scharen aus

Alemannien und Ostfranken traten sie den Rückzug an, auf dem sie Hessen und Thüringen heimsuchten, so daß die Mönche von Fulda ihren Sitz flüchtend verließen, den Leichnam des Apostels der Deutschen mit sich führend. Beim Übergang über die Eder aber erlitten sie eine Niederlage.



Initialbuchstabe in dem Evangeliar Karls d. Gr. Wien, kais. Schatzkammer.

Inzwischen sammelte Karl in Düren, wo er eine Reichsversammlung hielt, den Heerbann der Franken: in der Sachsen Liebe zu ihrer Freiheit und zu ihrem Glauben sah er nur sündhafte Verstocktheit und eidbrüchige Treulosigkeit. An der Mündung der Lippe überschritt er den Rhein und erzwang durch einen siegreichen Kampf bei Bocholt, wo die Sachsen, noch außerhalb ihres Gebiets, den Weg sperrende Werke aufgeführt hatten, den Eintritt in Westfalen. Auf ernsteren Widerstand scheint er dann nicht mehr gestoßen zu sein. Die Sachsen scheinen auch jetzt den Kampf im offenen Felde vermieden zu haben: ihre zu plötzlichem Angriff zusammengebrachten Scharen werden sich bei dem Erscheinen des gefürchteten Gegners schnell zerstreut und nur hier und da, unter Benutzung der von Höhen, Wäldern und Sümpfen gebotenen natürlichen Deckung, den Marsch der Franken aufzuhalten gesucht haben, um dann in ihre Wohnsitze zurückzukehren und durch verstellte Unterwerfung weitere Züchtigung von sich abzuwenden. Als Karl bis zur Weser vorgerückt war, ahmten auch die Engern und Westfalen das Beispiel ihrer westlichen Stammesgenossen nach. Sachsen schien unterworfen, und die unterbrochene staatliche und kirchliche Neuorganisation konnte wieder aufgenommen werden. Zu dem Zwecke hielt Karl bereits 780 in Lippspringe einen Reichstag. Sachsen wurde in eine größere Anzahl von Bezirken geteilt, deren jedem der König einen Geistlichen mit den nötigen Gehilfen vorsetzte, um das Christentum zu dauernder Herrschaft zu bringen. Auch blieb die Ruhe diesmal länger als sonst gewahrt: die Sachsen schienen sich endlich in ihr Schicksal zu fügen. Selbst als Karl später zum drittenmale nach Italien zu gehen genötigt und dort längere Zeit fest gehalten wurde, blieb Sachsen ruhig. War diesem Frieden aber zu trauen, solange Widukind, der Führer der sächsischen Nationalpartei, die neue Ordnung nicht anerkannt hatte, sondern als Flüchtling in der Fremde weilend Bundesgenossen für eine neue Erhebung warb und, sicherlich in geheimer Verbindung mit den zahlreichen Unzufriedenen daheim, nur auf einen günstigen Augenblick wartete, um noch einen Versuch zur Wiedergewinnung der Freiheit zu machen?

Wie früher, so hat auch damals Karl die Tragweite und die Dauerhaftigkeit seiner letzten Erfolge überschätzt und sich verleiten lassen, die Hinüberführung Sachsens in die neue Ordnung, mit der er bisher langsam und

schonend verfahren war, in einer Weise zu beschleunigen, welche die Besiegten auf das schwerste verletzen mußte. So wurden die Sachsen die bisher kaum recht ermessenen Folgen des unglücklichen Kampfes jetzt erst recht inne und erkannten mit Schrecken, was dadurch alles endgültig verwirkt sein sollte. Zu erklären aber und zu entschuldigen ist der Fehler, den Karl machte und erst nach schweren Verlusten mühevolle Kämpfe wieder ausgleichen konnten, wohl durch den zugleich abschreckenden und herausfordernden Eindruck, den die in jenen Friedensjahren gemachte genauere Bekanntschaft mit den Anschauungen, Sitten und Bräuchen des sächsischen Heidentums auf ihn gemacht haben wird und der ihm die Ausrottung derartiger Barbarei als eine heilige Pflicht erscheinen ließ. Daß die Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung, obgleich sie die politische und soziale Ordnung des sächsischen Stammes vielfach störend durchbrach und alte Zusammenhänge zerriß, von den Sachsen allein schon als so unerträglich empfunden worden wäre, daß sie zu ihrer Abwehr von neuem zu den Waffen gegriffen, möchte man doch kaum annehmen. Aber auf demselben Reichstage zu Lippspringe, auf dem 782 diese Neuerung beschlossen wurde, wurden andere Verfügungen getroffen, die auch den Friedfertigen unter den Sachsen als der Beginn unwürdiger Knechtschaft erscheinen mußten. Daß sie die Mittel zur Erhaltung der nun überall im Lande erstehenden christlichen Kirchen und Kapellen durch die Entrichtung eines Zehnten von ihrem bisher niemand zinspflichtigen Eigentum aufbringen sollten, wurde entsprechend der hier noch ungetrübt herrschenden altgermanischen Auffassung als eine zugleich ehrverletzende Minderung ihrer Freiheit angesehen. Auch fehlte es im Rate Karls nicht an solchen, die, mit der Eigenart deutschen Denkens und Fühlens bekannt, gerade vor diesem Schritte warnten. Und dazu kamen nun die strengen Strafbestimmungen gegen diejenigen, welche heimlich oder öffentlich an den heidnischen Bräuchen festhielten oder die Satzungen des Christentums übertraten. Daß ihrer eine unbarmherzige Zwangsbekehrung wartete, durch die sie mit der Schärfe des Schwertes zum Dienste des Kreuzes eingeschüchtert werden sollten, konnte den Sachsen nicht mehr zweifelhaft sein, wenn ihnen jetzt auf Grund des zu Lippspringe Beschlossenen durch den Mund der neuen fränkischen Grafen und der das Land in Scharen durchziehenden christlichen Priester kundgethan wurde, unter dem Beile des Henkers solle enden, wer sich nicht zum Empfang der Taufe stellen oder sein Kind derselben entziehen würde, wer nach altheidnischem Brauch seine Toten durch Feuer bestatten oder sich auch nur durch Fleischessen der Verletzung der kirchlichen Fastengebote schuldig machen würde.

Ein derartiges Gesetz entspricht freilich dem Geiste jener Zeit, in der naiver Glaubenseifer durch die Heiligkeit der Sache von den ersten Geboten der Menschlichkeit entbunden zu sein wähnte und barbarische Thaten, im Namen der Religion geübt, einen Rechtstitel auf die ewige Seligkeit zu geben schienen. Der gerade Sinn der davon betroffenen Sachsen aber empfand, unzugänglich für die Logik der fränkischen Missionare, immer nur die furchtbare Härte, die

so ganz unvereinbar erschien mit der durch denselben Mund verkündeten Lehre von der duldenden Nächstenliebe. Eine dumpfe Gärung ging durch das Land, der Widukind und seine Verbündeten nicht fremd geblieben sein werden. Nur einer günstigen Gelegenheit oder eines letzten, wenn auch ganz nebensächlichen Anlasses bedurfte es, um einen wilden Ausbruch der Volksleidenschaft herbeizuführen. Karl selbst, so scheint es, hat ihn im Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit der letzten Erfolge unkluger Weise beschleunigt. Um die räuberischen Sorben, welche die sächsischen und thüringischen Grenzlande plündernd heimzusuchen pflegten, für einen neuen Einfall zu züchtigen, entsandte er einen Teil der ostfränkischen Krieger unter seinem Verwandten Theodorich und gab ihm auch einen sächsischen Heerhaufen bei. Während des Vormarsches erhoben sich in ihrem Rücken etliche sächsische Gaue. Widukind selbst, aus Dänemark herbeieilend, soll dort erschienen sein: offenbar hielt man den Augenblick für besonders geeignet für einen großen, mit Einsetzung aller Kraft zu führenden Volkskrieg. Vielleicht hatte man einen Teil der fränkischen Streitmacht absichtlich tief in das Innere des Landes gelockt, um ihn von dem zur Bekämpfung des Aufstandes herbeieilenden Hauptheer abzuschneiden und durch seine Vernichtung auch dieses zu schwächen. Der erste Teil dieses Vorhabens war dann nach Wunsch gelungen: auf die Meldung von dem in seinem Rücken ausgebrochenen Aufstand wandte sich Theodorich, statt weiter gegen die Sorben zu ziehen, vielmehr dorthin und wurde von der sächsischen Übermacht — es scheint, daß auch das ihm beigegebene sächsische Kontingent über die Franken herfiel, — bei dem Angriff auf Widukinds feste Stellung am Süntelgebirge, nahe dem rechten Ufer der Weser bei Hameln, vernichtend geschlagen. Mit Theodorich selbst fanden dabei auch zahlreiche fränkische Große ihren Tod.

Es überrascht einigermaßen, daß die Kunde von diesem Erfolge Widukinds und der Seinen nicht alsbald alle Sachsen wie einen Mann unter die Waffen brachte. War die Zahl der für die neue Ordnung Gewonnenen, mit der fränkischen Herrschaft Versöhnten schon so groß, daß sie der um Widukind gescharten Partei des Widerstands bis zum Äußersten die Wage halten konnten? Gab es unter den sächsischen Großen, die zur Abschüttelung des fränkischen Jochs bereit waren, persönliche Neider und Widersacher des gefeierten Volkshelden, der, geheimnisvoll kommend und gehend, einen Kampf zu verewigen suchte, bei dem er selbst im Falle des Mißlingens wenig verlor, in dem eines glücklichen Ausgangs aber vielleicht das Höchste gewinnen konnte? Hatte man, durch den fränkischen Zug gegen die Sorben verleitet, vielleicht früher losgeschlagen, als ursprünglich beabsichtigt war und ehe die zur Sicherung des Erfolges nötigen Vorbereitungen getroffen waren? Vielleicht wirkten verschiedene Umstände der Art zusammen; ein Übriges aber wird wiederum die erstaunliche Schnelligkeit gethan haben, mit der auch jetzt Karl zur Stelle war, um weiteres Unheil abzuwenden. Und furchtbar fiel diesmal die Vergeltung aus, die der zürnende Herrscher an den rückfälligen Rebellen übte. Als er

bald nach dem Tage vom Süntelwald mit den rasch aufgebotenen fränkischen Mannschaften im Herzen von Sachsen stand, in der Gegend von Verden, wo die Aller in die Weser fällt, erging an die Grafen und Edlen des Landes, die ihn huldigend zu begrüßen und zu besänftigen herbeigeeilt waren, der Befehl, die an dem geübten Verrate Mitschuldigen zur Stelle zu schaffen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß Widukind, der allgemein als der eigentliche Urheber des Überfalls bezeichnet wurde, sich durch rechtzeitige Flucht wieder in Sicherheit gebracht hatte. Karls Verlangen scheint wörtlich erfüllt worden zu sein: in ganzen Scharen brachte man die Teilnehmer des Aufstandes in das Lager. Gewiß hatten sie nach dem Buchstaben des Gesetzes Leib und Leben verwirkt, und sie selbst würden sich nicht zu beklagen gehabt haben und hätten es in der Ordnung finden müssen, wenn diejenigen, die sich neben Widukind als Anstifter und Leiter besonders hervorgethan hatten, oder, falls eine besondere Verschuldung einzelner nicht erwiesen werden konnte, die Vornehmsten unter ihnen oder wie man sagt die Auswahl zu der traurigen Exekution treffen mochte, ihr eigenes und ihrer Genossen Vergehen mit dem Tode büßten. Aber selbst jener Zeit, die den Erwägungen der Menschlichkeit so wenig zugänglich war, mußte es als eine wahrhaft barbarische That erscheinen, wenn Karl jetzt eine Massenhinrichtung der ihm als schuldig ausgelieferten Sachsen verfügte und der Überlieferung nach 4500 Männer dem ruhmlosen Tode durch die Hand des Henkers preisgab. Mag die Zahl übertrieben sein, mag den meisten der vorgeführten Gefangenen selbst ein höherer Grad der Verschuldung haben nachgewiesen werden können, als wir anzunehmen geneigt sind, selbst wenn man die Leidenschaft als entschuldigendes Moment gelten läßt, welche der ihm zugefügte Verlust eines Heeres, naher Verwandter, ausgezeichneter Diener und Getreuer in dem heftigen Sinn Karls entfesseln mußte, — das Blutgericht zu Verden an der Aller wird allezeit ein trauriges Denkmal der Wildheit bleiben, die in jenen unreifen und dunklen Zeiten selbst einen hoch über allen Mitlebenden stehenden, genialen und dem Edelsten zugekehrten Herrschersinn sich selbst untreu machen und zu einem Rückfall in die bluttriefende Barbarei scheinbar längst überwundener Zeiten verleiten konnte.

Dem starren Entsetzen, das angesichts einer so beispiellosen Züchtigung die Sachsen anfangs gelähmt hatte, folgte ein Ausbruch leidenschaftlichster Wut, und weit über die Kreise hinaus, die an dem letzten Kampfe für die nationale Sache teilgenommen, sah man nun in allgemeiner offener Empörung den einzigen Ausweg, der noch Rettung hoffen ließ. Es hat nicht an solchen Sachsen gefehlt, welche, von der Aussichtslosigkeit des Widerstandes gegen die fränkische Übermacht überzeugt, ihren Frieden mit Karl gemacht hatten und in seinem Dienste für eine friedliche Hinüberleitung ihres Volkes und Landes in die neuen Verhältnisse gewirkt hatten. Manchen Gauen standen sächsische Grafen vor, und auch an solchen sächsischen Edelingen hat es nicht gefehlt, die, durch äußere Vorteile gewonnen, sich auf die Seite der Franken geschlagen hatten. Nach dem aber, was an der Aller geschehen, konnte selbst von diesen

Leuten keiner mehr seine vermittelnde Stellung zu behaupten wagen. Auf eine solche Wendung innerhalb des sächsischen Stammes dürfen wir aus der mächtig gesteigerten Leidenschaft schließen, mit der der Kampf gegen die fränkische Herrschaft alsbald erneut wurde und die sich während der nächsten Jahre in ungeminderter Heftigkeit behauptete. Nicht mehr einzelne Gaue oder Verbände von solchen, die, bald hier, bald dort sich erhebend, durch einen kleinen Krieg die Einbürgerung der fränkischen Herrschaft und des Christentums zu hindern suchen, greifen zu den Waffen: weitaus die Mehrheit des sächsischen Volkes, ja zeitweise nahezu die Gesamtheit desselben erhebt sich zu einem großen nationalen Kriege. Sie führt ihn nicht mehr in plötzlichen Überfällen, Raubzügen und Hinterhalten, zu denen sich die waffenfähigen Mannschaften bald dieser bald jener Gegend verbinden, um in den Sumpfniederungen und Waldbergen zu verschwinden, sobald ein größeres feindliches Heer erscheint oder gar der König selbst herbeieilt: zum erstenmale sehen wir die Sachsen jetzt zu großen Volksheeren zusammenströmen, die sich in geschlossenen Massen beieinander halten und selbst vor dem Wagnis einer Schlacht in offenem Felde nicht zurückschrecken. Einmütiger, zäher, wagemutiger als bisher hält sich der Widerstand der Sachsen jetzt auch länger als früher aufrecht und hat den König und den fränkischen Heerbann drei Jahre lang in Atem erhalten.

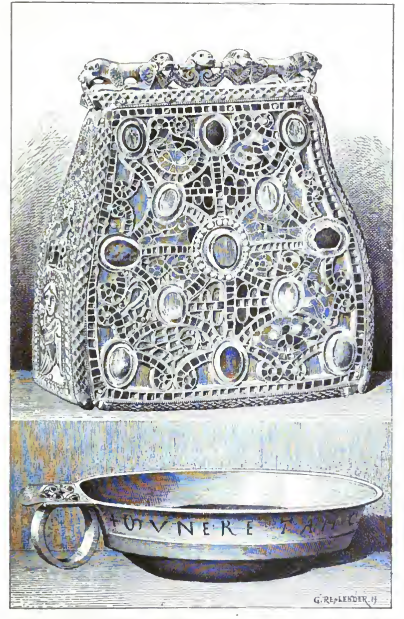
Solange Karl im Herzen Sachsens stand, hielt man freilich an sich: auch der Winter 782 auf 783 verging noch ruhig. Während desselben wird zwischen den einzelnen Teilen des sächsischen Stammes die allgemeine Erhebung des nächsten Frühjahrs vereinbart sein. Gewiß hatte auch daran Herzog Widukind Anteil. Die anfängliche Haltung der Sachsen läßt auf eine einheitliche Leitung schließen, die durch Einsetzen aller Kraft möglichst schnell eine große Entscheidung herbeizuführen trachtete. Denn als Karl 783, wie es scheint, ohne unterwegs auf ernsteren Widerstand zu stoßen, Westfalen durchzogen hatte und dann in der Richtung auf die obere Weser in Engern eindrang, stieß er da, wo die Höhen des Teutoburger Waldes und des Osning zur Abwehr eines feindlichen Angriffes besonders günstige Verhältnisse darbieten, auf das Heer der Aufständischen, die zum erstenmale eine geordnete Schlacht zu liefern wagten. In der Nähe von Detmold fand diese statt. Von ihrem Verlauf fehlt natürlich genauere Kunde; selbst von dem Ausgange können wir uns nur ein unbestimmtes Bild machen. Von einem Siege der Franken aber wird man kaum sprechen können: denn dieselben erlitten nicht nur beträchtliche Verluste, sondern wichen auch zunächst nach Paderborn zurück. Selbst wenn der Kampf bei Detmold unentschieden geblieben war, durften die Sachsen sich eines bedeutenden Erfolges rühmen: es war kein Geringes, dem Heerbann der Franken unter dem siegreichen König selbst sich in offener Feldschlacht gewachsen gezeigt zu haben, und die Kunde davon mußte weithin, auch außerhalb Sachsens, einen tiefen Eindruck hervorbringen. Für die Stellung Karls und die Herrschaft der Franken erwuchs daraus eine ernste Gefahr. Bei der Unfertigkeit und Unsicherheit der Zustände in den entlegenen Provinzen,

— namentlich den langobardischen Fürstentümern Italiens und an den Pyrenäen, — bei der auch im Innern des Reichs hier und da sich offenbarenden Unzufriedenheit und der sich eben damals erneuernden Spannung mit dem Bayernherzog Thassilo hätte auch schon das Ausbleiben des gewohnten raschen Erfolges in Sachsen für Karls Herrschaft eine Krisis herbeiführen können. Dem entsprach denn auch des Königs ungewöhnlich energisches Handeln. Wenige Tage nur gönnte er seinem Heere Ruhe; auch Verstärkungen wird er während derselben haben heranziehen können; dann brach er wieder auf und folgte entlang dem Zuge des Osning und des Teutoburger Waldes den Sachsen, die sich nach dem Kampfe bei Detmold etwas nordwärts gezogen hatten. An der Haase stellten sie sich ihm zum zweitenmale, erlitten nun aber eine Niederlage, welche nicht bloß die Kraft des Aufstandes brach, sondern auch den für die Herrschaft der Franken nachteiligen Eindruck völlig aufhob, den die Kunde von dem unentschiedenen Kampfe bei Detmold etwa hätte machen können. Zwei große Schlachten, in demselben Monate binnen wenigen Tagen mit schließlich siegreichem Ausgang geliefert, gaben einen Beweis von der ausdauernden Kraft Karls und seiner Franken, der nicht bloß in Sachsen eine tiefe Wirkung ausüben mußte.

Wie sie sich in den früheren Feldzügen gezeigt hatten, hätte man annehmen mögen, dem blutigen Tage an der Haase sei eine massenhafte Unterwerfung der Sachsen gefolgt. Daß der Charakter des Krieges seit dem Verdener Blutbade ein anderer geworden war, lehrte die Fortdauer des Widerstandes auch nach dem schwersten Schlage, den die Aufständischen bisher überhaupt erlitten hatten. Auch 784 erschien daher Karl wieder mit seinem Heere in Sachsen: Westfalen wurde mit Feuer und Schwert heimgesucht; ganz Engern ebenso zu züchtigen, machte die Ungunst des Sommers unmöglich, da durch anhaltenden Regen veranlaßte Überschwemmungen Karl an der Weser Halt zu machen nötigten. Er wandte sich deshalb gegen Ostfalen, das er bis zum Zusammenfluß von Saale und Elbe strafend durchzog. Aber auch in seinem Rücken war die Ruhe noch nicht völlig gesichert, denn sein Sohn Karl, der Westfalen decken sollte, hatte sich dort noch eines feindlichen Anfalles zu erwehren. Durch ununterbrochenen kriegerischen Zwang den Aufstand zu erdrücken, blieb Karl daher während des folgenden Winters in Sachsen. Der Erfolg blieb nicht aus: jedenfalls haben die Sachsen es nicht mehr gewagt, das Schlachtenglück zu versuchen und sich nur noch hinter deckenden Werken in einen Kampf mit den Franken eingelassen. So geschah es auch in dem Feldzug von 785, in dem Karl Engern bis zum Einfluß der Werra in die Weser durchstreifte, dort aber wiederum durch Wassersnot von weiterem Vordringen abgehalten wurde. Erst später konnte er auch das östliche Engern seine strafende Hand nochmals fühlen lassen. Um das Land dauernd selbst im Auge zu haben, entbot er die fränkischen Großen zu sich dorthin und hielt die übliche Reichsversammlung diesmal in Paderborn.

Der dreijährige Kampf und die zwei Jahre lang ununterbrochen an-

dauernde Okkupation und Verwüstung ihrer Heimat durch fränkische Heere hatte die Kraft der Sachsen doch gebrochen, ihr Widerstand ließ nach und die Zahl der Gaue mehrte sich, wo Edelinge und freie Landsassen, von der Hoffnungslosigkeit ferneren Kampfes überzeugt, sich dem christlichen Glauben und der fränkischen Herrschaft beugten. Auch die Entschlosseneren gaben die Sache ihrer Götter allmählich verloren; nur eine starke auswärtige Hilfe hätte noch Aussicht auf eine günstigere Wendung eröffnen können. Wo aber wäre solche damals zu hoffen gewesen? Die Unterstützung, welche die Friesen dem letzten Aufstand gewährt, hatte sein Schicksal nicht ändern können. Die Siege der Franken in den letzten Jahren konnten weder die Nordalbingier noch die Dänen, die Beschützer Widukinds, zu einem Unternehmen veranlassen, das die fränkische Macht auch gegen ihre Unabhängigkeit in das Feld rufen mußte. Einmütiger und kraftvoller als 783 war der Kampf für die Freiheit von den Sachsen niemals unternommen worden: nachdem er auch so gescheitert war, konnte jede Hoffnung auf einen besseren Erfolg in späteren Zeiten für ausgeschlossen gelten, und es stand nach den jüngsten Erfahrungen wohl zu befürchten, daß eine Verlängerung des Widerstandes für das Schicksal des Einzelnen sowohl wie des ganzen Landes nur noch traurigere Folgen haben würde. So siegte bei den Sachsen denn endlich der Wunsch nach Ruhe und Frieden, und selbst Widukind, der in die Lande jenseits der Elbe geflüchtet war, scheint sich solchen Erwägungen nicht mehr verschlossen zu haben. Denn nun konnte er nicht mehr darauf rechnen, seine Stammesgenossen noch einmal mit sich fortzureißen. Und Karl seinerseits ließ diese Sinnesänderung des alten Gegners nicht unbenutzt: durch die Vermittelung anderer sächsischer Edelinge knüpfte er mit Widukind an, lud ihn samt seinen Gefährten zu sich an den Hof und besiegte sein anfängliches Mißtrauen, indem er ihm sogar Geiseln für die unverbrüchliche Haltung des zugesagten sicheren Geleites stellte. Wirklich erschien Widukind und mit ihm sein Gefährte Abbio im Herbst 785 zu Attigny, in der Nähe von Reims, wohin der König sich nach der Rückkehr aus Sachsen begeben hatte, und erklärte sich zur Annahme des Christentums bereit. Karl selbst übernahm bei seiner Taufe Patenstelle und wird ihn wohl im übrigen durch möglichste Gunst und Gnade, namentlich durch die Rückgabe seines verfallen gewesenen Besitzes, zu versöhnen und an sich zu fesseln gesucht haben. Denn er zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß der Sachsenkrieg nun endgültig abgeschlossen sei: nachdem der gefeierte Vorkämpfer des sächsischen Heidentums sich dem Kreuze gebeugt hatte, war doch auch von seinem Volke ein Widerstreben gegen dasselbe nicht mehr zu erwarten. In diesem Sinne schickte Karl die frohe Botschaft von dem Taufakte zu Attigny an den römischen Bischof, der das Gelingen des großen Werkes der Sachsenbekehrung durch besondere kirchliche Danksagungen feiern sollte. Gingen die Erwartungen des Königs auch jetzt noch nicht ganz in Erfüllung und galt es, später noch einen neuen Rückfall der Sachsen in die alten Verirrungen zu strafen, so folgten doch zunächst zehn Jahre wohlthätigen Friedens, während deren



Tanfschale des Herzogs Widukind. Afrikanischer Jaspis in vergoldeter Bronzefassung; Inschrift, nielliert: Munere tam claro nos didat Africa raro. Soll im Grabe Widukinds gefunden sein.
Reliqniar, in Taschenform, mit Email nnd Zellenverglasung in Goldfassnng. Karolingische Arbeit des 8. Jahrhnnderts. — Beide Stücke sind nach der Tradition Taufgeschenke Karls des Großen an Herzog Widukind nnd von diesem dem von ihm gegründeten Stifte des heil Dionysius in Enger bei Herford (Westfalen) vermacht. (Jetzt im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.)

[illegible] Kultur [illegible] Wi[illegible]

[illegible] Jahre [illegible] bemaa[illegible]
[illegible] Einfluß auf die [illegible]
[illegible] sich selbst [illegible]
[illegible] notwendig [illegible]
[illegible] mente war es [illegible]
[illegible] Alten festgehalten, [illegible]
[illegible] den Mordversuch [illegible]
[illegible] eingekommen [illegible]
[illegible] wirkliche, sei es [illegible]
[illegible] te, mußte gerade jene [illegible]
[illegible] kann nicht wunder [illegible]men,
[illegible] nicht bloß allerlei [illegible]en
[illegible] treten, sondern e[illegible]
[illegible] Unzuver[illegible]
[illegible] oder zu [illegible]
[illegible] unruhigen [illegible]
[illegible] dem Hüter [illegible] dort[illegible]
[illegible] werden [illegible]
[illegible] 788 [illegible] einen Heerzug gegen [illegible]
[illegible] Was die [illegible]
[illegible] Zeit [illegible] und [illegible]
[illegible] streite, [illegible] haben [illegible]
[illegible] werden
[illegible] darüber leider nicht [illegible]
[illegible] etwa mit [illegible]
[illegible] damals [illegible] in Italien, [illegible]
[illegible]
[illegible]tet.
[illegible] Italien, wo er 782 [illegible]
[illegible] Teile [illegible]
[illegible] zum Herrn [illegible]
[illegible] von Ravenna [illegible]
[illegible] der [illegible] der Landsch[illegible] um [illegible]
[illegible] hatten sich namentlich [illegible]
[illegible] zu dem Herzogtum [illegible]
[illegible]
[illegible] dort [illegible], volle Unabhängigkeit [illegible]
Arichis war mit einer Tochter des entthronten De[illegible]
[illegible] also des Adelgis, der noch immer nicht [illegible]
[illegible], während jenseits der Alpen der Bayernherzog T[illegible]
[illegible] Beziehung stand. Da auch die Byzantiner noch [illegible]

EUROPA
im Zeitalter
KARLS DES GROSSEN

Maßstab 1:27 Mill.

F. A. Brockhaus Geogr. artist. Anstalt, Leipzig

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin

Mit Benutzung v. N°3 aus Spruner-Menkes Handatlas gez. v. H. Lullies

die in dem neu eroberten Lande gepflanzte Kultur einigermaßen Wurzel schlagen konnte.

Daß die beste Kraft des fränkischen Reiches drei Jahre nacheinander in Sachsen beschäftigt war, konnte nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse der minder gesicherten Grenzprovinzen bleiben, die teils sich selbst überlassen werden mußten, teils nur ungenügende oder gerade notdürftig ausreichende Deckung erhielten. Bei Karls durchaus persönlichem Regimente war es für das ganze Reich schon nicht unbedenklich, daß er, im Osten festgehalten, die anderen Gebiete so lange nicht besuchen konnte. Wo den Reichsverband zu lockern bemühte Sondergelüste sich regten, unruhiger Ehrgeiz emporzukommen trachtete oder heimlicher Groll für eine alte, sei es wirkliche, sei es vermeintliche Kränkung verspätete Rache zu nehmen strebte, mußte gerade jene Zeit zum Handeln besonders geeignet erscheinen, und es kann nicht wunder nehmen, wenn Karl nach dem Ende des Sachsenkrieges nicht bloß allerlei Gefahren abzuwenden eilen mußte, die von außen her drohten, sondern es auch im Reiche selbst eines strafferen Anziehens der Zügel bedurfte, um Unzuverlässigkeit, Aufsässigkeit und wohl noch Schlimmeres zu ersticken oder zu züchtigen.

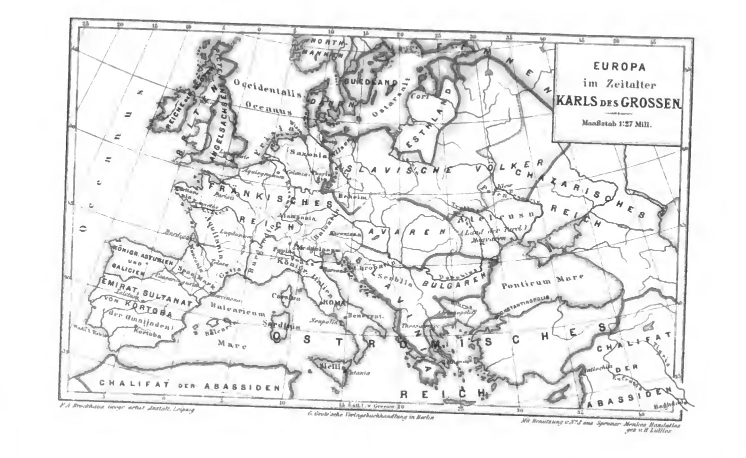
Im äußersten Westen des Reiches hatten die unruhigen keltischen Bewohner der meerumtosten Bretagne, die einst von dem Hüter der dortigen Mark, dem tapferen Roland, mit Strenge gebändigt worden waren, ihre räuberischen Einfälle erneut und mußten 788 durch einen Heerzug gezwungen werden, Geiseln zu stellen und Gehorsam zu schwören. Was die Verschwörung, die ein ostfränkischer Graf Hardrad um jene Zeit anzettelte und Karl durch Blendung und Verbannung an dem Schuldigen strafte, erstrebt haben mag und inwiefern sie als ein Symptom ernsterer Opposition gedeutet werden muß, läßt sich aus Einhards kurzer Angabe darüber leider nicht erkennen. Namentlich bleibt es unklar, ob dieser Vorgang etwa mit den Schwierigkeiten in Verbindung zu bringen ist, die Karl damals einerseits in Italien, andererseits in Bayern bereitet wurden. Doch hat wohl zwischen beiden Vorgängen ein gewisser innerer Zusammenhang obgewaltet.

Seit der letzten Anwesenheit Karls in Italien, wo er 782 Papst Hadrian auf sein wiederholtes Andringen in dem größten Teile der auf Grund der früheren Verheißung beanspruchten Gebiete zum Herrn gemacht hatte, — nämlich in dem römischen Ducat, dem Exarchat von Ravenna nebst der sogenannten Pentapolis, dann der Sabina, sowie der Landschaft um Kapua und einzelnen anderen kampanischen Orten — hatten sich namentlich die auch damals noch ungeordnet gebliebenen Beziehungen zu dem Herzogtum Benevent ungünstiger gestaltet, indem Arichis inmitten der widerstreitenden Gewalten, deren Einflüsse und Intrignen sich dort kreuzten, volle Unabhängigkeit wieder zu gewinnen strebte. Arichis war mit einer Tochter des entthronten Desiderius vermählt, ein Schwager also des Adelgis, der noch immer nicht auf seine Pläne verzichtet hatte, während jenseits der Alpen der Bayernherzog Thassilo zu ihm in der gleichen Beziehung stand. Da auch die Byzantiner noch einen


KARLS DES GROSSEN
SLAVISCHE VÖLKER
CHAZARISCHES REICH
GOTLAND
ANGELSACHSEN
FRÄNKISCHES
ABASGEN

[illegible] verpflanzte Kultur einigermaßen Wurzel

[illegible] en Reiches drei Jahre nacheinander [illegible]
[illegible] ohne Einfluß auf die Verhältnisse d[illegible]
[illegible] iben, die teils sich selbst überlassen [illegible]
[illegible] gerade notdürftig ausreichende [illegible]
[illegible] nischem Regimente war es für [illegible]
[illegible] er, im Osten festgehalten, die [illegible]
[illegible] konnte. Wo den Reichsverband zu [illegible]
[illegible] liger Ehrgeiz emporzukommen trachte[illegible]
[illegible], sei es wirklich, sei es vermeintlich
[illegible] en strebte, mußte gerade jene Zeit [illegible]
[illegible] en, und es kann nicht wunder nehmen, [illegible]
[illegible] Sachsenkriegs nicht bloß allerlei [illegible]
[illegible] außen her drohten, sondern es auch im
[illegible] es der Zügel bedurfte, um Unzuverlässigkeit,
[illegible] zu ersticken oder zu zügeln.
[illegible] etten die unruhigen [illegible]
[illegible] von dem Hüter der deutschen
[illegible] gebändigt worden waren, ihre
[illegible] herzogs 788 durch einen Heerzug gezwungen
[illegible] stellen [illegible] Gehorsam zu schwören. Was die Verschwörung,
[illegible] nach um jene Zeit anzettelte und Karl [illegible]
[illegible] strafte, erstrebt haben mag
[illegible] erwähnter Opposition gedeutet werden
[illegible] darüber leider nicht erfahren.
[illegible] etwa mit den Schwierigkeiten
[illegible] Karl damals einerseits in Italien, ander-
[illegible] Spanien. Doch hat wohl zwischen beiden Vorgängen
[illegible] Zusammenhang obgewaltet.
[illegible] Anwesenheit Karls in Italien, wo er 782 Papst Hadrian
[illegible] es Anfängen in dem größten Teile der auf Grund der
[illegible] ten Gebiete zum Herrn gemacht hatte, —
[illegible], dem Exarchat von Ravenna nebst der so-
[illegible] der [illegible], sowie der Landschaft um Rom und
[illegible] — hatten sich namentlich die auch
[illegible] Beziehungen zu dem Herzogtum Benevent
[illegible] der widerstreitenden [illegible],
[illegible] dort kreuzten, volle Unabhängigkeit wieder
[illegible] mit einer Tochter des entthronten Desiderius
[illegible] Adelgis, der noch immer nicht auf seine
[illegible] jenseits der Alpen der Bewunderung [illegible]
[illegible] stand. Da auch die Byzantiner noch einen


EUROPA
im Zeitalter
KARLS DES GROSSEN
Maßstab 1:27 Mill.
Occidentalis Oceanus
NORTHMANNEN
ANGELSACHSEN
SLAVISCHE VÖLKER
CHAZARISCHES REICH
FRÄNKISCHES REICH
AVAREN
BULGAREN
Pontieum Mare
Balearicum Mare
OSTRÖMISCHES REICH
CHALIFAT DER ABASSIDEN
KÖNIGR. ASTURIEN UND GALICIEN
EMIRAT, SULTANAT VON KORTOBA der Omnijaden
Saxonia
Aquitania
Sardinia
Corsica
Sicilia
ROMA
CONSTANTINOPOLIS
ESTHLAND
Beheim
Alamannia
F. A. Brockhaus Geogr. artist. Anstalt, Leipzig
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin
Mit Benutzung v. N°3 aus Spruner-Menkes Handatlas gez. v. H. Lullies

Rest ihres ehemaligen Besitzes in Unteritalien behaupteten, so entstand dort im Süden ein Zentrum für alle die Bestrebungen, die auf Schwächung oder Vernichtung der fränkischen Machtstellung in Italien gerichtet waren. Ein Versuch Karls, diese Dinge im Einverständnis mit dem byzantinischen Reiche zu ordnen, hat wohl als aussichtslos aufgegeben werden müssen: wenigstens wurde die Verlobung seiner Tochter Rotrud mit dem jugendlichen Kaiser Konstantin II., dem Sohne der Athenerin Irene, welche damals im Ostreiche herrschte und bei ihrem Eintreten für den Bilderdienst mit Rom und daher auch mit Karl freundschaftliche Verbindung zu suchen genötigt wurde, eben bei seiner damaligen Anwesenheit in Italien wieder gelöst. Der Bruch mit Byzanz stand demnach bevor. Gewiß war der Königssohn Adelgis an dieser kriegerischen Wendung beteiligt, der ja wohl im Falle des Gelingens den Hauptgewinn daraus zu ziehen hoffte, und sein Schwager Arichis, der zwar Karl in Rom huldigend hatte begrüßen lassen, ihm auch in Kapua durch Gesandte seine Unterwerfung erklärt, seinen Sohn Grimoald als Geisel gestellt und Tribut gezahlt und dadurch Erlaß des persönlichen Erscheinens erwirkt hatte, würde die geplante Erhebung, um derentwillen er schon mit den Byzantinern Frieden gemacht hatte, wohl eben jetzt ausgeführt haben, wäre er nicht noch im Sommer 787 durch den Tod abgerufen worden. Sein Sohn Grimoald, dem Karl auf Wunsch der Beneventaner die herzogliche Würde übertrug, verzichtete auf des Vaters Pläne und hielt dem Frankenkönig zunächst die Treue, und als dann 788 Adelgis und seine byzantinischen Verbündeten das Glück der Waffen versuchten, brachte er ihnen in Gemeinschaft mit Herzog Hildebrand von Spoleto und fränkischem Zuzug eine schwere Niederlage bei, infolge deren Desiderius' Sohn an den byzantinischen Hof zurückkehrte und alle Restaurationsgedanken aufgab. Aber die Erinnerung an sein tapferes Ringen für die Rechte seines Hauses ging nicht verloren: der letzte aus dem Stamme der langobardischen Könige lebte fort in Sage und Dichtung, die in ihm einen reckenhaften, riesenstarken, bis zur Tollkühnheit verwegenen Helden feierte, dessen sich glücklich erwehrt zu haben Karl mit noch hellerem Ruhme umstrahlte.

Gleich im Anfange seiner Regierung hatte Karl unter Vermittelung des Abtes Sturm von Fulda sich mit dem Bayernherzog Thassilo gütlich verständigt. Offenbar hat es sich dabei aber nicht um einen Frieden gehandelt, der alle Streitpunkte beglichen hätte, sondern um eine Art von Stillstand, bei dem beide Teile die Durchsetzung des jetzt nicht Erreichten sich für später vorbehielten, Karl die Beseitigung der dem Herzog vorläufig belassenen größeren Unabhängigkeit, Thassilo die vollständige und dauernde Lösung aus dem Verbande des fränkischen Reiches. Das unsichere Verhältnis wurde durch den Gegensatz nicht gebessert, in den beide Fürsten anläßlich der Scheidung Karls von seiner langobardischen Gemahlin, der Entthronung des Desiderius, der Kämpfe des Adelgis und der Zettelungen des Arichis von Benevent zu einander traten. Die Schwägerin, den Schwiegervater, den Schwager, den Neffen, einen

nach dem andern mußte Thassilo der karolingischen Politik zum Opfer fallen sehen. Anderseits gab ihm die mannigfache Beschäftigung Karls nach anderen Richtungen hin, insbesondere durch den Sachsenkrieg, während einer Reihe von Jahren volle Freiheit auf die dauernde Herstellung der Unabhängigkeit, die Bayern ehemals unter den Agilolfingern besessen hatte, planmäßig hinzuarbeiten. Thatsächlich brachte er es denn auch dahin, daß Karls Oberhoheit sich zu einem wesenlosen Schein verflüchtigte, der bei der ersten Gelegenheit vollends beseitigt werden konnte. Diese Gelegenheit nun, so scheint es, glaubte Thassilo gekommen, als 787 die Entwürfe des Adelgis, des Arichis und der Byzantiner zum Sturze der fränkischen Herrschaft in Italien ihrer Verwirklichung entgegengingen. Karls rechtzeitiges Erscheinen, seine kluge Mäßigung gegenüber dem zweideutigen Herzog von Benevent, dann dessen Tod und die ablehnende Haltung seines treu zu Karl stehenden Nachfolgers durchkreuzten die Pläne der Koalition. Da beschloß auch Thassilo einzulenken. Während Karls Anwesenheit in Rom erbat er die Vermittelung des Papstes. In einem seinen Plänen günstigen Sinne war diese damals aber nicht mehr möglich: nur um den Preis der Unterwerfung unter die schon halb beseitigte Hoheit des Frankenkönigs scheint die römische Kurie sich Thassilos haben annehmen zu wollen. Anderseits glaubte Karl, nachdem die in Italien drohende Gefahr beseitigt war, den Zeitpunkt zu einer Abrechnung mit dem übermütigen Agilolfinger gekommen: diesen einschränken hieß zugleich der günstigen Wendung der Dinge in Italien Bestand verleihen. Der Unterstützung der Kirche gewiß, die den Herzog für den Fall ferneren Ungehorsams mit dem Banne bedrohte, lud Karl diesen nach der Rückkehr aus Italien auf eine Reichsversammlung nach Worms vor, um sich auf die wider ihn erhobenen Anklagen zu verantworten, welche in ihrer Gesamtheit darauf hinausliefen, daß er sich des Bruches der Treue schuldig gemacht habe, die er als Vasall seinem Herrn zu halten verpflichtet gewesen. Thassilo fürchtete einen Gewaltstreich: er weigerte sich zu erscheinen und rüstete zu energischer Abwehr. Aber mit überwältigender Schnelligkeit brach Karl über ihn herein und warf ihn zu Boden, ehe er kriegsbereit war. Drei fränkische Heere überschritten die bayrischen Grenzen und drangen in das Land ein; zugleich scheint die Kirche ihre Drohung wahr gemacht und den Herzog mit dem Banne belegt zu haben; Abfall lichtete die Reihen seiner Streiter, noch bevor er das Glück der Waffen hatte versuchen können. Um Schlimmeres abzuwenden, beugte sich Thassilo und erklärte sich bereit, in den üblichen Formen in das Abhängigkeitsverhältnis zurückzukehren. Ende Oktober 787 erschien er vor Karl, der mit seinem Heere am Lech stand, und erneute den Eid als fränkischer Vasall.

Dieser Ausgang hat fast etwas Überraschendes: er widerspricht in seiner Glimpflichkeit der Schärfe, zu welcher der Gegensatz zwischen beiden Fürsten thatsächlich gediehen war. Thassilo war einem mit Übermacht ausgeführten Angriffe Karls erlegen: sicherlich hat er, als er demselben als Vasall huldigte, mit innerer Verbitterung bereits des Augenblickes gedacht, wo er die ihm jetzt

angelegten Bande wieder zerreißen würde. Und wenn Karl dem Treuschwur des Bayernherzogs scheinbar traute und nicht gleich Maßregeln ergriff, die ihn gegen den Bruch desselben sicher stellten, so genügt es zur Erklärung, daran zu erinnern, daß damals auch die unteritalisch-byzantinischen Beziehungen Karls noch kritische waren und durch ein überscharfes Vorgehen gegen Thassilo leicht nachteilig beeinflußt werden konnten. Aber die von beiden Teilen noch hinausgeschobene letzte Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Der Sieg der Herzöge von Benevent und Spoleto über die Byzantiner und deren Schützling Adelgis entband Karl von den Rücksichten, die er in der bayrischen Frage bisher hatte nehmen müssen, und Thassilo selbst bot ihm — wohl nicht unerwünschter Weise — die Handhabe, um das im Jahre zuvor nur halb Gethane schnell zu dem erstrebten Ende zu führen. Ohne Rücksicht auf die Geiseln, die er Karl hatte stellen müssen und unter denen sich auch sein Sohn Theodo befand, plante der Bayernherzog neuen Aufruhr und warb dazu um die Bundesgenossenschaft der ihm östlich benachbarten wilden Avaren, die in das Frankenreich einbrechen sollten. Selbst in den Augen ihm Wohlgeneigter heftete er dadurch seiner Sache einen unauslöschlichen Makel an und häufte Schuld auf Schuld. Wenn Karls Biograph Einhard des Herzogs Gemahlin, Desiderius' Tochter, zur Urheberin dieses verhängnisvollen Schrittes macht, weil sie immer noch getrachtet haben soll des Vaters Entthronung zu rächen, so wird man darin nur einen Beweis dafür sehen dürfen, wie auch nach der Auffassung der Zeitgenossen zwischen den italienischen Wirren und dem bayrisch-fränkischen Konflikt ein innerer Zusammenhang obwaltete. Aber es war für Thassilo bereits zu spät: hatte seine unklare und widerspruchsvolle Haltung, die Feind und Freund gleichmäßig entfremdete, seine Autorität in Bayern untergraben, so mußte das avarische Bündnis, das Land und Volk mit barbarischer Heimsuchung bedrohte, ihm vollends alle abwendig machen. In Bayern selbst war das Stammesbewußtsein und der Stammestrotz doch nicht stark genug, um dem Herzog zu solchen selbstmörderischen Unternehmungen zu folgen, die größere Übel mit sich bringen mußten, als von der fränkischen Herrschaft je zu gewärtigen waren. So erhob jetzt sein eigenes Volk wider den Herzog Klage wegen erneuten Treubruches. Thassilos Schicksal war damit entschieden. Karl lud ihn vor einen Reichstag nach der Pfalz zu Ingelheim: aber es scheint doch, als ob die gegen Thassilo erhobenen Beschuldigungen gerichtlich nicht haben erwiesen werden können, mag man auch moralisch von ihrer Begründung überzeugt gewesen sein. Eine ähnliche Halbheit der Entscheidung jedoch, wie sie das Jahr zuvor noch hatte zugelassen werden können, war jetzt ausgeschlossen: sie hätte dem Bayernherzog die Möglichkeit gegeben, die hochverräterischen Pläne, die er durch die Anknüpfung mit den Avaren eingeleitet hatte, wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. Den Herzog in seiner Stellung zu lassen, war für Karl unmöglich; was ihm jetzt nachgewiesen werden konnte, reichte aber nicht aus, um ein Urteil zu begründen, das ihn völlig unschädlich gemacht hätte. Das zu thun, war aber eine politische Notwendig-

keit, deren Vollzug man mit dem Schein eines gerichtlichen Verfahrens umgeben und durch das Gewicht eines feierlichen Richterspruches der Reichsversammlung beschönigen mochte, ohne daß das Wesen der Sache dadurch irgendwie geändert worden wäre. Denn nur die sehr notdürftige Beschönigung eines politischen Gewaltaktes war es, wenn die zu Ingelheim versammelten Großen Thassilo zum Tode verurteilten, weil er fünfundzwanzig Jahre früher, bei Pippins Feldzug in Aquitanien, ohne Erlaubnis mit den Seinen heimgekehrt war und sich dadurch des der Desertion gleichgeachteten Staatsverbrechens des „Herisliz" schuldig gemacht habe. Es mußte eben um jeden Preis ein Weg gefunden werden, um Herrschaft und Leben des Bayernherzogs in Karls Hand zu geben, wobei dieser noch die Möglichkeit hatte, durch Milderung des Spruches den Ruhm der Milde und Gnade zu gewinnen. Thassilos Bitte, sich in ein Kloster zurückziehen und dort sein Leben beschließen zu dürfen, wird wohl keine ganz freiwillige gewesen sein: um so bereitwilliger wurde sie gewährt. Wie einst die letzten Merowinger, so wurden nun auch die letzten Sprossen des Agilolfingerhauses der Abzeichen ihrer königlichen Herkunft, des langen Lockenhaares, beraubt (Juli 788). Thassilo und seine beiden Söhne, Theodo und Theodebert, legten die Kutten an und verschwanden als Mönche lebendig begraben hinter den Mauern eines Klosters. Die Herzogin Liudberta und ihre Töchter mußten sich ebenfalls Gott geloben.

Bayern aber wurde dem fränkischen Reiche einverleibt und stand, aller Sonderrechte beraubt, hinfort mit den übrigen Provinzen auf derselben Stufe. Die Verwaltung übergab Karl seinem Schwager Gerold, dem Bruder seiner 783 verstorbenen alemannischen Gemahlin Hildegard, wie es scheint jedoch so, daß er sie als eine einheitliche führte, ohne Verteilung des Landes unter ihm untergeordnete Grafen. Diese Abweichung von der üblichen Verwaltungsordnung sollte wohl den Übergang des Landes in die neuen Verhältnisse erleichtern. Aber so ganz glatt scheint die Sache doch nicht gegangen zu sein. Gewisse außerordentliche Vorgänge späterer Jahre lassen vermuten, daß in Bayern noch längere Zeit eine gewisse Gärung herrschte, die Unzufriedene oder auch Parteigänger der Agilolfinger zu benutzen versuchten. Berichtet doch Einhard, der für das Königshaus unliebsame Vorgänge gern unberührt läßt, Pippin, ein natürlicher Sohn Karls, ein Jüngling von schönem Antlitz, aber durch einen Höcker entstellt, sei, als er während des Avarenkrieges mit dem König in Bayern überwinterte, durch unzufriedene Große verleitet worden, an die Spitze einer Verschwörung zu treten, welche seine Erhebung zum König bezweckte. Um etwas anderes als eine Losreißung Bayerns kann es sich bei diesem Komplott, das 792 in Regensburg angezettelt wurde, doch kaum gehandelt haben. Natürlich wurde es entdeckt und vereitelt; Pippin wurde im Kloster Prüm zum Mönch geschoren. Man möchte es hiermit in Verbindung bringen, wenn Karl es noch zwei Jahre später (794) für nötig hielt, Thassilo aus der Stille seines Klosters noch einmal in die Öffentlichkeit treten zu lassen und zu einer Erklärung anzuhalten, welche alle die Bedenken niederschlagen sollte,

die gegen die Rechtmäßigkeit des 788 zu Ingelheim Geschehenen vorgebracht werden konnten, um die Legitimität der karolingischen Herrschaft in Bayern in Zweifel zu ziehen. Denn sicherlich nicht als ein Schritt ungewöhnlicher Selbsterniedrigung und der Erkenntnis begangenen schweren Unrechtes entsprungen ist es zu deuten, wenn Thassilo 794 vor einem zu Frankfurt um Karl versammelten Reichstage in der Mönchskutte erschien und Verzeihung für das Unrecht erbat, dessen er sich gegen die Franken und ihren König schuldig gemacht habe, alles, was man ihm gethan habe, aus ganzem Herzen vergessen und vergeben zu wollen erklärte und ausdrücklich und freiwillig allen Ansprüchen entsagte, die ihm und den Seinen auf das bayrische Herzogtum oder die agilolfingischen Hausgüter irgendwie zustehen könnten. Man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, diese Erklärung Thassilos, die jeder Opposition gegen die karolingische Herrschaft in Bayern den Boden entzog, sei einerseits von Karl veranlaßt, anderseits aber dem gefangenen Herzog durch die strenge klösterliche Zucht abgenötigt worden, die man gegen den Mönch ja nicht bloß aus kirchlichen Gründen zu verhängen in der Lage war. Hinfort verlautet nichts mehr von bayrischen Hoffnungen auf Herstellung der Unabhängigkeit.

Eine Folge von Thassilos Entsetzung war für Karl der Krieg gegen die Avaren, die jener zu Hilfe gerufen hatte. Er konnte zunächst nur defensiver Natur sein: es galt die südöstlichen Grenzlande gegen die räuberischen Scharen zu sichern, welche das einst von den Hunnen innegehabte Gebiet von der mittleren Donau bis hinüber zum Schwarzen und Kaspischen Meere besetzt hatten und, in zahlreiche Stämme unter eigenen Häuptlingen geteilt und durch einen obersten Fürsten nur locker zusammengehalten, mit ihren leicht beweglichen Reitergeschwadern gelegentlich weithin Verwüstung und Schrecken trugen. Unter Gerolds Führung wehrten die Bayern ihren Einfall 788 ab. Als sie dann einen fränkischen Angriff zu fürchten hatten, unterhandelten die Avaren: eine Gesandtschaft erschien 790 vor dem Könige; doch trennte man sich unverglichen und Karl trat 791 seinen ersten großen Feldzug gegen die neuen Feinde an. Während der Heerbann der Langobarden unter König Pippin von Süden her in ihr Land eindrang und eines der von kreisrunden Erdwerken umgebenen Lager erstürmte, zog Karl mit dem Hauptheere die Donau abwärts und schlug an dem Einfluß der Raab ein gewaltiges Lager auf. Da gleichzeitig ein drittes fränkisches Heer, dem die Mannschaften aus Thüringen, Friesland und Sachsen zugeteilt waren, von Norden her durch Böhmen in ihr Land einbrach, so zogen sich die Avaren scheu in das Innere ihrer unwegsamen Steppen zurück. Was Karl während eines beinahe zweimonatlichen Aufenthaltes von dem Lande und dem Volke der Avaren kennen lernte, überzeugte ihn, so scheint es, daß auf diesem Wege ein Erfolg nicht zu erreichen sei, daß es vielmehr auch hier auf gewaltsame Ausbreitung der christlichen Kultur ankomme, um diese wilden Reiterstämme allmählich zu seßhaftem Leben und friedlicher Thätigkeit hinüberzuführen: dann erst war auch für die fränkischen Grenzlande nichts mehr zu fürchten. Bereits für das Jahr 793 plante

er demgemäß einen neuen Zug gegen die Avaren. In Regensburg brachte man die zur Herstellung einer Schiffbrücke nötigen Fahrzeuge und Gerätschaften zusammen, damit das Heer an der Verfolgung der Feinde nicht durch die zahlreichen Flüsse aufgehalten würde. Um jene Zeit und in Verbindung mit diesen Plänen entstand auch zuerst der Gedanke, durch Herstellung eines schiffbaren Grabens von der in die Donau fallenden Altmühl nach der schwäbischen Rezat, von der man dann auf der Rednitz in den Main gelangen konnte, eine Wasserstraße von dem Rhein zur Donau zu schaffen, welche die südöstliche Grenzmark mit dem an Hilfsmitteln aller Art reichen Herzlande des Reiches verband und auch militärisch die größten Vorteile verhieß. Der Entwurf, der begreiflicherweise das Staunen der Zeitgenossen erregte, ist nicht zur Ausführung gekommen, jedenfalls nicht zum Abschluß gebracht worden, was nicht sowohl den für jene Zeit beinahe unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten zuzuschreiben sein dürfte, als vielmehr durch den Gang veranlaßt sein wird, den der Avarenkrieg in den folgenden Jahren nahm.

Karl selbst nämlich ist gegen diesen Feind nicht wieder zu Felde gezogen. Zunächst war es der unerwartete Ausbruch eines neuen sächsischen Aufstandes, welcher ihn an der für 793 geplanten Invasion in das Avarenland hinderte. Auch die folgenden Jahre nahmen ihn andere Sorgen in Anspruch. So überließ er die Fortsetzung dieses Krieges seinem Sohne, König Pippin, welcher durch wiederholte Feldzüge das Land zwischen Enns und Raab für die Franken gewann und als Grenzmark einrichtete, außerdem aber durch mehrfaches Eindringen tief in das Innere ihres Landes die Avaren einschüchterte und schließlich durch einen kühnen Vorstoß ihren Hauptring zwischen Donau und Theiß erstürmte und zerstörte. Einen besondern Reiz erhielten diese avarischen Expeditionen für die Franken durch die reiche Beute an Kostbarkeiten aller Art, die sie davon heimbrachten. Noch niemals hatten sie ähnliche Schätze beieinander gesehen, wie sie hier in den avarischen Ringen aufgehäuft fanden, wohin das räuberische Volk seit Menschenaltern zusammengeschleppt hatte, was ihm auf seinen Plünderungszügen durch reiche Kulturlande an Gold und Silber und an herrlichem Gerät aller Art zugefallen war. Einen Teil dieser Schätze sandte Karl nach Rom, um auch die Kirche, deren Herrschaft auszubreiten auch dieses Krieges Zweck war, die neuen Triumphe mitgenießen zu lassen. Ernsten Widerstand, in größeren Heeresmassen zusammengeschart, haben, soweit unsere Kunde reicht, die Avaren auch in der Folgezeit nicht versucht; der ohnehin nur lockere Zusammenhang des Volkes wurde durch den unglücklichen Kampf gegen die Franken vollends erschüttert. Einzelne Häuptlinge machten mit dem Eroberer ihren Frieden und beugten sich auch dem Christentum. Zwischen anderen brachen Streitigkeiten aus, in denen sich einzelne Stämme gegenseitig aufrieben. Die regelmäßige Wiederholung der fränkischen Invasionen richtete nicht bloß das Land allmählich zu Grunde, sondern vernichtete schließlich auch das Volk, und nach einem achtjährigen Krieg konnte die Ostmark an der Raab als gesichert gelten, weil das an ihr liegende Land

entvölkert war und sogar da, wo einst der gewaltige Ring des Großchans gestanden, nicht mehr die Spur einer menschlichen Wohnung sich fand. Aber auch hier entfalteten sich, dank der weitblickenden Fürsorge Karls und seiner genialen Begabung für kirchliche und administrative Organisation, bald die lebensfähigen Keime einer neuen und höheren Kultur, die auf die Ostmark gestützt ihren segensreichen Einfluß in kurzer Zeit weithin nach dem Südosten erstreckte und schließlich den westlichsten Ausläufern der byzantinischen Kultur die Hand reichte. Wenn Einhard den Avarenkrieg mit dem langjährigen Ringen gegen die Sachsen auf eine Stufe stellt, so kann er dabei füglich weder beider Dauer noch die Energie des Widerstands im Auge gehabt haben, sondern wird mehr an den Umfang des den Einwirkungen der fränkischen Kultur erschlossenen Landes und die von beiden ausgehenden großartigen kulturgeschichtlichen Folgen gedacht haben. Ein Volks- und Religionskrieg, wie der sächsische schließlich geworden, war zwischen Franken und Avaren doch nicht geführt worden; dazu hat es den Avaren an dem einheitlichen Volkstum und dem ein solches nährenden und stärkenden Glaubenseifer gefehlt.

Ganz anders lagen die Dinge auch damals noch bei den Sachsen. Die Jahre der Ruhe, welche der blutigen Niederkämpfung des letzten allgemeinen Aufstandes gefolgt waren, hatten die Sachsen noch immer nicht völlig mit ihrem Schicksale versöhnt. Äußerlich hatte die Christianisierung gewiß Fortschritte gemacht; innerlich aber stand die große Menge dem Christengott und seinen Priestern gleich fremd und feindlich gegenüber, und die Sehnsucht nach der alten Ordnung wurde um so lebhafter, je mehr man den König in weiter Ferne beschäftigt glaubte und vor seinem plötzlichen Erscheinen sicher zu sein wähnte. Mit dem Avarenkrieg schien daher ein günstiger Zeitpunkt gekommen; die gewaltigen Vorbereitungen zur Fortführung desselben für das Jahr 793 konnten bei den Sachsen wohl die Vorstellung erzeugen, als ob die ganze Kraft des Reiches dort im fernen Südosten gebunden sei. Vielleicht hatten sie auch Kunde von Unfällen, die im Südwesten die Franken betroffen hatten, wo die Araber bald darauf wieder einmal im Norden der Pyrenäen erschienen und bis Narbonne kamen: kurz, im Hochsommer 793 gab der Überfall einer die Elbe hinabfahrenden fränkischen Abteilung das Signal zum Aufruhr, der auch in diesem Falle mit anderen Feinden Karls — auch die Avaren werden als solche genannt — vorbereitet gewesen zu sein scheint, wie sich ihm auch einige Gaue der Friesen anschlossen. Und wieder riß der an einer Stelle gegebene Anstoß auch solche Gaue mit, die ohne ihn ruhig im Gehorsam verharrt haben würden. Insbesondere scheint der Druck des fränkischen Heerdienstes die Unzufriedenheit gesteigert zu haben, und einmal entfesselt machte die Erbitterung des Volkes nicht so leicht wieder Halt, sondern suchte mit dem Anlaß der besonderen Klagen zugleich den letzten Grund derselben zu Fall zu bringen und die fränkische Herrschaft abzuwerfen. Die Empörung war bald eine allgemeine: noch einmal mußten die christlichen Priester durch eilige Flucht sich den mordgierigen Händen der rückfälligen Heiden zu entziehen suchen, und

die neu erstandenen Kirchen und Kapellen gingen wiederum in Flammen auf. Karl scheint wirklich überrascht worden und die Berechnung der Sachsen insofern zugetroffen zu sein, als der König in dem laufenden Jahre 793 nichts Ernstliches mehr gegen den Aufruhr unternehmen konnte. Erst 794 drangen zwei fränkische Heere in Sachsen ein, das eine von Karl selbst, das andere von seinem gleichnamigen Sohne geführt, und nötigten die Aufrührer, die nach dem südlich von Paderborn gelegenen Sendfelde zusammengelaufen waren, zu neuer Unterwerfung. In Ostfalen dagegen behauptete sich die Empörung noch: zu ihrer Bewältigung bot Karl für den Sommer 795 die ihm seit längerer Zeit verbündeten Abodriten auf, die jenseits der Elbe, im späteren Mecklenburg saßen, damit sie die Sachsen vom Rücken her angreifen sollten. Das geschah denn auch, aber die beabsichtigte Vereinigung mit Karl, der 795 bis in den Bardengau vordrang und bei dem vielleicht damals schon als Handelsplatz wichtigen Bardewiek lagerte, kam nicht zu stande, weil die Abodriten in einem Gefecht beim Übergang über die Elbe ihren Fürsten verloren. Als Karl nach harter Verwüstung des Landes den Rückmarsch antrat, führte er etwa 7000 Sachsen mit sich, um sie im Innern des Frankenreichs anzusiedeln, wo sie inmitten der alten Bevölkerung ihre besondere Stammesart bald einbüßten und die alte Freiheit und die alten Götter allmählich vergessen mußten. Statt ihrer zogen zahlreiche fränkische Kolonisten in die halb entvölkerten Gaue und bahnten eine allmähliche Verschmelzung von Sachsen und Franken an, indem sie Frauen aus den Töchtern des Landes nahmen. Die gleichen Vorgänge wiederholten sich in den folgenden Jahren, in denen Karl sengend und brennend bis in die friesischen Gaue an der Nordsee vordrang. Die Widerstandskraft der Sachsen schien endlich gebrochen, von allen Seiten strömten sie nach dem Lager des Königs, unterwarfen sich und stellten die in großer Zahl verlangten Geiseln. Was 795 im Bardengau zuerst in beschränktem Maße begonnen hatte, fand jetzt seine Fortsetzung im größten Stil: immer der dritte Mann mußte sich von der heimatlichen Scholle lösen und mit Weib und Kind westwärts ziehen, um inmitten der Franken angesiedelt zu werden, von denen der nötige Ersatz in die leer gewordenen Plätze gesandt wurde.

Die neue Unterwerfung West- und Ostfalens und Engerns fand ihren Ausdruck, indem die Großen dieser Landschaften auf dem Reichstage erschienen, den Karl Ende Oktober 797 zu Aachen versammelte. Unter ihrer Mitwirkung wurde dort ein Kapitular erlassen, das durch Einführung der in Franken üblichen Strafgeldsätze für die Verletzung des Königsfriedens den ersten Schritt zur Beseitigung des altsächsischen Landrechts that, anderseits aber auch manche von den drakonischen Bestimmungen des Jahres 782 außer Wirksamkeit setzte. Dennoch schwebte nach wie vor über allen Sachsen, die im Heidentum beharrten, die Schärfe des Schwertes, sie galten für dem Tode verfallen, sollten aber vom König begnadigt werden dürfen, wenn sie sich taufen und mit den Ihrigen in anderen Teilen des Reiches ansiedeln ließen. Die Durchführung

dieses einfachen, aber harten Satzes wird schon im nächsten Winter, den Karl mit Heeresmacht in Sachsen zubrachte, energisch in Angriff genommen sein. Ihr schließliches Ergebnis konnte nur der Untergang des sächsischen Volkstums sein, abgesehen von den unmenschlichen Härten, die in einzelnen Fällen dabei geübt wurden und vielleicht geübt werden mußten. Wie mancher Sachse wird da, vor die Wahl gestellt zwischen Deportation in die Fremde und dem Heldentod auf heimischer Erde, sich für letzteren entschieden haben. In Nordalbingien zuerst kam es so zu einem Aufstand, der königliche Beamte das Leben kostete; auf die Nachricht davon erhob man sich auch in Ostfalen und Engern. Alsbald stand Karl wiederum inmitten der abgefallenen Gaue, die mit Feuer und Schwert gezüchtigt wurden. Neue Scharen von zur Deportation verdammten Sachsen traten den traurigen Weg nach dem Westen an. Im Widerstande verharrten noch die Nordalbingier jenseits der Elbe: gegen sie bot Karl wiederum die slawischen Abodriten auf, die ihnen gemeinsam mit fränkischen Scharen in der Gegend des heutigen Kiel eine Niederlage beibrachten. Die letzten Zuckungen des Aufstandes zu bewältigen, erschien Karl 799 mit erdrückender Übermacht: selbst aus dem fernen Aquitanien hatte König Ludwig ihm Verstärkungen zuführen müssen. Während sein Sohn Karl weiter nach dem Nordosten zog und die Nordalbingier unterwarf, ordnete Karl von Paderborn aus das Land in der nunmehr seit Jahren beobachteten Weise, die unter dem Schein einer gewissen Milde alle Verdächtigen entfernte und durch fränkische Einwanderer ersetzte. Es wird hinter der Wirklichkeit wohl noch zurückbleiben, wenn Einhard die Zahl der in die Fremde geführten sächsischen Familien auf 10000 veranschlagt. Die Erschöpfung, die ein dreißigjähriges Ringen gegen die Fremdherrschaft notwendig zur Folge hatte, die Untermischung mit den immer zahlreicher zuströmenden fränkischen Einsiedlern, die mit kampfgeübten Besatzungen belegten Burgen und die bedrohliche Nachbarschaft der Abodriten und anderer mit Karl befreundeter slawischer Stämme, die auf den ersten Wink des Königs ihnen in Flanke und Rücken zu fallen bereit waren, mußten den Sachsen jede Lust zu einem neuen Aufstand benehmen und zwangen sie zu resignierter Unterwerfung unter das Unvermeidliche: nur ganz vereinzelt hat sich in der Folge noch einmal ein Gau erhoben; das Land blieb ruhig und Frankenherrschaft und Christentum schlugen feste Wurzel in dem spröden Boden, der mit Strömen Bluts zu ihrer Aufnahme bereitet worden war.

Aber noch mußten Menschenalter vergehen, ehe die Sachsen sich mit ihrem Schicksal aussöhnten. Der Gegensatz war zu alt und tief, der Konflikt zu gewaltsam gewesen, als daß sie in dem, was ihnen geschehen, etwas anderes als eine recht- und zwecklose Gewaltthat hätten sehen sollen, durch die unruhige Eroberungslust ihre Befriedigung gesucht. Fügten sie sich äußerlich dem starken Willen, der sie mit eiserner Energie unter sich gebeugt hatte, so hielten sie doch in der Stille ihres Herzens die Erinnerungen an die glorreiche Zeit der alten Freiheit fest und als einen kostbaren Schatz hoch und

heilig. Gewöhnten sie sich auch schnell genug den Anforderungen des neuen Glaubens äußerlich nachzukommen, so pflegten sie im geheimen doch auch die von den Vätern her überkommenen altheidnischen Vorstellungen und gewährten ihren entthronten Göttern in der Sitte und dem Brauche des Hauses mehr Einfluß, als sie ihren Priestern ungestraft hätten eingestehen dürfen. Erstanden auch in ihrem Lande nun allenthalben Kirchen und Klöster, in denen bald auch sächsische Jünglinge zu Dienern des Evangeliums gebildet wurden, so nahm der sächsische Stamm im ganzen doch noch lange Zeit so gut wie keinen Anteil an dem reichen geistigen Leben, das, von Karl dem Großen und den Seinen ausgehend, das von dem Römertum Unvergängliche mit der zu so großen Dingen berufenen jugendfrischen germanischen Kraft vereinigte und zur Grundlage einer neuen, zukunftsreichen Kultur machte. Trotz der Einführung der fränkischen Verwaltung bewahrte Sachsen auch in seinen politischen und den sozialen Verhältnissen noch viel von seinen eigenartigen Einrichtungen, blieb, von allem Fremden so gut wie unberührt, im wesentlichen altgermanisch, urdeutsch und insofern trotz der Zugehörigkeit zum fränkischen Reiche eine Welt für sich und bewahrte sich so für den Augenblick auf, wo es altgermanischer, urdeutscher Kraft bedurfte, um die durch die ungesunde Vermischung mit dem überlebten Römertum entnervte germanische Welt, die sich selbst zu verlieren in Gefahr stand, aufzurütteln, kräftig zusammenzufassen und fast gegen ihren Willen auf Jahrhunderte zur Leiterin der romanisch-germanischen Welt zu machen. Unbewußt folgten aber auch Karl und seine Franken einem weltgeschichtlichen Zuge, wenn sie, nicht entmutigt durch die Mühen und Gefahren eines beinahe dreißigjährigen Krieges, nicht ruhten und nicht rasteten, bis die starren Nacken der Sachsen dem Christentum und ihrer Hoheit gebeugt waren. Denn nun erst waren alle deutschen Stämme zu einer großen politischen Einheit verbunden, nun erst die Spaltungen und Gegensätze unschädlich gemacht, welche das Zeitalter der Wanderungen mit seinen Wechselfällen hervorgebracht hatte. Nun erst waren die Deutschen stark genug, um gegenüber dem Einfluß der überlegenen römischen und christlichen Kultur trotz der bereitwilligen Aufnahme derselben ihre nationale Eigenart in Sitte und Sprache, in Staat und Recht als ein unveräußerliches Gut zu bewahren. Die Sachsen insbesondere fanden darin eine unversiegliche Quelle für die Kraft, deren sie bedurften, um sich der von Osten vordringenden slawischen Völkerschaften zu erwehren, und nicht bloß das, sondern auch in einem Jahrhunderte lang fast ununterbrochen geführten Kampfe diese begehrlichen Feinde weiter und weiter zurückzudrängen und ähnlich, wie es ihnen selbst dereinst durch den großen Frankenkönig geschehen war, unter die Segnungen des Christentums und der deutschen Kultur zu zwingen.

Zweites Kapitel.

Die Erneuerung des abendländischen Kaisertums durch Karl den Großen.

800—814.

Überblickt man die Kriege, die Karl der Große in den ersten drei Jahrzehnten seiner Regierung geführt hat, so scheiden sie sich nach Anlaß und Charakter in zwei Gruppen: bei den einen überwiegt der politische Zug, die anderen kennzeichnen sich als Glaubenskriege. In Aquitanien, in Langobardien und in Bayern handelte es sich um bestimmte politische Ziele, die mit den großen kirchlichen Gegensätzen und den in ihnen wurzelnden kulturhistorischen Problemen nichts gemein hatten. Dagegen galt es in dem Ringen mit den Sachsen, in den Grenzkämpfen gegen die Araber in der Pyrenäenhalbinsel und den Raubzügen gegen die Avaren an Donau und Theiß nicht bloß Sicherung und Erweiterung des fränkischen Gebietes, sondern zugleich auch die Ausbreitung des Christentums oder doch die Minderung des Heidentums und damit eine Ausdehnung der Machtsphäre der christlichen Kultur. Wirkten demgemäß jene Kriege in ihren Erfolgen vornehmlich auf die inneren Verhältnisse und den fortschreitenden Ausbau des fränkischen Reiches, so haben diese namentlich seine Stellung zu den anderen Nationen gewandelt und seine Bedeutung für die Gesamtordnung des Abendlandes gehoben. Die in Aquitanien, in dem Langobardenreich und Bayern befolgte fränkische Politik erweiterte und erhöhte sich gegenüber Sachsen, Arabern und Avaren zu einer allgemein christlichen, ohne daß sie darum aufgehört hätte eine karolingische zu sein. Die Unternehmungen im Dienste der ersteren kamen denn auch mit der Erreichung des erstrebten Zieles zum Abschluß und führten zu neuen politischen Organisationen. In der Natur jener lag es, daß sie auch im Erfolge nur den Antrieb zu neuen Entwürfen gewährten und das Gewonnene die Basis wurde für noch weiter hinausgreifende Bestrebungen derselben Art, die Karl und seine Franken mehr und mehr als die berufenen Vorkämpfer des Christentums und seiner Kultur erscheinen ließen.

Im Südwesten war Karl damit zunächst nicht glücklich gewesen. Sein Zug über die Pyrenäen 778 hatte der arabischen Macht nicht Einhalt gethan: sein Schützling Ibn al Arabi war dem Kalifen Abderrahman von Cordova erlegen und Aquitanien erwehrte sich nur mühsam des gefährlichen Feindes. In wechselvollen Kämpfen scheint dort jahraus jahrein ein erbitterter kleiner

Krieg geführt zu sein, welcher die für die Bevölkerung auch in der Folgezeit noch so charakteristische Mischung wilder Ritterlichkeit und begeisterten Glaubenseifers hervorbrachte und reicheren Gewinn als für die Geschichte für die Sage und Dichtung der beiden feindlichen Völker ergeben hat. Allmählich aber faßten die Franken doch im Süden der Pyrenäen festen Fuß, zuerst 785 in Gerona, dann in Urgel. Aber sie konnten den Arabern den Weg nach dem Norden noch nicht ganz verlegen, und noch 793, um dieselbe Zeit, da die Sachsen wiederum zu den Waffen griffen, drangen diese bis gegen Narbonne hin vor und brachten dem tapferen Grafen Wilhelm in der Gegend von Carcassonne eine Niederlage bei. Erst diese üble Erfahrung veranlaßte eine planmäßigere Gestaltung des fränkischen Verteidigungssystems nach jener Seite hin. 795 wurde die spanische Mark errichtet, welche den Südostfuß der Pyrenäen decken und den Feinden den bequemsten Weg nach Aquitanien verlegen sollte. Ursprünglich, wie es scheint, durch den Lauf der Ter begrenzt, wo Gerona seit zehn Jahren gewonnen war, griff sie über Vich und Cardona nach Westen hinüber, so daß sie die Berglandschaft am oberen Laufe des Llobegrat umfaßte und von dort zum Thal des Segre mit dem festen Urgel ging, um dann die vom Ebro durchflossene aragonische Ebene an ihrem Nordrande bis nach Pampelona und dem Baskenlande zu begleiten. Hinfort wurde der Krieg gegen die Araber mit größerem Nachdruck geführt, um die Grenze der Mark weiter nach Süden zu schieben und die Ebrolinie zu erreichen. 797 fiel bereits Barcelona vorübergehend in die Hände der Franken, die nun auch nach den balearischen Inseln hinübersetzten und 798 Majorca den arabischen Seeräubern entrissen. Gleichzeitig bedrohten sie durch die Eroberung von Huesca das Zentrum der sarazenischen Position am Ebro, das prächtige Saragossa. Auch dessen Gewinnung schien ihnen beschieden zu sein, denn mit dem Kalifen Hakem verfeindet, sann der Emir von Saragossa, Bahlul, auf Abfall und erbat die Hilfe der Franken. Mit beträchtlicher Streitmacht rückte 800 König Ludwig ins Feld. Unter schwerer Verwüstung des Landes nahm und zerstörte er Lerida, hatte aber mit dem Angriff auf das tapfer verteidigte Barcelona keinen Erfolg.

Wohl aber drang die Kunde von dem neuen mächtigen Feinde, der der omejadischen Herrschaft über Spanien in dem Frankenreiche erstanden war, auch hinüber in das ferne Morgenland, wo die in Bagdad thronenden Abbasiden die allein berechtigten Nachfolger des Propheten sein wollten und aus politischen sowohl wie religiösen Gründen die Kalifen von Cordova als rechtlose Usurpatoren verwarfen. Sie erblickten in Karl einen natürlichen Verbündeten, seine Freundschaft erschien um so wertvoller, als beide Mächte auch durch den Gegensatz zu dem byzantinischen Reiche aufeinander angewiesen waren. Als daher um jene Zeit der glänzendste Träger der Abbasidenherrschaft, der als weiser und milder Regent gefeierte Harun al Raschid, die Abordnung einer Gesandtschaft vorbereitete, welche den Frankenkönig begrüßen und durch Überbringung kostbarer Geschenke ehren sollte, da war Karl bereits thatsächlich anerkannt als

der berufene Vertreter der gesamten abendländischen Christenheit in Krieg und Frieden.

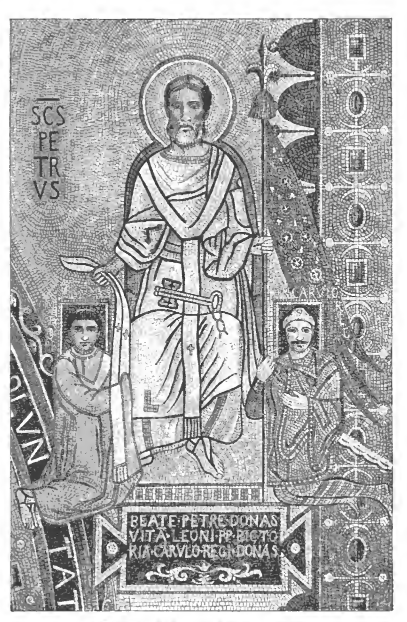
Politischer und zugleich kirchlicher Natur waren Karls Kämpfe in Mittel- und Unteritalien, mit den langobardischen Herzögen und den Byzantinern: sie wurden wichtig für die Fortbildung seines Verhältnisses zu dem römischen Bistum und führten endlich zur Erneuerung des römischen Kaisertums, welche das neue romanisch-germanische Weltreich krönte und nach der einen Seite den Abschluß der Jahrhunderte dauernden Völkerbewegungen bezeichnet, nach der anderen die Grundlage für die weitere Gestaltung der abendländischen Welt gegeben hat.

Gegen Ende des Jahres 795, um die Zeit, da der neue Sachsenaufstand eben erlag, war Papst Hadrian I. gestorben. Bei aller Ehrfurcht, die er dem Beschützer der Kirche erwies, hatte er doch während seines langen Pontifikats unablässig gestrebt, seine Selbständigkeit zu wahren und dadurch endgültig zu sichern, daß er die einst der Kirche verheißenen Städte und Landschaften wirklich in deren Besitz brachte und so den Kirchenstaat konstituierte. Gleichzeitig bemühte er sich auch, in den wirklich an die Kirche gekommenen Gebieten die Oberhoheit des fränkischen Königs möglichst vergessen zu machen und die ihr entspringenden Rechte für sich zu gewinnen. Das ergab mehrfache Verstimmungen zwischen Papst und König, die zwar nicht zu ernsteren Konflikten führten, aber doch bereits dem Keime nach den prinzipiellen Gegensatz enthielten, der nachmals Papsttum und Kaisertum verfeindete. Nur konnte die Kirche damals des starken Schutzes noch nicht entbehren, den sie beim Frankenreiche fand, besonders im Hinblick auf die Unzuverlässigkeit der benachbarten langobardischen Herzogtümer. Auch Grimoald von Benevent hatte die anfangs gewahrte Treue später gebrochen, aber der Zug, den in des Vaters Auftrag die Könige Pippin und Ludwig 791 wider ihn unternommen, war ohne Erfolg geblieben.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Bemühen des Papstes, seine weltliche Herrschaft von dem Frankenkönige unabhängig zu machen, bildet des letzteren Versuch, die Stellung eines Schutz- und Schirmherrn der Kirche, die sich zunächst doch nur auf deren weltliche Verhältnisse bezog, auch in betreff eigentlich kirchlicher, ja sogar dogmatischer Fragen zur Anerkennung zu bringen oder vielmehr einfach so, als ob sie auch da unangefochten gelte, auszuüben. Das that er, indem er zwei spanische Bischöfe, welche durch ketzerische Lehrmeinungen Anstoß erregt hatten, vor Synoden seiner fränkischen Bischöfe zur Rechenschaft zog, den als sein Unterthan auch erschienenen Felix von Urgel zum Widerruf anhielt und zur Wiederholung desselben dann nach Rom schickte. Selbst in der Frage der Bilderverehrung gab Karl 794 zu Frankfurt mit den um ihn versammelten Geistlichen seines Reiches eine Entscheidung, die mit dem vom Papste gut geheißenen Beschluß einer nicänischen Synode vom Jahre 787 nicht im Einklang stand, deren Annahme aber dennoch der römischen Kirche zugemutet wurde, so daß nur der glücklicherweise möglichen vermitteln-

den Deutung eines Wortes die Wahrung der bedrohten Eintracht zu danken war. Gewiß wird man diesen Zwischenfall nicht benutzen dürfen, um dem großen Franken Entwürfe zuzuschreiben, deren Verwirklichung die ungesunde Mischung höchster kirchlicher und höchster weltlicher Gewalt, wie sie damals im byzantinischen Reiche zum Verderben von Staat und Kirche bestand, auch für seinen germanisch-romanischen Staat zur Folge gehabt haben würde, sondern darin nur einen Beweis finden für den von einer gewissen Naivetät nicht freien Eifer, mit dem Karl die ihm nach seiner Meinung obliegenden Pflichten gegen die Kirche überall und zu jeder Zeit zu erfüllen trachtete. Es ist, als ob Karl, von einem unklaren, gleichsam instinktiven Drange erfüllt, halb unbewußt fortgeführt von dem Zuge seiner sich immer großartiger gestaltenden Geschichte, sich damals bereits als Kaiser gefühlt habe. Entbehrte er auch noch des Namens und der äußeren Abzeichen, dem Inhalt und dem Wesen nach war das Kaisertum bereits vorhanden. Was zu seiner förmlichen Konstituierung und Anerkennung noch fehlte, war das Geringere und konnte durch einen mehr äußern als innern Anstoß schnell ins Leben gerufen werden.

Bedeutsam erscheint in dieser Hinsicht gleich die ungewöhnliche Art, in der Hadrians Nachfolger, Papst Leo III. (795—818) die Schirmherrschaft Karls anerkannte und durch eindrucksvolle symbolische Handlungen inhaltlich erweiterte. Die Gesandten, welche dem König Leos Erhebung anzeigten, überbrachten ihm mit anderen Geschenken das Banner der Stadt Rom und die Schlüssel zu ihrer heiligsten Stätte, dem Grabe des Apostelfürsten; zugleich luden sie ihn ein durch einen Bevollmächtigten den Treuschwur und Unterthaneneid des römischen Volkes in Empfang nehmen zu lassen. Das war mehr, als Hadrian gethan hatte; die späteren Ereignisse aber lassen vermuten, daß Leo III. sich von Anfang an in einer unsicheren Stellung befand und von einer — sei es städtischen, sei es geistlichen — Opposition Anfeindung zu fürchten hatte, gegen die er sich rechtzeitig des wirksamsten Rückhalts versichern wollte. Ja selbst eine Anerkennung des Rechtes und der Pflicht zur Überwachung der Kirche in Bezug auf die Reinheit der Lehre, wie Karl sie unlängst in Frankfurt geübt hatte, kann in diesem außerordentlichen Huldigungsakt gesehen werden, wie denn auch der König in seinem Antwortschreiben seine Stellung zu der Kirche Christi ausdrücklich dahin bestimmte, daß es ihm obliege, dieselbe nach außen gegen den Andrang der Heiden und die Verwüstung der Ungläubigen mit seinem Ansehen, im Innern aber durch die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens überall zu beschützen. In seinem Auftrage ging dann Angilbert nach Rom, empfing den Eid der Römer und nahm die feierlichen Erklärungen des Papstes entgegen, durch welche dieser im Gegensatz zu dem Selbständigkeitsstreben seines Vorgängers die weltliche Hoheit des Frankenkönigs über die Stadt Rom, ihr Gebiet und das Exarchat anerkannte. Rom und der Kirchenstaat waren damit in der unzweideutigsten Weise als Teile des fränkischen Reiches bezeichnet und die Schenkungen Karls und Pippins vorläufig um die staatsrechtlichen Konsequenzen gebracht, welche



Musivbild aus Papst Leos III. Triklinium im Lateran:
Der heilige Petrus dem Papst eine Stola, Karl d. Gr. eine Fahne darreichend.

die Kurie zuletzt daraus zu ziehen versucht hatte. Daß es sich dabei wirklich um einen politischen Akt handelte, durch den die Beziehungen zwischen dem fränkischen Reiche und der Kirche auf einer neuen Grundlage geordnet werden sollten, davon legt auch die Großartigkeit Zeugnis ab, mit der Leo III. die Erinnerung an das damals Vereinbarte durch ein ungewöhnlich kostbares Denkmal auf die Nachwelt zu bringen bemüht war. Aus dem reichen Anteil, den Karl der Kirche gerade damals aus der avarischen Beute gewährt hatte, ließ er in dem Speisesaal des Lateranpalastes ein großes Mosaikbildwerk herstellen, um den neuen Bund zwischen weltlicher und geistlicher Macht zu verherrlichen: in der Mitte erblickte man den Heiland, wie er seine Jünger zur Verkündigung des Evangeliums in alle Welt sendet; links davon war er dargestellt, wie er auf dem Thron sitzend dem Papste Silvester die Schlüssel und Kaiser Konstantin die Fahne übergiebt; rechts reichte der heilige Petrus Leo III. die päpstliche Stola und König Karl die Fahne dar. Eine Nachbildung des unter Klemens XII. (1730—40) zu Grunde gegangenen Originalwerks, die im Anschluß an alte Zeichnungen hergestellt ist, befindet sich noch heute in der von Benedikt XIV. (1740—58) errichteten Tribuna bei der Scala Santa in Rom. Karl wurde also Konstantin dem Großen an die Seite gestellt: die weltliche Gewalt trat als gleichberechtigt neben die päpstliche und wurde wie jene auf unmittelbare göttliche Einsetzung zurückgeführt.

Die Krisis, in deren Erwartung Leo III. dieses neue Verhältnis zum fränkischen Reiche eingegangen war, trat nach einiger Zeit wirklich ein, schlimmer und demütigender für ihn, als er befürchtet haben mochte. Waren die Urheber und Rädelsführer dabei auch Männer, die, als Verwandte des Papstes oder sonstwie zu Einfluß gelangt, unter Hadrian I. eine Rolle gespielt hatten, so mögen doch neben den persönlichen Motiven auch politische Leidenschaften mitgewirkt haben, insofern die Unterordnung der ewigen Stadt unter die Herrschaft des Frankenkönigs gerade in den bisher dort leitenden Kreisen Unzufriedenheit erzeugte. Als Leo III. am 25. April 799 von einem Hochamte, das er in der Kirche des heiligen Laurentius in Lucina gehalten hatte, in feierlicher Prozession nach dem Lateran zurückkehrte, wurde er unterwegs von den Meuterern unter dem Primicerius Paschalis, einem Neffen seines Vorgängers, überfallen, zu Boden geworfen, der päpstlichen Gewänder beraubt und mißhandelt. Nach der Legende sollen die Unmenschen ihn des Augenlichts und der Zunge haben berauben wollen, aber mit ihrem blutigen Werk nicht zu Ende gekommen sein und den schwer Verletzten, der erst wie tot auf der Straße liegen geblieben war, als Gefangenen in ein Kloster gebracht haben. Von dort gelang es ihm durch nächtliche Flucht zu entkommen und sich aus der Stadt nach S. Peter zu retten, wo er sich unter den Schutz der gerade anwesenden Gesandten Karls stellte, als welche der Abt Wirund von Stablo und Herzog Winigis von Spoleto genannt werden. Von diesen geleitet begab er sich nach Spoleto und trat von dort aus die Reise nach dem fernen Deutschland an, um persönlich des Mächtigen Schutz zu erbitten. Auf die Nachricht

davon schickte ihm Karl den Erzbischof Hildibald von Köln und einen Grafen entgegen; in der Lombardei begrüßte ihn im Auftrag des Vaters König Pippin. Bis tief in das eben wieder unterworfene Sachsen mußte der Papst das Hoflager Karls aufsuchen: er traf ihn inmitten seines Heeres zu Paderborn, wo er vom König auf das ehrenvollste empfangen wurde, von den Kriegern mit lautem Zuruf unter freudigem Waffengeklirr begrüßt. Aber mit den frohen Festen, welche die beiden Häupter der Christenheit mit den geistlichen und weltlichen Großen des Hofes und Heeres vereinigten, haben sicher auch ernste Beratungen abgewechselt, bei denen im vertrauten Kreise die Maßregeln erwogen wurden, die zur Herstellung der Ordnung in der ewigen Stadt ergriffen werden mußten. Denn so ganz einfach scheinen die Dinge doch nicht gelegen zu haben, und das Verhalten der Gegner Leos in Rom läßt erkennen, daß sie nicht allein die Schuldigen waren, sondern auch gegen den flüchtigen Papst schwere Anklagen zu begründen vermochten, durch die sie selbst in den Augen Karls gerechtfertigt zu werden hofften. Auch Alcuin empfahl Karl Vorsicht und Milde; ohne solche hätte ein richterliches Eingreifen des Frankenkönigs der Stellung des römischen Bischofs leicht überhaupt verhängnisvoll werden können.



Gemeinsame Münze von Karl dem Großen und Papst Leo III., Denar.

Umschrift: CARLVS; im Felde Monogramm für IMPERATOR; Rückseite: SCS (Sanctus) PETRVS; im Felde Monogramm: LEO PAPA. Silber.

Erst im Herbst 799 trat Leo III., der nicht bloß in Paderborn den Altar der Kirche geweiht und diese mit Reliquien beschenkt, sondern auch in der Eresburg die neu erbaute S. Peterskirche geweiht haben soll, den Rückweg nach Italien an, im Auftrag des Königs, der erst später nachfolgen wollte, geleitet von den Erzbischöfen Hildibald von Köln (785—819) und Arno von Salzburg (798—829) und einigen Bischöfen und Grafen. Seine Widersacher in Rom verzichteten auf jeden Widerstand: ungehindert zog er Ende November 799 in die Stadt ein und nahm von dem Papsttum wiederum Besitz. Die Führer der Rebellion wurden gefangen genommen und zur weiteren Verfügung an Karl geschickt, der von ihnen den Beweis für die gegen den Papst vorgebrachten schweren Anklagen vergeblich verlangte. Der endgültige Austrag der Sache blieb bis zu Karls Ankunft in Italien vertagt.

Diese erfolgte erst nach fast einem Jahre, und nun sollte sich glorreich vollenden, was seit nahezu einem halben Jahrhundert durch die allmähliche Entwickelung des Verhältnisses zwischen der neuen Dynastie im fränkischen Reiche und der Kirche angebahnt und vorbereitet, ja was im wesentlichen eigentlich bereits abgeschlossen vorlag, nur daß noch der der Sache entsprechende Name und die sie recht auszudrücken geeignete Form fehlten. Aber auch das scheint damals kaum noch zweifelhaft gewesen zu sein, wie dieser Name lauten und wie diese Form beschaffen sein würde. Mit einer gewissen Notwendigkeit

ergab sich aus allem, was vorangegangen war, als logische Konsequenz die Krönung des bisherigen Patricius der römischen Kirche zum römischen Kaiser. Als den Nachfolger Konstantins hatte der Papst selbst den Frankenkönig durch das Bildwerk im Speisesaal des Lateranpalastes auf die Nachwelt bringen wollen. Aber auch — was beinahe wichtiger war — dem Kreise Karls und seiner Reichsgehilfen war der Gedanke an eine Erneuerung des römischen Kaisertums nicht mehr fremd, und manche Spuren weisen darauf hin, daß er gerade in jener Zeit lebhafter erörtert wurde. Die Bildung, welche die an Karls Hofe versammelten Gelehrten vertraten und zum Gemeingut der höheren Kreise des Frankenvolkes machen wollten, war ja durch und durch römisch, und wie in der Sprache, in der klassischen Litteratur der römischen Kaiserzeit, so war man auch in den sie erfüllenden allgemeinen politischen Vorstellungen beimisch geworden: das römische Kaisertum galt als der treffendste Ausdruck für die Summe aller irdischen Gewalt. Daß aber diese Karl zukam, stand für alle fest, da er ja als Schutz- und Schirmherr über der Kirche stand, die nicht bloß das einstige Römerreich, sondern den ganzen Erdkreis zu gewinnen berufen war. Da hieß Rom das Haupt der Welt und der Gipfel der höchsten Ehre, wurde Karl gefeiert als berufen zur Herrschaft über den ganzen Erdkreis, wurde für das Königtum Karls, mit dem ihn Christus zum Leiter des Christenvolks gesetzt habe, ein höherer Rang und eine größere Macht in Anspruch genommen, als einerseits dem Nachfolger Petri, anderseits dem entwürdigten byzantinischen Kaisertum zuerkannt werden könnten. Die ganze Christenheit wurde als Herrschaftsgebiet für Karl in Anspruch genommen, und dafür war der Kaisertitel allein die richtige Bezeichnung. Wenn die leitenden Persönlichkeiten des karolingischen Hofes und Reiches in solchen Ideen lebten und von ihnen aus gelegentlich die Grundzüge eines neuen politischen Programms entwickelten, so wird sich die Annahme doch nicht halten lassen, daß Karl dem Großen in der Kaiserkrönung ein von ihm nicht geforderter oder gar bescheiden abgelehnter Lohn für die der Kirche geleisteten Dienste vom Papste in einseitigem, wohl gar überraschendem Vorgehen gewährt worden sei. Viel wahrscheinlicher ist es, daß der Entschluß zur Erneuerung des römischen Kaisertums, von dem Namen und Sache dem Frankenkönig und seinen gelehrten Freunden damals vermutlich geläufiger und vertrauter waren als dem Klerus und dem Volke von Rom, von Karl gefaßt wurde aus eigener Initiative und nicht erst infolge einer in letzter Stunde erfolgten Anregung des Papstes, daß er bereits gefaßt war, als der König Leo III. nach Rom folgte, und daß die Ausführung dieses Vorhabens der Zweck war, um dessen willen Karl damals nach der ewigen Stadt zog. Wie die Erneuerung des römischen Kaisertums im einzelnen vollzogen, in welcher Form die in der Sache bereits erfolgte Entscheidung vollstreckt werden würde, mag zweifelhaft geblieben sein; daß man die Mitwirkung der Kirche dabei für unumgänglich gehalten habe, wird nirgends angedeutet. Im Gegenteil kann es eigentlich kaum in der Absicht Karls gelegen haben, die Kaiserkrone, die man als den allein zutreffenden Ausdruck

für die thatsächlich von ihm geübte Machtfülle in Anspruch nahm, als eine Gabe der Kirche aus der Hand des Papstes in Empfang zu nehmen. Nur so ist der Bericht des trefflichen Einhard zu deuten, nach dem Karl späterhin erklärt haben soll, hätte er das Vorhaben des Papstes vorher gewußt, so würde er trotz des hohen Feiertags die Kirche überhaupt nicht betreten haben. Sicherlich hat damit nicht gesagt sein sollen, Karl habe Kaisertitel und Kaiserkrone überhaupt nicht haben wollen und sich mit ihrer Annahme nur der vollendeten Thatsache gefügt, welche Leo III. durch eine Überraschung, — die bei einem Akte von solcher Tragweite doch ausgeschlossen war — geschaffen hatte: dem widerstreiten die Geltung, deren die Kaiseridee schon vorher am Hofe Karls genoß, und die Selbständigkeit, mit der wir bei Karl besonders hochangesehene Männer ihre Bedeutung und Berechtigung erörtern hören. Die Würde, zu der man Karl für berufen hielt, knüpfte an die Traditionen des römischen Weltreichs an als des Inbegriffs des christlichen Erdkreises. Für die Krönung eines Imperators aber gab es kein Vorbild, und die Würde eines solchen durch eine andere Autorität, welche damit doch als ideell übergeordnet anerkannt worden wäre, sich übertragen zu lassen, stand mit dem Begriff und dem Wesen des römischen Imperiums sowohl wie auch des Imperiums, wie diese Zeit es dachte, in Widerspruch. Sich die Kaiserkrone vom Papste darreichen lassen, der wenige Jahre zuvor seine Oberhoheit in der unzweideutigsten Weise hatte anerkennen müssen, hieß für Karl eigentlich nichts anderes als den weltgeschichtlichen Schritt, den er mit der Annahme des Kaisertums that, gleich wieder halb zurückthun und in die Würde, welche den glorreichen Abschluß einer Herrscherlaufbahn ohnegleichen bilden sollte, einen Zwiespalt legen, der ihr verhängnisvoll werden mußte. Nach alledem werden wir annehmen dürfen, daß Karl, als er im November 800 in der ewigen Stadt erschien, entschlossen war, das nur auf Rom bezügliche Patriciat mit dem den christlichen Erdkreis umfassenden Kaisertum zu vertauschen: schickte ihm damals doch Alcuin eine kostbar ausgestattete Bibel, welche die kaiserliche Macht mit zu verherrlichen bestimmt sein sollte. Daß Karl aber ferner nicht die Absicht gehabt haben kann, sich von dem Papst als dem Träger einer ihm übergeordneten Autorität krönen zu lassen, geht auch aus dem hervor, was nach seiner Ankunft in Rom zunächst geschah, und aus der Rolle, welche der Papst dabei spielte.

Bei der Ankunft Karls eilte Leo III. ihm mit den vornehmsten Römern bis Nomentum, dem heutigen Mentana, zur Begrüßung entgegen; feierlicher noch hieß er ihn am 24. November in der Stadt willkommen. Die verschiedenen Körperschaften und Scharen von Bürgern zogen ihm mit den städtischen Fahnen unter Lobgesängen entgegen. Auf der Höhe der Marmorstufen, die zur Peterskirche hinaufführten, empfing ihn, von den Bischöfen und dem gesamten Klerus umgeben, der Papst und geleitete ihn in das Innere des Gotteshauses. Eine Woche verging dann über weiteren Verhandlungen und der Untersuchung der Vorgänge vom 25. April 799, wobei die Gegner Leos III. bei ihren schweren Anschuldigungen gegen diesen geblieben zu sein scheinen. Am



Aus einem Evangeliar Karls des Großen.*)
Paris, Nationalbibliothek.

1. Dezember vereinigte Karl die anwesenden Würdenträger der Kirche mit den weltlichen Großen in der Peterskirche zu einer Synode, der auch das Volk ehrfurchtsvoll zusehen durfte. Da teilte er zunächst die Gründe mit, die ihn nach Rom zu kommen veranlaßt hatten; die weiteren täglichen Sitzungen galten der Ordnung der dabei berührten Angelegenheiten. Allen voran ging als die wichtigste und schwierigste die Erledigung der Anklagen, die von den in Haft befindlichen Gegnern Leos wider diesen erhoben waren. Wie die Untersuchung geführt wurde, ob überhaupt ein als Untersuchung zu bezeichnendes Verfahren stattgefunden hat, muß dahingestellt bleiben. Es scheint, daß die Ankläger auf die förmliche Vertretung ihrer Beschuldigungen verzichteten: war bei dem Verhältnis zwischen Leo und dem Frankenkönig ein Erfolg doch auch nicht zu erwarten. Zudem scheint Leo unter den fränkischen Geistlichen einflußreiche Fürsprecher gefunden zu haben. Dennoch hielt man es im Interesse der päpstlichen Würde selbst für geboten, daß Leo durch einen feierlichen Reinigungseid jeden Verdacht entwaffnete und seine Gegner für alle Zeit mundtot machte. Vor versammelter Synode bestieg er am 23. Dezember die Kanzel und leistete, das Evangelienbuch über dem Haupte emporhaltend, vor dem Grabmal des heiligen Petrus unter Anrufung der Dreieinigkeit „aus freiem Willen“ vor Gott den Eid, daß er rein sei von den Verbrechen, die ihm zur Last gelegt worden seien, während er sie doch weder gethan habe noch habe thun lassen. Das von der ganzen Versammlung freudig angestimmte Tedeum schloß die außerordentliche Handlung, bei der der Papst

übrigens nicht zu erklären unterließ, er habe sie durchaus aus freien Stücken vollzogen und es dürfe daraus für keinen seiner Nachfolger oder einen andern Bischof in Zukunft eine Verpflichtung zu ähnlichem hergeleitet werden.

An demselben Tage nun trat ein Ereignis ein, unscheinbar an sich, aber doch geeignet einen tiefen Eindruck zu machen in dem Augenblick, wo es sich darum handelte, in dem Symbol der kaiserlichen Krone dem Frankenkönige die Herrschaft über die gesamte Christenheit zu übertragen. In Begleitung von zwei Mönchen, die ihm der Patriarch von Jerusalem mitgegeben hatte, traf in Rom ein Priester, Namens Zacharias, ein, den Karl ein Jahr zuvor nach den heiligen Stätten geschickt hatte, und überbrachte dem König die Schlüssel nicht bloß für die Stadt Jerusalem, sondern auch zum heiligen Grabe, dem Kalvarienberge und zu dem Berge Zion nebst dem Banner der heiligen Stadt. In derselben sinnbildlichen Weise, wie erst Rom seiner Herrschaft gehuldigt hatte, empfing Karl nun auch die Stadt zu eigen, an die sich der Ursprung des Christentums knüpfte: nicht bloß der Beschützer der römischen Kirche war er hinfort, sondern die gesamte Christenheit hatte in ihm ihren Schirmherrn zu ehren. Vielleicht hat gerade dieser Vorgang bei Leo III. den Entschluß zur Reife gebracht, den er zwei Tage später ausführte, indem er Karl das Kaisertum übertrug, in einer Form freilich, die den Absichten Karls kaum entsprochen haben kann, da sie die schwebende Frage nicht bloß eigenmächtig, sondern auch zum Vorteil der Kirche löste.

Als Karl nämlich am 25. Dezember, von den Großen und Würdenträgern des Hofes begleitet, in der Peterskirche, die eine festlich bewegte Menge erfüllte, der Messe beiwohnte und dann am Altare sein Gebet verrichtete, trat der Papst unerwartet an ihn heran und setzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt, worauf die Römer in den jubelnden Zuruf ausbrachen: Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedenbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg! — eine Begrüßung, welche bei den anwesenden Römern doch eine Kenntnis des vom Papste Beabsichtigten voraussetzt und vermuten läßt, Leo habe die Kaiserkrönung Karls mit den Ausschlag gebenden Persönlichkeiten des Adels und der Bürgerschaft von Rom zum voraus vereinbart. Dann warf sich der Papst dem neuen Kaiser der Römer huldigend zu Füßen und salbte und krönte seinen ältesten Sohn Karl zum König. Karl seinerseits bethätigte seinen Dank durch kostbare Geschenke, die er der Peterskirche und anderen Kirchen der ewigen Stadt darbrachte. Später mußten die Gegner Leos III. vor seinem Richterstuhl erscheinen und wurden als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt; auf Fürbitte Leos III. aber begnadigte sie Karl und ließ sie in die Verbannung über die Alpen führen. Mit der Ordnung von Kirche und Staat beschäftigt blieb der Kaiser, dessen Sohn Pippin damals einen Zug gegen den Herzog von Benevent unternahm, dabei aber nichts aus-

*) Das Evangeliar wurde durch den Schreiber Godescalc im Auftrage Karls des Großen und seiner Gemahlin Hildegard während der Jahre 781—783 ausgeführt. Die Buchstaben sind mit Gold und Silber auf Purpurpergament gemalt. Die Schrift in dem abgebildeten Zierstück ergiebt die Worte: IN ILLO TEMPORE.


Säbel Karls des Großen: Geschenk von Harun al Raschid. Im Dom zu Aachen.

gerichtet zu haben scheint, noch bis über das Osterfest 801 hinaus in Rom und kehrte dann in das Frankenreich zurück, für dessen innere Einrichtung sich aus der Kaiserwürde wichtige Neuerungen ergaben. Unterwegs empfing er zwischen Ivrea und Vercelli eine Gesandtschaft Harun al Raschids, des Kalifen von Bagdad, welche die bevorstehende Ankunft für ihn bestimmter kostbarer Geschenke meldete. Diese trafen erst ein Jahr später in Aachen ein, von einem Juden Isaak geleitet, den Karl einige Jahre zuvor mit einer Botschaft nach Bagdad geschickt hatte und der auf dem Heimweg auch Nordafrika besucht hatte. Am meisten bewundert wurde unter den Gaben ein Elefant, der den Namen Abul Abbas führte.

Zweiunddreißig Jahre trug Karl die Krone des fränkischen, achtundzwanzig die des langobardischen Reiches, als er beiden die des römischen Kaisers hinzufügte. Diese brachte ihm zwar nicht neue Provinzen ein, aber sie faßte vermöge der Idee, welche mit ihr verbunden war, alle von ihm beherrschten Länder in einer neuen Einheit zusammen, für die der politische Ausdruck in einer vollkommeneren Organisation des karolingischen Staates gesucht werden mußte. Mehr noch als bisher tritt infolgedessen diese Seite in dem Wirken Karls zu Tage: der Kriegsfürst und Eroberer weicht mehr und mehr dem schöpferischen Staatsordner und segensreich waltenden Friedefürsten. Karl hatte die höchste Vorstellung von den Pflichten, die ihm mit dem Kaisertum auferlegt waren, aber er meinte auch den ihm untergebenen Völkern gegenüber nun größere Rechte zu besitzen und deshalb weniger als bisher an das Herkommen gebunden zu sein, sondern freier schalten, bei seinen neuen Einrichtungen tiefer greifen und größere Gleichmäßigkeit erstreben zu dürfen. Die Änderung, welche damit in seiner Herrscherstellung und Herrscherthätigkeit eintrat, fand einen bestimmten Ausdruck, indem alle Unterthanen das Treugelübde, das sie ihm früher als König geleistet hatten, 802 dem Kaiser wiederholen mußten; auch alle diejenigen wurden vereidigt, die ihm bisher überhaupt noch nicht geschworen hatten, bis zu dem zwölften Lebensjahre abwärts. Den mit der Entgegennahme dieser Eide beauftragten Beamten wurde zur Pflicht gemacht, alle Unterthanen über die

hohe Bedeutung dieses Gelöbnisses aufzuklären: nicht bloß ihm lebenslänglich die Treue zu wahren, keinen Feind in das Land zu führen, keine von anderen geplante Untreue zu unterstützen oder zu verschweigen sollten sie verpflichtet sein, vielmehr wurden aus der höheren Machtstellung, die Karl als Kaiser gewonnen, eine ganze Reihe neuer, teils kirchlicher, teils moralischer, teils allgemein staatlicher Leistungen und Pflichten hergeleitet. Es hing damit zusammen, daß der Kaiser damals aus den Konzilakten und Papstdekreten eine Art von kirchlichem Gesetzbuch zusammenstellen ließ und eine Revision der alten Volksrechte anordnete, nach denen die einzelnen Stämme in seinem Reiche lebten.

Ganz jedoch ruhten die Waffen auch in den folgenden Jahren nicht, wenn auch der Kaiser persönlich an den kriegerischen Ereignissen weniger teilgenommen zu haben scheint. Aber keine von den Unternehmungen, um die es sich dabei handelte, kann mit denjenigen auf eine Stufe gestellt werden, durch welche die weltbeherrschende Stellung des fränkischen Reiches begründet worden war. Jetzt galt es nur die großen Erfolge der früheren Kriege zu vervollständigen und für die Zukunft sicher zu stellen. Vor allem mußte in Sachsen endlich der letzte Rest von Widerstand gebrochen werden. Ob und wie sich dieser in den letzten Jahren bethätigt hatte, wissen wir nicht; gewiß ist, daß es auch jetzt noch ernster Maßnahmen bedurfte, um unbedingte Fügsamkeit zu erzwingen. Die kriegerische Bewegung freilich blieb wohl auf einzelne Landschaften beschränkt, und Karl konnte sich sogar sächsischer Waffen bedienen, um die im Widerstand Beharrenden zu züchtigen: 802 wurden die Nordalbingier von ihren eigenen Volksgenossen, die im Süden der Elbe saßen, in seinem Auftrage mit Heeresmacht überzogen. Zwei Jahre später, 804, rückte der Kaiser noch einmal gegen abtrünnige Sachsen ins Feld, an der Spitze eines bei Lippspringe gesammelten großen Heeres, zu dem selbst König Ludwig aus dem fernen Aquitanien entboten war. Danach handelte es sich offenbar um einen Schlag, der die sächsische Frage ein für allemal aus der Welt schaffen sollte. Das Land von Lippspringe aus nach Überschreitung der Aller nordwärts durchziehend, kam Karl bis in die Nähe der Elbe: bei Hollenstädt, südlich von Harburg, lagerte er. Von dort streiften die Franken durch die widersetzlichen Gaue, die nicht bloß mit Sengen und Brennen gezüchtigt, sondern entvölkert wurden. Die gesamte Einwohnerschaft, Männer, Weiber und Kinder — nach Einhard 10 000 Männer — wurden als Kriegsgefangene fortgeführt und weit von ihrer Heimat in verschiedenen Teilen des Reiches angesiedelt. Das gleiche Schicksal traf die Nordalbingier, ja ein schwereres noch insofern, als gegen sie das furchtbare Gebot nicht durch die Franken vollstreckt wurde, sondern durch ihre Todfeinde, die Abodriten, deren Fürst Drosuch bei Karl erschien und, zum obersten Fürsten aller Abodriten eingesetzt, die sächsischen Gaue jenseits der Elbe als Eigentum erhielt. Wie diese slawischen Eindringlinge in dem bisher vergeblich bestürmten deutschen Grenzlande gehaust haben mögen, kann man sich denken: bald wurden sie auch für das Frankenreich unbequeme und gefürchtete Nachbarn.

Es fehlt in der Überlieferung nicht an Zügen, die erkennen lassen, mit welcher Rücksichtslosigkeit und Härte bei der Wegführung der letzten Verteidiger altsächsischer Freiheit verfahren wurde und wie Unschuldige und Schuldige gleich schwer zu leiden hatten. Unserer Auffassung erscheint Karls Verfahren barbarisch, unmenschlich. Jene Zeit dachte anders und nahm an dem Geschehenen um so weniger Anstoß, als es sich für sie dabei nicht bloß um eine politische und nationale, sondern um eine religiöse Notwendigkeit handelte. Auch Karl war und blieb ein Kind dieser Zeit, und man thut Unrecht, wenn man ihm eine Handlungsweise, bei der er sich mit derselben völlig im Einklang befand, zum Vorwurf macht und daraus nachteilige Schlüsse auf seinen Charakter und auf seine Gesinnung zieht, um diesen als roh und grausam, jene als undeutsch zu kennzeichnen. In solchen Zeiten des Überganges finden wir nicht selten scheinbar völlig unvereinbare Gegensätze unmittelbar nebeneinander und können gerade an den bedeutendsten Persönlichkeiten die Beobachtung machen, wie sie auf der einen Seite mit ihrem Denken, Fühlen und Handeln auf eine höhere Kultur hinweisen, auf der anderen noch ganz befangen sind in den roheren Zuständen, in deren allmählicher Überwindung ihre geschichtliche Bedeutung liegt. So hat denn auch Karl der Große in Sachsen mit der einen Hand unbarmherzig ausgerottet, was den endlichen Sieg des Christentums hindern konnte, mit der anderen die Anfänge der neuen Pflanzung sorgsam gehegt und gepflegt. Jetzt trat auch eine einheitliche kirchliche Organisation Sachsens ins Leben. Bremen, längst ein Zentrum der Mission, wo der fromme Willehad gewirkt hatte, wurde Sitz eines Bistums, das mit den später errichteten Bistümern Paderborn, Minden und Verden die Engern zu Christen erziehen sollte. In Westfalen wurden Osnabrück und Münster Bischofsitze. Die Ostfalen verteilte man unter die Sprengel von Hildesheim und Halberstadt. Diese große kirchliche Neuschöpfung setzte man, um ihr festen Halt zu geben, mit der alten Organisation der fränkischen Kirche in der Weise in Verbindung, daß die sächsischen Kirchenprovinzen unter die vornehmsten der deutschen Metropolen verteilt wurden: Paderborn und Verden, Hildesheim und Halberstadt kamen unter Mainz, Bremen, Minden, Münster und Osnabrück unter Köln, das nun, aus der Abhängigkeit von Mainz gelöst, zum Erzbistum erhoben wurde. Die Vorsteher der neuen Bistümer mußten zunächst natürlich aus dem fränkischen Klerus genommen werden, ebenso die Mehrheit der unter ihnen zu wirken berufenen Geistlichen, ein Umstand, der den Sachsen die Eingewöhnung in die neue Ordnung erschwerte. Aber damit die Sachsen bald durch Geistliche ihres eigenen Stammes in dem Christentum befestigt würden, ließ Karl viele junge Sachsen, nicht selten Sprößlinge edler Häuser, die man ihm als Geiseln überantwortet hatte oder die mit den in das Innere des Reiches verpflanzten Tausenden der Heimat entrissen waren, fränkischen Klöstern übergeben, um sie zu Klerikern zu erziehen, namentlich unter der Obhut seines Vetters, des Abtes Adalhard, in dem Kloster Corbie an der Somme, von dem aus später eines der ältesten und verdientesten sächsischen Klöster, Korvei, als Tochteranstalt errichtet wurde.



F.A.Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig

G. Grote'sche Verlags



Buchhandlung in Berlin
Mit Benutzung von Droysen's, Spruner-Menke's Handatlas

Die Widerstandskraft der Sachsen war nun endlich gebrochen: was von ihnen noch in der streckenweise entvölkerten alten Heimat vorhanden war, hat sich, durchsetzt mit den zahlreich herbeigewanderten fränkischen Kolonisten, geduldig gefügt, und nichts verlautet mehr von Widerstand oder Empörung. Erst späterhin scheinen gewisse Widersprüche zwischen der neuen staatlichen und kirchlichen Ordnung und den im Altgermanischen wurzelnden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen eine Gärung veranlaßt und den Schmerz um den Verlust der Freiheit hier und da erneut zu haben. Wohl aber bedurfte es noch immer fast unausgesetzter kriegerischer Thätigkeit, um die friedliche Entwickelung Sachsens gegen willkürliche Störung von außen her zu sichern. Dem glücklich beendeten Sachsenkriege schlossen sich alsbald die Kämpfe der Franken gegen Wenden und Dänen an.

Im Jahre 808 wurden die Abodriten von dem Dänenkönig Gotfried und von dem wendischen Stamme der Wilzen angegriffen und so hart bedrängt, daß ihr Fürst Drosuch, von dem Abfall der eigenen Leute bedroht, entfliehen mußte. Im Auftrage des Kaisers eilte sein ältester Sohn, König Karl, nach der unteren Elbe, ging, als er die Dänen bereits auf dem Rückzuge fand, über den Fluß und suchte das Gebiet einiger von den Abodriten zu den Dänen abgefallenen wendischen Stämme verwüstend heim. Zur Abwehr des gefürchteten fränkischen Angriffs ließ der Däne Gotfried von seinem Heere im Süden der jütischen Halbinsel quer durch dieselbe von Meer zu Meer einen Erdwall aufwerfen, in dem nur ein einziger Thorweg angebracht war: so entstand das sogenannte Danewerk, dessen Zug im einzelnen nicht mehr mit völliger Sicherheit ermittelt werden kann. Der Dänenkönig schien ernstlich Frieden zu wünschen: er knüpfte 809 Unterhandlungen mit dem Kaiser an, und seine Gesandten trafen mit Karls Bevollmächtigten an der Grenze zusammen. Gleichzeitig aber soll er den in sein Land zurückgekehrten Abodritenfürsten Drosuch, der die Wilzen von neuem bedrängte, haben meuchlings ermorden lassen. Deshalb nahm der Krieg seinen Fortgang. Während er sich zu Lande, wie es scheint, auch jetzt auf die Verteidigung beschränkte, überfiel Gotfried 810 mit einer starken Flotte Friesland und brachte es vorübergehend in seine Gewalt. Während der Kaiser schleunigst zur Wiedereroberung rüsten, namentlich die nötigen Schiffe bauen ließ, fiel der Däne von neuem in das Land der Abodriten ein und setzte sich auch dort vorläufig fest, ja er soll sich bereits mit dem Gedanken getragen haben, in das Frankenreich selbst einzubrechen und sich geradeswegs auf Aachen zu wenden. Solchen verwegenen Plänen Halt zu gebieten, erschien Kaiser Karl selbst noch einmal im Felde: bald stand er mit einem stattlichen Aufgebot am Einfluß der Aller in die Weser. Dort, so scheint es, wollte er abwarten, nach welcher Seite der großsprecherische Feind sich wenden würde: da kam die Meldung, Gotfried sei von einem seiner Vasallen getötet. Ihm folgte sein Neffe Henning, der mit Karl einen Waffenstillstand und 811 einen Frieden schloß, nach dem die Grenze beider Reiche an der Trave blieb. Thronstreitigkeiten, die nach Hennings frühem Tode in

Dänemark ausbrachen, sicherten das Frankenreich vollends nach dieser Seite. Auch den Wilzen gegenüber wurde die Autorität Karls nun zur Geltung gebracht: als Verbündete der Dänen hatten sie 810 die fränkischen Grenzburgen an der Elbe überfallen und eine der wichtigsten, Hohbuoki wird sie genannt, zerstört. Nach der Herstellung derselben brachen 811 drei fränkische Heere in ihr Gebiet ein und zwangen sie zur Unterwerfung und zur Stellung von Geiseln.

Ähnliche Kämpfe mußten zur Deckung der übrigen Grenzen geführt werden. Denn durch die ganze Masse der slawischen Völkerschaften, welche die im Zeitalter der Wanderung von den deutschen Stämmen geräumten östlichen Lande eingenommen hatten, ging bei dem bedrohlichen Wachstum des fränkischen Reiches eine unruhige Gärung, entsprechend der Verschärfung der nationalen und religiösen Gegensätze. Während der kleine Krieg längs der Elblinie fortdauerte, mußte Karl 805 und 806 einen großen Feldzug gegen die Czechen (Böhmen) unternehmen lassen, die sich, ihm anfangs befreundet, nun auch auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatten. Ein größerer Erfolg wurde dort, wie es scheint, nicht erkämpft, obgleich die von verschiedenen Seiten her in Böhmen eingefallenen fränkischen Heere nach ihrer Vereinigung an der Eger bis über die Elbe in das Innere des Landes eindrangen. Ein Teil des fränkischen Reiches wurde Böhmen damals sicher noch nicht. Dagegen machten die fränkische Herrschaft und die christliche Kultur bei den Slawen allmähliche Fortschritte, die, in den Thälern der östlichen Alpen sitzend, gelegentlich sowohl den Bayern im Norden wie den Langobarden im Süden unbequem geworden waren und deshalb auch mehrfach von beiden gemeinsam bekämpft wurden. Ein großes Verdienst um die Einbürgerung christlicher Kultur in jenen Gebieten erwarb sich der unermüdliche Erzbischof Arno von Salzburg (798—821), dessen Sprengel allmählich auch auf Kärnten ausgedehnt wurde. Salzburg war übrigens auch der Ausgangspunkt für die gleichen Bestrebungen in dem Lande der Avaren, bei denen Karl dadurch eine bessere Ordnung herzustellen suchte, daß er alle Teilfürsten nach altem Brauche wieder einem Oberhaupte unterordnete, das er aus der Zahl der zum Christentum übergetretenen Häuptlinge ernannte und das natürlich als sein Vasall galt, wie er denn auch Streitigkeiten, die unter den Fürsten und Stämmen ausbrachen, durch seine Bevollmächtigten entscheiden ließ. Die Avaren, umdrängt und durchsetzt von zahlreichen sich auf ihre Kosten ausbreitenden slawischen Stämmen, sind allmählich verschwunden.

Gering dagegen blieben Karls Erfolge gegen den Islam, und es entspricht nicht den geschichtlichen Thatsachen, wenn die Sage nachmals gerade diese Seite in der Thätigkeit des Kaisers besonders betont und mit Vorliebe ausgeschmückt hat, so daß sie ihn schließlich zu dem ersten Kreuzzugshelden gemacht hat, um auch diese Bewegung der späteren Zeit auf einen von ihm gegebenen Anstoß zurückzuführen. Weniger nämlich als in Karls Kriegen gegen die Sachsen, Wenden und Avaren tritt das religiöse Moment gerade

in den Unternehmungen zu Tage, welche der Erweiterung der spanischen Mark galten, und man wird dieselben besser von dem rein politischen Standpunkte aus auffassen. Denn indem er das Kalifat von Kordova zu schwächen strebte, stand Karl im Bunde mit dem ersten Herrscher der mohammedanischen Welt, Harun al Raschid, dem Kalifen von Bagdad, und half mittelbar dessen gebietende Stellung im Osten befestigen, wofür er freilich seinerseits in demselben einen Rückhalt gegen das byzantinische Reich gewann. Die Idee des Kampfes für den Glauben zur Ausbreitung des Christentums über die ganze Welt ließ sich hier den realen Verhältnissen gegenüber nicht mit dem sonstigen Nachdruck geltend machen. Auch in den letzten Jahren der Regierung Karls hat durch die Schwankungen des Kriegsglückes der Besitzstand beider Teile dort manchen Wechsel erfahren. Das wichtige Barcelona, das sich schon einmal vorübergehend der fränkischen Herrschaft gebeugt hatte (S. 50), verfiel ihr 801 endgültig. Mehr aber als ihren Waffen verdankten die Franken auch jetzt der Uneinigkeit der Gegner und der Treulosigkeit, mit der die Statthalter der nördlichen Gebiete sich ihnen häufig gegen ihren rechtmäßigen Herrn anschlossen, um sich unabhängig zu machen. Aus diesem Bemühen, zwischen den beiden großen Mächten, die in dem Ebrothale zusammenstießen, sich nach Möglichkeit zu behaupten, sind wohl auch die mannigfachen Wechsel in der Parteistellung dieser Emire zu erklären, die bei der Dürftigkeit der Überlieferung eine klare Einsicht in den wirren Gang dieser Ereignisse unmöglich machen. Wiederholt ist König Ludwig von Aquitanien weit über die unsichere fränkische Grenze vorgedrungen: Tarragona fiel in seine Gewalt, Tortosa aber widerstand ihm erfolgreich. Als ein großes Hindernis müssen die Franken in diesem Kriege den Mangel einer ausreichenden Flotte empfunden haben, da ihre Gegner Angriff und Abwehr namentlich auch auf die See verlegten: Korsika, das sie einige Jahre in ihrer Gewalt gehabt hatten, mußten sie infolgedessen 810 endgültig den Ungläubigen überlassen, die sich damals auch in Sardinien einnisteten und damit eine dauernde Gefahr für die Küsten Italiens wurden. Auf dem Festlande dagegen kam der Kampf 812 zum Stillstand, indem zwischen Karl und Hakem, dem Herrscher von Kordova, der sich durch den fortwährend erneuten Abfall der Emire der nördlichen Grenzgebiete zu dem Frankenreiche schwer bedroht sah, eine Waffenruhe auf drei Jahre geschlossen wurde. Karl verzichtete damit auf die Erweiterung der spanischen Mark: nur gegen die unzuverlässigen Basken hatte König Ludwig noch 813 einen strafenden Zug auszuführen.

Am meisten war durch die Erwerbung der römischen Kaiserkrone Karls Verhältnis zu dem byzantinischen Reiche gewandelt worden; eine friedliche Regelung desselben hat Karl offenbar besonders am Herzen gelegen: hing doch von einer solchen Bedeutung und Zukunft der ihm übertragenen Würde zumeist ab. So schwer ihr Reich von äußeren Gefahren bedrängt und so tief es infolge fortschreitender Entartung im Innern verfallen war, die Vorstellung, welche die am Bosporus thronenden Kaiser von ihren Rechten hatten, und

die Ansprüche, die sie erheben zu können meinten, waren um nichts gemindert. Auch die Isaurier und ihre Nachfolger hielten sich für vollberechtigte Erben der römischen Imperatoren und begehrten als Oberherren auch des Westens anerkannt zu werden. Deshalb hielten sie zäh die dürftigen Rechte fest, die ihnen von dem ehemaligen reichen Besitze in Italien noch geblieben waren, und hatten sie auch, soweit ihre geringen Machtmittel reichten, der Einbürgerung der fränkischen Herrschaft in der Halbinsel jede Art von Hinderung bereitet, wobei sie sich namentlich der Langobardenherzöge von Benevent bedienten.



Ein Schiff im 9. Jahrhundert.
Aus einer Miniaturenhandschrift in der Nationalbibliothek zu Paris.

Die Oberhoheit über die ewige Stadt freilich war ihnen längst entwunden: nationale und politische Verhältnisse hatten dazu nicht weniger beigetragen, als der immer leidenschaftlicher erbitterte Gegensatz, der über kirchliche Streitpunkte — dogmatische sowohl wie den Kultus betreffende — zwischen ihnen und den römischen Bischöfen entbrannt und durch den Bilderstreit zu einem schroffen Bruche gesteigert worden war. Für Leo III. wird, als er Karl den Großen zum Kaiser krönte, der. Wunsch, sich den mächtigen Frankenkönig dauernd zum Beschützer zu verbinden, zum mindesten ebenso bestimmend gewesen sein wie der andere, sich den lästigen Ansprüchen der Byzantiner ein für allemal zu entziehen. Jedenfalls richtete sich das karolingische Kaisertum, wie es da-

mals von ihm inauguriert wurde, unmittelbar gegen das byzantinische. Da ist es nun höchst merkwürdig, zu sehen, wie Karl, der gerade während der letzten Jahre zu Byzanz in freundschaftlichem Verhältnis gestanden hatte, den hier drohenden Bruch abzuwenden und eine Verständigung herbeizuführen suchte: der Eifer, mit dem er das that, und die Hartnäckigkeit, mit der er nach mehrfachem Mißlingen immer wieder auf diese Sache zurückkam, können kaum einen Zweifel darüber lassen, daß er einer in offenem Widerspruche zu Byzanz behaupteten, von dort als unrechtmäßig angefochtenen Kaiserkrone nicht den idealen Wert zuerkennen zu dürfen glaubte, den er für seine Krone beanspruchte.

Beinahe phantastisch erscheinen die Entwürfe, durch deren Ausführung Karl im Einverständnis mit dem Papste diese Schwierigkeit zu beseitigen und sein Kaisertum gegen jeden Einwand sicher zu stellen dachte. Um nichts Geringeres nämlich handelte es sich als eine Vereinigung des fränkisch-langobardischen Reiches mit dem byzantinischen, die volle Erneuerung also des einen, ungeteilten römischen Weltreiches. Man wird annehmen dürfen, daß nicht sowohl politische als kirchliche Gesichtspunkte ein solches Unternehmen empfahlen und als ausführbar erscheinen ließen: mit der Einheit des römischen Reiches zugleich dachte man die Einheit der thatsächlich doch bereits zweigespaltenen Kirche wiederherstellen zu können. Die Regierung des Ostreiches lag damals in der Hand der Athenerin Irene. Im Jahre 770 von Kaiser Konstantin Kopronymus seinem Sohne Leo IV. vermählt, hatte sie mit diesem fünf Jahre später den Thron am Bosporus bestiegen und von Anfang an großen Einfluß ausgeübt, besonders um Leo IV. zur Milderung der strengen Strafbestimmungen zu vermögen, welche sein Vater gegen die Anhänger des Bilderdienstes erlassen hatte. Nach dem Tode ihres Gemahls, 780, hatte sie die Vormundschaft über ihren jungen Sohn Konstantin VI. erhalten und leitete als Mitregentin desselben thatsächlich das Reich. Nun erhoben sich die erst so hart verfolgten Bilderfreunde mit neuem Mute. Bereits 787 sprach sich ein auf Irenens Anlaß in Nicäa gehaltenes ökumenisches Konzil (S. 51) für die Beibehaltung der Bilderverehrung aus, deren Konsequenz weiterhin natürlich auch die Erneuerung der Verbindung mit dem römischen Bistum hätte sein müssen. Aber die Beschützerin der Rechtgläubigkeit war im übrigen mit allen Lastern einer tief entarteten Zeit behaftet. Sich im Besitze der Gewalt zu behaupten, ließ sie durch ihren Sohn erst die einflußreichen Brüder ihres verstorbenen Gemahls durch Blendung und Verstümmelung unschädlich machen; das gleiche Schicksal ließ die unnatürliche Mutter 797 auch über den jungen Kaiser bringen, um nun mit ihren Vertrauten und Günstlingen im Vollbesitze der Gewalt zu schwelgen. Die geänderte Haltung des byzantinischen Hofes in den großen kirchlichen Streitfragen der Zeit hatte auch eine Besserung seiner Beziehungen zu Rom und dessen mächtigem Beschützer zur Folge: seit 788 verzichteten die Byzantiner auf weitere Eroberungen in Unteritalien. Auch fand zwischen Irene und Karl dem Großen durch Gesandtschaften mehrfach ein freundlicher Verkehr statt. Mit dem 25. Dezember 800 aber war dieses gute Verhältnis

wieder in Frage gestellt. Zudem ließ die Unsicherheit der byzantinischen Zustände und die andauernde Verfeindung der kirchlichen Parteien jeden Tag eine Palastrevolution fürchten, welche die Gegner des Bilderdienstes wieder in den Besitz der Gewalt bringen konnte. Das hätte auch die römische Kirche schwer getroffen. Da entspricht es nun ganz dem Einfluß, den Karl der Große allezeit kirchlichen Interessen auf seine politischen Entschließungen eingeräumt hat, sowie der Art, in der er seine eigene Person als Trägerin der von ihm erfaßten Ideen anzusehen pflegte, daß er die politischen und kirchlichen Schwierigkeiten, die Byzanz gegenüber aus dem erneuten abendländischen Kaisertum zu erwachsen drohten, zu beseitigen dachte, indem er selbst der Kaiserinwitwe Irene die Hand reichte, zu der abendländischen Kaiserwürde auch die des Ostens erwarb und so die politische und kirchliche Einheit des christlichen Erdkreises herstellte. Mit dem Spatharius Leo, einem der Würdenträger des byzantinischen Hofes, der damals mit erneuten Friedensanträgen an seinem Hofe erschien, schickte Karl den Bischof Jesse von Amiens und den Grafen Helmgaud nach Konstantinopel, um unter Befürwortung durch den Papst für ihn um die Hand Irenens zu werben. Wir wissen nicht, welche Aufnahme der Antrag bei der Kaiserin gefunden hat; doch wird er von den am Hofe und im Staate einflußreichen Persönlichkeiten nicht eben beifällig begrüßt sein, da gerade diese von seiner Verwirklichung eine Minderung ihrer Machtstellung zu fürchten hatten, und obendrein einzelne von ihnen, wie wir hören, bereits andere, für sie selbst vorteilhaftere Entwürfe zur Wiedervermählung Irenens spannen: einem Herrn unterworfen zu werden, wie der gewaltige Frankenkönig nach dem ihm vorangehenden Rufe sein mußte, entsprach am wenigsten den Wünschen byzantinischer Reichsbeamten und Höflinge. Aber auch für Karl hätte es sich dabei um ein Wagnis gehandelt, bei dem wenig zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren war. Noch ehe eine Entscheidung erfolgte, noch vor der Abreise der fränkischen Gesandten gab es den 31. Oktober 802 in Konstantinopel eine Palastrevolution, die Irene stürzte und den Thron mit der Klosterzelle zu vertauschen zwang. Der an ihre Stelle erhobene Großschatzmeister Nikephorus warb freilich auch um die Freundschaft Karls und fand bei diesem ein bereites Entgegenkommen, aber das, was dieser vor allem andern als Unterpfand eines dauernden Friedens forderte, die ausdrückliche Anerkennung seines abendländischen Kaisertums, zu bewilligen, konnte er sich nicht entschließen. Bald führte ein besonderer Anlaß den förmlichen Bruch herbei und die Kaiser des Ostens und des Westens standen einander zu Lande und zur See in offenem Kampfe gegenüber.

Zu den italienischen Gebieten, wo die byzantinische Herrschaft sich bisher behauptet hatte, gehörte namentlich das venetianische Küstenland, von dem aus auch die gegenüberliegenden dalmatischen Inseln regiert wurden. Dort wurde nun im Jahre 804 durch eine gewaffnete Erhebung der Gewalt der byzantinischen Duces ein Ende gemacht; auch Dalmatien riß dieselbe mit sich fort, und freiwillig unterwarfen sich beide Landschaften 805 Karl dem Großen,

mit dem ihr kirchlicher Oberhirt, der Patriarch Fortunatus von Grado, schon 803 in freundliche Beziehungen getreten war. Beide wurden dem langobardischen Reiche unter König Pippin hinzugefügt. Das scheint freilich den schlauen Inselbewohnern nicht genehm gewesen zu sein, die wohl danach strebten, in dem Widerstreit des byzantinischen und des fränkischen Reiches sich von beiden zu lösen und unabhängig zu machen. Das Erscheinen einer byzantinischen Flotte in ihren Gewässern verschaffte jedenfalls bei den Venetianern vorübergehend der Partei wieder die Oberhand, welche lieber den weit entfernten und wenig mächtigen Kaiser des Ostens als den gewaltigen Frankenherrscher und seinen so unbequem nahen Sohn Pippin zum Herrn haben wollte. Die Waffenerfolge des letzteren wogen die Vorteile wieder auf, welche die Byzantiner ihrer Flotte an den Küsten Italiens verdankten, und beugten die Inselstadt unter die Hoheit seines kaiserlichen Vaters. Da rief ein vorzeitiger Tod den König im besten Mannesalter ab und machte auch Karl dem




Bleibulle von Karl dem Großen.

(Nach einem Abdruck in der Nationalbibliothek zu Paris.) Umschrift der Vorderseite: IHV · NATE · DI · CARLVM · DEFENDE · POTENTER · im Felde des Kaisers Kopf. Rückseite: OLORIA SIT XPO REOI VICTORIA CARLO · im Felde als Monogramm KAROLVS.

Großen dort im Süden eine friedliche Wendung wünschenswert. Die von den Byzantinern bereits mit Pippin angeknüpften Verhandlungen führte Karl daher rasch zu Ende: um den Preis des Verzichtes auf Venedig und die dalmatischen und istrischen Küstenorte, welche letzteren schon früher für das langobardische Reich erobert worden waren, erlangte er dabei endlich die Anerkennung seines römischen Kaisertitels durch den morgenländischen Nebenbuhler. Der Abschluß des Friedens erfolgte erst nach dem Tode des Nikephorus, der im Sommer 811 auf einem unglücklichen Feldzuge gegen die Bulgaren fiel, mit seinem Nachfolger Michael I. (811—813). Der feierliche Austausch der vollzogenen Friedensurkunden fand bereits wieder unter der Regierung von des letzteren Nachfolger statt, dem Armenier Leo V.

Es war die letzte große politische Aktion, die Karl durchführte, der letzte lange erstrebte Erfolg, der ihm beschieden war. Denn als seine an Leo V. abgeschickten Boten heimkehrten, fanden sie ihn nicht mehr unter den Lebenden.

So krönt die glückliche Vollendung der mit Byzanz geführten Verhandlungen zugleich mit dem abendländischen Kaisertum seine glorreiche Regierung. Auch im Morgenlande war das neue römische Imperium nun anerkannt als zu Recht bestehend und befreit von dem Makel der Usurpation, den man ihm dort bisher anzuheften gesucht hatte. Hinfort erschien auch die Schutzhoheit noch in einem andern Lichte, welche Harun al Raschid seinem Freunde durch eine zweite Gesandtschaft 807 in Bezug auf die heilige Stadt und deren heilige Stätten eingeräumt hatte: dort, wo Orient und Occident sich dauernd berührten, wo Christentum und Islam gleichmäßig heilige Traditionen pflegten, erschien der römische Kaiser, der zugleich König der Franken und Langobarden war, nun vollends als der berufene Vertreter der gesamten Christenheit, und der von dort ausstrahlende Glanz fiel verklärend auf die drei Kronen zurück, die sein Haupt schmückten.

Um von der Fülle der Macht, die in die Hand seines Helden gelegt war, ein recht anschauliches Bild zu geben, stellt Karls Biograph, der liebenswürdige Einhard, am Ende des Berichtes über die von Karl geführten Kriege den Umfang des fränkischen Reiches zu Anfang seiner Regierung dem zu Ende derselben erreichten gegenüber. „Durch seine mit ebensoviel Klugheit wie Glück geführten Kriege," sagt er, „hat Karl das fränkische Reich, das er von seinem Vater als ein großes und kraftvolles empfangen hatte, so beträchtlich vermehrt, daß es um das doppelte erweitert wurde. Denn während dazu früher nur der Teil Galliens gehörte, der zwischen dem Rhein, der Loire, dem Ozean und dem Balearenmeere liegt, und der Teil von Deutschland zwischen Sachsen, der Donau, dem Rhein und der Saale (welche die Thüringer und die Sorben voneinander trennt), den die Ostfranken bewohnen, und außerdem nur noch Alemannien und Bayern, erwarb er hierzu zunächst Aquitanien und Wasconien und das ganze Pyrenäengebirge bis zum Ebrofluß, der, in Navarra entspringend, die fruchtbaren Gefilde Spaniens durchströmt und unterhalb Tortosa in das Balearenmeer mündet, dann ganz Italien von Aosta bis nach Untercalabrien, wo die Griechen mit den Beneventanern grenzen; ferner Sachsen, das einen nicht unbeträchtlichen Teil von Deutschland ausmacht und ungefähr doppelt so breit ist wie das eigentliche Franken, dem es in der Längenausdehnung gleichkommt, dann die beiden Pannonien und das auf dem andern Donauufer gelegene Dacien, sowie Istrien, Liburnien und Dalmatien mit Ausnahme der Küstenstädte, die er um ihrer Freundschaft und ihres Bündnisses willen dem griechischen Kaiser überließ; dann hat er alle die noch unkultivierten barbarischen Völkerschaften, die Deutschland zwischen Rhein, Weichsel, Meer und Donau bewohnen und einander zwar der Sprache nach ähnlich, nach Sitten und Bräuchen aber sehr verschieden sind, so weit gebändigt, daß sie ihm Tribut zahlten, wie namentlich die Wilzen, Sorben, Abodriten und Böhmen, gegen die er Krieg geführt hat, während er der übrigen weit zahlreicheren Unterwerfung entgegen nahm." Gewiß nimmt Einhard den Mund dabei ein wenig voll, wenn man nicht etliche der allzuweit gezogenen Grenz-

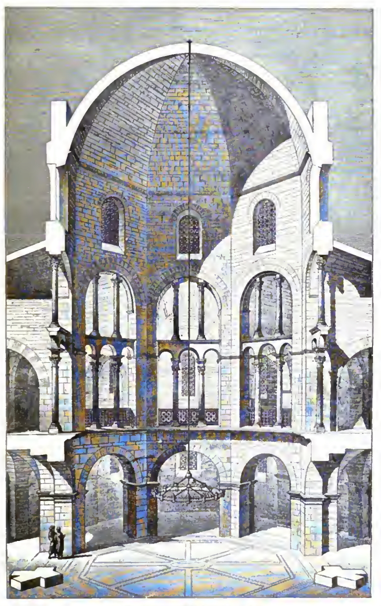
linien auf die Unklarheit der geographischen Anschauung zurückführen will. Sicher ist, daß seit dem Falle des weströmischen Reiches ein ähnlich umfassendes Gebiet noch niemals unter einem Herrscher verbunden gewesen war, und die Zeitgenossen hatten Recht, wenn sie das Reich Karls staunend als ein neues Weltreich betrachteten. Die germanischen Stämme gehörten ihm sämtlich an mit Ausnahme der räumlich abgetrennten nordischen und des angelsächsischen. Fest verbunden mit ihnen lebten darin die Romanen der Lande, die zuletzt das Herz des weströmischen Reiches ausgemacht hatten. Längs der östlichen Grenze, die in gewaltigem Bogen von der unteren Elbe und der Trave quer durch Mitteleuropa nach der mittleren Donau und dann südwärts über die Ostalpen nach dem Adriatischen Meere ging, stand es in bald freundlicher, bald feindlicher, immer aber kulturgeschichtlich höchst wirksamer Berührung mit der Welt der Slawen, die jetzt erst in ein helleres Licht zu treten begann, während es im Süden sich einerseits mit dem Islam, andererseits mit dem Byzantinismus berührte. Germanen und Romanen, Nordgermanen und Slawen, Araber und Griechen wurden gleichmäßig von ihm umfaßt. Es war das Reich der Mitte, um das die Welt gravitierte, und selbst in den Teilen des Abendlandes, die nicht seine Provinzen waren, hat man sich ihm ehrfurchtsvoll gebeugt: Alfons, der König von Galizien und Asturien, zur Zeit des spanischen Feldzuges sein Feind, hörte sich nachmals am liebsten als Karls „Mann" bezeichnen; die Könige von Schottland ehrten ihn als ihren Herrn und nannten sich seine Unterthanen und Knechte. Auch bei den Angelsachsen sah man in Karl den stammverwandten Beschützer: zu ihm floh, von Land und Leuten verjagt, König Eardulf von Northumberland und hatte seiner, auch vom Papste befürworteten Verwendung die Herstellung in der Herrschaft zu danken.

Der Umfang dieses Reiches, die Ungleichartigkeit seiner Bestandteile, das Auseinandergehen ihrer Interessen, namentlich nach außen, stellten der Ausbildung eines einheitlichen staatlichen Organismus große Schwierigkeiten entgegen. Selbst politisch reifere Zeiten würden sich mit ihrer Bewältigung vergeblich abmühen und nur sehr allmählich eine allen Teilen zusagende Grundlage dauernder Lebensgemeinschaft zu entwickeln vermögen. Auch Karl dem Großen ist das schließlich nur zum Teil gelungen, und es ist seiner Schöpfung daher nur eine kurze Lebensdauer beschieden gewesen. Dennoch bleibt, was er als Staatsordner, als politischer Organisator geleistet, bewundernswert und kann dem Größten, was fortgeschrittenere Epochen auf diesem Gebiete zu stande gebracht haben, an die Seite gesetzt werden. Hafteten ihm als Krieger und Bezwinger feindlicher Völker Eigenschaften an, in denen er der vielfach rohen Zeit, der er angehörte, gleichsam seinen Tribut zahlte, so steht er in allen diesen Dingen hoch über derselben und gemahnt uns wie der Vorläufer einer Epoche höher entwickelten politischen Lebens, die erst viel später langsam heraufdämmert. Er steht gleichsam auf der Grenze zweier Weltalter, indem er nach der einen Seite die Summe zieht aus dem Staatsleben der Romanen und

Germanen in ihrer Sonderung, nach der andern der ferneren Entwickelung beider für die Zukunft entscheidende Anregung giebt und die Richtung vorzeichnet. Und auch hierbei bleibt er ein Germane und hat, von Namen und Formen abgesehen, den Romanen nicht einen einzigen von den Zügen entlehnt, die für seinen Staat charakteristisch und für die Gestaltung der nachmals daraus erwachsenen Staaten maßgebend geworden sind.

Bestanden für die in seinem Reiche vereinigten Länder die Namen auch fort, die sie zur Zeit ihrer Selbständigkeit geführt, so hatten sie doch keinen politischen, keinen administrativen Wert mehr, mit Ausnahme etwa von Italien, das als besonderes Reich galt, seinen eigenen König und sein eigenes Recht hatte und für das daher die Reichsgesetze auch besonders publiziert wurden. Nur locker waren mit dem Gesamtreich die Bretagne und Wasconien verbunden, denen ihre einheimischen Fürsten, nach altem Brauche Herzöge benannt, gelassen waren. In allen anderen Gebieten aber war das Stammesherzogtum beseitigt, dessen Fortbestand die Erinnerung an die frühere Unabhängigkeit lebendig erhalten und die fränkische Herrschaft dauernd gefährdet haben würde. Aber das Aufgebot zum Kriege erfolgte noch nach Stämmen: die waffenfähige Mannschaft eines Stammes bildete ein besonderes Heer und hatte ihren besonderen Führer, dessen Funktionen mit der Wiederkehr des Friedens natürlich erloschen. Die Einheit des Reiches beruhte auf dem Amte der Grafen, die gleichmäßig in allen Teilen die Träger der Verwaltung waren. Das ganze Reichsgebiet zerfiel in Grafschaften (comitatus), welche in den deutschen Ländern den alten Gauen, in den romanischen den Stadtbezirken (civitates) entsprachen und da, wo er sie nicht bereits vorfand, durch Karl eingeführt wurden. Die Vorsteher dieser Verwaltungsbezirke, die Grafen (comites, praefecti), in den neu eroberten Ländern meist Franken, wurden vom König ernannt und bekleideten, wenn sie natürlich auch jederzeit abgerufen werden konnten, ihr Amt im allgemeinen lebenslänglich. Sie waren die Stellvertreter des Königs den Einsassen ihres Bezirkes gegenüber und hatten demgemäß eine ebenso mannigfaltige wie umfassende Thätigkeit: nicht bloß die Sorge für die Aufrechterhaltung des Friedens, also die Handhabung der Polizei, lag in ihrer Hand, sondern auch das Gerichts- und Heerwesen; sie verwalteten die königlichen Einkünfte und Güter und übten überhaupt die dem Könige zustehende allgemeine und besondere Schutzgewalt. Daher hatten sie Einfluß auch auf die kirchlichen Verhältnisse. Als ihre Gehilfen erscheinen die Centenare, d. h. die von ihnen in Gemeinschaft mit dem Volke bestellten Vorsteher der Hundertschaften, in welche die Gaue zerfielen, und weiterhin die Vorsteher der einzelnen Ortschaften, die Schultheiße (tribuni) u. s. w.

Der Mangel einer festen Residenz, zu der erst gegen Ende der Regierung Karls die Aachener Pfalz emporstieg, und die Schwierigkeiten des Verkehrs stellten einer regelmäßigen Beaufsichtigung dieser Beamten beträchtliche Hindernisse entgegen; sie zu beseitigen war um so wichtiger, als das Grafenamt, dessen Inhaber im allgemeinen durch die Überlassung von Land in ihrem Amtsbezirk belohnt wurden, frühzeitig mit dem Territorium, auf das es sich



Durchschnitt des Münsters zu Aachen.
Der Bau ist der Karls des Großen; die vom Gewölbe herabhängende Lichterkrone ist ein Weihgeschenk von Kaiser Friedrich Barbarossa.

bezog, enger verwuchs und so eine Neigung zur Erblichkeit zeigte, der nachmals das schnelle Sinken der Königsmacht und die Entwickelung des Benefizialwesens Vorschub leisteten. Die hierin liegende Gefahr einer Lockerung des Verwaltungsorganismus abzuwenden, schuf Karl das Institut der Königsboten (missi dominici oder regii), das namentlich nach der Kaiserkrönung ausgebildet wurde. Ein 802 bei Aachen erlassenes Kapitular bestimmte, es sollten in den verschiedenen Teilen des Reiches angesehene, weise und erfahrene Männer, sowohl aus dem geistlichen wie aus dem weltlichen Stande, die besonderen Aufträge des Kaisers verkünden und ausführen und darüber wachen, daß jedermann seine Pflicht erfülle, und namentlich die Klagen derjenigen entgegennehmen, die Unrecht erlitten zu haben glaubten, um ihnen in Gemeinschaft mit den Grafen zu helfen. Die Autorität dieser Königsboten umfaßte demnach die Gesamtheit des öffentlichen Lebens und sollte die Reichsregierung in der Lösung ihrer mannigfachen Aufgaben unterstützen. Sie beaufsichtigten ebenso gut die Amtsführung der Grafen, wie sie sich von dem Zustande der Kirchen und Klöster und dem Wandel der Geistlichkeit unterrichteten; sie sahen nicht bloß auf pünktliche und vollständige Erfüllung der Kriegsdienstpflicht, sondern revidierten auch die Verwaltung der königlichen Landgüter durch die Grafen und deren Hilfsbeamte, waren also die Stellvertreter des Herrschers in der Beaufsichtigung der Beamten und der Unterthanen. Das ganze Reich wurde dazu in Bezirke (missatica, legationes) geteilt, in deren jedem zwei Königsboten, häufig ein Geistlicher und ein Weltlicher, auf ein Jahr ernannt, im Laufe desselben viermal die bezeichneten Funktionen ausübten. Über die Art, in der das zu geschehen hatte, scheint es bestimmte Vorschriften nicht gegeben zu haben; über das Ergebnis aber wurde dem Kaiser Bericht erstattet, zu welchem Zwecke die Königsboten sich wohl meistens auf den großen Reichsversammlungen eingefunden haben werden. Jedenfalls bahnte diese Einrichtung eine gewisse Gleichmäßigkeit der Verwaltung in staatlichen und kirchlichen, wirtschaftlichen und finanziellen Angelegenheiten an und gab die Möglichkeit in den Hauptfragen, die im Reichszentrum festgestellten leitenden Gesichtspunkte einigermaßen einheitlich durchzuführen. Doch darf man sie nicht überschätzen: eine straffe Zentralisation der Regierung, wie sie zur Schaffung voller Reichseinheit nötig gewesen wäre, hat sie nicht ermöglicht und konnte sie ihrer ganzen Natur nach auch nicht ermöglichen. Sie erscheint vielmehr als ein zum Notbehelf erwähltes Auskunftsmittel, dessen Wirksamkeit wesentlich von der im Zentrum aller so geschaffenen Beziehungen stehenden Persönlichkeit des Herrschers abhing.

In einer Art von Gegensatz zu dem Institut der Königsboten stand das der Markgrafen, insofern es bestimmt war, gewisse Grafschaften, namentlich in militärischer Hinsicht, von dem Reichszentrum unabhängiger zu machen und ihren Vorstehern ein selbständiges schnelles Handeln zu ermöglichen. Während die Grafen auf ergangenes Aufgebot zwar die waffenfähige Mannschaft ihres Amtsbezirkes nach den Sammelplätzen zu führen und im Kriege zu befehligen

hatten, aber ihrerseits zu den Waffen zu rufen nicht befugt waren, hatten die Vorsteher der einem plötzlichen feindlichen Anfall ausgesetzten oder zu dauerndem Kampfe gegen feindliche Nachbarn bestimmten Grenzbezirke zu allen sonstigen Rechten der Grafen auch noch das des Heerbannes, d. h. sie durften von sich aus die dienstpflichtigen Einsassen ihres Amtssprengels unter die Waffen rufen und zum Kampfe führen. Denn diese Markgrafen (marchiones, praefecti oder duces limitis) sollten die stets schlagfertigen Hüter der Grenze sein. Solcher Grenzmarken, deren Bevölkerung eigentlich dauernd in Kriegszustand war, finden wir damals namentlich fünf, im Norden gegen die Dänen die dänische oder sächsische, im Südwesten gegen die Araber die spanische, im Südosten die friaulische, im Nordwesten die bretonische, der einst der tapfere Roland vorgestanden hatte, und endlich noch zwei im Osten, die eine an der Raab gegen die Avaren, die andere weiter nördlich gegen die Sorben.

Innerhalb des so umwehrten, in zahlreiche Grafschaften geteilten Reiches lebten die verschiedenen Bestandteile der Bevölkerung in sehr verschiedenen Verhältnissen. Denn nichts lag dieser Zeit und selbst diesem schöpferischen Herrschergeiste ferner als planmäßiges Nivellieren. Unerbittlich in der Forderung des Gehorsams und der Treue gegen seine Herrschaft, unerbittlicher noch in der demütigen Unterwürfigkeit unter das Glaubensgebot der Kirche, hat Karl der Große im übrigen die Völker und Stämme bei ihrer althergebrachten Art gelassen und da eine Duldung geübt, welche die Wirkungen seines sonstigen Einigungsstrebens beeinträchtigte. Denn nicht bloß Romanen und Germanen, sondern auch deren einzelne Stämme bewahrten ihr besonderes Recht, und zwar nicht bloß, wo sie in geschlossenen Massen beisammen saßen, sondern auch in ihrer Vereinzelung inmitten eines andere Rechtsbräuche befolgenden Stammes. Das Recht hatte eine durchaus persönliche Bedeutung und war nicht territorial an einen bestimmten Geltungsbereich gebunden. Das ging so weit, daß in Italien, wo Langobarden, Römer und Franken gemischt waren, jeder einzelne die Wahl hatte, nach welchem Rechte er leben und gegebenen Falles abgeurteilt sein wollte, der Römer also, obgleich er im römischen Rechte geboren war, sich auch für das langobardische oder fränkische Recht entscheiden konnte. Da nun die Rechtsverschiedenheit besonders in den privat- und familienrechtlichen Satzungen und den auf ihnen beruhenden Verhältnissen zum Ausdruck kam, so wurde von hier aus der Sonderart der einzelnen Völker und Stämme, wie sie sich in ihren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen, ihren Sitten und Bräuchen offenbarte, ein starker Rückhalt gegeben und ihre dauernde Bewahrung begünstigt. Denn was zur Ausgleichung geschah, als Karl nach der Kaiserkrönung die alten Volksrechte aufzeichnen ließ, war wenig und konnte kaum eine rechte Wirkung haben.

Wie wenig dieser Staat, so bewunderungswürdig er im Vergleich mit dem staatlichen Wirrsal der zunächst voraufgegangenen Jahrhunderte erscheint, eigentlich von dem an sich hatte, worin wir das Wesen des Staates zu sehen gewohnt sind, lehrt neben der Persönlichkeit des Rechtes namentlich die hohe

Bedeutung, welche er der Religion beimaß, und die Art, wie er die Kirche und ihre Institute politisch benutzte. Namentlich seitdem er als Kaiser der berufene Schutz- und Schirmherr der Kirche geworden war und der Wächter der Rechtgläubigkeit zu sein als Recht und Pflicht beanspruchte, hat Karl der Große in der Zugehörigkeit aller seiner Unterthanen zu derselben Kirche das Band gesehen, welches dieselben auch in Bezug auf das politische Leben am festesten zusammenhalten sollte. Hier erlangten die theokratischen Ideen, in denen er lebte und webte, ihre praktische Wirksamkeit. Im Vergleich freilich mit der Weiterbildung, welche diese Anschauung in späteren Jahren erfahren hat, und den aller staatlichen Realität abgewandten Phantastereien, zu denen ihre genialsten und konsequentesten Vertreter sich nachmals verirrt haben, erscheint Karl auch hierin nüchtern und vorurteilslos, man möchte fast sagen prosaisch in der Art, wie er das Höchste für die in der harten Wirklichkeit gegebenen Zustände zu verwerten und beides zu verbinden und in Einklang zu setzen weiß. Die Kirche war und blieb ihm eine Dienerin des Staates, eine geehrte und ausgezeichnete zwar, aber doch immer eine Dienerin, der gegenüber er sich stets als der Herr fühlte und bewährte, der er zu gebieten und von der er Gehorsam zu heischen hatte. Mochte sich ihre Wirksamkeit zunächst auch auf ein anderes als das staatliche Gebiet beziehen, die Bischöfe waren seine Beamten, wurden wie alle anderen Beamten von ihm ernannt zu dem Zwecke und mit der Verpflichtnng, durch ihre Autorität seine Herrschaft zu stützen, die Unterthanen treu zu erhalten und zur Befolgung der Gesetze anzuleiten: ihre Thätigkeit sollte gleichsam die der Grafen ergänzen. Der fränkische Episkopat hat sich dem in Gehorsam gefügt: schon die Rücksicht auf das äußere Gedeihen seiner Kirchen ließ ihn eine Dienstbarkeit ruhig tragen, die gegen die von Karl Martell erfahrene harte Behandlung vorteilhaft abstach. Je mehr sich aber die fränkische Kirche ihres Zusammenhanges mit der römischen Gesamtkirche bewußt wurde und die in dieser entwickelten hierarchischen Ideen in sich aufnahm, um so mehr mußte sie an dieser Abhängigkeit Anstoß nehmen und die universalkirchlichen und universalstaatlichen Tendenzen, von denen jene erfüllt war, auch dem locker gefügten Frankenreiche gegenüber zu bethätigen streben. Ein Erfolg aber konnte dabei nicht ausbleiben, sobald die Rechte des Staates nicht mehr von einer so gewaltigen Persönlichkeit vertreten waren. Denn zuerst und zuletzt beruhte die Einheit dieses Weltreiches trotz des so stark betonten kirchlichen Zusammenhanges in der Persönlichkeit, die es geschaffen hatte und an seiner Spitze stand, und alle wirklich dauerhaft einenden Organisationen in demselben knüpfen sämtlich unmittelbar an diese an.

So wenig im allgemeinen auf Personalbeschreibungen aus jener Zeit zu geben ist, welcher, wie ja auch ihre bildende Kunst zeigt, der Blick für den Ausdruck der geistigen Eigenart in Antlitz, Gestalt und Haltung nur in sehr geringem Maße eigen war, so verdanken wir doch dem sorgsamen Berichte des Einhard, mag er auch durch die Anlehnung an Suetons Augustus selbst in sachlicher Hinsicht nicht ganz unbeeinflußt geblieben sein, einige Angaben,



Albrecht Dürers 1510 gemaltes Bildnis Karls des Großen

(Im Krönungsornat der deutschen Kaiser, welcher damals in Nürnberg aufbewahrt worden war. Nürnberg.)

[illegible] wie er die Kirche
[illegible] er als Kaiser der
[illegible] und der Mäch[illegible]
[illegible] bot Karl [illegible]
[illegible] zu derselben Kirche [illegible]
[illegible] auf das politische Leben
[illegible] theokratischen [illegible]
[illegible] Im Vergleich
[illegible] in späteren Jahr[illegible]
[illegible] Phantastereien, [illegible]
[illegible] nachmals [illegible]
[illegible] man möchte [illegible]
[illegible] die in der harten [illegible]
[illegible] zu verbinden und [illegible]
[illegible] eine Dienerin de[illegible]
[illegible] immer eine Dienerin, [illegible]
[illegible] der er zu geb[illegible]
[illegible] sich ihre Wirk[illegible] nächst
[illegible] Gebiet beziehen, die [illegible] waren
[illegible] Beamten von ihm [illegible]
[illegible] durch ihre Autorität [illegible]
[illegible] und zur Befolgung [illegible]
[illegible] die der Grafen [illegible]
[illegible] die [illegible]
[illegible] eine Dienst[illegible] [illegible]gen,
[illegible] Bekannt[illegible]
[illegible]
[illegible] bewußt [illegible]
[illegible] annahm, um [illegible]
und die univer[illegible]
[illegible] erfüllt [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Welt. [illegible]
[illegible]
[illegible] an [illegible] stand, [illegible]
[illegible] in demselben [illegible] sämtlich[illegible]
[illegible] im allgeme[illegible] Personal[illegible]
welcher, [illegible] der [illegible]
[illegible] geistige [illegible] Antlitz, [illegible]
[illegible]
[illegible] er [illegible] Anlehnu[illegible] Augustin[illegible]
[illegible] beeinflußt [illegible] einige [illegible]



Albrecht Dürers 1510 gemaltes Bildnis Karls des Großen
im Krönungsornat der deutschen Kaiser, welcher damals in Nürnberg vollständig vorhanden war.
(Nürnberg.)

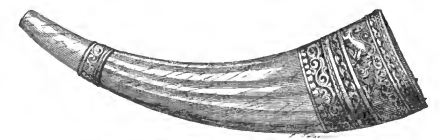
die uns die Gewinnung wenigstens eines ungefähren Bildes von dem großen Kaiser ermöglichen. Vollen und kräftigen Körpers, war er von hoher Statur, doch nicht übergroß — siebenmal ging sein eigener Fuß auf das Maß seines Körpers; — der Kopf war gut gerundet, die Augen ungewöhnlich groß und lebhaft, die Nase ziemlich groß, der Gesichtsausdruck freundlich und heiter. Die ehrfurchtgebietende Würde der Erscheinung, die ihm im Stehen sowohl wie im Sitzen eigen war, minderten der kurze gedrungene Nacken und die



Kleine Bronzestatuette Karls des Großen.
Im Museum Carnavalet.

Stärke des Leibes, die aber bei dem Gleichmaß der übrigen Glieder nichts Störendes hatte. Fest einherschreitend bot er in seiner ganzen Haltung das Bild eines echten Mannes, wogegen die hohe Lage der Stimme auffiel. Zeitlebens erfreute er sich der besten Gesundheit; erst in den letzten vier Jahren plagte ihn häufig das Fieber, er zog aber auch da die Ärzte nicht zu Rate, weil sie ihm allerhand unliebsame Beschränkungen in betreff der Speisen auferlegten und Heiltränke eingeben wollten. Durch Reiten und Jagen erhielt er sich bis in ein hohes Alter bei ungewöhnlicher körperlicher Rüstigkeit; auch Baden und Schwimmen trugen dazu bei. Später liebte er es namentlich, in den

Aachener warmen Quellen Stärkung zu suchen. In Lebensweise, Mahlzeiten, Kleidung hielt er auf schlichte Einfachheit. Gewöhnlich trug er die dem fränkischen Stamme eigene Tracht, nur an hohen Festen legte er reichere Gewandung an; den kostbaren römischen Ornat aber hat er nur zweimal — in Rom selbst — zu gebrauchen bestimmt werden können. Abneigung gegen unnützen Pomp und, was damit zusammenhängt, gegen alles Fremde war ihm eigen, und auch als Herr eines Weltreiches, das die stolzesten Erinnerungen des römischen Imperiums mit der theokratischen Idee einer Weltkirche verband, blieb er im Äußern wie im Grunde seines Wesens ein echter Franke, durch und durch ein Deutscher. Dem entsprach das bescheidene Maß von Bildung, das er sich erwarb: selbst im Lateinischen hat er es nur so weit gebracht, daß er die Kirchengebete mit Verständnis bei seinen Andachten benutzen konnte. Die Kunst des Schreibens war Karl fremd: noch als Greis hatte er Wachstafeln und Griffel nachts unter dem Kopfkissen liegen, um sich in schlaflosen Stunden

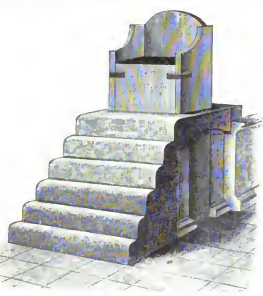


Elfenbeinhorn (Olifant) Karls des Großen; im Schatz des Doms zu Aachen.

im Nachbilden der Buchstaben zu üben — ein ergreifendes Bild, welches die Kulturbedürftigkeit des zur Weltherrschaft gelangten Germanentums auf das eindrucksvollste zur Anschauung bringt. Es läßt zugleich erkennen, wie haushälterisch Karl, wie alle pflichtbewußten und pflichtgetreuen Herrscher, mit seiner Zeit umging und sich bei knapp bemessener Ruhe in rastloser Thätigkeit dem Dienste des Gemeinwohls weihte. Schon morgens während des Ankleidens empfing er nicht bloß ihm näher stehende Persönlichkeiten, sondern ließ sich wohl gar von dem Pfalzgrafen streitende Parteien vorführen und die Sache vortragen, um alsbald den Spruch zu fällen.

Um den Kaiser als den Mittelpunkt zunächst des Hofes, dann des Reiches reihte sich eine stattliche Zahl von Beamten und Würdenträgern, deren Funktionen bei einigen ausschließlich, bei anderen überwiegend höfische waren, bei der Mehrzahl aber politische wurden. Denn jene den Germanen eigene privatrechtliche Anschauung, die zwischen Privatbesitz des Königs und öffentlichem Gut, zwischen königlichen Angelegenheiten und solchen des Staates keinen Unterschied macht, bethätigt sich namentlich in der Zusammensetzung und Ord-

nung des Hofes, obgleich auch darin gegen die merowingische Zeit ein Fortschritt unverkennbar ist. Während das damals einflußreichste Amt, das, ursprünglich höfischer Natur, allmählich ein eminent politisches geworden war, das des Hausmeiers, das den Karolingern den Weg zum Thron gebahnt hatte, in Wegfall gekommen war, finden wir am Hofe auch jetzt noch den Seneschall mit einer gewissen allgemeinen Sorge für das gesamte königliche Hauswesen betraut, namentlich mit der für die königliche Tafel, wobei ihm der Oberschenk (buticularius) und der Stallgraf (comes stabuli) zur Seite stehen, während der Kämmerer (camerarius) unter der Oberaufsicht der als Hausfrau waltenden Königin dem Schatz vorsteht und von da aus allmählich eine Oberleitung über das gesamte Hofwesen erwirbt. Diese Großwürdenträger des Hofes nehmen aber auch an den politischen Geschäften teil, fungieren namentlich im Hofgericht und werden als Königsboten in die Provinzen entsandt. Ausschließlich höfischer Natur dagegen waren die Ämter des Oberthürwarts (summus ostiarius), etwa dem eines Oberhofmarschalls entsprechend, des Quartiermeisters (mansionarius), dessen Thätigkeit bei den vielfachen Reisen des Königs von Wichtigkeit war, des Schwertträgers, des Oberjägermeisters u. a. m. Dagegen hatten der Pfalzgraf als Leiter des Hofgerichts, der von zahlreichen Notaren und anderen Unterbeamten unterstützte Kanzler, der dem gesamten Schriftwesen, der Ausfertigung der Urkunden, Erlasse, Briefe u. s. w. vorstand, staatliche Obliegenheiten, die sie aber an die Umgebung des Kaisers und damit an den Hof banden. In freierer, doch oft recht einflußreicher Stellung finden wir die am Hofe weilenden Vertrauten oder Freunde des Herrschers, von denen manche, von diesem Ehrentitel abgesehen, auch in amtlicher Stellung gewesen sein werden.



Marmorstuhl Karls des Großen; im Dom zu Aachen.

Obgleich Zentralstelle für die Regierung des Reiches, war dieser Hof so doch kaum geeignet als Zentralorgan derselben zu fungieren. Dazu bedurfte er

einer Ergänzung und Erweiterung, die ihn mit den Teilen des Reiches verband, über deren Zustände und Bedürfnisse unterrichtete und seine Einwirkung auf sie vermittelte. Das leistete die Reichsversammlung, die sich um den Hof als natürlichen Mittelpunkt gruppierte, und zwar in zweifacher Gestalt, einmal als eine kleinere, beratende und vorbereitende, und eine große, zu endgültiger Erledigung der von jener eingeleiteten Angelegenheiten bestimmt. Während an der ersten nur die vornehmeren Räte teilnahmen, um die für das künftige Jahr in Aussicht zu nehmenden Geschäfte zu erwägen, erscheint die zweite als eine Fortsetzung des Märzfeldes der Merowingerzeit, das seit Pippin zum Maifeld geworden war und unter Karl dem Großen gelegentlich auch noch später gehalten wurde. Dabei zu erscheinen berechtigt waren ursprünglich alle Freien, denn es handelte sich ja um eine Heerschau; an den Beratungen und Beschlüssen teilgenommen aber haben natürlich nur die Beamten, namentlich die in der Provinzialverwaltung thätigen, die Grafen, Königsboten und Bischöfe, also ein sehr großer Kreis, weswegen die Vorbereitung der zu erledigenden Angelegenheiten nicht selten einem Ausschuß übertragen wurde. Die Thätigkeit dieser großen Reichsversammlung umfaßte die Gesamtheit der inneren und der auswärtigen Politik sowie alle kirchlichen Fragen, ging aber auch auf die besonderen Angelegenheiten einer einzelnen Provinz ein und beschäftigte sich gelegentlich mit den allerspeziellsten Fragen. Wie sich ihre Kompetenz gegenüber dem Kaiser abgegrenzt, wissen wir nicht: ein anerkanntes Recht ihm gegenüber hat sie keinesfalls gehabt, und man darf sie nicht unseren Volksvertretungen vergleichen; sie war nie mehr als ein erweiterter großer Rat, dessen Ansicht Karl hörte, aber nicht zu befolgen brauchte. Was sie beschlossen, wurde aufgezeichnet, und zwar so, daß alle gefaßten Beschlüsse, mochten sie die verschiedensten Dinge betreffen, in einem das Gesamtergebnis der gepflogenen Beratungen in Kapitel gesondert enthaltenden Aktenstücke zusammengefaßt und als Wille und Befehl des Kaisers zu allgemeiner Nachachtung verkündigt wurden. In Fällen besonderer Wichtigkeit wurden diese Kapitularien von den Teilnehmern der Reichsversammlung unterschrieben.

Einfach genug ist also der Apparat, vermöge dessen der Staat Karls des Großen seine Obliegenheiten erfüllte; aber auch diese waren im Vergleich mit den Verhältnissen der späteren Zeiten noch sehr einfach. Es galt für Recht und Frieden zu sorgen und Land und Volk nach außen zu vertreten und zu verteidigen. Lokale Bedürfnisse berührten die Reichsregierung eigentlich gar nicht, weil alles, was das öffentliche Interesse erforderte, unmittelbar da, wo und wie es erfordert wurde, geleistet werden mußte. Wo eine Brücke fehlte, mußten die Anwohner das nötige Baumaterial und die nötigen Arbeitskräfte aufbringen, genau so wie wenn das Heer ins Feld zog, immer die Landschaft für Proviant und Fourage zu sorgen hatte, in der es augenblicklich stand. Weitaus die meisten seiner Bedürfnisse sah der Staat also durch Naturalien oder Arbeitsleistung befriedigt. Das vereinfachte das Finanzwesen außerordentlich. Ganz freilich hat auch das Reich Karls eines solchen nicht entbehren können; aber

gerade dieses blieb völlig in der privatrechtlichen Auffassung befangen und behandelte den Staatshaushalt wie den Haushalt des Königs. An Einnahmen kamen dafür in Betracht verschiedene Arten von Zöllen — wie Markt-, Schiffs-, Hafen-, Brückengelder u. a. m., der Ertrag der Gerichtsgefälle, der Konfiskationen und der Kriegsbeute; ferner die Geschenke, die dem König dargebracht wurden, auch von Kirchen und Klöstern; weiter der Ertrag aus verschiedenen in einzelnen Teilen des Reiches üblichen Steuern, — während es eine allgemeine Reichssteuer nicht gab. Hierher gehört auch der bedeutende Besitz des Königs an Grund und Boden, in Bezug auf den ein Unterschied zwischen Staatsgut und Königsgut ebenfalls nicht gemacht wurde. Was sich davon im unmittelbaren Besitz des Königs befand, wurde von ihm durch seine Amtleute, Hofmeister u. s. w. unter Aufsicht der Grafen und der Königsboten bewirtschaftet. Die dafür maßgebenden Vorschriften sind in dem Capitulare de villis enthalten: sie lassen uns einen Blick thun in den landwirtschaftlichen Betrieb jener Zeit und offenbaren zugleich, wie Karl, das Größte und Höchste zu umfassen und zu verfolgen gewöhnt, auch die unscheinbaren Einzelnheiten einer Bauerngutswirtschaft zu studieren und zu regeln nicht unter seiner Würde hielt.

Weit umfangreicher und wichtiger für die allmähliche Wandelung des fränkischen Staatswesens war dasjenige Land, das zwar Eigentum des Königs oder des Staates war, aber sich nicht unmittelbar in des Königs Besitz befand. Dahin gehörte zunächst das gesamte Kirchengut, welches alle die Exemtionen noch nicht genoß, durch die es später dem Staate mehr und mehr entzogen wurde. Denn auch die zur Ausstattung an Kirchen und Klöster vergebenen Ländereien blieben öffentliches Gut, Besitz des Königs und wurden demgemäß für öffentliche Zwecke in Anspruch genommen. Wurden doch ganze Klöster und Abteien an Weltliche vergeben, um sie durch ihre Einkünfte zu versorgen. Das Verhältnis nämlich, in dem die Kirche zu dem ihr überlassenen Landbesitz stand, war nach der Anschauung jener Zeit nicht wesentlich anders geartet als das des Grafen zu dem ihm in seinem Amtsbezirk als Besoldung angewiesenen Grund und Boden. In beiden Fällen handelte es sich um eine Landleihe, welche dem Empfänger ein ziemlich weit gemessenes Nutzungsrecht in Bezug auf das geliehene Land einräumte, das Besitzrecht des verleihenden Königs aber nicht beeinträchtigte. Dieses Verhältnis, durch dessen Eingehung der König dem mit Grund und Boden Beliehenen ein Benefizium, d. i. eine Wohlthat erwies, ist bereits von Karl dem Großen auch auf andere Empfänger als Bischöfe, Äbte, Grafen u. s. w. angewendet worden und hat in der Folge die Form abgegeben, in der Großgrundbesitzer aller Art — der König so gut wie einzelne weltliche Herren und Bischöfe — ihren Grundbesitz nutzbar machten und die allmählich den gesamten Besitzverhältnissen und der auf ihnen beruhenden gesellschaftlichen Gliederung, sowie der sich darauf aufbauenden staatlichen Ordnung im Mittelalter ihr charakteristisches Gepräge gegeben hat. Denn mit dem Benefizialwesen verband sich das seinem Ursprung

nach nicht völlig klare Institut der Vasallität, in der Weise, daß, wer ein Benefizium (so hieß nun das verliehene Besitztum) empfing, gleichzeitig des Verleihers Vasall wurde, d. h. sich durch feierliche Handreichung demselben kommendierte, als Schützling überantwortete und Treue gelobte. Durch ihre Anwendung auf größere Verhältnisse erlangte die Vasallität hohe politische Bedeutung: erst ein Mittel, um bisher selbständige Territorien dem Reiche näher zu verbinden, indem sie ihren Inhabern von dem Frankenkönig als Vasallen zum Benefiz gegeben wurden (wie z. B. Thassilo Bayern empfing), wurde sie nachmals umgekehrt auch benutzt, um Provinzen unter ihren früher als Beamte erscheinenden Vorstehern zu größerer Selbständigkeit zu erheben. Das hat, besonders in den westlichen, romanischen Reichsteilen, zur allmählichen Lockerung des Reichsverbandes beigetragen und wurde schließlich eine ernste Gefahr für das Königtum und die Einheit des Reiches, namentlich seit die gesamte militärische Organisation und damit die Wehrfähigkeit des Reiches darauf gegründet wurden.

Denn wie bei allen Deutschen, so stand auch bei den Franken das Heerwesen in engster Verbindung mit dem Grundbesitz: dieser bedingte die politische Vollberechtigung, der die Verpflichtung zum Kriegsdienst entsprach. Von hieraus nahm Karl der Große, unter dessen kriegerisch so bewegter Regierung das Drückende des bisherigen Brauchs schwerer empfunden wurde, eine Reihe wichtiger Neuerungen vor. Während zur Landwehr, d. h. zur Verteidigung gegen einen feindlichen Einbruch alle Einwohner ohne Unterschied verpflichtet waren, wurde die eigentliche Kriegsdienstpflicht nach der Größe des Besitzes abgestuft, so daß von den kleineren Grundbesitzern, welche schon die Verpflichtung sich selbst auszurüsten schwerer belastete, nur noch ein Teil persönlich ins Feld zog, nämlich von zwei Zweihufenbesitzern immer nur der eine, und daß von den Einhufenern immer drei zusammen einen Krieger stellten und ausrüsteten; von denen, die nur eine halbe Hufe hatten, sollten immer sechs zu diesem Zweck zusammentreten. So trugen auch diejenigen, welche daheim blieben, das Ihrige zu dem militärischen Bedarf bei und wurden die mit der Waffe dienenden erleichtert, indem sie durch ihresgleichen ausgerüstet wurden. Dem entsprechend wurden auch die Strafen für Nichtleistung der schuldigen Dienste nach Stand und Vermögen abgestuft.

Überblickt man die staatliche Organisation, die Karl der Große teils Neues schaffend, teils Vorgefundenes weiter ausbildend, in seinem Reiche durchgeführt hat, als ein Ganzes, so wird man sie als einen großen Fortschritt in der politischen Entwickelung sowohl der Germanen wie der Romanen anerkennen, auch zugeben, daß sie wohl geeignet war, innerhalb der einzelnen Teile eine dauernde Ordnung und damit eine gleichmäßigere Weiterbildung zu ermöglichen; doch läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß sie der Straffheit und Einheitlichkeit entbehrte, deren es zur Überwindung der reichlich vorhandenen trennenden Momente bedurft hätte. Denn ihre Einheitlichkeit beruhte doch nur in der Person des Herrschers, ihre Straffheit in der Art, wie er sie

handhabte, und beide entsprangen der bewußten Konsequenz, mit der Karl von der kirchlichen Einheit aus zwischen Romanen und Germanen eine geistige Gemeinschaft zu begründen strebte, welche die vorhandenen Besonderheiten in einer allmählich sich ausbreitenden höheren Kultur aufgehen ließ. Daß im Gebiete des geistigen Lebens die Romanen ihren Besiegern überlegen waren, hat niemand besser erkannt als der große Kaiser: aber während der Ostgote Theodorich sich des unentbehrlichen Römertums wie eines untergeordneten Geräts bedient hatte, das sich doch seiner Herrschaft bald entzog und sich gegen das Volkstum wandte, dem es trotz seiner Überlegenheit dienstbar gemacht war, und dadurch einen Zwiespalt begründete, der sein Reich schnell zu Grunde richtete, suchte Karl seine Franken auf die geistige Höhe der Romanen zu erheben und ihnen die Ergebnisse der von jenen geleisteten Kulturarbeit zu eigen zu machen.

Zunächst in sich selbst war Karl bemüht, die beiden Elemente nationaler Kultur zu vereinigen, die in seinem Reiche nebeneinander lagerten. Wie er sich während der Mahlzeit die Heldensagen und Geschichten der Vorzeit, aber auch des Augustin Buch vom Gottesstaate vorlesen ließ, wie er für die Aufzeichnung der alten Volksepen Sorge trug, für die Winde und Monate deutsche Benennungen einführte und die Bischöfe anhielt deutsch zu predigen, sich aber noch im Alter durch Peter von Pisa in der Grammatik unterweisen ließ, so hat er auch bei seinen Kindern, seinen Freunden und der am Hofe heranwachsenden vornehmen Jugend Römisches und Deutsches zu höherer Einheit zu verbinden gestrebt. Die Hofschule wurde der Mittelpunkt für das geistige Leben des Reiches, und durch die zu einer Art von Akademie um ihn vereinigten Gelehrten stand Karl selbst mit dieser ganzen Entwickelung in regelmäßiger Verbindung. Mit erstaunlichem Scharfblick hat er die geeigneten Mitarbeiter herausgefunden: unter ihnen sind alle die Völkerschaften vertreten, die seinem Reiche angehörten, und auch die Fremde mußte ihre besten Kräfte abgeben. Da finden wir den gelehrten Angelsachsen Alcuin, der bei ihm in höchster Gunst stand, mehrere Jahre die Hofschule in der Aachener Pfalz leitete und dann, als ihm nach längerem Aufenthalt seine Heimat verleidet war, als Vorsteher der Abtei des heiligen Martin in Tours eine der angesehensten und reichsten kirchlichen Stellungen im Frankenreiche erhielt; den Langobarden Paulus den Diakonen, den Sohn des Warnefrid, den Geschichtsschreiber seines Volkes, an dessen Kampf gegen die fränkische Herrschaft sein Geschlecht nicht unbeteiligt gewesen war; den aus Spanien gebürtigen Westgoten Theodulf, der zum Bischof von Orleans aufstieg und theologische Gelehrsamkeit mit ungewöhnlicher Herrschaft über die poetische Sprache vereinigte; den Römer Peter von Pisa und den edlem fränkischen Geschlecht entsprossenen Angilbert, den glücklichen Geliebten von Karls Tochter Bertha, den Vater Nithards und Hartnids (S. 15); endlich den des Kaisers Herzen besonders nahe stehenden Einhard, seinen verständnisvollen und liebenswürdigen Biographen und gelegentlich wohl auch vertrauten Berater in wichtigen politischen Dingen.

Zwanglos verkehrte Karl in diesem Kreise, wo man ihn mit dem akademischen Namen David nannte, wie auch die anderen Genossen dergleichen annahmen: der kunstfertige Einhard erscheint da als Beseleel, Angilbert als Homer, Alcuin als Flaccus u. a. m. Der Kreis der Interessen, die von dieser akademischen Vereinigung gepflegt wurden, war ein überraschend großer und durchbrach die engen Schranken, welche damals das Vorwalten kirchlicher Gesichtspunkte allen geistigen Bestrebungen zog. Sogar die Sternkunde wurde mit Hilfe des Iren Dungal in seinen Bereich gezogen. Mit welchem Erfolge Karl die Geschichtsschreibung gepflegt, lehrt die Trefflichkeit ihrer uns erhaltenen Werke aus seiner Zeit, gegen die, was voranging und folgte, recht dürftig erscheint. Selbst auf die Pflege des Stils erstreckte sich Karls Fürsorge: in seiner Vernachlässigung durch manche Geistliche sah er eine Gefahr für das rechte Verständnis und die richtige Deutung der heiligen Schrift. Überhaupt trug er für die bessere Bildung der Geistlichen Sorge und gab Erzbischöfen und Bischöfen Anweisung, wie der Unterricht ihrer Kleriker durch Bestellung tüchtiger Lehrer gehoben werden könnte. Auch wollte er die Vervielfältigung der heiligen Schrift und anderer zum Kirchendienst nötiger Bücher in Bezug auf Sorgfalt und Korrektheit genau überwacht sehen. Die hohe Bildung des Klerus des fränkischen Reiches zu Beginn des neunten Jahrhunderts beweist am besten den Erfolg solcher Bestrebungen. Aber diese galten nicht allein dem Klerus und der theologischen Bildung: Karl selbst erklärte, er wolle die von seinen Vorfahren vernachlässigten Wissenschaften, die freien Künste durch sein Beispiel allen zu angelegentlichem Studium empfehlen. Daher ließ er auch zuerst seine Kinder, Söhne und Töchter, in dieselben einführen: leider hat ihn von ersteren nur der eine überlebt, der gerade für diese weltliche Bildung gar kein Verständnis besaß und ihre fröhlich gediehenen Anfänge als eine Gefahr für die Kirche verfolgte und ausrottete.

Karl ist viermal vermählt gewesen. Die Stelle der 775 verstoßenen Tochter des Desiderius nahm die jugendliche Alemannin Hildegard ein: in zwölfjähriger Ehe schenkte sie dem Gemahl außer mehreren Töchtern — darunter Rotrud, die einst den byzantinischen Thron einzunehmen bestimmt war (S. 39), und Bertha, die Genossin Angilberts, vier Söhne, Karl, Pippin und 778 die Zwillinge Lothar und Ludwig, von denen der erstere bald starb. Sie wurde ihm 783 durch den Tod entrissen. Seine dritte Gemahlin Fastrada starb, nachdem sie zwei Töchter geboren, 797. Die vierte Ehe mit der Alemannin Liutgard, die von den Zeitgenossen wegen ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge besonders gepriesen wurde und sich durch ihre Teilnahme an den litterarischen Bestrebungen Karls auszeichnete, blieb kinderlos; auch sie starb noch vor der Kaiserkrönung. Aber die unbändige Sinnlichkeit des gewaltigen Kriegers hat auch noch außerhalb der Ehe Befriedigung gesucht, und wir kennen aus den Angaben der Zeitgenossen eine ganze Reihe von Nebenfrauen desselben und von Söhnen und Töchtern, die sie ihm geboren, von denen einige nachmals in geistlichen Ämtern versorgt

Transskription zu dem Faksimile zweier Seiten aus einer Handschrift, vom Jahre 825, der Kapitularien Karls des Großen.

(St. Gallen, Stiftsbibliothek. Cod. 733.)

ut ep*iscop*i alterius clericos ad se
non sollicitent nec ordinent epis*copis*
It*em* eiu's'dem ut nullus ep*iscopus* seruum
alterius ad clericatu*m* officii sine
domini sui uoluntatem promo
uere presumat . et hoc cangren
se conciliu*m* prohibet . epis*copis*.
It*em* eiusd*em* . ut si quis sacerdotu*m* con
tra constituta decretalia pre
sumptiose agat et corrigi nolens
ab officio suo moueatur . epis*copis*
In decretis gelasii pape . ut nullus
ep*iscopus* uiduas uelare presumat.
epis*copis*
Haec enim dil*ectissi*mi pio studio
et magna dilectionis intentione
u*est*ra unanimitate amore studu
im*us*

quę magis necessaria uidebantur
ut s*anctorum* patru*m* canonicis in
stitutis ingerentis pręmia cu*m* illis
aeternę felicitatis accipere
mereamini; Scit namq*ue* pru
dentia u*est*ra . qua*m* terribili
anathematis censura ferientur.
Qui presumptiose contra statu
ta uniuersalia conciliuru*m*
uenire audeunt. Quapropt*er*
et uos diligentius ammonem*us*
ut omni intentione illud or
ribile execratione*m* iudicio
uobis capere studeatis: Sed
magis canonica instituta sequen
tes . et pacifica*m* unitate*m* nitentes
ad aeterne pacis gaudia p*er*ueni
re

(Nach Publ. of the Pal. Soc. London.)

[illegible] ut epi alterius clericos adse
neq sollicitent nec ordinent — epis
It. eiusdem ut nullus eps seruum
alterius ad clericatus officium sine
domini sui uoluntatem promo
uere presumat. & hoc cangren
se concilium prohibet — epis
It. eiusd. ut si quis sacerdotum con
tra constituta decretalia pre
sumptiose agit & corrigi nolens
ab officio suo moueatur — epis
In decret. gelasii pape. ut nullus
eps uiduas uelare presumat.
epis
Haec enim dilmi pio studio
& magna dilectionis intentione
ura unanimitate amore studu
imus.

Faksimile zweier Seiten aus einer Handschrift der Kapitularien

que magis necessaria uidebantur
uestroru̅ patru̅ canonicis in
stitutis ingerentes premia cu̅ illis
aeternę felicitatis accipere
mereamini; Scit namq: pru
dentia uestra quam terribili
anathematis censura feriantur:
Qui presumptiose contra statu
ta uniuersaliu̅ conciliorum
uenire audent. Quapropt̅
& uos diligentius ammonemus.
ut omni intentione illud hor
ribile execratione̅ iudicium
uobis cauere studeatis: Sed
magis canonica instituta sequen
tes & pacifica̅ unitate̅ nectentes
ad aeternę pacis gaudia peruenir
re

Karls des Großen; vom Jahre 825. (St. Gallen Stiftsbibliothek.)

wurden. Noch vor der Ehe mit der langobardischen Königstochter hatte er mit einer edlen Fränkin Himiltrud jenen Sohn Pippin erzeugt, der sich 792 zu einem Komplott gegen ihn verleiten ließ und dafür lebenslänglich in Prüm gefangen blieb (S. 42). Diese Freiheit, welche Karl sich gestattete und die er trotz manches Ärgernisses bei seinen Töchtern zuließ, macht einen besonders charakteristischen Zug aus in dem Bilde von den sittlichen Zuständen jener Zeit und zeigt, wie darin neben allem kirchlichen Eifer für ein gutes Stück lebensfrohen germanischen Heidentums Platz blieb.

Drittes Kapitel.

Ludwig der Fromme (814—40), der Streit seiner Söhne (840—43) und die Teilung des karolingischen Reiches (843—70).

(814—870.)

Von den vier Söhnen, die ihm die Alemannin Hildegard geboren, hat Karl der Große nur drei zu ihren Jahren gelangen sehen, nur der jüngste sollte ihn überleben. Schon deshalb mußte sich die Zukunft seines Reiches anders gestalten, als er sie geplant hatte. Auch die Wirkung und die Fortbildung der von ihm geschaffenen politischen Organisation wurden dadurch beeinflußt, und es bleibt für uns wieder eine offene Frage, wie sich die Absichten des Kaisers zu dem, was nachmals thatsächlich geschehen ist, verhalten haben mögen. Doch scheint Karl in den alten fränkischen Anschauungen und den darin wurzelnden Traditionen der merowingischen Zeit mehr befangen gewesen zu sein, als man im Hinblick auf die Konsequenzen annehmen möchte, die er aus dem Kaisertum zu ziehen geneigt war.

Daß Karl sich nicht zu dem Gedanken einer strengen Erbmonarchie erhob, ist begreiflich: diese war unvereinbar mit der noch immer stark privatrechtlichen Auffassung seiner Zeit von dem Staate und setzte in Bezug auf den Zweck des Staates und die Bestimmung von Recht und Pflicht des Königtums einen Grad der Abstraktion voraus, der völlig außerhalb des Gesichtskreises jener Epoche lag. Vielmehr hielt auch Karl fest an dem fränkischen Erbrechte aller ebenbürtigen Söhne, und davon war wenigstens eine gewisse Art von Teilung des Reichs nicht zu trennen. Früh wurden die beiden jüngeren Söhne einzelnen Reichsteilen als Unterkönige vorgesetzt, Pippin dem Langobardenreich, Ludwig Aquitanien — eine Maßregel, die bei dem kindlichen Alter beider zur Zeit ihrer Erhebung einen politisch praktischen Wert nicht haben konnte, sondern wohl nur ein kluges Zugeständnis an die Empfindlichkeit zweier Völker war, die bisher größerer Selbständigkeit genossen hatten. Auch in der Folge hat Karl in keinem von beiden Gebieten irgend ein königliches Recht aus der Hand gegeben, insbesondere auch stets den Titel eines Königs der Langobarden geführt. Den erstgeborenen Sohn, der des Vaters Namen trug, finden wir seit 788 in einer ähnlichen Stellung als Reichsgehilfen Karls in Neustrien: er hat an den Kriegen der folgenden Jahre,

namentlich in Sachsen und gegen Dänen und Wenden, hervorragenden Anteil genommen, so daß man den Eindruck gewinnt, als sei im Vergleich mit dem territorial beschränkten Königtum seiner Brüder ihm geflissentlich eine Beziehung zu dem Gesamtreiche eingeräumt gewesen. Dazu stimmt auch, daß Karl diesen Sohn nach seiner Kaiserkrönung vom Papste selbst in Rom zum König krönen ließ, ein Vorgang, dem schon wegen der Verbindung mit dem folgenreichen Akt vom 25. Dezember 800 eine höhere Bedeutung beizumessen sein dürfte als der 801 vollzogenen Krönung des zum Langobardenkönig bestimmten Pippin.

Erhaltung voller Reichseinheit lag demnach nicht in der Absicht Karls. So hoch er die ideelle Bedeutung des Kaisertums schätzte, so sehr er namentlich die kirchliche Seite desselben betonte: für seine Staaten eine der kirchlichen Einheit entsprechende politische Einheit daraus abzuleiten und zur Herrschaft zu bringen lag ihm fern. Besonders lehrreich sind die Bestimmungen, die er — vermutlich im Februar — 806 auf einer Reichsversammlung in Diedenhofen traf, um für den Fall seines Todes jeden Erbstreit unter den Söhnen auszuschließen und zugleich das Verhältnis seiner Nachkommen zu einander zu ordnen. Sie gingen von der bereits bestehenden Ordnung aus, nach der Karl Neustrien, Pippin Italien und Ludwig Aquitanien verwaltete, und verfügten über die übrigen Reichslande in der Weise, daß jedem der drei Brüder weiterhin zufallen sollte, was der Lage und der Bevölkerung nach zu dem bisher von ihm Innegehabten in näherer Beziehung stand. Aber auch hierbei wurde der Erstgeborene bevorzugt. Er erhielt ganz Neustrien, dann Austrasien, ferner die Hauptmasse der rein deutschen Lande, nämlich Ostfranken, Sachsen und Thüringen, Friesland, Alemannien, soweit es nördlich von der Donau lag, den benachbarten bayrischen Nordgau und endlich den kleinern Teil von Burgund, im wesentlichen also das eigentliche alte Frankenreich. Pippin erhielt zu Italien Bayern, Alemannien südlich von der Donau nebst Churwalchen und dem Thurgau, dann die als Dependenzen des Langobardenreiches geltenden Gebiete von Venetien, Istrien und Dalmatien, die ja bald danach zum Teil an Byzanz zurückkamen, und endlich, was von Avaren und Südslawen dem Frankenreich unterworfen war. Ludwig endlich sollte mit Aquitanien die Herrschaft über Wasconien, Septimanien, die Provence und den größten Teil von Burgund verbinden. Dabei machte Karl es den Söhnen zur Pflicht, die von ihm gezogenen Grenzen gewissenhaft zu beobachten: keiner sollte den andern in seinem Besitz zu kürzen oder durch Anstiftung seiner Unterthanen zum Abfall zu schädigen versuchen. Um ihnen in Fällen der Not gegenseitige Hilfeleistung zu erleichtern, wurden jedem von ihnen bestimmte Militärstraßen in die Reiche der anderen beiden zur Verfügung gestellt. Auch darüber wurden genaue Vorschriften erteilt, wie es von einem jeden in Bezug auf die Vasallen der anderen zu halten war, namentlich für den Fall des Treubruchs, des Überlaufs u. s. w. Diese Anordnungen lassen deutlich das Bestreben erkennen, Anlaß zu Streitigkeiten möglichst auszuschließen, die Rechte und Pflichten der

Könige untereinander scharf abzugrenzen, ohne deshalb den Gedanken der Zusammengehörigkeit der drei Teilreiche zu einem großen Reichsverbande ganz aufzugeben; vielmehr kommt diese sehr bestimmt zum Ausdruck in einigen Anordnungen, die zwischen den verschiedenen Gebieten eine gewisse Freizügigkeit sowie die Freiheit des Handels sichern sollten, und unter anderem den freien Einwohnern eines jeden das Recht des Erwerbs von Grund und Boden in den anderen zusprachen. Aber die Fürsorge Karls reichte noch über die nächste Generation hinaus, denn er traf Bestimmung für den Fall, daß einer der drei Söhne vor den beiden anderen mit Tod abgehen sollte, und zwar verfügte er genau, wie nach Pippins Ableben die von diesem beherrschten Länder unter Karl und Ludwig, auch wie im Fall des Todes des einen von letzteren beiden das betreffende Reich unter die überlebenden Brüder geteilt werden sollte. Hinterließ aber der sterbende Sohn seinerseits einen Sohn und das Volk wünschte diesen zum König, so sollte von der weiteren Austeilung abgesehen und die Nachfolge desselben in dem väterlichen Teilreiche von den Oheimen nicht gehindert werden. Merkwürdigerweise geschieht in diesem Teilungsgesetz des Kaisertums keine Erwähnung, während Karl seinen Nachfolgern dringend empfiehlt, wie er und seine Vorgänger es gethan, die römische Kirche nach Kräften zu schützen und zu fördern. Man hat aus diesem Schweigen den Schluß ziehen wollen, Karl habe das Kaisertum als eine rein persönliche Würde angesehn, die nicht notwendig mit dem Frankenreiche verbunden zu sein brauchte, also auch nicht ohne weiteres auf seinen Nachfolger überging. Diese Deutung steht doch aber nicht im Einklange mit der hohen Wertschätzung der Kaiserwürde, von der wir Karl sonst erfüllt finden und die in der Einforderung eines neuen Treueids von seinen Unterthanen u. a. m. Ausdruck gefunden hatte. Zudem behielt sich Karl schließlich ausdrücklich das Recht zur Ergänzung und Abänderung des Gesetzes vor, wie überhaupt an seinen Machtbefugnissen als Kaiser und König dadurch nichts gewandelt sein sollte, sondern ihm alle auch in Zukunft zu Treue und Gehorsam verpflichtet blieben, wie Söhne sie dem Vater, Unterthanen dem Kaiser und König schuldig sind. Sicherlich aber wird aus der Nichterwähnung des Kaisertums nicht geschlossen werden dürfen, Karl habe die Absicht gehabt, diese Würde mit seinem Tode erlöschen zu lassen und eine Zusammenfassung der drei Teilreiche in der durch das Kaisertum eines der Söhne zu begründenden höheren Einheit nicht gewollt. Näher liegt und ungezwungener ist die Annahme, Karl habe die Verfügung über das Kaisertum einer späteren Zeit vorbehalten, weil er sich zu einer solchen unter den augenblicklich obwaltenden Verhältnissen vielleicht nicht einmal für ganz berechtigt erachtete. War doch die Verständigung mit dem byzantinischen Hofe damals noch nicht erfolgt; ja, im Gegensatz zu der Annäherung der letzten Jahre, über den Abfall Venedigs zum Frankenreiche der Krieg zum Ausbruch gekommen (S. 69). Unter solchen Umständen entsprach es durchaus der Politik, die Karl gerade in dieser Sache befolgt hat, wenn er sich der testamentarischen oder reichsgesetzlichen Verfügung über eine Würde enthielt,

die noch von einer ebenbürtigen Macht angefochten wurde, der wohlbegründete Ansprüche nicht abgestritten werden konnten.

Das Teilungsgesetz wurde von den zu Diedenhofen anwesenden Großen beschworen; dann eilte Einhard damit nach Rom, um es vom Papste genehmigen und durch seine Unterschrift bestätigen zu lassen. Aber gewiß hat Karl dadurch dem römischen Bischof nicht eine Stellung über dem Königtum einräumen oder einen Akt der Reichsgesetzgebung in seiner Gültigkeit von der päpstlichen Zustimmung abhängig machen wollen. Nur die moralische Autorität der Kirche rief er zu Hilfe und stellte eine Anordnung unter deren Schutz, mit der er sich zunächst an die Pietät seiner Söhne und Enkel wandte, um diese vor Verirrungen zu bewahren, wie sie das merowingische Haus einst vorzeitig zerrüttet und schließlich um den Thron gebracht hatten. Denn wenn man in diesem Reichsgesetze unter anderen die Bestimmung liest, von des Kaisers Töchtern sollte es nach seinem Tode jeder freistehen zu wählen, unter welches Bruders Schutz sie sich stellen, ob sie den Schleier nehmen oder sich einem würdigen Manne vermählen wollte; wenn man darin der Mahnung begegnet, Karls Enkel sollten von ihren Vätern und Oheimen in Ehren gehalten werden und denselben auch ihrerseits Ehrerbietung und Gehorsam erweisen, und wenn darin gar die Vorschrift für nötig gehalten wurde, es sollte keiner der Könige einen Sohn oder Neffen auf unerwiesene Anklagen hin und ohne gerichtliches Urteil töten, verstümmeln, des Augenlichts berauben oder zum Mönch scheren lassen und in ein Kloster sperren, so wird man dem Eindruck sich nicht entziehen können, daß Karl dabei an die Greuelthaten gedacht habe, deren Schauplatz dereinst das Merowingerhaus gewesen war, und daß auch er in dieser Hinsicht wegen der Zukunft seines Geschlechts nicht ohne Sorge gewesen sei. Er scheint es gewußt zu haben, daß sein Volk und sein Geschlecht noch ein gutes Stück altgermanischer Wildheit in sich hatten, die durch Herrschsucht und Ländergier entfesselt sich trotz alles christlichen Eifers leicht in bösen Thaten entladen konnte. Ja, man möchte fast annehmen, Karl müsse einen bestimmten Anhalt für solche Befürchtungen gehabt haben und den Frieden innerhalb seiner zahlreichen Familie, in der die Ungebundenheit der unvermählten Töchter ein so ganz absonderliches Schauspiel darbietet, durch Vorgänge gestört gesehen haben, die für die Zukunft Schlimmeres erwarten ließen. Außer einem Zwiste zwischen den beiden älteren Söhnen Karl und Pippin sind uns Thatsachen freilich nicht überliefert: aber wir verdanken ja unsere Kenntnis jener Zeit Quellen, die vermöge ihres ausgesprochen höfischen Charakters oder infolge des Vorwiegens kirchlicher Gesichtspunkte gerade die dem Herrscherhause unangenehmen Dinge verschweigen. Daß solche Befürchtungen nicht unbegründet waren, haben spätere Vorgänge zur Genüge gezeigt.

Aber die Teilungsakte vom Jahr 806 entbehrte bald der Voraussetzungen, auf denen sie beruhte, und wurde damit hinfällig. Am 8. Juli 810 starb König Pippin noch während des glücklichen Krieges mit den Byzantinern; er hinterließ einen Sohn, Bernhard, und fünf Töchter. Während Karl die

letzteren an seinem Hofe mit seinen Töchtern erziehen ließ, wurde ersterer zu des Vaters Nachfolger als König von Italien bestimmt. Und noch nicht anderthalb Jahre später mußte Karl auch seinen Erstgeborenen Karl im blühendsten Mannesalter einem frühen Tode verfallen sehen: kaum vierzigjährig starb derselbe am 4. Dezember 811, und damit sanken alle die Hoffnungen dahin, welche man auf ihn, der geistig und körperlich dem großen Vater besonders ähnlich gewesen sein soll, gesetzt hatte. Auch die Frage der Erbfolge und der Reichsteilung war damit gegenstandslos geworden: der Kaiser hatte nur einen Erben, König Ludwig von Aquitanien, dem das ganze Reich zufallen mußte; für ein Teilreich kam nur noch Pippins Sohn Bernhard in Betracht. Auch die Bedenken waren damit erledigt, die Karl in Bezug auf die Kaiserwürde erfüllt zu haben scheinen und die Bestimmung über diese im Jahre 806 gehindert hatten. Denn daß Karl in der Zwischenzeit seine Auffassung so geändert haben sollte, daß er die früher als eine rein persönliche angesehene und für nicht übertragbar und nicht vererbbar gehaltene Würde nun schon bei seinen Lebzeiten seinem Nachfolger und Erben zuzuteilen für erlaubt angesehen hätte, kann füglich nicht angenommen werden. Hatte früher möglicherweise ein Zweifel darüber obwalten können, ob das Kaisertum mit dem fränkischen Hauptreich unter Karl oder mit Italien unter Pippin zu verbinden sei, so war dieser jetzt ebenfalls erledigt. Im Herbst 813 erschien König Ludwig am Hofe des Vaters in Aachen, um am 11. September in der Marienkirche zum Kaiser gekrönt und als Erbe und Mitregent anerkannt zu werden. Gewiß lag eine bestimmte tiefere Absicht zu Grunde, wenn Karl bei diesem feierlichen Akte von jeder geistlichen Mitwirkung absah und Ludwig die kaiserliche Krone mit eigener Hand vom Altar nehmen und sich aufsetzen ließ. Vielleicht sollte dadurch auch der Schein von Abhängigkeit beseitigt werden, den Leo III. durch den Karls Absichten nicht entsprechenden Vollzug der Krönung Weihnachten 800 erzeugt hatte. Gleichzeitig wurde Pippins Sohn Bernhard als König von Italien proklamiert, nachdem er als solcher bereits seit dem Frühjahr dort gewaltet hatte, beraten von des Kaisers Vetter, dem einsichtigen und staatsklugen, aber auch ehrgeizigen Abte Adalhard von Corbie. Kaiser Ludwig kehrte alsdann nach Aquitanien zurück, freilich nur für kurze Zeit: vier und einen halben Monat später rief ihn die Nachricht von des großen Vaters Tode zur Übernahme der Regierung nach Aachen.

Die Kraft des greisen Herrschers sank seit etlichen Jahren. Von Fieber und Gicht geplagt, sah sich Karl in der Erfüllung seiner Herrscherpflichten allmählich behindert; auch der Tod seiner Söhne beugte ihn nieder. Mit den Reisen, den Jagdausflügen, den frohen Ritten inmitten der Seinen war es vorbei; er verließ die Aachener Pfalz nicht mehr; die dortigen heißen Quellen mochten noch zeitweise Linderung bringen. Nun kam ein überaus harter Winter. Am 22. Januar 814 ergriff Karl ein heftiges Fieber; die sonst gewöhnlich angewandte Behandlung, möglichste Enthaltung von Essen und Trinken, brachte keine Besserung: eine Rippenfellentzündung benahm bald alle

Aussicht auf Genesung des Greises. Sich zum Tode vorbereitend empfing Karl aus der Hand Hildibalds von Mainz das Abendmahl: am Vormittag des 28. Januar 814 hauchte er seinen Geist aus, wahrscheinlich im zweiundsiebzigsten Lebensjahre. Obgleich er selbst früher einmal die Absicht geäußert hatte, sich neben seinem Vater in der Grabstätte der merowingischen Könige, zu S. Denis, beisetzen zu lassen, bereitete man ihm doch noch an seinem Sterbetage in der Marienkirche zu Aachen die Gruft. Ein römischer Sarkophag aus weißem Marmor, auf dem im Relief der Raub der Proserpina dargestellt war, nahm seine Leiche auf. Darüber wölbte sich ein vergoldeter Bogen mit einem Bilde und einer Inschrift, welche das Grabmal als das Karls kennzeichnete, „des großen und rechtgläubigen Kaisers, welcher das Reich der Franken ruhmreich gemehrt". Nach einhundertundsechsundachtzig Jahren hat der phantastisch überreizte Otto III. die Gruft in unheiliger Neugier geöffnet; aber eine Fabel ist es, daß er den toten Kaiser in vollem Ornate auf dem Throne sitzend gefunden habe. Als wieder hundertundfünfzig Jahre danach Kaiser Friedrich I. Karls Gebeine erheben ließ, um sie aus Anlaß der von dem kaiserlichen Gegenpapst im Interesse der staufischen Politik vollzogenen Kanonisierung von neuem beizusetzen, fand man die Leiche so, wie sie nach den Berichten der Zeitgenossen zuerst bestattet worden war, liegend in dem römischen Marmorsarkophage. Obgleich von einem als schismatisch verworfenen Papste geschehen, ist die Heiligsprechung Karls, der bereits seit dem neunten Jahrhundert immer allgemeiner mit dem Beinamen des Großen bezeichnet wurde, von der Kirche anerkannt worden: hat doch auch kaum noch ein anderer Herrscher diese Ehre so reichlich um sie verdient.

Aus den Andeutungen der Quellen, so dürftig und so vorsichtig sie sein mögen, gewinnt man doch den Eindruck, als ob nach dem Tode des Kaisers im Kreise seiner Familie, seiner Freunde, Hofleute und Beamten das unbehagliche Gefühl geherrscht habe, daß die gute alte Zeit nun ein Ende habe und binnen kurzem alles sehr anders werden müsse. Der Gegensatz, in dem der neue Kaiser zu dem Vater stand, war längst kein Geheimnis mehr. Ludwig selbst war sich desselben bewußt und täuschte sich nicht darüber, daß man seiner Herrschaft vielfach mit Unmut und Mißtrauen entgegensah; sogar mit der Möglichkeit scheint er gerechnet zu haben, daß seiner Thronbesteigung Widerstand entgegengesetzt werden könnte. Doch geschah nichts der Art, und ein Verwandter des Kaiserhauses, Hodoin, der damit thöricht sein Glück versuchte, endete unter dem Beil des Henkers. Als Kaiser Ludwig Ende Februar in Aachen eintraf, erfüllte er zwar genau die Bestimmungen, die Karl in einem 811 aufgesetzten Testament über die Verteilung seines Schatzes unter Kirchen und Klöster, Verwandte und Diener getroffen hatte, löste aber den väterlichen Hofhalt auf, verwies seine Schwestern in Klöster und machte etliche Große, die ihm durch ihren Einfluß verdächtig waren, wie Adalhard von Corbie und seinen Bruder, den Grafen Wala, Söhne von König Pippins I. Bruder Bernhard, durch Verbannung unschädlich. Im Gegensatz zu der lebens-



Marmorsarkophag Karls des Großen; im Dom zu Aachen. Ein plastisches Werk römischer Arbeit mit der Darstellung des Raubes der Proserpina.

frohen, sonnigen, freilich auch etwas lockeren Heiterkeit, die den karolingischen Hof bisher ausgezeichnet hatte, sollte er hinfort dem streng kirchlichen Sinn dienstbar werden, in den der neue Herrscher sich von Jugend auf hineingelebt hatte. Von ihm ging eine neue Strömung aus, welche den innern Frieden des Reiches gefährdete und bald die Fundamente der von Karl geschaffenen Ordnung in Frage stellte.

Kaiser Ludwig, 778 geboren, war damals sechsunddreißig Jahre alt. Äußerlich eine stattliche Erscheinung, Achtung gebietend durch würdevolles Auftreten, geübt in allen ritterlichen Künsten, dabei einfach und leutselig im Verkehr, befremdete er doch durch einen Zug der Schwäche und Unentschlossenheit, die dem karolingischen Hause bisher fremd gewesen war. Sein übertriebener kirchlicher Eifer, der sich in frommen Übungen nicht genug thun konnte, befing, wie sich bald zeigte, auch sein politisches Urteil, und seine Neigung zu theologischen Spekulationen beraubte ihn in weltlichen Dingen der Fähigkeit zu entschlossenem Handeln. Eine kleinliche, unselbständige Natur, geneigt vor den sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten scheu zurückzuweichen und in steter Sorge, nur ja nicht bei der Kirche anzustoßen oder gar sein Seelenheil zu gefährden, war Ludwig der Fromme, — welcher Beiname schon für die Zeitgenossen einen gewissen tadelnden Nebensinn hatte — den wechselnden Einflüssen seiner Umgebung preisgegeben und wurde namentlich ein gefügiges Werkzeug in der Hand klerikaler Agitatoren. Denn diese wußten ihm von seiten der Religion und durch den Hinweis auf seine Pflichten



Giebelseite des Silberschreins im Dom zu Aachen, in dem die Gebeine Karls des Großen ruhen. Der Kaiser zwischen zwei Bischöfen. Arbeit vom Ende des zwölften Jahrhunderts.

gegen die Kirche beizukommen, obgleich er von der Bedeutung und den Rechten des Kaisertums eine hohe Vorstellung hatte. Echt mönchisch aber leitete er diese von dem durch die Kirche vermittelten göttlichen Ursprung seines Herrscherrechtes her und sah daher seinen und seines Staates Beruf in der bedingungslosen Hingabe an die Interessen der Kirche. Damit hing seine entschiedene Abwendung zusammen von allem geistigen Leben, das nicht erst durch die reinigende und heiligende Vermittelung der Kirche gegangen, also in die romanische Form der Kultur umgesetzt war. Während bei Karl die germanische Grundlage des fränkischen Volkstums nie in Frage gestellt worden, war für Ludwig, der in dem völlig undeutschen Aquitanien aufgewachsen war und dessen kirchlicher Eifer sich dort an dem Gegensatz der Christen zu den benachbarten Mohammedanern erhitzt hatte, germanisch und barbarisch, barbarisch und heidnisch eins und die Ausrottung der Reste altgermanischen Volkslebens, die sein einsichtsvoller Vater sorgsam gehegt hatte, erschien ihm als eine heilige Pflicht gegen den christlichen Glauben. Hat er doch die auf des Vaters Anlaß gesammelten Sagen und Heldenlieder der Vorzeit geflissentlich dem Untergange geweiht. So wurde, je mehr sich Ludwigs Eigenart entwickelte, nicht bloß das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, zwischen Papsttum und Kaisertum, sondern auch das zwischen Germanen und Romanen gewandelt und in das Gegenteil von dem bisher bestehenden verkehrt: das Gegenstreben der Bedrohten mußte den karolingischen Staat im Innern erschüttern und drängte ihn schließlich vorzeitigem Zerfall entgegen.

Besonders bezeichnend war nach dieser Seite gleich der Eindruck, den der Thronwechsel in Rom hervorbrachte. Leo III. nahm die Römer nicht für den neuen Kaiser in Eid und Pflicht. Es scheint, daß er Ludwigs Kaiserwürde, weil sie ohne Zuthun der Kirche ihm übertragen war, als nicht völlig legitim und für Rom und die Kirche nicht verbindlich angesehen habe. Neue Parteikämpfe in der ewigen Stadt waren die Folge davon. Während derselben starb Leo III. Sein Nachfolger Stephan V. eilte zwar das von jenem Versäumte nachzuholen und ließ die ewige Stadt Ludwig huldigen. Aber das bisherige Verhältnis zwischen Papsttum und Kaisertum erfuhr doch eine wesentliche Änderung, als Stephan im Herbst 814 selbst in das Frankenreich kam und Ludwig, der ihn mit den ausgezeichnetsten Ehrerweisungen empfing, in der Marienkirche zu Reims eine zu diesem Zwecke mitgebrachte Krone aufsetzte. Ohne Frage wurde damit die Selbstkrönung Ludwigs vom 11. September 813 in ihrer Bedeutung herabgesetzt und die Vergebung der Kaiserkrone als ein Vorrecht des römischen Bischofs in Anspruch genommen. Damit aber hörte die Unterordnung des Papsttums unter das Kaisertum auf, und beide erschienen hinfort als gleichberechtigt. Traten die großen politischen Konsequenzen daraus auch erst später in Wirksamkeit, so hatte die Kirche des fränkischen Reiches doch schon jetzt reichen Gewinn davon: denn nicht zufrieden, sie mit Gütern und Einkünften verschwenderisch zu begaben, meinte Ludwig seine Frömmigkeit auch dadurch bethätigen zu müssen, daß er Kirchen und Klöster

von den Diensten und Leistungen befreite, die sie von ihrem weltlichen Besitz dem Staate schuldeten, und indem er ihre Gutsbezirke auch von der ordentlichen weltlichen Gerichtsbarkeit eximierte, beförderte er die Entwickelung der kirchlichen Immunität, die schließlich zur fast vollständigen Lösung der kirchlichen Territorien von dem Verbande des Staates führen mußte.

Nur in einer Richtung erwuchs dem Reiche aus dem frommen Eifer Ludwigs Gewinn. Derselbe nahm Anstoß an der äußerlichen Art, in der die Sachsen, nur einem unwiderstehlichen Zwange gebeugt, sich mit dem Christentum abfanden, welches das an den alten heidnischen Erinnerungen hängende Denken und Dichten des tapfern Volkes noch lange nicht durchdrungen hatte. Hier Wandel zu schaffen ließ sich der Kaiser besonders angelegen sein, und in glücklicher Ergänzung der mehr gewaltsamen Thätigkeit seines großen Vaters, der die künftigen Geistlichen sächsischen Stammes aus dem heimatlichen Boden losriß, um sie in fränkischen Klöstern, inmitten eines andern Stammes für ihren Beruf bilden zu lassen, bemühte er sich in Sachsen selbst die Zahl dieser Pflanzschulen zu vermehren und durch ihren Einfluß die kommenden Geschlechter dem Christentum erst wahrhaft zu gewinnen. So unterstützte er namentlich Adalhard den Jüngern, den Abt des Klosters Corbie an der Somme, wohin sein Vater junge Sachsen zu kirchlicher Unterweisung gegeben hatte, bei der 815 beschlossenen Errichtung eines Tochterklosters im Herzen des sächsischen Landes: als solches entstand Korvei an der Weser, nahe bei Höxter, das bald weithin eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Die gründlichere Christianisierung Sachsens wirkte nun aber auch auf die benachbarten heidnischen Gebiete, zumal innere Wirren, Thronstreitigkeiten und wechselvolle Parteikämpfe namentlich Dänemark und die nordalbingischen Lande auch dem politischen Einflusse des fränkischen Reiches eröffneten. Als Flüchtling am Hofe Ludwigs zu Mainz verweilend, empfing der Dänenkönig Harald 826 die Taufe; als er, von seinem Paten Ludwig unterstützt, zur Wiedergewinnung der Herrschaft nach Dänemark zurückkehrte, begleiteten ihn zwei Korveier Mönche, welche im Anschluß an die Anfänge, die Ludwigs Jugendfreund, Erzbischof Ebo von Reims, gemacht hatte, dort das Christentum fester begründeten. Der eine, Anskar, wurde der Apostel des Nordens. Auch dieser ausgesprochen friedliche Charakter der Mission unterscheidet Ludwig von dem Vater, der der Bekehrung durch die Predigt durch die Gewalt der Waffen und blutige Strenge vorarbeitete.

Aber so friedlich seine Regierung sich nach außen anließ, ganz ist Ludwig der Fromme gewaffneten Einschreitens an den Grenzen doch nicht überhoben geblieben. Eine Empörung der Slawen in den südöstlichen Verzweigungen der Alpen zwischen Drau und Save, welche die Härte des Markgrafen von Friaul verschuldete, wurde erst nach drei Jahren niedergekämpft. Im Westen galt es die abgefallenen Bretonen in die Tributpflicht zurückzuzwingen. Im Südwesten mußte die spanische Mark verteidigt werden, welche durch den zeitweiligen Verlust von Barcelona (822) gefährdet war. In der Hauptsache aber wirkte offenbar die gewaltige Achtung noch nach, welche die Siege des

kriegerischen Karl den umwohnenden Völkern eingeflößt hatten, und die Erinnerung an die alle Zeit schlagfertige Kraft, die er in seinem Volke erweckt und lebendig erhalten hatte, bildete noch auf Jahre hinaus den wirksamsten Schutz für die fränkischen Grenzen. Dieser Zauber aber schwand um so schneller, je mehr Ludwig der Fromme durch seine Unbeständigkeit und unwürdige Abhängigkeit von Weibern und Pfaffen die große Schöpfung seines Vaters zu Grunde richtete.

Ähnlich wie dieser einst seine Söhne einzelnen Reichsteilen vorgesetzt hatte, verfuhr, im Anschluß an einen alten Brauch des fränkischen Königtums, auch Ludwig der Fromme, indem er bald nach seinem Regierungsantritt von den drei Söhnen, die ihm seine Gemahlin Irmengard, die Tochter Ingrams, des Grafen vom Haspengau in der Gegend von Lüttich, geboren hatte, den ältesten, Lothar, als Statthalter über Bayern und den zweiten, Pippin, über das bisher von ihm selbst verwaltete Aquitanien setzte. Auch König Bernhard, der dem Oheim in Aachen persönlich gehuldigt hatte, war trotz des Titels, den er vor den beiden Vettern voraus hatte, in Italien nur Statthalter. Die Einheit des Reiches war demnach gegen früher gesteigert, Italien dem Verbande desselben fester eingefügt als unter König Pippin. Das entsprach der zentralistischen Richtung, die mit dem vorwiegenden Einfluß der Kirche zur Geltung kam und in der erneuten Kaiserkrönung Ludwigs durch den Papst einen ersten Triumph gefeiert hatte. Die Kirche gewann durch Beseitigung der zwischen den Reichsteilen vorhandenen Sonderung; sie erstrebte Herstellung voller Reichseinheit. In dieser Richtung machte der Klerus seinen Einfluß bei dem Kaiser geltend. Jeder neue Fortschritt aber, den er nach ihrem Ziele hin machte, bedeutete eine weitere Durchbrechung der von Karl dem Großen geschaffenen Reichsordnung, eine Minderung der volkstümlichen Momente in ihr, eine Zurücksetzung der staatlichen Gesichtspunkte gegen die klösterlichen und mönchischen, und der steigende Widerstand der Laien dagegen lockerte die Bande, welche das Reich zusammenhielten.

Durch den Zusammenbruch der leichten hölzernen Galerie, die in Aachen von der Pfalz zu der nahen Marienkirche hinüberführte, war Ludwig am Gründonnerstag (9. April) 817 bei der Rückkehr von der Messe in Lebensgefahr geraten. Seine geistliche Umgebung benutzte den Vorfall, um ihn zu vorzeitiger Bestellung seines Hauses zu bestimmen; sie gab ihm auch die Art, in der er das thun sollte, an die Hand: er sollte seinen ältesten Sohn Lothar zum Mitkaiser annehmen. Als zur Ausführung dieses Vorhabens im Juli 817 die große Reichsversammlung in Aachen beieinander war, flehte man drei Tage unter Fasten zu Gott, daß er dem Kaiser das für die Wohlfahrt des Reiches Dienlichste eingebe. Natürlich war dies nachher das von dem geistlichen Konventikel Beschlossene, das so zu einer himmlischen Offenbarung gestempelt wurde. So wurde Lothar zum Mitkaiser angenommen, zugleich aber auch für die Ausstattung der beiden jüngeren, zu Königen erhobenen Söhne gesorgt, indem Pippin Aquitanien und Wasconien mit einigen benachbarten septi-

Faksimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen, datiert von Worms 1. Juni 833, betr. die Errichtung einer Münzstätte in Corvei zu Gunsten des dortigen Klosters.

(Originaldiplom, Pergament, im K. Preuß. Staatsarchiv zu Münster.) Verfaßt und geschrieben von Hirminmaris. Größe des Originals: 39:50 Centimeter.

Transskription.

In nomine domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi Hludowicus divina [ordivina]*) ordinante providentia imperator augustus. Omnibus sanctae Dei | ecclesiae nostrisque fidelibus, praesentibus scilicet atque futuris notum esse volumus, quomodo Corbagense monasterium in Saxonia propiciante domino cum consensu | fidelium nostrorum in honore sancti Stephani, protomartiris Christi, devotissima intentione fundavimus et ibi conpetentia subsidia quaeque prae manibus invenimus, | debita largitate praedicto sanctificationis loco nostra in elimosina contulimus, insuper etiam, quia locum mercationis ipsa regio indigebat, monetam nostrae auctorita tis publicam ultra ibi semper inesse Christo militantibus proficuam statuimus. Quatenus cum omnitegritate **) absque ullius contradictione vel impedimenti occasione locus | ipse sanctitatis omne inde reditum nostrae auctoritatis publicum possideat et utilitatibus monasterii perpetuis temporibus multiplicatum nostrum hoc largitatis do|num proficiat. Et ut fiduciali perpetuitate haec omnia nostrae auctoritatis dona sibi pociatur et teneat, anuli nostri inpressione subter roborando | firmare decrevimus.

Signum ✠ Hludowici serenissimi imperatoris.

Hirminmaris notarius ad vicem Theotonis recognovi et subscripsi.

Data kalendas Junias anno Christo propitio XX imperio domni Hludowici piissimi augusti. Indictione XI. Actum Wormacia civitate. In dei nomine feliciter amen.

Uebersetzung.

Im Namen Gottes des Herrn und unsers Heilands Jesu Christi. Ludwig nach Anordnung der göttlichen Vorsehung erhabener Kaiser. Allen der heiligen Kirche Gottes und uns Getreuen, gegenwärtigen und zukünftigen, soll nach unserm Willen bekannt sein, wie wir das Kloster Corvei in Sachsen mit Hülfe des Herrn unter Zustimmung unserer Getreuen zu Ehren des heiligen Stephan, des Protomartyrs Christi in frömmster Absicht begründet haben und alle dazu gehörigen Hülfsmittel, die wir dort vorgefunden haben, mit schuldiger Freigebigkeit dem erwähnten Orte der Heiligung von uns als ein Almosen geschenkt, obenein, da die Gegend eines Ortes für den Handel bedurfte, bestimmt haben, daß das in unserer Befugnis stehende Münzrecht hinfort den dort Christus dienenden zu ihrem Vorteil zustehen soll. Ohne jede Einschränkung und ohne irgend jemandes Widerspruch oder eine Möglichkeit zur Hinderung soll daher derselbe Ort der Heiligkeit alle unserer Autorität zustehenden Einkünfte daraus besitzen und dieses Geschenk unserer Freigebigkeit sich vervielfältigend zu allen Zeiten den Einkünften des Klosters zu gute kommen. Und damit dasselbe alle diese Geschenke unserer Macht auf zuverlässige Dauer sich aneigene und behalte, haben wir verfügt dasselbe unten durch Ausdrückung unseres Siegelringes zu bekräftigen.

Zeichen ✠ Ludwigs des erlauchtesten Kaisers.

Ich Hirminmaris der Notar habe an Stelle des Theoto beglaubigt und unterschrieben.

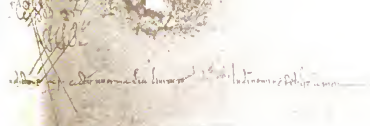
Gegeben den ersten Mai mit Hülfe Christi im 20. Jahr des Kaisertums des Herrn Ludwigs des Frommen des Erhabenen. In der eilften Indiktion. Geschehen in der Stadt Worms. Im Namen Gottes zum Glück. Amen.

---

*) Verschrieben divina ordivina ordinante statt divina ordinante.

**) Verschrieben: Es ist zu lesen omni integritate.

Verkleinertes Faksimile einer Urkunde Ludwigs
Münster kgl. Staatsarchiv. (Nach



es Frommen; datiert Worms 1. Juni 833.
...ickel und Sickel Kaiserurkunden.)

manischen Grafschaften, Ludwig Bayern mit Ausnahme des Nordgaus erhielt. Mehr als etwas bevorzugte Statthalter freilich sollten sie auch jetzt nicht sein: ernannten sie in ihren Gebieten auch die kirchlichen und weltlichen Beamten, so entbehrten sie doch des Rechts über Krieg und Frieden und zu selbständigem Verkehr mit dem Auslande, sollten sie regelmäßig am Hofe erscheinen und jährliche Geschenke darbringen, zur Eheschließung des älteren Bruders Einwilligung bedürfen und ihr Gebiet nicht weiter unter ihre Söhne teilen. Haben sie keine ehelichen Kinder, so fällt ihr Land an Lothar, während an dessen Land ihnen nur ein beschränktes Erbrecht eingeräumt wurde, da nach dessen Tod über die Nachfolge im Kaisertum in derselben Weise, wie jetzt in Aachen geschehen, Bestimmung getroffen werden sollte, d. h. thatsächlich die Entscheidung in die Hand der Geistlichkeit gegeben blieb. Insbesondere wurde dann dem Kaiser das Recht und die Pflicht zugesprochen, in allen Teilen des Reiches gleichmäßig die Kirche in der ungeschmälerten Bewahrung ihres Besitzstandes zu unterstützen und dazu eine ganze Reihe weitreichender Aufsichts- und Strafrechte gegenüber den Brüdern eingeräumt. Es scheint, daß für die geistlichen Urheber der Erbfolgeordnung von 817 diese Sicherstellung der Güter und Rechte der Kirche die Hauptsache war, die zu erreichen alles andere nur als Mittel hatte dienen müssen.

Jedenfalls war es eine neue Art von Einheit, die dem Reiche hier zum Vorteil der Kirche aufgenötigt wurde. Man konnte dahinter weitergehende Pläne vermuten. Am meisten mußte sich König Bernhard von Italien bedroht fühlen: er war nicht um seine Meinung befragt, auch nicht nach Aachen geladen worden. Was konnte es ihm da für Sicherheit geben, daß die Erbfolgeordnung besagte, Italien solle Kaiser Lothar dereinst ebenso unterthänig sein, wie es dessen Vater und Großvater unterthänig gewesen war? Der jüngere König wird um so mehr ein Gegner des klerikalen Einflusses gewesen sein, als er bereits dem Versuche Leos III., beim Tode Karls des Großen die fränkische Oberhoheit abzuschütteln, energisch entgegen getreten war und der kaiserlichen Sache zum Siege verholfen hatte. Manche mögen in ihm den berufenen Erben seines großen Ahnen gesehen haben; auch an solchen hat es natürlich nicht gefehlt, die in unruhigem Ehrgeiz die Unzufriedenheit des hochstrebenden Jünglings um des für sie selbst gehofften Vorteils willen noch anstachelten. Bald stand König Bernhard an der Spitze einer Verschwörung von weltlichen und geistlichen Großen namentlich Italiens, welche nach Absetzung Ludwigs ihn als Kaiser an die Spitze des Gesamtreiches bringen wollten. Einen Rückhalt beim Volk hatte das Unternehmen offenbar nicht. Noch ehe die Bewegung zum Ausbruch gekommen, hatte ihr Ludwig, rechtzeitig gewarnt, durch Entfaltung einer gewaltigen Streitmacht im Norden der Alpen jede Aussicht auf Erfolg abgeschnitten. Bernhard unterwarf sich reuig zu Chalons an der Saône, bis wohin der Kaiser auf dem Wege nach Italien bereits gekommen war. Ostern 818 empfing er dann von einer Reichsversammlung zu Aachen sein Urteil: es lautete gegen ihn und seine weltlichen Mitschuldigen

auf den Tod; im Wege der Gnade — so schien es jener Zeit — verwandelte es Ludwig in die Strafe der Blendung. Beim Vollzug derselben erlitt Bernhard schwere Verletzungen, denen er nach zwei Tagen (17. April) erlag. Politische Folgen hatte der blutige Zwischenfall zunächst nicht; aber wie tief mußte er diejenigen erschüttern, die sich der Mahnungen erinnerten, welche zwölf Jahre früher Karl der Große an seine Söhne gerichtet hatte, indem er ihnen zur Pflicht machte, keinen Sohn oder Neffen auf unerwiesene Anklagen hin und ohne gerichtliches Urteil zu töten, zu verstümmeln, zu blenden oder zum Mönch zu machen. Wohl war in diesem Falle die Schuld erwiesen und eingestanden, auch die feierliche Form des gerichtlichen Verfahrens gewahrt worden: immerhin mußte das Schicksal Bernhards alle menschlich Fühlenden auf das tiefste erschüttern und mit Haß und Abscheu gegen die erfüllen, welche zu einer so blutigen That geraten hatten. Auch Ludwig hat sich quälender Reue offenbar nicht erwehren können: in seinem Gewissen geängstigt verfiel er erst recht dem Einfluß seiner geistlichen Umgebung. Dazu kam, daß bald danach die Kaiserin Irmengard starb. Das mag Ludwig als eine Strafe des Himmels erschienen oder gedeutet worden sein; auch das Volk faßte es wohl so auf, obgleich irgend ein Einfluß Irmengards auf das Schicksal Bernhards nicht erweisbar und an sich unwahrscheinlich ist.

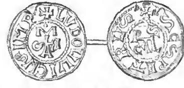


Königs- und Kaiser-Siegel Ludwigs des Frommen. Verkleinert.

Gewiß hätte dem am Hofe herrschenden Klerus nichts Unliebsameres geschehen können, als daß Ludwig den damals in ihm auftauchenden Gedanken ausgeführt, der Regierung entsagt und sich in ein Kloster zurückgezogen hätte. Statt dessen schloß der Kaiser bald eine neue Ehe mit der Tochter des alemannischen Grafen Welf, der schönen, gebildeten, geistvollen und thatkräftigen Judith, die ihn bald völlig beherrschte und auch immer größeren politischen Einfluß übte. Die Erbfolgeordnung von 817 freilich blieb zunächst in Kraft, ja sie wurde im Frühjahr 821 zu Nimwegen und dann noch einmal im Herbst desselben Jahres aus Anlaß der Hochzeit des Mitkaisers Lothar mit Irmengard, der Tochter des Grafen Hugo von Tours, feierlich bestätigt und beschworen. Zugleich wurden die weltlichen Mitschuldigen des unglücklichen Bernhard, die mit Verlust ihrer Güter und Verbannung bestraft waren, von Ludwig begnadigt. Doch schien das nicht ein Akt kaiserlicher Milde, sondern der Ausfluß nagender Gewissensqual, die sich der Erkenntnis begangenen Unrechts nicht länger erwehren konnte. So weit wurde Ludwig von seinen Buße predigenden geistlichen Räten endlich getrieben, daß er im August 822 auf einem Reichstage in Attigny öffentlich ein förmliches Sündenbekenntnis ablegte, in dem der gegen Bernhard und seine Mitschuldigen begangene Frevel natürlich einen hervorragenden Platz einnahm. Der Vorgang ist so außer-

ordentlich, seine Wirkung auf die Stellung Ludwigs so verhängnisvoll, sein Einfluß auf die Entwickelung des Reiches so entscheidend geworden, daß man ihn kaum aus einem momentanen Zusammenbruch der geringen moralischen Kraft des von Gewissensbissen gequälten Kaisers erklären kann, sondern darin das wohldurchdachte und planmäßig vollführte Werk der hierarchischen Partei am Hofe erblicken möchte. So sicher fühlte sich diese bereits, daß sie mit ihren weiteren Entwürfen offen hervortrat, indem sie in Attigny den Gedanken anregte, daß die geistlichen Güter, die unter den vorigen Regierungen eingezogen waren, der Kirche zurückgegeben werden sollten. Von seiten des Laienadels aber, der die Kosten einer solchen Restitution zu tragen gehabt hätte, erhob sich dagegen so stürmischer Widerspruch, daß man die Sache für jetzt auf sich beruhen ließ.

Auch die Ereignisse, die bald danach in Rom eintraten, mußten die übereifrige klerikale Partei belehren, daß ihre Zeit doch noch nicht gekommen sei. Auch den Römern war die Schwäche Ludwigs nicht entgangen. Stephan V., der 817 gestorben war, hatten sie in Paschalis I. (817—24) einen Nachfolger gegeben, ohne die Rechte des Kaisers zu berücksichtigen. Dieser hatte nachträglich zugestimmt. Jetzt aber geschah noch Bedenklicheres. Als Lothar Ostern 823 in der ewigen Stadt erschien, krönte ihn Paschalis I. zum Kaiser, wie es scheint, nicht um der Erbfolgeordnung von 817 die kirchliche Weihe zu geben, sondern in der Absicht, im Gegensatz zu dem seit 813 im Frankenreich anerkannten Erbkaisertum die kaiserliche Würde wieder als einen Ausfluß der höchsten kirchlichen Autorität zu erweisen. Darüber kam es nach Lothars Abzug in Rom zu heftigen Kämpfen zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Partei. Erstere erlag und ihre Häupter wurden blutig gestraft. Das Einschreiten kaiserlicher Bevollmächtigter änderte nichts daran: der Papst schwor jede Mitschuld ab, behauptete aber nach wie vor die Schuld der Getöteten und weigerte die Auslieferung ihrer Mörder. Auch in Rom war die kaiserliche Autorität bereits in raschem Niedergange begriffen.



Münze von Papst Paschalis I.

Vs. Umschrift: † LVDOVVICVS IMP, im Felde ein Monogramm ROMA. Rs. Umschrift: † SCS PETRVS, im Felde Monogramm PASCHALIS.

Verhängisvoll wurde unter solchen Umständen für das kaiserliche Haus und das Reich die Geburt des Sohnes, dem die schöne Judith am 13. Juni 823 in Frankfurt das Leben gab. Wurde dadurch einmal ihr Einfluß auf den schwachen Gemahl befestigt, so hatte sie hinfort den natürlichen Wunsch, auch ihr Kind, mit einem Teilkönigreich ausgestattet, gleichberechtigt neben seine Halbbrüder treten zu sehen. Dadurch wurde die Erbfolgeordnung und Reichsteilung, obgleich wiederholt feierlichst bestätigt, unmittelbar in Frage gestellt. Auch hatte Judiths Werben bei der hohen Geistlichkeit, die schmeichelnde

Art, wie sie den aus Italien heimgekehrten Kaiser Lothar zum Paten des Kindes berief und als dessen geborenen Beschützer feierte, indem sie ihn zugleich seinen rechten Brüdern zu entfremden suchte, den gewünschten Erfolg: Lothar ließ den anfänglichen Widerspruch fallen, gelobte den kleinen Karl in dem Besitz des ihm später zuzuweisenden Teilreiches zu schützen und wurde dafür belohnt durch die förmliche Einräumung der Mitregentschaft, von der er bisher nur den Titel gehabt hatte. Für das Reich war das zunächst ein Gewinn: die kraftvollere Leitung machte sich alsbald bemerkbar. Daß in Rom nach dem Tode Paschalis' I. († 824) bei der Erhebung Eugens II. (824—827) die kaiserlichen Rechte wiederum mißachtet worden waren, veranlaßte ein energisches Eingreifen des jungen Kaisers. Durch ein Statut vom 24. November 824 stellte er das kaiserliche Oberaufsichtsrecht gegenüber dem Papste und seinen Beamten her und sicherte dem Kaiser auch die gebührende Einwirkung auf die Papstwahl, deren Gültigkeit von der kaiserlichen Bestätigung abhängig blieb. Die Römer mußten sich eidlich auf dieses Gesetz verpflichten. Nur konnte Lothar nicht überall so durchgreifen; auch wird die Tendenz, in der er es that, bei den geistlichen Beratern des Vaters wohl kaum Beifall gefunden haben. Denn als nun auch die Sicherheit der Grenzen zu schwinden anfing, im Norden die Dänen nach Verjagung König Haralds in das Heidentum zurückfielen, im Süden die spanische Mark von den Arabern verwüstend heimgesucht wurde und im Südosten die Bulgaren einen Teil des ihnen entrissenen Landes zurückeroberten, wußten die geistlichen Herren am Hofe dagegen keinen andern Rat, als daß sie die im Felde unglücklichen oder nicht hinreichend wachsamen und schnellen Führer ihrer Ämter und Lehen berauben ließen (ein Schicksal, das wegen pflichtwidriger Langsamkeit bei der Deckung der spanischen Mark auch Graf Hugo von Tours traf, den Schwiegervater Kaiser Lothars), im übrigen aber unter lauten Klagen über den Verfall des Reiches dringend Reformen forderten, von denen den Hauptgewinn natürlich wiederum die Kirche haben sollte. Denn wenn auf der Reichsversammlung zu Aachen im Februar 828 auch mancherlei Mißbräuche zur Sprache gebracht wurden, die bei der Geistlichkeit und namentlich bei der Hofgeistlichkeit eingerissen waren, so bezogen sich die dort erhobenen Klagen doch meist auf weltliche Übelstände, insbesondere das Parteitreiben am Hofe, die Habgier der kaiserlichen Räte, die Bestechlichkeit der Grafen und anderen Beamten u. a. m. Jedenfalls war es da ein befremdliches Verfahren, wenn man zur Herbeiführung der nötigen Reformen vier Provinzialsynoden zu halten beschloß, denen kirchliche und weltliche Angelegenheiten zur Erledigung überantwortet werden sollten. Die Klerikalisierung des Reiches that einen neuen Schritt vorwärts: dem entsprachen auch die Beschlüsse der vier Synoden, welche den sündigen Staat durch kirchliche Zuchtmittel zu retten in Paris, Lyon, Toulouse und Mainz im Sommer 829 gehalten wurden. Sie leiteten alles Elend und Unheil, das auf Land und Volk lastete, her von dem Mangel einer richtigen Abgrenzung der königlichen Gewalt gegen die priesterliche, für welche davon ausgegangen werden

müsse, daß der eine, unteilbare Leib der Kirche, neben der dem Staate eine selbständige Existenz überhaupt nicht zuerkannt wurde, sich in zwei Personen darstelle, der priesterlichen und der königlichen. Es komme vor allem darauf an, daß die Überordnung der ersteren über letztere, die leider vielfach ver-



Bildnis Ludwigs des Frommen;
in einer Miniaturenhandschrift der National-Bibliothek zu Paris.

kannt werde, allgemein und unbedingt zur Geltung gebracht werde; dazu möge der Kaiser namentlich seine Söhne und die Grafen des Reiches anhalten; denn nur so könne das Reich von der ihm gesandten göttlichen Strafe gelöst werden. Die Vorschläge der Synoden betrafen gleichmäßig Kirche und Staat, und ihre Durchführung hätte die Staatsleitung um so sicherer in die Hände der Geistlichkeit gebracht, als auch in Zukunft alljährlich zusammentretende

Provinzialsynoden die jetzt begonnene kirchliche Beaufsichtigung des Staates weiterführen sollten. Wenn man sich dabei den Anschein gab, als handelte es sich nur um die Trennung von Kirche und Staat, so mußte diese, wie so oft auch in späteren Zeiten, schließlich doch hinauslaufen auf eine Abdankung des Staates zu gunsten der Kirche: wurde doch schon das Verlangen geäußert es müsse den Geistlichen die ungeteilte Hingabe an ihre kirchlichen Pflichten ermöglicht werden, indem der Staat sie seinerseits aller Dienste und Leistungen endgültig entließe.

Den Ansichten Ludwigs des Frommen entsprach dieses Reformprogramm ohne Frage. Der Glanz höchster Kirchlichkeit, der, wenn diese Ordnung durchgeführt wurde, seine Krone umstrahlen mußte, wäre diesem schwachen Geiste reichlicher Ersatz gewesen für die Einbuße an weltlicher Macht und königlicher Ehre. Aber die hierarchische Revolution, die im Werke war, bedrohte in ihren nächsten Wirkungen Kreise, die durchaus nicht geneigt waren weltliches Gut und weltliche Rechte einem solchen Phantom zu opfern. An dem reichen Gut der Kirche hatte der Laienadel von jeher einen bedeutenden Anteil; die fortschreitende Entwickelung des Benefizialwesens hatte ihn erweitert und vermannigfaltigt. Alle diese Beziehungen, bei denen es sich um Rechte des Besitzes und der Nutzung handelte, standen jetzt in Frage, und der weltliche Adel sah sich nicht bloß in seinem schon so übel verkürzten politischen Einflusse bedroht, sondern hatte auch schwere wirtschaftliche Schädigung zu befürchten. Die Art, in der hervorragende, dem Kaiserhause selbst nahe verbundene Männer, wie der Graf von Tours, um unerwiesener oder doch verzeihlicher Verschuldung willen den geistlichen Anklägern geopfert waren, hatte diese Kreise bereits tief verbittert. Ihren gärenden Unmut zu offenem Ausbruch zu steigern, bedurfte es nur eines letzten Anstoßes, eines Vorwandes, der einen einflußreichen Führer an ihre Spitze zu treten veranlaßte. Und eben dies führte Ludwig herbei, indem er, in dem Glauben, durch die Erklärungen der vier Synoden der thatkräftigen Hilfe der Kirche unbedingt sicher und dadurch vollkommen Herr der Lage zu sein, eben um jene Zeit den Wunsch Judiths erfüllte und entgegen dem Erbfolgegesetz von 817 dem sechsjährigen Karl Alemannien, den Elsaß und Kurrätien nebst einem Teile von Burgund als besonderes Reich übertrug, obgleich er so das Prinzip der Reichseinheit in Frage stellte. In seinem Rechte gekränkt, hatte Kaiser Lothar nun das gleiche Interesse mit dem unzufriedenen Laienadel, vollends als er infolge des nun eintretenden Konfliktes mit dem Vater der Mitregentschaft beraubt wurde. Anderseits murrte der Klerus über die durch Judith veranlaßte Gefährdung der Reichseinheit. So standen Ludwig und seine Gemahlin zwischen zwei feindlichen Parteien, die eben Miene machten sich gegen sie zu verbinden. In dieser Bedrängnis riefen sie den Grafen Bernhard von Barcelona, aus einem dem Königshause verwandten vornehmen Geschlecht, einen Mann von rücksichtslos durchgreifender Gewaltthätigkeit, dabei ehrgeizig und lüstern nach der Fülle der Macht, aus der spanischen Mark herbei und stellten ihn als Kämmerer an die Spitze des

Hofes und des Staates, um die Opposition niederzuschlagen. Aber dieser zog die Zügel allzu straff an und verdarb durch eine Art Staatsstreich alles. Indem er den aufsätzigen Laienadel durch das Aufgebot zu einem Zuge gegen die Bretonen der Strenge der militärischen Disziplin unterwerfen und so bändigen wollte, beschleunigte er den Ausbruch der Empörung. Indem er den Zug inmitten der Fastenzeit antreten und während des Osterfestes fortsetzen wollte, entfesselte er den Zorn der Geistlichkeit und bestimmte so beide, gemeinsam gegen ihn vorzugehen. Der Anschluß Kaiser Lothars und Pippins, der ebenfalls die Waffen gegen den Vater ergriff, entschied gleich im ersten Anlauf den Sieg der Rebellen. Entmutigt floh Graf Bernhard; Judith wurde gefangen und rettete ihr Leben nur durch das Versprechen, den Gemahl zum Eintritt in ein Kloster zu bestimmen. Aber die Entthronung des Vaters lag nicht in der Absicht Lothars, der nun in der Mitte der siegreichen Rebellen zu Compiègne erschien: sie wäre nicht möglich gewesen, ohne daß auch Pippin und Ludwig größere Selbständigkeit in ihren Landen gewährt, also die Einheit des Reiches noch mehr beeinträchtigt wäre. Lothar wollte für jetzt nur die einflußreiche Stellung als Mitregent zurückerlangen: sein Streben fiel mit den Wünschen der Geistlichkeit zusammen. Eifrig ging Ludwig der Fromme auf den Weg zur Rettung ein, den die beginnende Zwietracht der Gegner ihm unerwarteter Weise erschloß. So wurde die Ruhe hergestellt; aber wenn er auch noch Kaiser hieß, thatsächlich hatte Ludwig doch zu gunsten seines Erstgeborenen abgedankt und wurde samt dem jungen Karl in dem Kloster des heiligen Medardus zu Soissons in Gewahrsam gehalten, wo man ihn auch ferner zur Ablegung des Professes zu drängen bemüht war.



Gemeinsame Münze Ludwigs des Frommen und seines Sohnes Lothar als Mitregenten.
Vs. † HLVDOVICVS IMP.
Rs. † HLOTARIVS IMP.

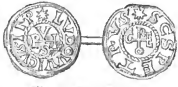
Von diesem Ausgange waren diejenigen wenig befriedigt, welche die Mühe und Gefahr des Aufstandes getragen hatten: Pippin hatte Lothar weichen müssen und war leer ausgegangen; auch Ludwig sah sich durch Lothars Einheitsstreben in seinem Teilreiche bedroht. So wurde es dem Vater, als er sich von Soissons aus heimlich in Verbindung mit ihnen setzte, leicht, die beiden jüngeren Söhne zu sich herüberzuziehen, indem er ihnen als Preis der Hilfe gegen Lothar eine Vergrößerung ihrer Gebiete zusicherte. Ein vollkommener Umschwung trat ein. Der Gefangene von Soissons war wieder Herr der Situation und konnte im Oktober 830 auf einem Reichstage in Nimwegen, zu dem namentlich die treu an ihm hängenden Deutschen herbeiströmten, wieder die Vollgewalt als Herrscher üben. Lothar scheint anfangs an Widerstand gedacht zu haben, aber eine Unterredung unter vier Augen zwischen ihm und dem Vater bewirkte eine friedliche Wendung: er gelobte Besserung und schwor Ludwig von neuem Treue; seine Mitschuldigen blieben

in Haft und sahen ihrer Aburteilung entgegen. Die an der Rebellion beteiligten Geistlichen wurden mit kirchlichen Bußen belegt. Auch Pippin und Ludwig der Deutsche erkauften nun des Vaters Verzeihung durch Preisgebung ihrer Genossen. Im Februar 831 erließ eine Reichsversammlung in Aachen gegen viele von diesen harte Strafmandate. Den Sieg des Kaisers zu krönen und die Demütigung der Gegner zu vollenden, erschien dort auch Judith, mit den der Kaiserin gebührenden Ehren empfangen. Endgültig sollten die schmachvollen Verdächtigungen zum Schweigen gebracht werden, mit denen ihre politischen und persönlichen Feinde sie verfolgt und zu Grunde zu richten getrachtet hatten. Die Hauptrolle darin spielte die nie bewiesene Behauptung ehebrecherischer Buhlschaft mit Bernhard von Barcelona. Aber kein Ankläger wagte zu Aachen hervorzutreten; dennoch leistete die Kaiserin, dem Verlangen der Aachener Versammlung gemäß, einen feierlichen Reinigungseid, durch den sie ihre Unschuld an all dem ihr Angedichteten erwies. Das Nonnengelübde, das man ihr in der Gefangenschaft abgenötigt hatte, wurde als ungültig aufgehoben.

Ein unerwarteter, freilich auch unverdienter Erfolg war Ludwig dem Frommen zu teil geworden; ihn auszunutzen verstand er nicht. Die er erst zu Aachen durch unerwartete Strenge geschreckt hatte, suchte er bald danach, im Mai 831, zu Ingelheim durch ungebeten gewährte Gnade in falscher Milde zu versöhnen. Hatten die rebellischen Söhne durch die Preisgebung ihrer Helfer in den Augen der eigenen Partei verloren, so mag der Kaiser durch den Ingelheimer Gnadenakt sie ihres Anhanges haben vollends berauben und zur Hinderung seiner weiteren Pläne haben unfähig machen wollen. Von Judith geleitet, neben der auch Graf Bernhard von Barcelona wieder am Hofe erschien, wollte Ludwig zunächst Pippin von Aquitanien strafen, dessen schneller Anschluß dem Aufstande zu dem anfänglichen Siege verholfen hatte; sein Sturz sollte dem kleinen Karl eine glänzende Versorgung verschaffen. Lothar und Ludwig, von denen ersterer nun nur noch Unterkönig von Italien war, letzterer den Verlust Alemanniens aber nicht verschmerzt hatte, schienen geneigt, dem Vater bei der Beraubung Pippins hilfreiche Hand zu leisten. Aber kaum war der Kaiser 832 nach Aquitanien aufgebrochen, als in seinem Rücken Ludwig sich erhob und Alemannien in Besitz nahm. Aber der gehoffte Abfall der anderen deutschen Stämme erfolgte nicht, und des Vaters schnelle Rückkehr nach Bayern nötigte ihn durch Unterwerfung und erneutes Treugelöbnis Verzeihung zu erkaufen. Im Herbst 832 wurde nun Pippin überwältigt und in Haft nach Trier gebracht; Graf Bernhard, der, mit dem Hofe zerfallen, zu ihm übergegangen war, büßte Ämter und Lehen ein. Aquitanien erhielt Judiths Sohn. Aber bald erfolgte ein neuer Umschlag: Pippin entkam, stellte sich wieder an die Spitze seiner Aquitanier, und des Kaisers anfänglich siegreicher Feldzug gegen ihn endete mit einer kläglichen Niederlage, da das Heer durch den kleinen Krieg und die Unbilden eines vorzeitig hereinbrechenden Winters fast aufgerieben wurde. Die Hauptsache aber war, daß

die Absichten Judiths und des von ihr gegängelten Kaisers nun völlig klar waren: die Söhne erster Ehe sollten aus ihren Rechten verdrängt, Karl als Träger der künftigen Reichseinheit an ihre Stelle erhoben werden und das Schicksal, das soeben Pippin getroffen hatte, bei nächster Gelegenheit Lothar und Ludwig treffen. Nur durch gemeinsame Abwehr durften sie hoffen sich davor zu schützen.

Diese Vorgänge riefen im Frühjahr 833 Lothar aus Italien herbei. Mit ihm erschien Papst Gregor IV. (827—844), um seine oberhirtliche Autorität zu gunsten Lothars und der durch den Familienhader im kaiserlichen Hause bedrohten Reichseinheit in die Wagschale zu werfen. In herben Ausdrücken tadelte er die vielfachen Verletzungen der von der Kirche sanktionierten Erbfolgeordnung von 817 während der letzten Jahre, die alle Not und Bedrängnis des Reiches verschuldet hätten. Noch aber hielt ein Teil der Geistlichkeit an der Sache Ludwigs fest und weigerte sich den Mahnungen des Papstes nachzugeben. Der Zweispaltung des kaiserlichen Hauses und des Reiches trat, so schien es, auch eine solche der Kirche zur Seite. Jeder Weg zu friedlicher Verständigung schien damit abgeschnitten; nur die Gewalt der Waffen konnte noch entscheiden. Schon lagerten um Johanni (24. Juni) 833 die drei Söhne mit ihren Heeren vereinigt im Elsaß bei Kolmar; von Worms rheinaufwärts ziehend kam Kaiser Ludwig, Judith und Karl mit sich führend, dorthin und nahm ihnen gegenüber Stellung. Da machte Papst Gregor IV. selbst einen Vermittelungsversuch und weilte aus Anlaß



Münze vom Papste Gregor IV.
Vs. • LVDOVVICVS IMP, im Felde als Monogramm PIVS; Rs. • SCS PETRVS, im Felde als Monogramm GREGOR.

desselben mehrere Tage im Lager Ludwigs des Frommen. Was er dort eigentlich getrieben, wissen wir nicht; erwägt man aber, daß er die fränkischen Geistlichen, welche die Abweichungen von der Erbfolgeordnung von 817 ihm gegenüber verteidigten, mit strengen kirchlichen Zensuren bedroht hatte, und sieht, wie nachher auch diese sich von dem alten Kaiser lossagen und zu den Söhnen übergehen, so wird man wohl kaum annehmen mögen, daß er damals im Interesse des Vaters thätig gewesen sei. Vielmehr spricht alles dafür, daß er an dem weitverzweigten Komplott beteiligt gewesen ist, dem Ludwig der Fromme gleich danach auf dem Lügenfelde bei Kolmar kläglich zum Opfer fiel. An lockenden Versprechungen werden es auch die aufständischen Söhne nicht haben fehlen lassen. Die widerspruchsvolle und unzuverlässige Haltung des alten Kaisers selbst mußte auch seine eifrigsten Anhänger irre gemacht haben; solange die Gewalt in seiner Hand lag, war, so schien es, eine dauerhafte Herstellung der Ordnung nicht zu erwarten, da keine Vereinbarung den Intriguen Judiths und ihrer Gehilfen gegenüber auf genaue Erfüllung rechnen konnte. Geistliche und weltliche Große begannen in das Lager der Söhne überzugehen: erst

waren es kleine Gruppen, dann wuchs die Zahl, schließlich strömte es förmlich zu den Gegnern des Kaisers hinüber und Ludwig sah sich mit Judith und Karl nur noch von einem kleinen Kreise treu bei ihm ausharrender Anhänger umgeben. Wenn nicht unmittelbar auf Antrieb und unter Leitung, so doch unter Billigung der höchsten kirchlichen Autorität, die zur Hüterin der Eide und zur Rächerin des Eidbruches für berufen gegolten hatte, war ein Eidbruch und ein Abfall begangen, wie die christliche Welt keinen zweiten kannte und von dem sich die Völker mit Abscheu wandten, da nunmehr alles Recht, alle Ehre, alles Gesetz hinfällig geworden zu sein schien. Angesichts einer so beispiellosen That wandten sich die Sympathien aller nicht an ihr Mitschuldigen dem Opfer derselben zu, und bald waren alle die Fehler vergessen, durch welche dieses ein solches Verhängnis auf sich herab beschworen hatte. Von Widerstand war natürlich für das kleine bei Ludwig dem Frommen ausharrende Häuflein keine Rede, als am 30. Juni nach Abbruch der Verhandlungen die Söhne zum Angriffe nahten. Der Kaiser selbst riet den Seinen, ihren Frieden mit den Siegern zu machen, deren Gewalt er sich mit Judith und seinem jüngsten Sohne überantwortete, nachdem man sie Leibes und Lebens versichert hatte. Vater und Sohn blieben in Lothars Gewahrsam, Judith in dem Ludwigs von Bayern, wurde aber später ebenfalls in Lothars Machtgebiet nach Oberitalien geführt.



Königs- und Kaiser-Siegel Lothars I.
Verkleinert.

Thatsächlich hatte Ludwig zu regieren aufgehört. Lothar, früher als Mitregent anerkannt und zum Kaiser gekrönt, trat ohne weiteres an seine Stelle und empfing den Treueid. Unbelohnt aber durfte er die Brüder nicht lassen, die ihm zu diesem Erfolge geholfen hatten: Pippin bekam Aquitanien zurück und außerdem das Herzogtum Maine und die Küstenlandschaften zwischen Loire und Seine; Ludwig erhielt zu seinem ursprünglichen Besitz, Bayern, noch Alemannien und das Elsaß nebst Thüringen und Sachsen und einen Teil von Ostfranken; von letzterem vereinigte den andern Teil, das eigentliche Austrasien mit der Hauptstadt Aachen und Italien Lothar zu einem langgestreckten Reiche der Mitte, in dem die ihm als Kaiser gebührende vorwaltende Stellung sehr entschieden zum Ausdruck kam.

Arge Enttäuschung mußte dieser Ausgang bei den päpstlichen Bündnern der rebellischen Söhne hervorrufen: hatten sie durch die Beihilfe zur Entthronung des alten Kaisers die von der Kirche geforderte Einheit des Reiches aufrecht erhalten wollen, so war nun eine schärfere Zerschneidung desselben erfolgt, als durch Ludwigs des Frommen Änderung der Erbfolgeordnung von 817 irgend bewirkt worden wäre. Eben deshalb aber trauten die Söhne den Bischöfen nicht: einen neuen Abfall derselben zu dem Vater, der nun



Fränkischer Fürst.

Miniatur in einem Meßkanon der 2. Hälfte des 9. Jahrh. aus dem alten Schatz der Kirche zu Metz.
(Paris, Nationalbibliothek)

Der Fürst steht zwischen zwei Bischöfen, die, heilige Bücher im Arm, mit dem Meßgewand, der Kasel, dem Chorhemd, langer Tunika und dem kreuzgeschmückten Pallium bekleidet sind. Aus den Wolken ragt die Hand Gottes, eine Krone über das Haupt des Fürsten haltend. Derselbe trägt den auf der Schulter durch eine goldene Agraffe zusammengefaßten Purpurmantel, eine goldgestickte hellfarbige Tunika und um den Leib einen mit Edelsteinen verzierten Gürtel, von dem nur das herabhängende Ende sichtbar ist; die Beine scheint das femoralia genannte Kleidungsstück hosenartig zu umhüllen.

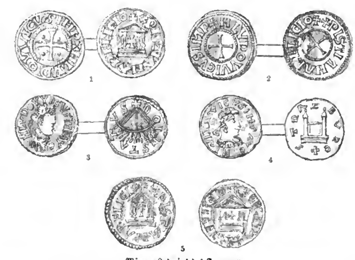
erst recht als Vertreter der Reichseinheit erschien, zu hindern, beschlossen sie, den Vater selbst moralisch zu vernichten und dadurch für alle Zeit regierungsunfähig zu machen. Auch fanden sie unter den kirchlichen Würdenträgern des Hofes die geeigneten Werkzeuge. Wieder saß der alte Kaiser im Medarduskloster zu Soissons: so lange setzten ihm dort namentlich die Erzbischöfe Ebo von Reims, sein Jugendfreund, und Agobard von Lyon mit Hilfe der eifernden Mönche zu, bis er sich bereit erklärte, unter Verlesung eines langen Verzeichnisses all der Verschuldungen, die er auf sich geladen, das eine in Compiègne gehaltene Synode aufgesetzt hatte, öffentlich Buße zu thun und die ihm aufzuerlegende kirchliche Genugthuung zu geben. In Gegenwart der Geistlichen, Kaiser Lothars, zahlreicher weltlicher Großer und des entsetzt zusehenden Volkes bekannte sich der Kaiser, von den Bischöfen zu wahrer Buße und aufrichtiger Reue vermahnt, nach dem ihm in die Hand gegebenen Aktenstücke schuldig der Schändung des Heiligen — angeblich begangen durch das Aufgebot gegen die Bretonen in der Fastenzeit 830, des Todschlags — begangen an seinem Neffen Bernhard von Italien — und des Meineides — begangen durch vielfache Übertretung des bei der Selbstkrönung 813 dem Vater abgelegten Gelübdes zu getreuer Erfüllung seiner Herrscherpflichten. Aber nicht bloß, was der unselige Mann in seiner haltlosen Schwäche selbst gefehlt hatte, rechnete man ihm jetzt als todeswürdiges Verbrechen an, auch für alles das machte man ihn verantwortlich, was in den durch ihn verschuldeten Wirren von anderen gesündigt war: die Räubereien seiner Leute, die von ihnen verübten Bluttaten, die Meineide und Wortbrüche, deren sie sich in den Streitigkeiten der letzten drei Jahre schuldig gemacht hatten, legte man auf seine verzweifelnde Seele und stellte sie dar als nicht bloß von ihm veranlaßt oder zugelassen, sondern als von ihm selbst begangen. Nach Verlesung dieses Aktenstückes, die einem moralischen Selbstmord gleichkam und zugleich alle, die zu ihm gestanden, für ihn gekämpft und gelitten hatten, schnöde preisgab, mußte der Kaiser die ritterliche Gewandung mit dem härenen Kleide des Büßers vertauschen und wurde, nachdem alles Geschehene protokollarisch festgestellt worden war, als Staatsgefangener erst in Compiègne, dann in Aachen festgehalten, leistete aber auch jetzt dem Andringen derer zähen Widerstand, die ihn zum Mönche machen wollten.

Aber der Tag von Soissons fiel mit vernichtender Schwere auf seine Urheber zurück. Namentlich in den deutschen Reichsteilen entfesselte die Kunde von dem Geschehenen einen Sturm der Entrüstung. Auch Pippin und Ludwig von Bayern, so schwer sie sich gegen den Vater vergangen, hatten doch so Unerhörtes nicht beabsichtigt; sie wandten sich um so entschlossener von Lothar ab, als es sich bei dem ganzen Verfahren um ein abgekartetes Spiel zwischen ihm und der Geistlichkeit zu handeln schien, das auf ihre Kosten zu gehen drohte. Hatte doch dieselbe Synode die Beschlüsse erneut, durch welche von ihren Vorgängerinnen auf Veranlassung und unter Zustimmung Ludwigs des Frommen die Unterordnung des Staates unter die Kirche proklamiert und



MINIATURE IN EINEM EVANGELIAR AUS D. MITTE [illegible] NACH BASTARD

allen weltlichen Autoritäten Gehorsam gegen die Gebote der Geistlichkeit eingeschärft worden war. Die hierarchische Tendenz waltete ungemindert vor, nur daß statt des schwachen Ludwig der thatkräftigere Lothar mit ihr im Bunde stand. Der Gegensatz zwischen diesem und seinen jüngeren Brüdern kam bald verschärft zum Ausdruck. Ludwigs Verwendung zu gunsten des Vaters wies Lothar beleidigend ab; die geforderte bessere Behandlung wurde demselben nicht zu teil. Da griff Ludwig, der mit dem gefangenen Kaiser in geheime Verbindung hatte treten können, zu den Waffen: in Eilmärschen zog er 834 gegen Aachen heran; von Süden näherte sich Pippin. Doch entkam Lothar, der den Vater mit sich führte, nach St. Denis. Als aber



Münzen Ludwigs des Frommen.

1. Umschrift: † HLVDOVVICVS IMP, im Felde ein Kreuz, in jedem der Winkel desselben eine Kugel. Rs. † PISTIANA RELIGIO, im Felde eine Kirche. 2. Mit gleichen Umschriften wie die erste, im Felde der Vorder- und der Rückseite ein Kreuz ohne Kugeln. 3. Umschrift: HLVDOVVICVS IHPAVG (IMPERATOR AUGUSTUS), lorbeerbekränztes Brustbild. Rs. † DORESTATVS (Münzstätte Dürstadt), Schiff mit Rudern. 4. Vorderseite wie bei der vorhergehenden Münze. Rs. Kirche oder Portal mit der Umschrift: † STRAZBVRG. 5. Auf beiden Seiten ein Kirchengebäude, etwas abweichend von einander; Umschrift † PISTIANA RELIGIO, auf der Rs. steht das S verkehrt.

das deutsche Heer ihm dorthin folgte, ließ er seinen Gefangenen frei und floh nach Burgund. Nun kehrte Ludwig der Fromme auf den Thron zurück: am 1. März in St. Denis in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen, hielt er Mitte März in Quierzy einen Reichstag. Ludwig von Bayern und Pippin behielten ihre neuen Erwerbungen; von Karls Versorgung war vorläufig nicht die Rede; sie scheint erst später durch Judith wieder angeregt zu sein, welche infolge des neuen Umschlages, von ihres Gemahls Anhängern aus der Gefangenschaft in Tortona befreit, bald an den Hof zurückkehrte. Nach

vergeblichen Versuchen, erst zu fernerem Widerstande, dann zur Flucht, mußte auch Lothar sich unterwerfen: aber in seiner unverbesserlichen Schwäche ließ der Vater ihn im Besitze Italiens und ungehindert dorthin abziehen, gefolgt von den geistlichen und weltlichen Großen, die an seinem Aufruhr teilgenommen hatten, und daher im stande, den ersten günstigen Augenblick zu neuer Rebellion zu benutzen.

Unverbesserlich, wie er war, und unbelehrt durch die schweren Erfahrungen der letzten Zeit arbeitete Ludwig der Fromme auch ferner seinen Gegnern in die Hände. Daß er durch außerordentliche kirchliche Weiheakte die ihm zu Soissons zugefügte Schmach austilgen ließ, war wohl berechtigt. Aber als ob auch hier nur ein zwischen ihm und der Kirche vereinbarter Handel vollzogen würde, machte er die wiedergewonnene kaiserliche Autorität besonders nachdrücklich zu gunsten der Kirche geltend, indem er seine Söhne, namentlich, wie es scheint, Ludwig und Lothar, in strengen Worten ermahnte, die Eingriffe gut zu machen, die sie während der letzten unruhigen Jahre in das Kirchengut begangen hatten, und sich hinfort jeder Bedrückung der heiligen Kirche zu enthalten. Schon damals drohte die Mißachtung solcher Weisungen zu neuem Bruche zu führen; aber ein normännischer Einfall in Friesland und ein Aufstand der Bretonen hinderten den Kaiser an dem beabsichtigten Zuge gegen Lothar, dessen Anhang damals (836) durch eine in Italien wütende Seuche hart getroffen wurde und einige der entschlossensten Führer einbüßte. Dadurch ermutigt, ordnete Ludwig unter Zustimmung Pippins und Ludwigs Ende des Jahres 837 auf einem Reichstage in Aachen eine neue Teilung an, durch die Karl Belgien und das Land zwischen Maas und Seine nebst reichen Grafschaften an Marne, Seine, Aube und Yonne und Teilen Lothringens mit vollem Hoheitsrechte — also nicht mehr bloß als den Vater vertretender Unterkönig — zugewiesen erhielt. Hatten Pippin und Ludwig diese Beraubung Lothars zugelassen, so sollten die Folgen davon auch sie selbst bald treffen. Von Erzbischof Otgar von Mainz am väterlichen Hofe arg verklagt, sah sich Ludwig von Bayern ebenfalls in seinem Besitze bedroht. Daß er nun mit Lothar in Verbindung trat, wurde ihm vollends zum Verbrechen angerechnet. Der Versuch einer Verständigung mit dem Vater in Nimwegen mißlang. Höfische und geistliche Hetzereien entfremdeten Ludwig vollends dem Sohne, dem er doch die Rettung zu danken hatte: willkürlichst sprach er demselben alles Land ab, das er seit 833 auf beiden Seiten des Rheines inne hatte, ohne ausdrückliche Verleihung zwar, aber doch unangefochten, da es doch eigentlich nur den Lohn darstellte für die rettenden Dienste, die er dem Vater geleistet hatte. Nun blieb Ludwig von Bayern freilich nur gewaffneter Widerstand übrig. Aber eben dazu hatte er getrieben werden sollen: denn alsbald machte der Vater seinen Frieden mit Lothar, und damit war nach einer Reihe der buntesten Wechselfälle die Parteistellung wiederhergestellt, von der aus Judith zuerst mit Erfolg ihres Sohnes königliche Zukunft zu sichern gestrebt hatte.

Der Tod Pippins zu Ende des Jahres 838 beseitigte eine weitere

Schwierigkeit und ermöglichte die Teilung des Reiches allein zwischen Lothar und Karl. Im Sommer 839 trafen die beiden Kaiser, durch feierlichen Eid und Bürgschaften ihr gegenseitiges Mißtrauen beschwichtigend, in Worms zusammen. Nach langem Handeln und Markten, das Lothars Ländergier erkennen ließ, wurde dort das ganze Reich durch eine Linie, die erst dem Laufe der Maas folgte und dann mit Saône und Rhone zum Genfer See ging, in zwei ungefähr gleiche Teile zerlegt, von denen Lothar, der Italien natürlich nicht aufgeben konnte, den östlichen wählte, während er den westlichen als Eigentum seines Stiefbruders zu respektieren sich verpflichtete. Für die Zeit seines Lebens aber sollte der Vater Herrscher des ganzen Reiches bleiben. Jedoch nicht bloß von seiten Ludwigs von Bayern fand diese Wormser Abmachung entschlossenen Widerstand: in Aquitanien, das samt dem eigentlichen Westfranken, dem westlichen Burgund, Wasconien, Septimanien und der Provence Karl zugewiesen war, erhob sich ein Teil des Adels für Pippins nachgelassenen gleichnamigen Sohn. Zwar gelang es Ludwig mit Hilfe der für die neue Ordnung der Dinge gewonnenen Großen einen Teil des Landes zum Gehorsam zu bringen, doch mußte er sich wie im Jahr 832 infolge ausbrechender Krankheiten mit einem halben Erfolge begnügen und den Feldzug, selbst bereits körperlich verfallend, vorzeitig abbrechen. Zudem war inzwischen Ludwig von Bayern im Felde erschienen und hatte Alemannien und die rechtsrheinischen Lande ohne Mühe in seine Gewalt gebracht, auch in Sachsen festen Fuß gefaßt und befand sich damit thatsächlich im Besitz des ihm zu Worms eben Abgesprochenen. Deshalb eilte Ludwig der Fromme von Poitiers, wo er nach Beendigung des aquitanischen Feldzuges weilte, herbei, setzte über den Rhein und drang mit so überraschender Schnelligkeit durch Hessen und Thüringen vor, daß Ludwig nur mit genauer Not entkam und erst auf weitem Umwege durch das Land der Slawen und Böhmen nach Bayern zurückgelangte. Eine auf den 1. Juli nach Worms ausgeschriebene Reichsversammlung sollte seine Beraubung vollenden und die Zweiteilung des Reiches zwischen Lothar und Karl bestätigen. Da trat der Tod hindernd dazwischen. Durch die Anstrengungen des eiligen Zuges von Aquitanien nach Sachsen war die längst gebrochene Kraft des alten Kaisers vollends erschöpft: krank ließ er sich den Fluß hinab auf die Rheininsel bei Ingelheim bringen und dort in Zelten lagern. Angesichts des nahen Endes lastete schwer auf ihm die Sorge um die Zukunft von Kirche und Reich; seine Schätze ließ er an kirchliche Stiftungen und an die Armen verteilen; auch Lothar und Karl wurden bedacht; dem ersteren befahl er die Insignien der kaiserlichen Herrschaft zu überbringen; Karl und Judith bat er dringend, an den geschlossenen Verträgen treu festzuhalten. Nur von Ludwig von Bayern wandte sich sein Herz auch jetzt noch in düsterer Verbitterung ab, vielleicht weil er sich selbst gegen niemand so schwer verschuldet fühlte wie gegen diesen, und die wiederholten Mahnungen und Fürbitten seines Halbbruders, des Bischofs Drogo von Metz, bewirkten schließlich nichts, als daß der Sterbende dem abwesenden Sohne vergeben zu

wollen erklärte, zugleich aber die Umstehenden ermahnte, niemals zu vergessen, welches Herzeleid ihm jener zugefügt habe. Mit den Tröstungen der Religion versehen starb Ludwig der Fromme am 20. Juni 840. Seine irdischen Reste wurden in Metz bestattet, in dem Kloster des H. Arnulf, seines Ahnen, wo neben anderen Geschlechtsgenossen auch seine Mutter Hildegard ruhte.

Das Unheil aber, das er durch seine Unbeständigkeit und Schwäche über Haus und Reich gebracht, wirkte auch über seinen Tod hinaus nach; denn die eigennützigen Bestrebungen, in deren Dienst er sich hatte stellen lassen, dauerten ebenso fort wie die Gegensätze, zwischen denen er widerspruchsvoll hin und her gerissen worden war. Auf der einen Seite stand Lothar, welcher zwar als des jungen Karl Beschützer bestellt war, aber doch von Anfang an darauf ausging, die Reichseinheit, deren berufener Träger er nun auch in den Augen der Geistlichkeit war, in allen ihren Konsequenzen gegen die Brüder und Neffen zur Anerkennung zu bringen, und der von da aus zunächst die Beraubung Ludwigs von Bayern vollenden wollte. Aber Ludwig von Bayern war bereits wieder im Felde erschienen und bis zum Rhein vorgedrungen: Lothar bewilligte ihm, als sie bei Worms kampfbereit zusammenstießen, eine Waffenruhe, die er selbst zur Niederwerfung auch Karls und der Anhänger des jungen Pippin im Westen benutzen wollte. Denn von einer Erfüllung des Versprechens, das er noch zuletzt zu Karls Gunsten dem Vater gegeben hatte, war jetzt nicht mehr die Rede, als er sah, daß man sich ihm fast durchweg bereitwillig beugte und daß um ihres eigenen Vorteils willen die kirchlichen Autoritäten auf die Widerstrebenden zu seinen Gunsten einzuwirken suchten. Dazu war es freilich nicht der richtige Weg, vor der Entscheidung der Waffen zurückzuschrecken und den Gegnern vorteilhafte Stillstände zu bewilligen, wie Lothar es nun auch bei dem Zusammentreffen mit Karl bei Orleans that, indem er diesem den größten Teil der beanspruchten Lande bis zum nächsten Sommer überließ und sich zugleich verpflichtete, bis dahin auch gegen Ludwig nichts zu unternehmen. Die Interessen der beiden jüngeren Brüder deckten sich eben, und sie zu trennen war für Lothar so lange unmöglich, als er nicht einem von beiden sein Recht ganz und vorbehaltlos einräumte. Dazu aber konnte er sich in seiner Herrschsucht und Habgier nicht entschließen: beide gleichzeitig zu bekämpfen nicht stark genug, schob er die Entscheidung hinaus und arbeitete so selbst seinen Gegnern in die Hand. Denn während er mit Karl unterhandelte, eroberte Ludwig in seinem Rücken die deutschen Lande wieder und nahm am Rhein Stellung. Deshalb meinte Lothar an die Zusage, die er Karl in betreff Ludwigs gegeben hatte, nicht mehr gebunden zu sein und ließ ein Heer gegen den Bruder aufbrechen, das glücklich über den Rhein kam und im Rücken Ludwigs allgemeinen Abfall bewirkte, so daß dieser schleunigst nach Bayern gehen mußte. Anderseits aber benutzte nun Karl diesen Vertragsbruch, um sich von dem zu Orleans geschlossenen Abkommen loszumachen und erneute die Feindseligkeiten, indem er gleichzeitig, nun von dem Kaiser schwer bedroht, Ludwig um Hilfe anrief und mit ihm ein Bündnis einging.

Damit nahm der Krieg für Lothar eine ungünstige Wendung, da nun beide Brüder gleichzeitig und nach einem gemeinsamen Plane gegen ihn zu Felde zogen. Im Mai 841 machte sich Ludwig durch ein siegreiches Treffen an der Wernitz im Riesgau den von Lothars Anhängern verlegten Weg von Bayern nach Schwaben frei, zog westwärts und vereinigte sich bei Chalons an der Marne mit Karl, gegen den nunmehr der Kaiser seinerseits mit den aufständischen Aquitaniern unter dem jungen Pippin ein Bündnis einging. Dorthin folgten ihm Ludwig und Karl und holten ihn bei Auxerre an der Yonne ein. Wieder unterhandelte Lothar, um dann, noch ehe man zum Schluß gekommen, weiter südwärts nach der Loire zu entweichen. Aber die Verbündeten holten ihn abermals ein: als er bei Fontenay lagerte, standen sie bereits in dem nahen Thury. Trotzdem gingen sie



Fränkische Krieger, dargestellt in einer fränkischen Elfenbeinschnitzerei eines Buchdeckels aus dem 9. Jahrhundert.

Paris, Louvre-Museum.

Motiv: 2. Buch Samuelis, 2. Kapitel.

Im oberen Felde Abner vor den Mauern der Stadt Gibeon, in Unterhandlung mit Joab begriffen; unter ihnen die zwölf jungen Männer vom Stamme Benjamin in der Tracht und Bewaffnung fränkischer Krieger; darunter der Fischteich von Gibeon mit einem Schiff und Wasservögeln. (Gaz. arch.)

nochmals auf Lothars Vorschlag ein, eine friedliche Verständigung zu versuchen und bewilligten eine neue Waffenruhe bis zum 25. Juni. Natürlich gelang der Vergleich auch diesmal nicht. Lothar hatte nur Zeit gewinnen wollen, um die aquitanischen Verstärkungen herankommen zu lassen. Am 25. Juni 841 erfolgte endlich bei Fontenay die Schlacht: sie endete mit einer vernichtenden Niederlage der Kaiserlichen, die sogar ihr Lager mit reicher Beute in den Händen der Sieger lassen mußten. In einem grauenvollen Blutbad, dessen furchtbare Wirkungen auch die Sieger mit Entsetzen erfüllten, entlud sich die Masse des Hasses und der leidenschaftlichen Verbitterung, die in irrungsreichen vierundzwanzig Jahren aufgesammelt worden war. In einem brudermörderischen Kampf sondergleichen hatte das fränkische Volk sich zerfleischt: namentlich seine zu Lothar stehenden romanischen Teile hatten Verluste erlitten, die auf Menschenalter hinaus nicht zu verwinden waren und sie zu trauriger Kraftlosigkeit verurteilten. Hatte durch die verkehrte Richtung, welche Ludwig der Fromme unter dem Einfluß der Kirche eingeschlagen, in dem germanisch-romanischen Reich der Karolinger eine gefahrdrohende Verrückung des Gleichgewichts zu gunsten des Romanismus stattgefunden: auf dem blutdurchtränkten Schlachtfelde von Fontenay war durch die überlegene Kraft der deutschen Stämme, die für Ludwig und Karl fochten, dem Fortgang dieser verhängnisvollen Wandelung, welche die Zukunft des Germanentums als einer selbständigen Kulturmacht bedrohte, glücklich Einhalt gethan und damit in der ferneren Entwickelung des karolingischen Reiches die Leitung wiederum auf das deutsche Element übertragen worden. Hinfort war denn auch von einer Einheit des Reiches, wie sie Ludwig der Fromme und seine geistlichen Räte als die Konsequenz der kirchlichen Einheit und im Dienste derselben durchzusetzen gestrebt hatten, nicht mehr die Rede, und die Entwürfe Lothars, welche das vom Vater vergeblich Versuchte hatten verwirklichen sollen, waren vollends unausführbar. Nicht der Streit der karolingischen Epigonen allein war bei Fontenay entschieden: über die wichtigsten nationalen, kirchlichen und politischen Fragen der Zukunft waren die Würfel dort gefallen. Auch die Zeitgenossen empfanden das und sahen in dem Ausgange der brudermörderischen Schlacht ein Gottesurteil.

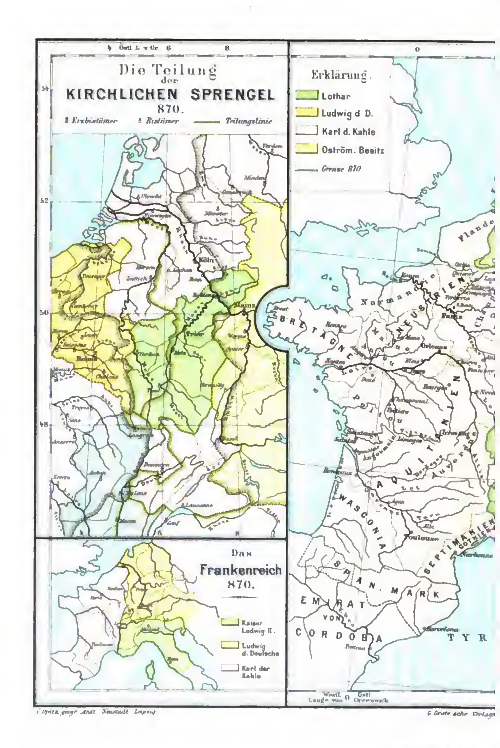
Noch freilich hielt Lothar sich nicht für endgültig besiegt: jedes Mittel war ihm recht zur Fortsetzung des Kampfes. Er trug kein Bedenken, in Sachsen einen Aufruhr der in Unfreiheit gefallenen Bauern gegen den zu Reichtum und Macht gelangten Adel zu veranlassen; ja er verband sich, um Ludwigs Kraft zu teilen, sogar mit den Dänen. Aber Folgerichtigkeit und Entschlossenheit läßt sein Handeln auch jetzt vermissen. Vom Rhein, wo er Ludwig bedrohte ohne einen Kampf zu wagen, zog er wieder westwärts, um den nach der Maas heranziehenden Karl aufzuhalten, mußte aber, als Ludwig nun vom Rhein heranzog, nach Aachen entweichen, so daß die Gegner sich abermals vereinigen konnten. Im Februar 842 lagerten Ludwig und Karl bei Straßburg: vor den Augen ihrer Mannen erneuten sie dort ihren Bund, indem sie sich gegenseitig Treue schworen und aneinander wie Brüder zu halten und keinen

Sondervertrag mit Lothar einzugehen gelobten. Damit die Waffengenossen des anderen Teils alles verständen, sprach Ludwig den Eid in romanischer, Karl in deutscher Sprache. In den Sprachen, nachmals dem bestimmtesten Ausdruck für das Sonderdasein der einzelnen Völker, kam hier die Verschiedenheit derselben zuerst feierlich zum Ausdruck: von einer Einheit, wie Ludwig der Fromme und Lothar sie erstrebt, konnte danach hinfort nicht mehr die Rede sein.

Kraftvoll setzten nun Ludwig und Karl den Krieg fort, indem sie den Rhein hinab nach Koblenz zogen. Überall wichen Lothars Truppen scheu zurück; schon lichteten sich die Reihen der Kaiserlichen, obgleich Lothar freigebig Schätze ausstreute, um dem hereinbrechenden Abfall Halt zu gebieten. Das Feld zu behaupten unfähig, zog er sich nach Lyon zurück. Und nun traf ihn die verdiente Vergeltung für das, was er gegen den Vater gesündigt hatte. Ähnlichen Abfall, wie er einst jenen in seine Gewalt geliefert hatte, mußte er jetzt selbst erleben. Auf die Ladung der beiden Könige tagte in Aachen eine Kirchenversammlung, welche alle die Vergehen verzeichnete, deren Lothar sich gegen Vater und Brüder schuldig gemacht hatte, und ihn unter Berufung auf das zu Fontenay ergangene Gottesurteil für abgesetzt erklärte, während Karl und Ludwig eine neue Teilung des ganzen Reiches im Norden der Alpen vorbereiteten, zugleich aber auch zur Fortsetzung des Kampfes rüsteten. Da endlich bot Lothar die Hand zu friedlicher Verständigung, indem er eine Neuaufteilung des Gesamtreichs vorschlug, bei der jedem von ihnen im Anschluß an seinen alten Besitz, also Italien, Bayern und Aquitanien, eine zu diesem passende Ländergruppe zugewiesen werden sollte. Der Vorteil war dabei insofern unfraglich auf des Kaisers Seite, als die Annahme dieses Prinzips von den letzten kriegerischen Wechselfällen ganz absah und die dadurch herbeigeführte Änderung des Besitzstandes wie nicht vorhanden behandelte; ja, man strich damit eigentlich alles aus, was seit 817 geschehen war, und nahm die so viel umstrittene Erbfolgeordnung jenes Jahres zum Ausgangspunkt für eine Neuordnung des Reiches und Hauses. Nach dem Vorschlage der jüngeren Brüder wollte man sich dabei dem 833 beobachteten Verfahren anschließen, indem Lothar, wie damals, mit Italien im Norden der Alpen die Gebiete zwischen Rhein und Saône und Rhein und Maas zu einem langgestreckten Reich der Mitte verbinden sollte. Natürlich aber erhob dieser zunächst größere Ansprüche: man überließ es ihm, von den drei abzugrenzenden Teilen den ihm am meisten zusagenden vorweg zu nehmen. Diese vorläufigen Abmachungen wurden bei einer Zusammenkunft der drei Brüder auf einer Insel in der Saône bei Macon in Gegenwart ihrer Heere beschworen. Nun wurde Lothar durch die Kirche von alle dem wieder losgesprochen, was man ihm wenige Monate früher schuldgegeben hatte, und ausdrücklich wieder als vollberechtigter Herrscher anerkannt. Das Ansehen der Kirche freilich konnte durch die beflissene Dienstbarkeit nicht gewinnen, mit der sie sich allen politischen Schwankungen anschloß und durch die Herleihung ihrer Autorität zur Sanktionierung der wider-

sprechendsten Maßregeln die Gunst und Gnade der Gewalthaber zu gewinnen trachtete.

Der Abschluß des Teilungsgeschäfts aber zog sich über Erwarten lange hin, nicht bloß wegen der Landvermessungen, welche dazu in einzelnen Teilen durch die Bevollmächtigten der drei Brüder vorgenommen werden mußten, sondern auch infolge des Mißtrauens, das die Könige trennte und Lothar gegenüber auch nicht unberechtigt gewesen zu sein scheint. Die der Verabredung gemäß in Metz eröffneten Verhandlungen wurden deshalb nach Koblenz verlegt. Dann kamen die Unterhändler wieder in Diedenhofen zusammen und einigten sich im Hinblick auf die vielfache Not des Reiches, das im Süden von den Arabern, im Norden von den Dänen und Normannen räuberisch angefallen wurde, und auf die unverkennbare Unlust der Großen zu längerem Krieg dort endlich über einen Waffenstillstand bis zum 14. Juli 843. In dieser Zeit sollte eine förmliche Aufnahme des Reiches und eine genaue Einschätzung der aus den Grafschaften, Bistümern, Abteien u. s. w. fließenden Einkünfte vorgenommen werden, um eine wirklich gleiche Teilung zu ermöglichen. Man scheint aber mit diesen umständlichen Vorarbeiten noch nicht fertig gewesen zu sein, als Mitte Juli 843 der Stillstand ablief; doch hat niemand mehr an die Wiederaufnahme des Kampfes gedacht. Die Friedensbedürftigkeit und Friedenssehnsucht waren auf allen Seiten gleich groß, und auch die Kirche hatte sich wohl von der Unmöglichkeit überzeugt, die Reichseinheit in der bisher von ihr vertretenen Form aufrecht zu erhalten. Im August 843 kamen die Brüder in Verdun zusammen und scheinen sich dort ohne besondere Schwierigkeiten verständigt zu haben. Stand doch zum voraus fest, daß Lothar Italien, Ludwig Bayern und Karl Aquitanien behalten und daß jedem zu diesem alten Besitze hinzugefügt werden sollte, was mit demselben verwandt und zusammengehörig war; eine vollkommene Gleichheit der entstehenden Teilreiche nach Umfang und Ertrag ließ sich dabei nicht herstellen und scheint auch nicht ausdrücklich erstrebt worden zu sein. So klar demnach das Prinzip war, nach dem man verfahren wollte, so künstlich gestaltete sich in der Praxis seine Durchführung, weil die Herstellung eines entsprechenden Teils für Lothar insofern sehr schwierig war, als einmal ein unmittelbarer territorialer Anschluß an Italien immer eine gewisse Gewaltsamkeit in der Ziehung der Grenzlinien erforderte, außerdem aber die Rücksicht auf Lothars Kaisertum und das darin begründete Vorzugsrecht, welches das der Erstgeburt noch verstärkte, die Zuweisung gewisser Gebiete gerade an ihn notwendig machte. So erhielt Lothar denn durch den Vertrag von Verdun zu Italien zunächst die Provence und Hochburgund, d. h. das Land zwischen den Westalpen und dem Laufe der Rhone, und noch einen Streifen auf dem rechten Ufer bis hinauf nach Lyon, dann weiter die Landschaften zwischen dem Oberlauf der Rhone, dem Doubs und der Saône, durch welche die Verbindung hergestellt wurde mit den ihm eingeräumten deutschen Landen zwischen Rhein, Mosel und Maas. Dazu kam das ripuarische Gebiet zwischen der unteren


Die Teilung der KIRCHLICHEN SPRENGEL 870.
Erzbistümer
Bistümer
Teilungslinie
Erklärung.
Lothar
Ludwig d. D.
Karl d. Kahle
Oströn. Besitz
Grenze 870
Das Frankenreich 870.
Kaiser Ludwig II.
Ludwig d. Deutsche
Karl der Kahle
Trier
Mainz
Köln
Reims
Orleans
Toulouse
Paris
BRETAGNE
NEUSTRIEN
AQUITANIEN
WASCONIA
SEPTIMANIEN
SPAN. MARK
EMIRAT VON CORDOBA
TYR
Westl. Länge von 0 Östl. Greenwich
C. Opitz, geogr. Anst. Neustadt Leipzig
G. Grote'sche Verlags


DAS
FRANKENREICH
nach
der Teilung
von
VERDUN 843
und
von Mersen 870.
Maßstab 1:9300000.
FRIESLAND
SACHSEN
THÜRING
FRANKEN
LOTHRINGEN
ALAMANNEN
BAIERN
KÄRNTEN
BURGUNDIA
PROVINCIA
ROMANIA
Hᵀ SPOLETO
BENEVENT
OBOTRITEN
WILZEN
SORBEN
BOEHMEN
Bair. Ostmark
REICH DER HUNNEN
ADRIATISCHER GOLF
Corsica
Sardinien
RRHENISCHES MEER
Mailand
Pavia
Genua
Ravenna
Bologna
Rom
Neapel
Marseille
Friaul
Magdeburg
Erfurt
Regensburg
Augsburg
Salzburg
Turin
Verona
Spoleto
Amalfi
Bari
Tarent
Mit Benutzung der Spruner Menkeschen Karten entw. u. gez. von Dr. H. Lullies




DAS
FRANKENREICH
nach
der Teilung
von
VERDUN 843
und
von Mersen 870.
Maßstab 1: 9300000.
SACHSEN
THÜRING
FRANKEN
BOEHMEN
BAIERN
KÄRNTEN
REICH DER HUNNEN
ADRIATISCHER GOLF
ROMANIA
BENEVENT
Corsica
Sardinien
MEER
Mit Benutzung der Spruner Menkeschen Karten entw. u. gez. von Dr. D. Lullies

Maas und der Schelde und jenseits der Mündungen von Maas und Rhein das friesische Küstenland mit seinen Inseln, so daß Lothar bis beinahe zur Wesermündung gebot und sein Reich langgestreckt von der Grenze gegen das Beneventanische im Süden bis zur Nordsee gelagert war, Rom, Pavia und Aachen, die Kaiserstadt, den langobardischen Herrschersitz und die vornehmste karolingische Pfalz enthielt und an Romanen die Italiener und Provenzalen, an romanisierten Germanen die Burgunder und an Deutschen die Rheinfranken und Friesen zu Unterthanen hatte. Alles nun, was von diesem Reiche Lothars westlich lag, bekam Karl im Anschluß an seinen alten aquitanischen Besitz, also Septimanien, die spanische Mark, den westlich von der Saône gelegenen Teil von Burgund, ganz Neustrien und von diesem westlich die Bretagne und die Normandie, nördlich Flandern. Zu Unterthanen hatte er, von Basken und Bretonen abgesehen, ausschließlich Romanen und romanisierte Franken: nach territorialer Gestaltung und Bevölkerung war sein Reich an Einheitlichkeit dem des ältesten Bruders weit überlegen. Den gleichen Vorzug besaß aber auch das Ludwigs von Bayern: außer diesem Gebiete nämlich bekam Ludwig Schwaben bis an den Rhein und am Oberlauf desselben Kurwalchen sowie den Thur- und Aargau, dann Ostfranken, Sachsen und Thüringen, den Landstrich zwischen der mittleren Donau und dem Böhmerwalde, und endlich links vom Rhein, der sonst durchweg die Westgrenze bildete, die bischöflichen Gebiete von Worms, Speier und Mainz. Von den romanischen Bewohnern der Berge am Oberrhein und den Slawen Kärntens abgesehen, war die Bevölkerung hier durchaus deutsch und berührte sich in Nordalbingien mit den Dänen, dann weiterhin und entlang am unteren Laufe der Elbe und dann längs der Saale und des Böhmerwaldes mit den Slawen.

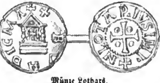
Es war zu Verdun also ungefähr nach nationalen Grenzen geschieden worden; aber daß damit nicht eine bestimmte Absicht verfolgt war, lassen die Abweichungen erkennen, die man sich erlaubte. Überhaupt hatte diese Teilung doch keinen wesentlich anderen Charakter als die zahlreichen Teilungen, die früher im Frankenreiche vorgenommen waren, und nach den Absichten ihrer Urheber sollte sie auch nicht andere und nicht weiter reichende Konsequenzen haben. Auch in Zukunft sollte das Reich der Idee nach eines sein und sich in dem gemeinschaftlichen Besitz der drei Brüder und ihrer Nachkommen befinden, so daß die Zuweisung eines besondern Teils an jeden eigentlich nur zum Zwecke der Verwaltung geschehen zu sein schien. Damit hängt es zusammen, daß die teilenden Fürsten nicht der Meinung waren, eine endgültige und unabänderliche Ordnung geschaffen zu haben. Schon darin, daß jedem der Brüder ein Anrecht auf das Gesamtreich zustand, lag die Möglichkeit einer späteren Neuteilung; dieselbe stieg mit der Begehrlichkeit des einen Fürsten, der Schwäche und Zerrüttung der anderen Teilreiche. Wesentlich kam dafür die geänderte Stellung des Laienadels in Betracht. Die Stürme der letzten Jahre hatten dessen Macht und Einfluß gesteigert: mit der Hilfe ihrer weltlichen Großen hatten die drei Könige ihre Herrschaften erkämpft, nur mit ihrer

Hilfe konnten sie sich darin zu behaupten hoffen. Sich ihrer zu versichern mußten sie freigebig sein, reiche Benefizien austhun, mancherlei Freiheiten gewähren. Besonders günstig war dabei natürlich die Stellung derjenigen Großen, welche von zweien oder gar von allen drei Königen umworben wurden, weil sie in zweien oder in allen drei Teilreichen begütert waren. Im Interesse dieser Herren lag es, daß mit dem Vertrage von Verdun noch keineswegs alle Schwierigkeiten für gelöst galten, sondern ein neuer Kampf und eine neue Teilung als möglich in Rechnung gezogen wurden. Im Gegensatze dazu mußte die Kirche um ihres eigenen Besten willen darauf hinarbeiten, die jetzt geschaffene Ordnung als eine dauernde anerkannt und gegen willkürliche Änderungen geschützt zu sehen, deren jede ihre kirchlichen Gebiete noch ärger zu zerreißen drohte, als es die zu Verdun gezogenen Grenzlinien ohnehin schon thaten. Außerdem aber hatte sie von neuen Unruhen auch neue Verluste zu gewärtigen, wie ihr durch die Eingriffe räuberischer Großer in ihre Güter schon so viele bereitet worden waren.

Die in den wechselseitigen Beziehungen dieser Faktoren begründeten Verhältnisse waren in den drei zu Verdun gesonderten Reichen nun aber nicht gleich, und daraus erklärt sich die verschiedene Richtung, welche die karolingischen Staaten alsbald auch in ihrer inneren Entwickelung einschlugen. Während in Italien die Ausbildung eines starken Königtums durch die wachsende Macht der Kirche gehindert wurde und das Gegeneinanderwirken des Lehnsadels und der Städte frühzeitig eine territoriale Zersplitterung herbeiführte, machte in dem Karl dem Kahlen zugefallenen Reichsteile die Entwickelung des Benefizialwesens schnell solche Fortschritte, daß es die alte germanische, auf der Freiheit des gemeinen Mannes beruhende Staats- und Gesellschaftsordnung völlig durchbrach und die Grundlage für eine Neugestaltung wurde, welche den nach der Lehnsfolge abgestuften Laienadel in den Besitz aller Gewalt brachte und dem machtlosen Könige schließlich nur noch einen Ehrenvorrang ließ. In dem Reiche Ludwigs des Deutschen dagegen blieben trotz der Einbürgerung des Benefizialwesens die germanischen Institutionen noch erhalten und wurde die Ausbildung so feindlicher Gegensätze vermieden, wie sie in dem Westreiche bald leidenschaftlich miteinander rangen. Namentlich gilt das auch von dem Verhältnis zwischen den Trägern der weltlichen Gewalt und der Kirche, das in dem Westreiche bald das übelste wurde, in dem Ludwigs aber beide zu erfolgreichem Zusammenwirken im Dienste der wirtschaftlichen sowohl wie der geistigen Kultur der deutschen Stämme verband. Gefördert wurde das auch dadurch, daß die deutsche Kirche damals noch nicht nach Rom gravitierte, sondern, wenn sie in dem Papste auch ihren Oberhirten ehrte, doch in ihren besonderen Angelegenheiten selbständig blieb und sich durch die Synoden deutscher Bischöfe nach nationalen Gesichtspunkten selbst regierte.

Ganz ungestört freilich blieb der Friede unter den drei karolingischen Brüdern auch nach dem Verduner Kongresse nicht. Heftige Unruhen brachen in dem westlichen Reiche aus, wo Karl durch die hinterlistige Gefangennahme,

die verspätete Verurteilung und Hinrichtung des Grafen Bernhard von Barcelona dessen Sohn Wilhelm zu einem Aufstande trieb, der auch die Anhänger des jungen Pippin in Aquitanien zu einer neuen Erhebung ermutigte, während die Küstenlandschaften immer schwerer von den hereinbrechenden Normannen heimgesucht wurden. Das Ansehen Karls, der sich nicht bewährte, sank infolgedessen bald so tief, daß die Großen Aquitaniens sich nach einem tüchtigeren Herrn umsahen und Ludwig dem Deutschen unter der Hand die Krone anboten. Wirklich ging dieser auch darauf ein und schickte seinen zweiten Sohn Ludwig mit einem Heere in das Land; doch fand er nicht die gehoffte Unterstützung und mußte die Sache bald aufgeben. Auch zwischen Karl und Lothar gab es mehrfache Streitigkeiten, die wiederholt kriegerische Verwickelungen drohten, aber durch Ludwigs des Deutschen Vermittelung beglichen wurden, so daß das Verhältnis der drei Brüder wenigstens äußerlich ungestört blieb. Aber der Segen wirklichen Vertrauens und ehrlicher Bundestreue fehlte auch in dem karolingischen Hause, und was Karl der Große durch die vorsorglichen Ermahnungen, die er in der Erbfolgeordnung von 806 an Söhne und Enkel über ihr Verhältnis zu einander gerichtet, zu verhüten gestrebt hatte, brach wie ein unabwendbares Verhängnis durch eigenes Verschulden über dieselben herein.



Münze Lothars.

Vs. Umschrift: † HLOTARIVS IMP, im Felde Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rs. BVRDIGMA †. (Nach Cappe.)

Zwölf Jahre nach dem Vertrage von Verdun, am 29. September 855, starb Kaiser Lothar in dem Kloster Prüm, indem er Italien mit der Kaiserwürde seinem erstgeborenen Sohne, Ludwig, zuwies, die nördliche Hälfte seines Reiches aber so teilte, daß die nördlichen Gebiete mit Aachen — das nachmals sogenannte Lotharingien — dem zweiten, Lothar, die südlichen an der oberen Rhone und Saône dem dritten, Karl, verblieben. Die schnelle Entartung des in Schwäche versinkenden karolingischen Geschlechtes wurde an diesen drei Brüdern traurig offenbar. Während Lothar II., der in dem nördlichsten der drei Teilreiche die Krone trug, durch die ehebrecherische Verbindung mit seiner Jugendgeliebten Waldrade schweres Ärgernis gab und der römischen Kurie, die sich als Hüterin christlicher Sitte der Rechte seiner mißhandelten Gattin Teutberga annahm, die erwünschte Gelegenheit bot, in der Demütigung des schwer verschuldeten Königs zugleich über das Königtum als solches zu triumphieren und die Autorität des Staates herabzusetzen, starb Karl von Provence bereits 863 und sein Land wurde von Lothar II. und Kaiser Ludwig so geteilt, daß letzterer die Provence und ein Stück von Burgund auf dem linken Rhoneufer erhielt. Wirre Zustände herrschten auch in dem Reiche Karls des Kahlen, dessen Große sich 858 sogar wieder an Ludwig den Deutschen wandten, um durch seine kräftige Hand die Ordnung einigermaßen hergestellt zu sehen. Aber die vorsichtige Zurückhaltung des Episkopats, der,

durch die Wechselfälle früherer Jahre belehrt, eine zuwartende Stellung einnahm, um sich nicht unnötig zu kompromittieren, vereitelte auch diesmal Ludwigs Hoffnungen, gegen deren Verwirklichung zudem Karl der Kahle sich mit unerwarteter Energie erhob: der neue Bruderkrieg unterblieb, und 859 wurde zu Koblenz ein Friede geschlossen. Gleichzeitig bemühten sich Ludwig und Karl nun auch um die Vermittelung zwischen Lothar II. und der Kirche, welche den ungehorsamen König, der immer wieder in sein altes Verschulden zurückfiel, aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen hatte. Aber noch ehe der eingeleitete Vergleich zum Abschluß kam und der Spruch der zum Urteil berufenen Synode gefällt wurde, starb Lothar II., der selbst nach Italien geeilt und von dem milden Hadrian II. (867—872) die Lösung vom Banne erwirkt hatte, am 8. August 869 zu Piacenza, nach der Meinung der Zeitgenossen durch frühzeitigen Tod für das an Teutberga verübte Unrecht vom Himmel selbst gestraft.

Nun war der Augenblick gekommen, wo Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle ihre Entwürfe zur Bewältigung des sich so störend zwischen ihre Gebiete einschiebenden mittleren Reiches verwirklichen konnten. Hatten sie doch wesentlich auch deshalb ihren Neffen mit der Kirche zu versöhnen gesucht, um den Sohn, den Waldrade ihm geboren hatte, entgegen dem Wunsche des Vaters, als unebenbürtig von der Nachfolge ausgeschlossen zu sehen und so ein Anrecht auf sein Erbe zu erhalten. Freilich standen sie darin ihrem anderen Neffen, Kaiser Ludwig II., entschieden nach, und nach Analogie des in ähnlichen Fällen beobachteten Verfahrens, nach dem ja auch noch 863 der Nachlaß Karls von Provence zwischen seine beiden Brüder, Kaiser Ludwig II. und Lothar II., geteilt worden war, ohne daß die Oheime ein Anrecht geltend zu machen versucht hatten, hätte jetzt das Reich Lothars II. an Kaiser Ludwig II. kommen müssen, so daß das Reich Lothars I., wie es 843 zu Verdun konstituiert worden war, erneut worden wäre. Aber Kaiser Ludwig lag damals in einem großen Kriege gegen die Araber im Felde, denen er Unteritalien entreißen wollte, und berannte gerade das hartnäckig verteidigte Bari. So konnte Karl der Kahle, eine gleichzeitige Krankheit Ludwigs des Deutschen benutzend, durch einen raschen Einmarsch sich des Lotharischen Reiches bemächtigen und in Metz zum König krönen lassen. Aber während der Papst Karl vergeblich von der Beraubung Kaiser Ludwigs II. abmahnte, erschien bereits, kaum genesen, Ludwig der Deutsche im Felde, um seinen Anteil an dem Erbe des Neffen zu fordern. Auch Karl zog es vor, durch Teilung der Beute sich den Besitz der Hälfte zu sichern und dadurch die Interessen des kräftigen Bruders mit den seinen zu verknüpfen. Bei einer persönlichen Begegnung der beiden Brüder kam es in Meersen an der Maas 870 zu dem Vertrage, welcher die Teilung des karolingischen Reiches vollendete und verschärfte, obgleich auch er von beiden Seiten mit stillschweigendem Vorbehalte nur eingegangen wurde, weil für den Augenblick mehr Gewinn nicht zu machen war.

Nach diesem Meersener Vertrage wurden Ludwig dem Deutschen von

dem Reiche Lothars II. die Erzbistümer Köln und Trier und die Bistümer Utrecht, Straßburg und Basel nebst allen darin und dazwischen gelegenen weltlichen Gebieten zu eigen gegeben, während Karl die Erzbistümer Besançon, Lyon und Vienne und die Bistümer Lüttich, Toul, Verdun, Cambrai, Viviers und Uzès erhielt. In gleicher Weise nahm man dann die Aufteilung erst der Klöster, dann der Grafschaften vor: von ersteren erhielt Karl 33, Ludwig 43, von letzteren dieser 31, jener 30. Es entspricht den Motiven, welche die beiden ländergierigen Fürsten leiteten, daß sie bei diesem Teilungsgeschäft nicht nur jedes einheitlichen leitenden Gesichtspunktes politischer Natur entbehrten, sondern auch einer den andern zu übervorteilen suchte. Dem mächtigen und rücksichtslosen Ludwig fiel der größere und wertvollere Teil der Lande zu. Dennoch erhielt das Meersener Abkommen ohne Zuthun seiner Urheber dadurch eine höhere Bedeutung, daß die durch Lothars II. Reich gezogene Teilungslinie im allgemeinen mit den nationalen Abgrenzungen zusammenfiel, die in der Verschiedenheit der Sprache zum Ausdruck kamen. Denn abgesehen von einigen Gauen links von der Maas, wo deutsch gesprochen wurde, herrschte



Münzen von Lothar II.

1. Umschrift: † HLOTHARIVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rückseite: VIRIDVNVM CIVIS, im Felde eine Kirche. 2. Umschrift: LOTHRIVS RX, im Felde: verschlungenes Band mit fünf Kugeln; Rückseite: † MATISENSIV, im Felde ein Kreuz und vier Ringe. (Nach de Witt.)

in dem dem Westreiche zugefügten Gebiete die romanische Sprache; die Bevölkerung der Ludwig zugefallenen Landschaften aber sprach deutsch mit Ausnahme der Gegend an der oberen Mosel und in Burgund, die von Romanen bewohnt war. In der Natur der Dinge lag es, daß die so aus ihrem nationalen Zusammenhange gelösten Bruchteile aus der ihnen aufgezwungenen Verbindung mit fremdem Volkstum loszukommen und die Vereinigung mit dem ihnen Gleichartigen zu erneuen strebten. Als endgültig konnte schon deshalb dieser Vertrag nicht angesehen werden, und er hat ja auch bald die entsprechende Korrektur erfahren. Jedenfalls aber war dadurch der Gedanke an eine, wenn auch nur ideelle Aufrechterhaltung der Reichseinheit völlig aufgegeben: die rücksichtslose Zerschneidung und Zerreißung der vornehmsten kirchlichen Sprengel lehrt das zur Genüge. Auch wurde keiner von den Vorbehalten gemacht, die bei den früheren Teilungen zu gunsten der Fiktion von einer Fortdauer der Reichseinheit und einer gemeinsamen Regierung der Teilkönige in Bezug auf das ganze Reich vereinbart worden waren. Das karolingische Reich als solches hat seit dem Meersener Tage zu existieren aufgehört.

Viertes Kapitel.

Der Fall des karolingischen Hauses und die politische Neugestaltung des Abendlandes durch die Auflösung des germanisch-romanischen Weltreiches.

870—887.

Nur einer von den Streitpunkten, die den Frieden des karolingischen Hauses gefährdeten, war durch die Meersener Teilung gütlich beglichen worden; aber von beiden Parteien bloß als vorläufig angesehen, trug diese bereits den Anlaß zu neuem Hader in sich, und das traurige Erbe endlosen Familienzwistes, das Ludwig der Fromme seinem Hause hinterlassen hatte, sollte von seinen Söhnen auch auf die nächste Generation übergehen und den karolingischen Teilreichen zum Verhängnis werden. Was sie selbst einst gegen den schwachen Vater gesündigt hatten, haben Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche durch trübe Erfahrungen an den eigenen Kindern zu büßen gehabt. Als ob das Geschlecht Karl Martells und Pippins sich erschöpft hätte, indem es einen Karl den Großen hervorbrachte, sind fast alle karolingischen Epigonen unkräftige und kleinliche Persönlichkeiten, die, ohne Verständnis für die Traditionen ihres Hauses, weder die Rechte, die ihnen daraus erwuchsen, geltend zu machen, noch auch die Pflichten, die auf ihnen lagen, zu erfüllen verstanden und so ihr Haus einem tiefen Fall entgegentrieben. Sie zerstörten dabei auch die große staatliche und kirchliche Organisation, mit welcher dasselbe Romanen und Germanen umfaßt und in den Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Entwickelung gestellt hatte. Die fortschreitende Auflösung des karolingischen Reiches und die neuen Bildungen, zu denen sich die freigewordenen Teile zusammenfügten, bewirkten eine Umgestaltung der Machtverhältnisse in Mitteleuropa, welche nicht bloß auf die benachbarten Staaten, sondern selbst auf weitentfernte, freundlich oder feindlich beeinflußte Völker einwirkten und universalgeschichtlich große Bedeutung erlangten. Besonders folgenreich aber wurde der Wandel, der unter ihrem Einfluß in den Beziehungen des Staates zur Kirche eintrat und den Schwerpunkt für die Entwickelung des Abendlandes und der christlichen Welt, und zwar nicht bloß den der geistigen, wiederum zurück nach Rom verlegte.

Die Kirche hatte in dem Reiche Karls des Großen als eines der wirksamsten Momente der Einigung auch politisch eine große Bedeutung besessen. Um ihrer eigenen Stellung willen und nicht zuletzt im Interesse ihres reichen

Erläuterung zu:

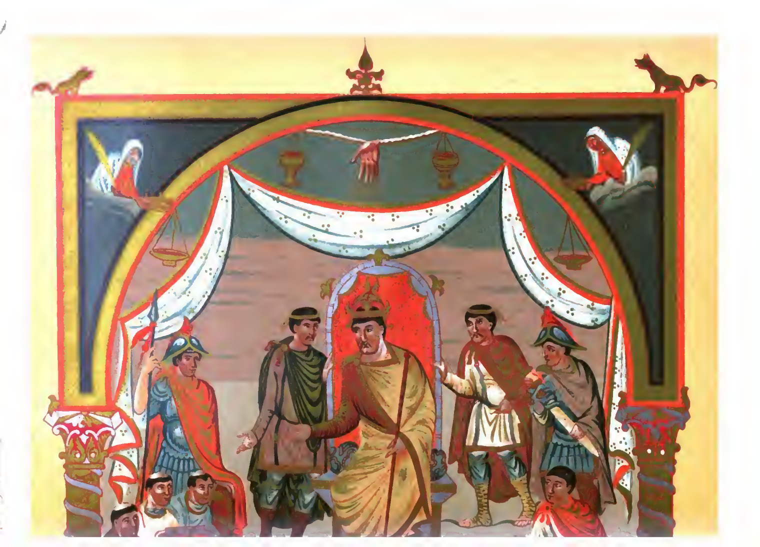
Widmungsbild aus der Bibel Karls des Kahlen.

Die jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrte Bibelhandschrift, welcher dieses Blatt entstammt, ließ ein Graf Vivianus, der weltlicher Abt des Klosters St. Martin zu Tours war, in diesem Kloster für König Karl den Kahlen ausführen.

Diese Bibel ist das hervorragendste Denkmal karolingischer Buchmalerei, deren charakteristischer Gipfelpunkt sich in dem von uns nachgebildeten Widmungsbilde der Bibel darstellt.

Der Maler hat in demselben nach dem damaligen Stande künstlerischen Könnens ein „Porträtbild großen Stils und ein Zeremonialbild zugleich" geben wollen. Der Abt, gefolgt von dem gesamten Konvent des Klosters, erscheint, um das von drei Klerikern getragene, ebenso kostbar ausgestattete als eingebundene Buch, das Ergebnis der Arbeit manches Jahres, dem König zu überreichen. Karl der Kahle sitzt im Mittelpunkt der Komposition auf seinem Throne, neben dem rechts und links je ein Krieger und ein Hofbeamter steht. Der König wendet sich mit sichtlichem Interesse dem Werke zu.

Die Überreichung geschah im Jahre 850.



LITH ANST V TH EISMANN LEIPZIG

G GROTE'SCHE VER AGSBUCHHANDLUNG

KARL DER KAHLE EMPFÄNGT, IM JAHRE 950, EINE VOM GRAFEN VIVIANUS IHM GEWIDMETE BIBEL

WIDMUNGSBILD DER BIBEL KARLS DES KAHLEN. PARIS, NAT BIBL (NACH BASTARD).

weltlichen Besitzes war sie während des Streites Ludwigs des Frommen und seiner Söhne mit Entschiedenheit für die Reichseinheit eingetreten und hatte zur Erhaltung derselben auch jähe Parteiwechsel und sogar sittlich verwerfliche Mittel anzuwenden kein Bedenken getragen. Eine empfindliche Schädigung ihres Ansehens war die unvermeidliche Folge davon gewesen: zu Verdun und in noch viel höherem Maße zu Meersen hatten die teilenden Fürsten ohne jede Rücksicht auf die territoriale Gliederung der Kirche die alten Diözesanverbände auf das willkürlichste zerrissen und dadurch die kirchliche Einheit selbst für die Zukunft ernstlich gefährdet. Die Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt, in welche der Episkopat so in den entstehenden Teilreichen geriet, drohte seinen noch unlängst so übermächtigen politischen Einfluß zu vernichten, zumal die Erzbischöfe und Bischöfe noch wie zu Karls des Großen Zeiten insofern Beamte waren, als sie von den Königen ernannt wurden und durch die Erwerbung des Palliums in Rom nur ihr Ansehen steigern und ihre Zugehörigkeit zu der ideellen Einheit der Kirche zum Ausdruck bringen wollten, während sie ihre Diözesen selbständig verwalteten und auch die Gültigkeit der Beschlüsse, die sie, oft unter starker Einwirkung der staatlichen Gewalt, auf ihren Provinzialsynoden faßten, von der Zustimmung des römischen Bischofs unabhängig war. Diese Verhältnisse erklären die Haltung des Episkopats im karolingischen Reiche zur Zeit des beginnenden Zerfalles. Bisher gab ihm seine in der Einheit wurzelnde Stärke die sicherste Gewähr für die Behauptung seiner Selbständigkeit gegenüber dem Machtstreben des römischen Bischofs. Das änderte sich jetzt: um für die verlorene Reichseinheit Ersatz zu schaffen und sich gegen die nachteiligen Folgen der Tage von Verdun und Meersen zu decken, bedurfte der Episkopat eine stärkere Betonung der kirchlichen Einheit, welche in dem Ehrenvorrang des römischen Bischofs von alters her ihren Ausdruck fand. Er kam damit auf halbem Wege einer Tendenz entgegen, welche in Rom längst vorhanden war und namentlich in der wechselnden Stellung zum Kaisertum charakteristischen Ausdruck gefunden hatte. Die Ohnmacht der miteinander hadernden karolingischen Könige und das Schutzbedürfnis der Kirche ermöglichten dem Papsttum die Gewinnung einer beiden übergeordneten Stellung, deren Wesen nicht in dem Genusse eines bloßen Ehrenvorrangs beruhte, sondern in der Übung allmählich zur Anerkennung gebrachter höherer Machtbefugnisse, zunächst rein kirchlicher, weiterhin aber auch politischer Natur. Dabei gab sich das römische Bistum klug den Anschein, als ob es damit nichts Neues beanspruchte, sondern nur alte, höchstens zeitweilig vergessene Befugnisse wieder in Erinnerung brächte und pflichtgemäß gebrauchte. Gerade so, wie die römische Kirche einige Jahrzehnte früher die Schenkungen Pippins und Karls des Großen, auf denen als dem einzig stichhaltigen Rechtsboden ihr weltlicher Besitz mit den in ihm geltenden Herrscherrechten beruhte, dadurch um ihre Bedeutung zu bringen und gleichsam zu entwerten gesucht hatte, daß sie die Fabel von einer viel älteren und reicheren Schenkung in Umlauf setzte, durch die Konstantin der Große dem Papste Silvester gegenüber

der Begründer des Kirchenstaates geworden sein sollte, so entnahm sie jetzt die angeblichen Beweise für die Rechtmäßigkeit der Herrschaft über die Metropolitanverbände zunächst in dem fränkischen Reiche einer ebenfalls auf bewußter Fälschung beruhenden Sammlung, die zwar nicht durch sie veranlaßt war, aber erst durch den Gebrauch, den sie davon machte, allgemeine Bedeutung erlangte und eins von den Fundamenten des hierarchischen Systems wurde.

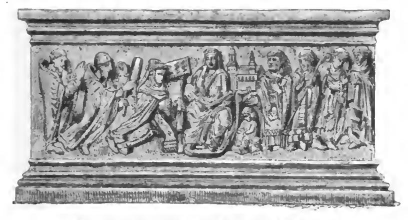
Zum erstenmale im Jahre 853 wird eine Sammlung von Dekretalen, d. h. päpstlichen Schreiben und Erlassen sowie Konzilienbeschlüssen, angeführt, welche von dem berühmten westgotischen Bischof Isidor von Sevilla (595—636) herrühren soll, einem der gefeiertsten Gelehrten des frühen Mittelalters, welcher das gesamte Wissen seiner Zeit in einem großen, zwanzig Bücher zählenden encyklopädischen Werke (Origines vel Etymologiae) zusammengefaßt und dadurch schon der auf so dürftige Hilfsmittel angewiesenen Bildung seiner Zeitgenossen einen wichtigen Dienst geleistet hat. Thatsächlich aber hat sie mit ihm nicht das Geringste zu thun: sein gefeierter Name und seine anerkannte Autorität als Sammler und Ordner sollten nur dazu dienen, die erst neuerdings entstandene Arbeit eines geschickten Fälschers zu decken und ihr eine bereitere und vertrauensvollere Aufnahme zu schaffen. Der Zweck ist denn auch so vollständig erreicht worden, daß diese sogenannten pseudoisidorischen Dekretalen das ganze Mittelalter hindurch als unanfechtbare Autorität galten und als Hauptquelle für die Argumente zur Begründung der päpstlichen Ansprüche dem Episkopat ebenso wie der Staatsautorität gegenüber benutzt und respektiert worden sind. Vor 853, wo man sich zum erstenmale auf sie beruft, und nach 847, bis zu welchem Jahre rückwärts historische Beziehungen darin nachweisbar sind, hat ein westfränkischer Geistlicher, und zwar wahrscheinlich ein der Erzdiözöse Reims angehöriger, unter Benutzung älterer Sammlungen ähnlicher Art, u. a. namentlich der etwa 843—45 angelegten des Mainzer Klerikers Benedikt, eine Dekretalensammlung angefertigt, in der er mit einer Anzahl von echten Papstbriefen, Konzilakten u. s. w. eine Menge gefälschter Stücke dieser Art vereinigte, welche sämtlich darauf berechnet sind, auf Grund des durch sie angeblich erwiesenen Rechtsbrauches der Kirche in älterer Zeit für den römischen Bischof eine bisher unbekannte Autorität in Anspruch zu nehmen. In Widerspruch mit dem thatsächlichen Verlauf der Entwickelung stellt der Fälscher die Verfassung der Kirche dar als eine von Anfang an streng monarchische, vermöge deren alle Gewalt in der Hand des römischen Bischofs zentralisiert sein soll: der Zustand, den er aus irgend einem, uns nicht bekannten Grunde, herbeigeführt zu sehen wünscht, soll durch die von ihm fingierten Aktenstücke als der ursprüngliche, der gegenwärtig herrschende als ein unrechtmäßiger erwiesen werden. Deshalb beansprucht er für den Papst über Erzbischöfe und Bischöfe dieselbe Autorität, welche diesen über die Priester ihres Sprengels zustand, schränkt aber gleichzeitig diese in sehr empfindlicher Weise dadurch ein, daß die von Erzbischöfen und Bischöfen allezeit als unstatthaft bekämpfte Appellation der Priester von dem Spruche ihres Metropoliten oder Diözesanen an den römischen

Stuhl als rechtmäßig und erlaubt anerkannt, der niedere Klerus also aus der natürlichen Verbindung mit seinen Oberen gelöst und in unmittelbare Verbindung mit dem Papste gebracht wurde. Während die Kirche der einzelnen Reiche und ihrer einzelnen Provinzen sich bisher im allgemeinen selbst verwaltet und ihre Angelegenheiten durch die von den betreffenden Metropoliten geleiteten Provinzialsynoden geordnet hatte, stellten die in den pseudoisidorischen Dekretalen enthaltenen Aktenstücke angeblich älteren Ursprungs das als eine unerlaubte Selbständigkeit dar und machten die Abhaltung von Provinzialsynoden, die für eine monarchische Regierung der Kirche durch den römischen Bischof und die von dort erstrebte uniforme Gestaltung in allen Lehren und Bräuchen allerdings sehr hinderlich werden konnten, abhängig von einer besonderen päpstlichen Erlaubnis. Freilich wird man nicht annehmen dürfen, daß der Reimser Kleriker, welcher den Namen des großen spanischen Bischofs so schnöde mißbrauchte, bei seiner Arbeit gleich Rom selbst im Auge gehabt und gerade die Konsequenzen herbeizuführen gestrebt habe, die sich aus der Anwendung der von ihm vertretenen hierarchischen Grundsätze für die Gesamtorganisation der Kirche schließlich ergeben mußten, sondern man wird sich die Sache wohl so zu denken haben, daß gerade in dem Reimser Sprengel Angelegenheiten zu erledigen waren, bei denen im Interesse einer Partei eine solche Durchbrechung des Herkommens gewünscht wurde, die Fälschung zunächst also aus einem besonderen Anlaß und zu einem besonderen Zweck vorgenommen wurde, während man späterhin in Rom davon absah und die allgemeinen Lehren, die damals zur Begründung der gewünschten einzelnen Entscheidung vorgebracht waren, als das Wesentliche und Bleibende aufgriff und der Gesamtheit des Episkopats gegenüber zur Anerkennung brachte. Das aber geschah um so entschlossener und hatte um so mehr Erfolg, als die Auflösung des karolingischen Reiches und die Schwäche der miteinander streitenden karolingischen Teilkönige auf der einen Seite, auf der anderen Seite die wachsende Bedrängnis der einst unter Karl dem Großen geeinigten Länder und Völker durch den feindlichen Ansturm der Araber im Süden, der Mähren im Osten und der Normannen und Dänen im Norden weithin das Bedürfnis nach der Schaffung einer neuen, alle einigenden, alle schützenden Macht erwecken mußten, welche das leistete, was Karls Kaisertum dereinst so ruhmvoll und erfolgreich geleistet hatte. Die Gunst der Umstände lud das Papsttum, dem Pseudoisidor eine bisher unbekannte monarchische Gewalt über die Kirche in die Hand gab, geradezu ein, sich an die Stelle des Kaisertums zu setzen und die Leitung der abendländischen Christenheit auch in den weltlichen Angelegenheiten als sein Recht zu fordern. Wer hätte die Möglichkeit einer derartigen Ordnung bestreiten mögen, nachdem Papst Leo IV. (847—855) bereits selbst die Waffen zum Kampfe gegen die Ungläubigen geführt und die Araber in einem Seegefecht bei Ostia geschlagen hatte? Die klägliche Rolle, welche gleichzeitig das fränkische Königtum spielte, und die Demütigung, die ihm namentlich Lothar II. durch seinen anstößigen Ehehandel bereitete, kamen ebenfalls der aufstrebenden Kirche zu gute.

An der Spitze derselben stand damals Papst Nikolaus II. (858—67), ein Mann von einer Energie des Wollens und Handelns, einer Einsicht und Umsicht, wie ihn Rom seit der Zeit Gregors des Großen nicht gesehen hatte, dabei erfüllt von dem sieghaften Glauben an die Zukunft der Sache, die sich in ihm verkörperte, und ein Meister in der Kunst der Diplomatie, die auch dem Mißerfolg noch einen Vorteil abzugewinnen weiß. Aus den engen und kleinen Verhältnissen, in welche die Ungunst der Zeit das römische Bistum unter der karolingischen Vorherrschaft gebracht hatte, fand er den Weg zu einem neuen Aufschwung und stellte es durch eine Reihe mühsam erstrittener, aber entscheidender Erfolge in den Mittelpunkt der gesamten kirchlichen und staatlichen Entwickelung, die von ihm für Jahrhunderte Ziel und Richtung vorgeschrieben erhielt. Das Werk des Reimser Klerikers, das aus Anlaß der damals diese Diözese bewegenden kirchlichen Streitigkeit durch die in Rom Hilfe suchende Partei dort erst unlängst bekannt geworden war, hat Nikolaus zuerst benutzt, um die neuen Ansprüche, die er den Metropoliten gegenüber erhob, als altes Recht der römischen Bischöfe darzustellen und zur Anerkennung zu bringen.

Eine weitere Aufteilung seines Reichs zu vermeiden, bestimmte Karl der Kahle einen seiner vier Söhne, Karlmann, — ein zweiter, Lothar, war schwach und siechte in jungen Jahren hin — für den geistlichen Stand, während die beiden ältesten, Karl und Ludwig, ihm dereinst folgen sollten. Aber gerade des kraftvollen und ehrgeizigen Karlmann Sinn stand auf weltliche Herrschaft: obgleich er bereits die niederen Weihen empfangen hatte und durch etliche reiche Pfründen versorgt war, ließ er sich in ein Komplott gegen den Vater und die Brüder ein. Es wurde entdeckt und Karlmann durch den Spruch einer nach Attigny berufenen Synode seiner geistlichen Ämter entsetzt und eingekerkert. Auf Fürsprache Papst Hadrians II. (867—72) freigelassen, floh er vom Hofe, sammelte eine Schar raublustiger Anhänger um sich und suchte namentlich den Reimser Sprengel heim. Seine Genossen trafen Acht und Bann; ihm selbst ließ man eine Frist zur Umkehr. Denn wiederum fiel der Papst den Bischöfen in den Arm, die bereits den Bannstrahl gegen den Frevler schleudern wollten, und bedrohte sie für den Fall weiteren Vorgehens mit der Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Kirche, während er Karl den Kahlen in harten Worten zurechtwies: in den Freveln des verwilderten Sohnes sollte der König die Strafe des Himmels erkennen für das zu Meersen an seinem Neffen Kaiser Ludwig II. begangene Unrecht. Die Art, wie der römische Bischof der bisher unangefochtenen Disziplinargewalt der Metropoliten und der Provinzialsynoden entgegentrat, mußte um so schwereren Anstoß erregen, als sie zu gunsten eines Friedensbrechers geübt wurde, der sich bereits selbst außerhalb des Gesetzes gestellt hatte. Auch der junge Bischof Hincmar von Laon, der vielfacher Vergehen wegen unter Zustimmung des Königs durch seinen Metropoliten, seinen Oheim Hincmar von Reims, und die zuständige Provinzialsynode seines Amtes entsetzt war, fand infolge seiner Appellation

in Rom mächtige Fürsprecher, die seine Sache dem sonst allein üblichen Rechtsweg willkürlich entziehen wollten. Obgleich es sich in beiden Fällen nicht um Persönlichkeiten handelte, die durch erlittenes Unrecht hätten Sympathie erwecken können, traten die Vorkämpfer der neuen römischen Rechtsdoktrinen mit einem Eifer für sie ein, der klar zeigte, daß es nicht die Sache war, für die einzutreten Rom sich moralisch verpflichtet fühlte, sondern daß es sich darum handelte, durch die Anwendung der pseudoisidorischen Dekretalen einen für die Zukunft maßgebenden Präzedenzfall zu schaffen. Auch erkannten die Bedrohten die Gefahr und entwickelten eine Energie der Abwehr, vor der die Kurie schließlich zurückweichen mußte. Bezeichnender Weise gingen dabei der Staat und die Landeskirche, König und Metropolit wiederum einmütig vor: standen

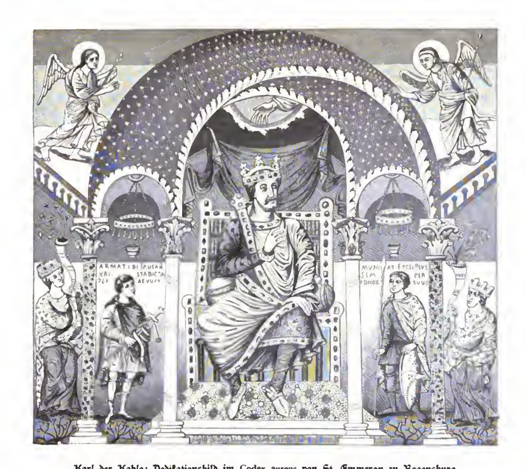


Grabmal des Erzbischofs Hincmar von Reims. (Nach Montfaucon.)

doch beider Rechte gleichmäßig auf dem Spiele. Notorische Friedensbrecher nicht durch den Spruch der königlichen Gerichte strafen, so ließ Karl der Kahle damals in einem Anschreiben an Hadrian II. ausführen, sondern zur Aburteilung nach Rom senden, würde nichts anderes heißen als anerkennen, daß die fränkischen Könige in ihrem Lande nicht mehr die Herren, sondern Vögte des römischen Bischofs seien. Als eine Ausgeburt gleichsam der Hölle wurde das „neue Gesetz" gebrandmarkt, auf Grund dessen Rom solche ungeheuerlichen Zumutungen zu stellen wagte. Offen wurde erklärt, das Verfahren des Papstes sei unvereinbar mit der heiligen Schrift, weiche ab von den Lehren der Vorfahren und stehe im Widerspruch mit den anerkannten Gesetzen der Kirche: ihm gegenüber könne das dem Apostelfürsten verliehene Privilegium nicht aufrecht erhalten werden, sondern müsse als durch schnöden Mißbrauch verwirkt gelten. Damit zog das westfränkische Reich doch geradezu die Rechtsbeständigkeit des dem römischen Bischof zuerkannten Primats in Zweifel und drohte sich mitsamt

seinem Episkopat von demselben loszusagen. Ja, man ließ durchblicken, daß man jene Dekretalen, auf die sich Hadrian II. berufen hatte, rücksichtlich ihres Ursprunges richtig beurteilte, wenn man von ihnen sprach als einem von irgend jemand zusammengeflickten und erdichteten Machwerk. Das machte in Rom doch Eindruck: ohne die so bekämpften Erklärungen und Forderungen ausdrücklich zurückzunehmen, ließ man sie auf sich beruhen und gab der Sache keine weitere Folge. Es sollte noch einmal die Zeit kommen, wo Königtum und Episkopat weniger einig und entschlossen waren und sich den jetzt abgewehrten römischen Prätensionen beugen mußten. Auch machten es gewisse politische Rücksichten Hadrian II. wünschenswert, mit dem westfränkischen Reiche nicht in offener Feindschaft zu leben.

Auch in dem Reiche Ludwigs des Deutschen drohte wiederholt offener Kampf zwischen Vater und Söhnen. Den Anlaß gaben ebenfalls durch vorzeitige Erbteilungen verursachte Streitigkeiten der einander reicheren Landerwerb mißgönnenden Brüder. Schon 865 hatte Ludwig der Deutsche über sein Reich dahin verfügt, daß sein ältester Sohn, Karlmann, obgleich er erst unlängst als Statthalter der östlichen Marken sich unabhängig zu machen versucht hatte, mit diesen Gebieten nicht bloß die von da aus unterworfenen slawischen Landschaften, sondern auch Bayern, der zweite, Ludwig, das eigentliche Ostfranken nebst Sachsen und Thüringen und der dritte, Karl, Alamannien und Kurwalchen erhalten sollte. Nach seiner Meinung dadurch benachteiligt, empörte sich der mittlere, Ludwig, erhielt aber, besiegt, von dem milden Vater Verzeihung. Als dieser dann nach dem Meersener Vertrage sein vergrößertes Reich von neuem teilte, glaubten Karlmann und Karl gegen den ältesten Bruder zurückgesetzt zu sein; bald standen sie an der Spitze einer Verschwörung: durch plötzlichen Überfall sollte der Vater zur Abdankung gezwungen werden. Während eines Reichstags, der im Januar 873 in Frankfurt stattfand, wollte man das Vorhaben ausführen. Im entscheidenden Augenblick aber verlor Karl den Mut: von Angst und Scham gepeinigt verfiel er in einen Zustand geistiger Verwirrung, der die Entdeckung seiner Pläne zur Folge hatte. Reuig erflehte und erhielt er samt Karlmann die Verzeihung des Vaters, ja Ludwig der Deutsche gab den Söhnen jetzt in den ihrer Verwaltung unterstellten Reichsteilen größere Selbständigkeit. Namentlich fanden sie dort ernste kriegerische Arbeit. Schon früher nämlich hatten Karl und Karlmann den Mährenfürsten Suatopluk zur Huldigung gezwungen, den Neffen des in alter Feindschaft das Frankenreich bekämpfenden mährischen Herrschers Rastislaw. Später nahm Suatopluk den Oheim gefangen und lieferte ihn den fränkischen Königen aus, die ihn blendeten und für den Rest seines Lebens in strenge Haft legten. Dann aber bemächtigte sich Suatopluk der Herrschaft über ganz Mähren und schüttelte die fränkische Hoheit alsbald wieder ab. Vergebens bemühten sich Karl und Karlmann in den nächsten Jahren um die Wiedergewinnung des Verlorenen: gegen Zahlung eines Tributes mußte Suatopluk schließlich als erblicher Herrscher Mährens anerkannt werden.



Karl der Kahle; Dedikationsbild im Codex aureus von St. Emmeran zu Regensburg.

Auf Befehl des Kaisers i. J. 870 von den Priestern Berengar und Luithard mit goldenen Buchstaben geschrieben und gemalt. (München, Hof- und Staats-Bibliothek.)

Ungeachtet jedoch dieser mannigfachen innere[n] [illegible] die [illegible] bedrängten, waren Ludwig der Deutsche [illegible] [un]ausgesetzt nach neuen Erwerbungen [illegible] [Augen]merk dabei auf Italien, um bei dem [illegible] Ludwigs II. an dessen Stelle zu treten. [illegible] auch des anderen Besitz nach und [illegible] eine Aussicht auf Befriedigung seiner [illegible] im karolingischen Hause bisher stets bei [illegible] war, [illegible] auch Ludwig der Deutsche [illegible] zu haben. Sich einen so [illegible] nicht den Wünschen der römischen [illegible] dem schwachen Karl dem Kahlen ihren [illegible] gegen den Bruder zu bedienen. Über [illegible]




[illegible] Karls des Kahlen, Vorder- und Rückseite.
[Na]ch einem Abdruck im National-Archiv zu Paris. (Nach [illegible])

erste auf Durchsetzung der pseudoisidorischen Theorien. [illegible] eingelenkt, so gab Johann VIII. (872–882) vollends nach [illegible] unbändigen Karlmann seinem Schicksal. Von des Vaters [illegible] wurde er durch eine Synode aus dem geistlichen Stande [illegible], als seine Getreuen ihn befreien und wieder an ihre Spitze stellen wollten, von einem weltlichen Gericht zum Tode verurteilt: der Vater [verw]andelte die Strafe in die der Blendung und lebenslänglichen Haft. Schließlich aber gelang es dem Blinden aus Corbie, wohin man ihn gebracht hatte, zu entfliehen und von einigen Getreuen geleitet zu seinem Oheim Ludwig dem Deutschen zu entkommen, für den er in diesem jammervollen Zustand freilich kein geeignetes Werkzeug zur Bekämpfung seines Vaters war.

Darüber war im August 875 Kaiser Ludwig II. gestorben: er hatte dabei seinen Oheim Ludwig den Deutschen als künftigen Herrn Italiens und Kaiser bezeichnet, im Einklang mit dem bisher im karolingischen Hause üblichen Verfahren, für das eine Teilung Italiens niemals in Betracht gekommen war. Aber schon befand sich Karl der Kahle, in geheimem Einverständnis vermutlich



Unerachtet jedoch dieser mannigfachen inneren und äußeren Schwierigkeiten, die sie bedrängten, waren Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle doch unausgesetzt nach neuen Erwerbungen lüstern. Zunächst richteten sie ihr Augenmerk dabei auf Italien, um bei dem bevorstehenden kinderlosen Tode Kaiser Ludwigs II. an dessen Stelle zu treten; nebenher aber stellte jeder von ihnen auch des anderen Besitz nach und ließ keine Gelegenheit ungenützt, die ihm eine Aussicht auf Befriedigung seiner Ländergier erschloß. Da die Kaiserkrone im karolingischen Hause bisher stets bei dem ältesten Bruder gewesen war, so scheint auch Ludwig der Deutsche ein besonderes Recht darauf für sich geltend gemacht zu haben. Sich einen so kraftvollen Herrn gesetzt zu sehen, entsprach aber nicht den Wünschen der römischen Kurie; sie beschloß daher mit dem schwachen Karl dem Kahlen ihren Frieden zu machen und sich seiner gegen den Bruder zu bedienen. Über diese nähere Sorge verzichtete sie fürs





Siegel Karls des Kahlen; Vorder- und Rückseite.
Nach einem Abdruck im National-Archiv zu Paris. (Nach de Witt.)

erste auf Durchsetzung der pseudoisidorischen Theorien. Hatte schon Hadrian II. eingelenkt, so gab Johann VIII. (872—82) vollends nach und überließ den unbändigen Karlmann seinem Schicksal. Von des Vaters Leuten überwältigt, wurde er durch eine Synode aus dem geistlichen Stande gestoßen und dann, als seine Getreuen ihn befreien und wieder an ihre Spitze stellen wollten, von einem weltlichen Gericht zum Tode verurteilt: der Vater verwandelte die Strafe in die der Blendung und lebenslänglichen Haft. Schließlich aber gelang es dem Blinden aus Corbie, wohin man ihn gebracht hatte, zu entfliehen und von einigen Getreuen geleitet zu seinem Oheim Ludwig dem Deutschen zu entkommen, für den er in diesem jammervollen Zustand freilich kein geeignetes Werkzeug zur Bekämpfung seines Vaters war.

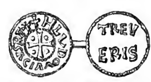
Darüber war im August 875 Kaiser Ludwig II. gestorben: er hatte dabei seinen Oheim Ludwig den Deutschen als künftigen Herrn Italiens und Kaiser bezeichnet, im Einklang mit dem bisher im karolingischen Hause üblichen Verfahren, für das eine Teilung Italiens niemals in Betracht gekommen war. Aber schon befand sich Karl der Kahle, in geheimem Einverständnis vermutlich

mit Johann VIII., auf dem Wege nach dem Süden und kam im Dezember in der ewigen Stadt an, wo er aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone empfing, nicht kraft des ihm zustehenden Rechtes, sondern als ein Gnadengeschenk des heiligen Petrus, dem er sich nicht sowohl durch reiche Darbringungen als vielmehr durch allezeit bereite Dienstwilligkeit dankbar erweisen sollte. Ließ er doch die Bestellung eines päpstlichen Legaten für Gallien und Germanien in der Person des Erzbischofs von Sens zu und half damit zur Unterwerfung der fränkischen Kirche unter Roms Hoheit. Aber schon war die Vergeltung für solche Treulosigkeit über ihn hereingebrochen: Ludwig der Deutsche war in sein Land eingefallen und hatte sich desselben zum großen Teil bemächtigt. Bezeichnend für die Lage war es dabei, daß die Bischöfe Westfrankens auf den Rat Hincmars von Reims sich jedes Einschreitens zu gunsten ihres rechtmäßigen Herrn enthielten und ganz bereit schienen, die Entscheidung der Waffen, welche gegen denselben ausgefallen war, anzuerkennen und sich den ostfränkischen Karolingern zu beugen. Ließ doch die Schwäche Karls des Kahlen, der um den Preis der entwürdigten Kaiserkrone sicher bereit war den Standpunkt aufzugeben, den er mit dem westfränkischen Episkopate in dem Streite wegen Karlmann eingenommen hatte, und sich den Prätensionen der Kurie zu fügen, kaum noch einen Zweifel darüber, daß die Kosten dieser plötzlichen Wendung in seiner Politik die westfränkische Kirche zu zahlen haben würde, dem durch Pseudoisidor verkündeten neuen Recht schutzlos preisgegeben. Dem entsprach die leidenschaftliche Heftigkeit, mit der Johann VIII. sich gegen Ludwig den Deutschen als einen zweiten Kain erhob und die Bischöfe als Verräter und Friedensstörer mit den schwersten kirchlichen Zensuren bedrohte. Natürlich wies der Papst in Übereinstimmung mit Kaiser Karl auch Ludwigs Vorschlag, das Erbe Kaiser Ludwigs II., wie einst das seines Bruders Lothar II., zu teilen, entschieden zurück. Ein neuer Bruderkrieg drohte, der zugleich zu einem großen kirchlich-politischen Kampf werden mußte: denn um Ludwig den Deutschen scharten sich die Verteidiger der Selbständigkeit der Landeskirchen, zu Karl dem Kahlen standen die Neuerer pseudoisidorischer Richtung.



Münze von Karl dem Kahlen.

Vs. Umschrift: GRATIAI D REX, im Felde Monogramm KAROLVS; Rs. † AMBIANIS CIVII, im Felde ein Kreuz. (Nach de Witt.)

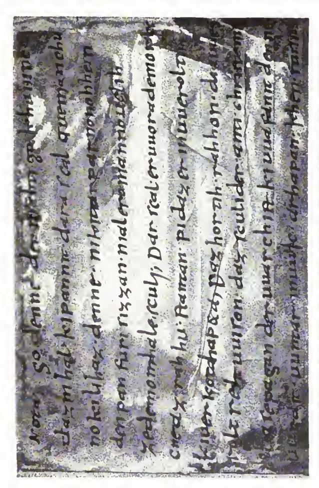


Münze von Ludwig dem Deulschen.

Vs Umschrift: † HLVDOVVICVS REX, im Felde ein Kreuz mil vier Kugeln; Rs. TREVERIS. (Nach de Witt.)

Man möchte beinahe zweifeln, ob es als ein Glück zu bezeichnen war, daß der am 28. August 876 erfolgte Tod Ludwigs des Deutschen den Kampf noch abwendete. Die unter seinem Scepter vereinigt gewesenen Stämme aber haben Ludwig ehrlich nachgetrauert. Denn so wenig auch dieser Fürst frei war von den Gebrechen selner Zeit und den übelen Eigenschaften, die sein

Haus in schnellem Verfalle entwickelte, sie treten bei ihm doch gemäßigt auf und entbehren des verletzenden Zuges, der uns bei seinen Geschlechtsgenossen oft so abstoßend berührt. Frei von der hohlen Kirchlichkeit und dem schwächlichen Romanismus des Vaters, war er in seiner schlichten Geradheit, seiner derben



Faksimile eines Stückes von dem wahrscheinlich von Ludwig dem Deutschen selbst in das Gebetbuch seiner Gemahlin geschriebenen Gedichtes „Muspilli". München, Hofbibliothek. (Wenig verkleinert.)

Offenheit, seiner nach Thätigkeit drängenden Kraft eine glückliche Verkörperung des deutschen Volkstumes in seinem damaligen Zustande noch jugendlicher Unfertigkeit und unverfeinerter Naturwüchsigkeit. Das erklärt auch seine Beliebtheit bei seinem Volke: durch seines Vaters undeutsches Wesen war dieses im Besitze seiner kostbarsten Güter bedroht gewesen, in deren liebevoller Pflege

dieser König als ein echter Deutscher mit ihm wiederum eins war. Seine frische Empfänglichkeit für die dürftigen Schöpfungen deutscher Dichtung, für die Evangelienharmonie des Weißenburger Mönches Otfried und für die poetischen Reste altgermanischen Heidentumes, wie sie uns in dem vielleicht von ihm selbst aufgezeichneten Muspilli, Versen auf den großen Weltbrand, vorliegen, zeigt doch jedenfalls, daß er sich seines Deutschtumes bewußt war und es als die nationale und sittliche Grundlage seiner Herrschaft wert hielt, wenn daraus auch noch nicht auf das Vorhandensein eines entsprechend klaren Gegensatzes zu dem romanischen Wesen geschlossen werden darf. Daß sich aber die deutschen Stämme, die unter ihm vereinigt gewesen, als näher zusammengehörig und enger verbunden fühlten und der Interessen sich lebhaft bewußt waren, die sie gegenüber den romanischen Teilen des karolingischen Reiches gemein hatten, lehrt die Haltung, die sie nach Ludwigs Tod gegenüber der erneuten Bedrohung ihrer Selbständigkeit durchführten. Dem entspricht auch die in dem karolingischen Hause längst so selten gewordene Eintracht, in der Ludwigs des Deutschen Söhne während der nächsten Jahre brüderlich zusammenstanden.

Natürlich dachte der ländergierige Kaiser Karl sich nun auch auf Kosten dieser Neffen zu bereichern. Gleich nach dem Tode des Bruders erschien er im Felde, fand aber den zweiten der Söhne des Verstorbenen, Ludwig, zur Abwehr bereit auf dem linken Rheinufer und wurde von ihm bei Andernach am 8. Oktober 876 geschlagen. Sich gegen ähnliche räuberische Einfälle des Oheims zu sichern, schlossen Ludwigs des Deutschen Söhne bald darnach, im November bei einer Zusammenkunft im Rieß, an der Grenze ihrer 865 festgestellten Teilreiche, ein enges Bündnis, welches die bisher geltende Verteilung des väterlichen Erbes unter sie bestätigte und ein gemeinschaftliches Vorgehen vereinbarte, um die Rechte der älteren Linie auf die Kaiserkrone und Italien zu vertreten; im Falle des Sieges wollten sie dann sowohl Lothringen wie Italien gleichmäßig unter sich teilen; die Kaiserwürde wird dem Erstgeborenen Karlmann zugedacht gewesen sein. Aber wiederum wurde der drohende Krieg durch den Tod des einen der streitenden Teile abgewandt. Karl der Kahle war durch die neuen dringenden Hilferufe, die über die Alpen zu ihm hallten und Schutz gegen die verwüstenden Raubfahrten der Araber verlangten, endlich zum Ausbruch nach dem Süden bestimmt worden, wohin auch Karlmann bereits unterwegs war. Sein langes Zögern und seine unkriegerische Schwäche, die gegen den kriegerischen Eifer Kaiser Ludwigs II. so unrühmlich abstachen, hatten längst enttäuschend gewirkt, und selbst Papst Johann VIII. bedauerte die kaiserlichen Pflichten auf so schwache Schultern gelegt zu haben. Dennoch eilte er Karl jetzt nach Pavia entgegen, um mit ihm gemeinsam Karlmann gleich im Norden aufzuhalten. Der Kaiser aber wagte schließlich den Kampf nicht und trat den Rückzug über die Alpen an. Noch auf der Reise starb er am 6. Oktober 877, ein Jahr nach der Andernacher Niederlage, in einem Dorfe im Thal des Arc — ein Mann, der eine Reihe unverdienter Erfolge blinden Glücksfällen zu danken, sie aber

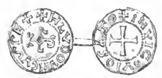


Elfenbeinschnitzerei des Einbandes vom Gebetbuche Karls des Kahlen. Paris, Nationalbibliothek.

Die Komposition beruht auf Psalm 56 und gliedert sich in vier Teile. In der oberen Gruppe ist Gott, umgeben von den himmlischen Heerscharen, dargestellt. Zu seinen Füßen auf einem Bett sitzt ein Engel, ein Kind im Schoße haltend: ein Sinnbild für die menschliche Seele, die im Schatten der Flügel Gottes, sich ihm anvertrauend, ruht. Der Engel ist als der von Gott gesandte Erlöser und die zu beiden Seiten schwebenden Genien als Verkörperungen der Barmherzigkeit und Wahrheit aufzufassen. Die im Schutze Gottes und seiner Engel stehende Seele wird von dem Bösen bedroht, welches in Gestalt zweier von beiden Seiten hereinstürzenden Löwen und durch die feindliche Schar angedeutet wird, welche, mit Schwert, Stäben, Lanzen und Pfeilen bewaffnet, die dritte Gruppe der Komposition bildet und in Bewegung der Köpfe und Körper nach oben strebt. Aber in die Grube, welche sie dem von Gott Beschützten graben, stürzen sie, wie die letzte Scene zeigt, selbst. (Rev. arch. 1849.)

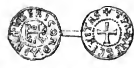
niemals festzuhalten und auszunutzen gewußt hatte, von früher Jugend an die Quelle des Streites für sein Haus und trauriger kriegerischer Verwickelungen für dessen Länder, ein unköniglicher Schwächling, bei dem die Ungemessenheit der Ansprüche arg abstach gegen die Unfähigkeit zu irgend welchen Leistungen.

Die Rechte Karls des Kahlen, der sich berufen gewähnt hatte, das Reich des Großvaters neu erstehen zu lassen, gingen auf seinen einzigen Sohn über, Ludwig den Stammler. Bei der Gärung, die im westfränkischen Reiche herrschte und der Unzuverlässigkeit der Großen war die Aussicht zur Behauptung der Krone für diesen nur gering. Da nahm sich, gewiß nicht ohne eigennützige Absicht, die römische Kirche seiner an: galt es doch im westfränkischen Reiche zugleich eine politische und eine kirchliche Machtstellung zu gewinnen. Während Karlmann nun ungehindert im Süden der Alpen erschien, in der Lombardei als König anerkannt wurde und die mächtigsten Großen zum Anschluß bestimmte, ja bereits Ansprüche auf die Kaiserkrone erhob, ging Johann VIII., ihn durch trügerische Verhandlungen hinhaltend, nach Westfranken und krönte am 7. Dezember 877 Ludwig den Stammler in Compiègne zum König. Inzwischen erfolgte auch in Italien ein Umschlag, indem Karlmann durch eine in seinem Heere ausgebrochene Seuche zur Rückkehr nach dem Norden gezwungen wurde. Aber die meisten Großen der Lombardei blieben ihm treu, und der Versuch des Papstes, in dem burgundischen Grafen Boso, dem Bruder der Kaiserin Richildis, der Witwe Karls des Kahlen, dort einen Gegenkönig aufzustellen, schlug fehl. Vielmehr fügte es eine eigentümliche Verkettung der Ereignisse schließlich doch so, daß die deutschen Karolinger die Herrschaft in Italien und das Kaisertum erlangten, wovon Johann VIII. sie im Interesse der Kirche hatte ausschließen wollen. Zwar wurde Karlmann durch schwere Krankheit an der weiteren Verfolgung seiner Entwürfe gehindert; aber auch Ludwig der Stammler von Westfranken erlag 879 einem vorzeitigen Tode. Eine Partei der westfränkischen Großen bot nun Ludwig dem Jüngern, dem Herrn Rheinfrankens, Sachsens und Thüringens, die Krone an; doch lehnte dieser sie ab, denn er wollte freie Hand behalten, um sich bei dem bevorstehenden Ableben Karlmanns gemeinsam mit Karl, dem dritten Bruder, des herrenlos werdenden Landes zu bemächtigen. Es galt dabei vornehmlich die Ansprüche auszuschließen, welche Karlmanns natürlicher Sohn, Arnulf von Kärnten, auf die väterliche Erbschaft erhob. Als dieser Große, die mit den beiden Oheimen bereits in Verbindung getreten waren, bestrafte, zog Ludwig der Jüngere gegen ihn und nötigte ihn sich mit Kärnten zu begnügen. Italien mit der Kaiserkrone sollte dann später dem jüngsten Bruder, Karl dem Dicken, zufallen, während Bayern, das seit lange als das Hauptland des deutschen Reichsteiles galt, von Ludwig in Besitz genommen werden sollte.



Münze von Ludwig dem Stammler.
Vs. Umschrift: HLVDOVVICVS REX, im Felde Monogramm KAROLVS; Rs. † IN VICO VIOSATO, im Felde ein Kreuz
(Nach de Witt.)

So schien damals die Zersplitterung endlich aufgehalten zu werden und der Zug zur Einigung unter den deutschen Karolingern zu überwiegen. Aber nicht bloß die Hauptteile des Reiches hatten sich im Laufe eines Menschenalters so auseinandergelebt, daß die alte Gemeinschaft nicht mehr ohne Schaden für die Wohlfahrt der einzelnen aufrecht erhalten werden konnte, sondern selbst innerhalb der Teilreiche waren Sonderungen eingetreten und Gegensätze entstanden, die auch da neue Staatsbildungen herbeiführten. Den Bestrebungen, die in dem östlichen Reiche Arnulf von Kärnten, wenn auch noch vergeblich, verfolgt hatte, entsprachen im Westen die des Grafen Boso, des Schwagers Karls des Kahlen, und zeitweise auch die Hugos, des Sohnes Lothars II. aus seiner von der Kirche verworfenen Verbindung mit Waldrade. Des ehrgeizigen und gewaltthätigen Boso hatte sich Papst Johann VIII. gegen die deutschen Karolinger zu bedienen gedacht: aber weder die italienische Königs-, noch die römische Kaiserkrönung hatte er ihm schließlich zuwenden können. Für die selbstsüchtigen Pläne jedoch, die er nun in dem westfränkischen Reiche verfolgte, fand Boso von seiten der Kirche, die seit Karls des Kahlen Kaiserkrönung dort wieder zu Einfluß gelangt war, um so thatkräftigere Förderung. Noch vor seinem siechen Vetter Karlmann, im Jahre 879, starb Ludwig der Stammler. Er hinterließ drei Söhne: dem ältesten, Ludwig III., der ihm auf dem Throne folgte, wurde auf Bosos Betreiben der mit dessen Tochter vermählte zweite, Karlmann, als Mitkönig beigegeben, eine Ordnung, welche das schwache westfränkische Königtum vollends zur Ohnmacht verurteilte und die Großen, obenan Boso, zu Herren des Staates machte. Streitigkeiten zwischen den beiden Königen führten bald zu einer förmlichen Teilung des Reiches. Unter diesen Umständen wurde es Boso leicht, bei weltlichen und geistlichen Großen Anhang zu gewinnen, in der Provence die Gewalt allmählich an sich zu bringen und das lockere Band, das ihn mit dem westfränkischen Staat zusammenhielt, ungestraft zu lösen. Auch dabei hatte die Kirche die Hand im Spiele. Die Zustände, die in dem westlichen Karolingerreich herrschten, ließen es zur Schutzmacht der Kirche gegen das aufstrebende deutsche Königshaus nicht mehr geeignet erscheinen: war es doch kaum noch im stande, sich der räuberischen Einfälle zu erwehren, mit denen die seekundigen Normannen seine Küstenlande heimsuchten und von den Flußmündungen aus bereits in das Binnenland eindrangen. Hier sollte nach Ansicht der Kurie Boso eintreten: grenzte doch das von ihm beherrschte Gebiet mit Italien unmittelbar und schob sich keilartig zwischen die beiden karolingischen Reiche im Norden der Alpen ein. Zudem stand Boso natürlich nicht an, den Preis zu zahlen, den Johann VIII. für seine eigennützige Beihilfe zur Zerreißung des westlichen Reiches forderte: er bewilligte die unmittelbare Unterordnung der Kirche seines Gebietes unter die Hoheit

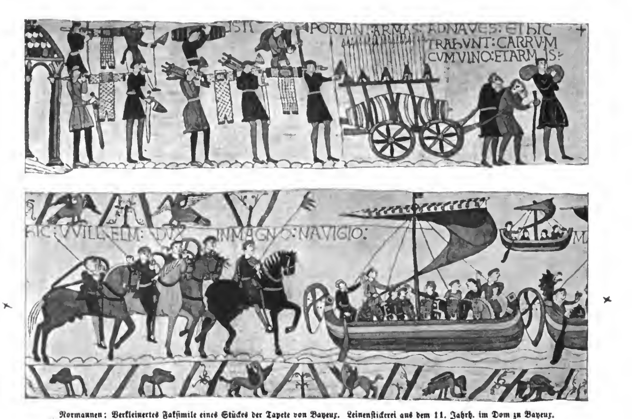


Münze von Ludwig III.

Vs. Umschrift: MISERICORDIA DI REX, im Felde LVDOVICVS als Monogramm; Rs. † TVRONES CIVITAS, im Felde ein Kreuz. (Nach de Will.)

des römischen Bischofs, der zur dauernden Wahrnehmung seiner Rechte den Erzbischof von Arles als Legaten bestellte, gerade wie unlängst Karl der Kahle um ein ähnliches Zugeständnis die kaiserliche Krone erworben hatte. So wurde im Oktober 879 in der Pfalz zu Mantaille Boso, unter hervorragender Mitwirkung des Episkopats, zum König von Burgund gewählt und darauf in Lyon gekrönt. Sein Beispiel reizte Hugo, den Sohn Lothars II. und der Waldrade, in Lothringen, dessen Krone ihm der Vater zugedacht hatte, ähnliches zu versuchen: vielleicht daß die Kirche, die ihn einst zur Illegitimität verurteilt hatte, ihm das Ziel seines Ehrgeizes jetzt erreichen half, da die Entstehung eines zweiten Mittelreichs zwischen dem deutschen und dem westfränkischen beider Bedeutung noch weiter herabzusetzen und die Macht der Kirche entsprechend zu steigern verhieß. Ein merkwürdiger Wandel hatte sich vollzogen: einst die entschlossene Vorkämpferin der Reichseinheit, meinte die Kirche jetzt, nachdem ihr Versuch, das ganze karolingische Reich sich mit einemmal unterthänig zu machen, mißlungen war, ihren Vorteil am besten wahrzunehmen, indem sie den Zerfall des Reiches nach Kräften beförderte und sich in den neu entstehenden kleineren Staaten als Preis der Anerkennung und der Beihilfe die Machtstellung einräumen ließ, die ihr nach den gefälschten Dekretalen zukommen sollte. Zum erstenmal begegnen wir hier dem Bündnis des hierarchischen Papsttums mit den dem Königtum feindlichen, auf Lockerung der staatlichen Ordnung hinarbeitenden feudalen Gewalten, das, späterhin mehrfach erneut, nach zweihundert Jahren namentlich das Verhängnis Deutschlands werden sollte.

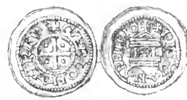
Die gemeinsame Gefahr überzeugte die karolingischen Könige von der Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr. Diese hatte die ehrliche Begleichung ihrer leichtsinnig angezettelten Händel zur Voraussetzung, verpflichtete die einzelnen also zum Verzicht auf die bisher verfolgte eigennützige und gewaltthätige Vergrößerungspolitik. Im Februar 880 traf Ludwig der Jüngere, der eben einen vergeblichen Versuch gemacht hatte das westfränkische Lothringen an sich zu reißen, mit den Königen Ludwig III. und Karlmann, die das bisher gemeinsam regierte Reich inzwischen nach Nord und Süd geteilt hatten, bei Remiremont an der Oise zum Abschluß des Friedens zusammen. Im Juni sollten sich alle drei mit Karl dem Dicken in Gondreville begegnen: obgleich Ludwig der Jüngere am Erscheinen durch Krankheit verhindert wurde, so kam dort doch ein förmlicher karolingischer Familienpakt zu stande, demzufolge die Könige gemeinsam erst Hugo, den Sohn der Waldrade, unschädlich machten und die Ordnung in Lothringen herstellten, dann gegen Boso zu Felde zogen, und dessen Hauptstadt Vienne belagerten. Aber dort bereits ging die kaum geschlossene Verbindung wieder auseinander. Denn während Ludwig III. eilen mußte sein Reich gegen einen neuen Normanneneinfall zu decken, gab Karl der Dicke das Unternehmen plötzlich auf und zog nach Niederbrennung seines Lagers davon. Veranlaßt war diese überraschende Wendung wohl weniger durch die Kunde, daß Boso selbst nicht in Vienne verweilte, sondern die Ver-



Normannen: Verkleinertes Faksimile eines Stückes der Tapete von Bayeux. Leinenstickerei aus dem 11. Jahrh. im Dom zu Bayeux.

Normannen treffen Vorbereitungen zu einer kriegerischen Einschiffung. Helme, Panzer, Schwerter, Streitäxte, Lanzen, Weinschläuche und sonstiger Vorrat wird zu den Schiffen getragen und gefahren. Im unteren Streifen ist die Ankunft der Ritter am Abfahrtsplatz und die Seefahrt, mit den Pferden im Schiffe, dargestellt. (F. R. Fowke, the Bayeux Tapestry.)

teidigung der Stadt seiner Gemahlin Irmengard überlassen habe und in einem anderen Teil seines Reiches zum Entsatz rüste, als durch die lockenden Anerbietungen, die Karl von seiten Papst Johanns VIII. gemacht wurden und ihn bestimmten, einem augenblicklich erreichbaren persönlichen Vorteil die Wohlfahrt des Gesamthauses und Gesamtreiches zu opfern.



Münze von Karlmann.
Vs. Umschrift: † CARLOMAN REX, im Felde Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rs. † PISTIANA RELIGIO, im Felde ein Kirchengebäude.
(Nach Cappe.)

Am 22. September 880, während man gegen Boso focht, war der älteste von den deutschen Karolingern, Karlmann, seinem langjährigen Siechtum erlegen. Sein Anrecht auf das noch immer erledigte Kaisertum ging damit auf Ludwig den Jüngeren über. Durch den Familientraktat von Gondreville mit seinen Verwandten zu Schutz und Trutz verbunden, war dieser wohl im stande, die Zügel der Herrschaft in Italien wieder straffer anzuziehen und auch der Kirche gegenüber dem Kaisertum neue Bedeutung zu verleihen. Das aber hätte den Wünschen der römischen Kurie nicht entsprochen: durch einen ebenso geschickten, wie perfiden Gegenzug sprengte diese daher den Bund von Gondreville und sicherte nicht bloß ihre bisherigen Erfolge, sondern machte auch dem bedrängten Boso Luft, indem sie, mit Übergehung Ludwigs des Jüngeren, dem letzten von den Söhnen Ludwigs des Deutschen, dem dem tüchtigen Vater am wenigsten ähnlichen Karl dem Dicken, die Kaiserkrone antrug. Rom bedurfte damals eines Beschützers: immer schwerer trafen die arabischen Raubfahrten die Küsten Italiens, die ewige Stadt selbst wurde wiederholt von den furchtbaren Fremdlingen bedroht und war einem plötzlichen Handstreich derselben hilflos preis gegeben. Aber gerade in dieser Hinsicht stand Johann VIII. eine arge Enttäuschung bevor. Denn einmal lehnte Karl der Dicke, als er aus der Provence herbeieilend im Februar 887 in Rom eintraf, die Bedingungen ab, von deren Erfüllung der Papst die verheißene Kaiserkrönung abhängig machen wollte und die wohl darauf hinausgelaufen sein werden, daß Karl die Zugeständnisse wiederholte und erweiterte, die Karl der Kahle und Boso in Bezug auf die Unterordnung der Kirchen ihrer Reiche unter Rom gemacht hatten. Aber die Sache war wohl schon zu weit gediehen, als daß dem Papst die Umkehr möglich gewesen wäre: wohl oder übel mußte Johann VIII. seine Zusage erfüllen. Dann aber trat der neue Kaiser alsbald die Heimreise an, ohne irgend etwas zur Sicherung Roms und Italiens gegen die Araber gethan zu haben, während die von ihm bestellten kaiserlichen Beamten durch ihre Eingriffe in die Rechte und Güter der Kirche zu lauten Klagen Anlaß gaben. Erst die persönliche Verwendung des Papstes, mit dem Karl bei einem zweiten Aufenthalt in Italien 882 in Ravenna zusammentraf, bewirkte darin einige Besserung, während gegen die Araber so wenig wie gegen die italienischen

Dynasten etwas geschah, die im Gegensatz sowohl zu dem Kaisertum wie den Ansprüchen des Papsttums auf weltliche Herrschaft damals unter wüsten Kämpfen zu unabhängigen Herren kleinerer Gebiete emporstiegen.

Der Kirche also und Italien, gegen die ihm doch die nächsten Pflichten oblagen, stiftete das Kaisertum Karls des Dicken keinen Nutzen: es erwies sich dort den ihm gestellten Aufgaben nicht gewachsen. Gleich kläglich sollte es auch im Norden der Alpen zu Falle kommen, nachdem es dort noch einen überraschenden, aber trügerischen Aufschwung genommen hatte. Im Kampfe gegen die Normannen, die alljährlich die Küstenlandschaften überfluteten, hatte Ludwig III. von Westfranken am 3. August 881 bei Saucourt zwischen Abbeville und Eu den beutebeladen abziehenden Scharen eine Niederlage beigebracht, welche das entmutigte Volk wieder mit einiger Zuversicht erfüllte und dem jungen König seinem Hause allzu lange fehlenden Kriegesruhm eintrug, auch dem Lande für kurze Zeit Ruhe vor den wilden Gästen schaffte, da diese sich zunächst vornehmlich auf das weniger gut verteidigte östliche Reich warfen. Auch dort rechnete man in wachsender Bedrängnis auf die Hilfe des Kaisers. Denn sein Bruder Ludwig der Jüngere war zu Anfang des Jahres 882 gestorben, nachdem ihm sein einziger Sohn im Tode vorausgegangen war. Rheinfranken, Sachsen und Thüringen trugen darauf dem letzten rechten Sproß der deutschen Karolinger die Herrschaft an, und bereitwillig empfing er ihre Huldigung. Zwei Dritteile des karolingischen Reiches waren damit in Karls des Dicken Hand vereinigt. Aber auch hier ging nichts von dem Gehofften in Erfüllung. Denn der große Kriegszug, zu dem sich die deutschen Stämme unter Karls Führung den Rhein hinab gegen die Normannen wandten, nahm ein klägliches Ende, dessen Schmach die wehrhaften Deutschen auf das tiefste empfanden. Nicht fern von Lüttich, an der Maas bei Aschloh, stieß man auf das beutegefüllte Lager der Feinde unter den Seekönigen Siegfried und Gotfried und berannte es zwei Wochen hindurch. Da plötzlich verständigte sich der Kaiser mit den feindlichen Führern, von denen der eine gegen das Gelöbnis, solange Karl lebte, nicht wieder in Deutschland zu erscheinen, mit seinen Leuten und den weggeschleppten Gütern freien Abzug erhielt, und der andere gegen Annahme des Christentums und Huldigung gar in der Landschaft Kennemaren angesiedelt wurde. Das einzige Ergebnis dieser erbärmlichen Politik, die den sicheren Sieg thöricht aus der Hand gab, war für Ostfranken eine kurzgemessene Zeit der Erholung von der normännischen Heimsuchung, während deren dieselbe doppelt schwer über Westfranken hereinbrach. Und auch diesem blieb infolge einer unglücklichen Verkettung der Umstände schließlich nichts anderes übrig, als sich dem so wenig bewährten Kaiser anzuvertrauen, der damit höchst unverdienter Weise noch einmal das Reich Karls des Großen seinem ganzen Umfange nach unter dem ihm schon halb entfallenen Scepter vereinigte.

Denn mit dem Tode König Ludwigs III., des Siegers von Saucourt, am 5. August 882, war die Herrschaft auch über die nördliche Reichshälfte

auf Karlmann, Ludwig des Stammlers zweiten Sohn, übergegangen. Die Lage des Reiches wurde immer trostloser: Boso von Burgund zu unterwerfen gelang nicht; die Normannen, die von den deutschen Küsten vorläufig ablassen mußten, richteten sich in Amiens ein und drangen mit ihren entsetzlichen Raubzügen bis tief in die Champagne vor; selbst das Land zwischen Seine und Loire fiel zum Teil in ihre Gewalt, und im Herbst 884 blieb kein anderer Ausweg als fernere Heimsuchung durch furchtbare Kontributionen abzukaufen, welche die Bewohner der noch übrigen Provinzen ebenfalls schnell zu Grunde zu richten drohten. Bald darnach fand der junge König Karlmann auf der Jagd einen frühzeitigen Tod. Erbe der Krone war sein unmündiger Stiefbruder Karl, nachmals der Einfältige zubenannt, der Sohn Ludwigs III. aus einer zweiten Ehe. Wie hätte man aber bei der damals herrschenden Bedrängnis ein Kind zum Throne zulassen können? Wo anders als bei dem letzten Sproß der Karolinger, Kaiser Karl, Rettung zu finden versuchen sollen? Im Mai 885 erkannten die Großen Westfrankens Karl den Dicken zu Ponthion als ihren König an. Und als bald darauf, nach dem Tode Bosos,





Münzen von Karl dem Dicken.

1. Vs. Umschrift: † DIRIGA RE †, im Felde Karls Monogramm; Rs. † DORVCCTA (Dorusta) MO (Moneta), im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln. 2. Umschrift: † KVROLVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; auf der Rückseite S (Sancta) COLONIA A (Nach Cappe.)

unter dessen Sohn Ludwig auch die Provence sich Karl dem Dicken unterordnete, war das Reich Karls des Großen seinem ganzen Umfange nach wieder beeinander, aber freilich nur, damit alle Teile sich durch eine tiefschmerzliche Erfahrung von der Unmöglichkeit, ja der Schädlichkeit der einst so hochgehaltenen Reichseinheit überzeugten. Selbst das römische Bistum wandte sich nun offen von ihr ab und versicherte sich durch den Bund mit dem dem Kaiser feindlichen Guido von Spoleto eines näheren und leistungsfähigeren Beschützers, während Hadrian III. (884—85) sich doch auch nicht abgeneigt zeigte, gegen entsprechende Zugeständnisse zur Legitimierung von Karl des Dicken natürlichem Sohne Bernhard, dem der Kaiser die Nachfolge zuzuwenden trachtete, die Hand zu bieten. Näher liegende und drückendere Sorgen drängten solche Entwürfe freilich bald genug in den Hintergrund.

War doch das westfränkische Reich schwerer als je zuvor von der Sturmflut der normännischen Invasion bedroht und dem Erliegen nahe. Mit 40 000 Mann auf 700 Schiffen war der gefürchtete Seekönig Siegfried wieder erschienen. Nachdem er das feste Pontoise genommen hatte, fuhr er die Seine

aufwärts, um Raub und Mord noch tiefer als bisher in das Binnenland zu tragen, erhielt aber bei Paris, das, auf einer Seineinsel gelegen und mit beiden Ufern durch befestigte Brücken verbunden, den Fluß beherrschte, den geforderten Durchzug nicht und beschloß es durch eine Belagerung in seine Gewalt zu bringen. Doch wurde die Stadt unter Leitung des Grafen Odo und des Bischofs Gauzlin auf das tapferste verteidigt, obgleich Krankheiten und Mangel den Mut der allmählich zusammenschmelzenden Besatzung bald auf eine furchtbare Probe stellten. Im Sommer 886 schien die Katastrophe unabwendbar: da schlich sich Graf Odo selbst aus der Stadt, um bei dem Kaiser schnelle und thatkräftige Hilfe auszuwirken. Aber eine deutsche Schar, mit der er heimkehrte, wurde von den Normannen aufgerieben. Erst im Herbst 886 zog Karl der Dicke selbst mit einem stattlichen, aus Ost- und Westfranken aufgebrachten Heere zum Entsatz heran. Als er am Montmartre lagerte, gingen die Normannen auf das südliche Ufer der Seine zurück, den Zuzug erwartend, der bereits an der Mündung des Flusses für sie eingetroffen war. Deshalb verzichtete der Kaiser kleinmütig auf den Angriff und knüpfte Unterhandlungen an. Ihr Ergebnis belud ihn mit unauslöschlicher Schmach und enthüllte eine Selbstsucht, der Genüge zu thun ihm kein Mittel zu schlecht war und die auch vor der schamlosesten Verletzung der einfachsten Pflichten nicht zurückschreckte. Bei dem ähnlichen Verfahren, dessen er sich einst bei Aschloh schuldig gemacht hatte, war doch der Schein noch notdürftig gewahrt und für das Reich wenigstens eine zeitweilige Erleichterung gewonnen worden. Jetzt erhielten die Normannen für den Winter Burgund zum Aufenthalt überlassen, d. h. die Vollmacht dort nach Herzenslust zu rauben; Karl bediente sich ihrer also, um das Land für den früheren Abfall zu züchtigen. Und damit nicht genug: im Frühjahr 887 sollten den Normannen als weiterer Preis ihres endlichen Abzugs 700 Pfund Silber überantwortet werden.

Der Eindruck dieses schmachvollen Handels muß überwältigend gewesen sein. Dazu also hatten die Verteidiger von Paris über ein Jahr der Übermacht mit Todesverachtung die Stirn geboten, um nun mit Zustimmung ihres Königs eben das doch geschehen zu sehen, was zu verhindern ihre nächste Absicht gewesen war. Paris umgehend, setzten die Normannen ihre auf das Land gezogenen Schiffe oberhalb der Stadt wieder in den Fluß und fuhren diesen weiter hinauf, um den Winter über Burgund auszurauben! Und wie die tapferen Pariser, so urteilten wohl alle, die Zeugen dieser Schmach waren. Die Krieger, welche aus Ost- und Westfranken dem Kaiser nach Paris gefolgt waren, wurden heimkehrend die Verkündiger der unerhörten Entehrung, welche die fränkischen Waffen durch den obersten Führer des Gesamtvolkes erlitten hatten, und entflammten den leidenschaftlichen Groll, der ihr eigenes Herz schwellen machte, in ihren Genossen zu gleicher Erbitterung. Mit Verachtung wandte man sich von dem Manne ab, der an dem eigenen Volke und an den großen Erinnerungen seines Hauses so elend zum Verräter geworden war. Den Bahnen noch ferner folgen, die er seine Völker zu führen versuchte, hätte

nichts anderes geheißen als sich ohne Kampf, ohne einen letzten Versuch zur Rettung, in kleinmütiger Selbstaufgabe ruhmlosem Untergange überantworten. In dem echten Stamme des karolingischen Hauses aber gab es niemanden,

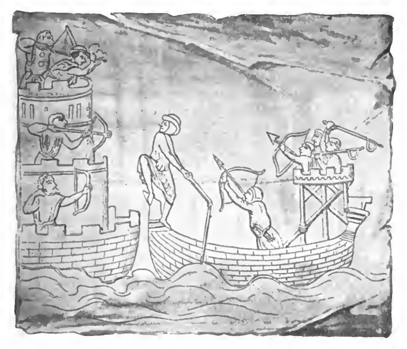


Episode aus der Erstürmung einer Stadt durch die Normannen.
Miniature in einer angelsächsischen Handschrift des 9. Jahrh. (Nach Strutt.)

auf den das Volk in seiner heillosen Bedrängnis hoffend hätte blicken können: Karl der Dicke war ohne rechtmäßige Erben, bot aber eben damals alles auf, um seinem natürlichen Sohne Bernhard die Gunst der geistlichen und weltlichen Großen zu sichern und nach seinem Tode den Thron zuzuwenden. Denn

von einem schweren Siechtum befallen, welches das niederdrückende Bewußtsein der allgemeinen Verachtung nur verschlimmern konnte, sah er selbst, daß seine Tage gezählt seien, und wünschte sein Haus zu bestellen. Um so mehr lag für das Volk die Notwendigkeit vor, sich möglichst schnell und vollständig von diesem unheilvollen Manne und seinem Geschlecht zu lösen.

Verschieden aber standen der damit zur beantwortenden Frage der Osten und der Westen des karolingischen Reiches gegenüber. Im Westen war in Ludwigs



Episode aus der Belagerung einer Stadt durch die Normannen.
Miniature in einer angelsächsischen Handschrift des 9. Jahrh. (Nach Strutt.)

des Stammlers jüngstem Sohn Karl noch ein legitimer Sproß des königlichen Hauses vorhanden: aber dieselben Gründe, die nach König Karlmanns vorzeitigem Tode seine Ausschließung und die Berufung Karls des Dicken veranlaßt hatten, lagen auch jetzt noch vor. Anderseits legte dort das Beispiel Bosos von Provence den Gedanken an Aufrichtung kleinerer selbständiger Herrschaften nahe, für welche die schnelle Ausbildung des Benefizialwesens und der Feudalität den Boden bereitet hatte. Die andauernde Normannennot dagegen und die Notwendigkeit einmütiger Waffnung zu ihrer Abwehr empfahlen auch hier die Erhaltung der Einheit. Jedenfalls entspricht es den

zerfahrenen Verhältnissen des Westreiches, daß man dort, obgleich die Bedrängnis augenblicklich eine viel größere war, nicht so schnell zum Entschlusse kam wie im Osten. Dort war das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit kräftiger ausgebildet, entsprechend der geringeren Verschiedenheit zwischen den einzelnen Stämmen. Dort hatte vor allem die Feudalität die altgermanische Staats- und Gesellschaftsordnung noch nicht völlig durchbrochen und war daher auch die nationale Wehrkraft noch erhalten. Dort lebte infolgedessen auch noch die germanische Anschauung von Ursprung und Wesen, von Recht und Pflicht des Königtums und wurde demgemäß die Schmach, welche Karl der Dicke auf sich geladen, viel tiefer empfunden, ihre baldige Tilgung stürmischer begehrt als im Westen. Denn noch galt bei den deutschen Stämmen die aus dem Wesen des deutschen Königtums folgende Rechtsanschauung, daß die Krone durch völlige Unfähigkeit, durch offenbare Unwürdigkeit verwirkt werde und daß dem Volke alsdann das Recht zustehe, sich einen tüchtigeren Herrscher zu küren, wobei es nicht unbedingt an das bisher auf dem Throne befindliche Geschlecht gebunden war. Auf Grund dieses Prinzips waren einst die nun so elend heruntergekommenen Karolinger an die Stelle der Merowinger berufen worden: nach demselben Prinzipe wurden sie jetzt der Herrschaft entsetzt, der sie nicht mehr gewachsen waren. Es war ein Akt der Selbsthilfe, durch den das Volk von dem Königtum verschuldetes Unheil aus eigener Kraft abzuwehren versuchte.

Wie sich der Verlauf im einzelnen gestaltete, wissen wir nicht. Eine förmliche Absetzung Karls des Dicken durch die zu diesem Zwecke zusammengekommenen Großen scheint nicht stattgefunden zu haben. Ebensowenig ist der Vollzug eines förmlichen Wahlaktes erkennbar. Vielmehr scheint, nachdem einmal die Entsetzung Karls als notwendig erkannt war, über das, was weiter zu geschehen habe, ein Zweifel überhaupt nicht obgewaltet zu haben, vielmehr als Ersatz und damit als Kandidat für den erledigten Thron nur ein Mann in Betracht gekommen zu sein, Arnulf von Kärnten, der, in den östlichen Marken als tapferer Grenzhüter besonders gegen die Mähren bewährt, sicher die kriegerischen Eigenschaften besaß, deren das Reich damals vor allem bedurfte. Ein früherer Versuch Arnulfs, sich von dem Verbande des ostfränkischen Reiches zu lösen, war mißlungen; bei der Ohnmacht Karls des Dicken aber scheint er bereits die letzten Jahre thatsächlich in völliger Selbständigkeit gewaltet zu haben. Vielleicht ergriff Arnulf jetzt auch von sich aus die Initiative und bot sich noch ungerufen dem Reich zum Retter dar, um die Beseitigung Karls zu beschleunigen. Sein berechtigter Ehrgeiz, der in dem Bewußtsein einer tüchtigen Kraft wurzelte, wäre sich dann mit dem vielleicht noch nicht ausgesprochenen Wunsche des Volkes und den Absichten der Großen begegnet. Vielleicht hat Bischof Luitward von Vercelli, der bisher als Kanzler bei Karl dem Dicken einflußreich gewesen, dann aber mit ihm zerfallen und zu Arnulf von Kärnten geflohen war, den Vermittler gemacht. Jedenfalls fand Arnulf allgemeine Zustimmung, als er im Sommer 887 mit

Heeresmacht in das Reich kam: sein Erscheinen genügte, um die Entthronung Karls und seine eigene Erhebung zur vollendeten Thatsache zu machen. Zwar versuchte Karl der Dicke durch Verhandlungen sein Schicksal abzuwenden, aber vergeblich wartete er in Tribur auf die von ihm geladenen Großen des Reiches: keiner kam; niemand ließ ihn noch als Herrscher gelten. Auch die Verwendung des Erzbischofs Luitbert von Mainz blieb vergeblich; nicht besser ging es seinem natürlichen Sohne Bernhard, den er so gern zum Nachfolger erhoben gesehen hätte. Ruhmlos und ohne Kampf, in kläglicher Selbstaufgabe, infolge des Hinschwindens seiner stets geringen Kraft ging Karls Kaisertum und Königtum zu Ende, wie ein verlöschendes Licht. Nicht einmal seiner Person sich zu bemächtigen hielt man für nötig: wer hätte auch von diesem Schwächling etwas zu fürchten, sich auch nur des Anlaufs zu einer That zu versehen gehabt! Ruhig ließ man den entthronten Fürsten nach Schwaben ziehen, wo ihm Arnulf einige königliche Güter zum Unterhalt anwies. Dort, in Neidingen an der Donau, starb er bereits am 13. Januar 888; in dem Kloster Reichenau, auf einer Insel im Bodensee, fand er seine Ruhestätte.

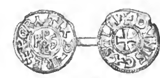
Inzwischen war Arnulf im Herzen des Reiches erschienen. Von keiner Seite wurde ihm Widerstand geleistet: ohne Ausschreitung, ohne daß es der Gewalt bedurft hätte, vollzog sich die Thronrevolution, und während Karl in Tribur die geladenen Großen vergeblich erwartet hatte, strömten jetzt Thüringer, Sachsen, Franken, Bayern und Schwaben in Frankfurt zusammen und leisteten im November 887 Arnulf als ihrem gemeinsamen König die Huldigung. Nur die Lothringer, deren Land von Anfang an inmitten der beiden Reiche eine eigentümliche Stellung eingenommen und noch mit keinem von ihnen eine rechte Gemeinschaft gewonnen hatte, waren unvertreten und schienen abwarten zu wollen, nach welcher Seite sie sich mit größerem Gewinn würden wenden können. Aber das Bedeutende und das für die Zukunft Entscheidende des ganzen Vorganges lag doch darin, daß die rein deutschen Stämme zusammenblieben und schon durch die Abweisung jedes Gedankens an eine weitere Sonderung miteinander in eine festere und bewußtere Lebensgemeinschaft traten, als bisher zwischen ihnen bestanden hatte. Sie sonderten sich damit zugleich schärfer als zuvor von dem westlichen Reiche: was keine von den früheren Teilungen bewirkt hatte, auch die von Verdun und von Meersen nicht, eine Zerlegung des karolingischen Reiches in Teile, deren Wiedervereinigung von vornherein ausgeschlossen war, ist durch das damals selbständig handelnde deutsche Volk mit der Lossagung von Karl dem Dicken und der Erhebung Arnulfs bewirkt worden. Mit dem Fall des karolingischen Hauses vollzog sich auch der Zerfall des von ihm geschaffenen Reiches. Seine Wirkungen aber



Siegel Arnulfs von Kärnten. Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

reichten weit über den Kreis der zu demselben gehörigen Länder hinaus und trafen das gesamte Abendland, welches bisher um dieses Zentrum gravitiert hatte.

Daß das karolingische Reich, trotz der Zugehörigkeit großer romanischer Lande, im wesentlichen ein deutsches gewesen war, daß ihm die deutschen Stämme den Zusammenhang und die innere Kraft gegeben hatten, bewies noch nachträglich die Entwickelung, die nach dem Ausscheiden der deutschen Stämme in den übrigen Reichsteilen eintrat und fast überall den Rückfall in innere Unordnung und äußere Bedrängnis zur Folge hatte, die durch Karl den Großen endgültig abgewandt schienen. Besonders geschah das im westfränkischen Reiche, wo man nach der Entsetzung Karls durch die deutschen Großen den Thron ebenfalls als erledigt ansah und nach dem im Osten gegebenen Beispiel Graf Odo, den tapfern Verteidiger von Paris, zum König erhob. Aber obgleich durch reichen Hausbesitz der mächtigste von den Großen Franciens, war er doch nicht stark genug, um volles Königsrecht zu gewinnen und hatte fortwährend mit der Opposition der nach Unabhängigkeit strebenden Großen zu ringen, zumal das Vorhandensein des jüngsten von den Söhnen Ludwigs des Stammlers, eines echten, zweifellos erbberechtigten Karolingers, den anfechtbaren Ursprung seiner Herrschaft fortdauernd in Erinnerung hielt. Selbst der unmächtige Guido von Spoleto machte den Versuch, mit Hilfe einer Partei im Klerus, an deren Spitze Erzbischof Fulco von Reims stand, die westfränkische Krone zu gewinnen, mußte aber bald wieder nach Italien entweichen.



Münze Rudolfs von Burgund.

Vs. Umschrift: † GRATIA D-I REX, im Felde das Monogramm RADVLFVS; Rs. Umschrift: DVNIS CASTELLI; im Felde ein Kreuz. Silber. (Nach de Witt.)

Burgund erneute die vorübergehend aufgegebene Selbständigkeit unter König Konrad. In dem benachbarten Hochburgund schwang sich der Welfe Graf Rudolf zum unabhängigen Herrscher auf und ließ sich als König krönen. Im Osten ging Lothringen verloren. Im äußersten Westen erhoben die noch halb keltischen Bretonen einen ihrer kriegerischen Häuptlinge, Alan, zum König. Aquitanien folgte diesen Beispielen. Sechs kleine Staaten waren demnach an die Stelle des westfränkischen Reiches getreten: von irgend einem Einfluß desselben auf die allgemeine Entwickelung konnte nicht mehr die Rede sein.

Ähnlich zersplitterte nun auch Italien. Schon mit dem Tode Kaiser Ludwigs II. hatte dort die karolingische Herrschaft thatsächlich aufgehört; auch dort griff man, an langobardische Institutionen anknüpfend, jetzt auf das germanische Recht der Königswahl zurück, indem die Großen Oberitaliens zu Pavia als Nachfolger Karls des Dicken den mächtigen und kriegerisch bewährten Markgrafen Berengar von Friaul zum König machten. Gegen ihn aber erhob sich Guido, der Markgraf von Spoleto und Graf von Camerino, ein verwegener Mann, der inmitten der Unteritalien zerreißenden Wirren bald als Gegner, bald als Bündner der Kirche, der Griechen, der Herzöge von Bene-

vent und der Sarazenen, in die Höhe gekommen war und sogar die westfränkische Krone zu gewinnen versucht hatte, und brachte wirklich den Westen Oberitaliens in seine Gewalt. Nicht lange danach (891) drang er dem schutzbedürftigen Papst Stephan V. (885—91) die römische Kaiserkrone ab, die nun auf lange Zeit trauriger Entwürdigung preisgegeben wurde. Auch die stets sehr dürftige Einwirkung des Frankenreiches auf das Herzogtum Benevent und die griechischen Gebiete im Süden hörte nun auf: das Schicksal derselben wurde hinfort in Byzanz oder im Kalifat bestimmt. Immerhin berührten sich auch jetzt noch dort im Süden der Halbinsel die romanisch-germanische Welt des Westens mit der byzantinisch-mohammedanischen des Ostens und gewannen von dort her eine Reihe freundlicher und feindlicher Beziehungen, die für die kulturgeschichtliche Entwickelung beider Teile von größter Wichtigkeit wurden.

Gleichsam eine Welt für sich bildeten auch in dieser Zeit noch die nach dem äußersten Nordwesten verschlagenen Germanenstämme, die Angelsachsen auf der britischen Insel und die Bevölkerung Skandinaviens, erstere in gleichmäßigem Fortgange einer auf durchaus nationaler Grundlage beruhenden eigenartigen staatlichen Entwickelung, die außerhalb des kirchlichen Gebietes von den Einwirkungen des romanischen Wesens so gut wie unberührt blieb, letztere ein unruhiges, abenteuerlustiges Volk kriegerischer Seefahrer, die von ihrer nordischen Heimat aus nicht bloß germanischen und romanischen Kulturländern furchtbare Heimsuchungen bereiteten, sondern vermöge einer wunderbaren Anpassungsfähigkeit auch inmitten der fremdesten Umgebung zu glücklichen Staatengründern wurden.

Der starke Zug zu nationaler Zusammenschließung, der um die Wende des achten und neunten Jahrhunderts gleichmäßig bei den germanischen Stämmen sich bethätigte und ihre schärfere Sonderung von den Romanen bewirkte, hatte auch die politisch siebengeteilten Angelsachsen ergriffen und zur Umbildung der Heptarchie in das eine angelsächsische Reich durch Egbert von Wessex geführt. Diese vollendete sich fast zu derselben Zeit, wo der Zerfall des karolingischen Reiches begann und England ebenso wie die Küstenlandschaften jenes von den Einfällen der normännischen Seefahrer heimgesucht zu werden anfing. Denn bereits Egberts Sohn und Nachfolger Äthelwolf (836—58) hatte mit den wilden Feinden, deren erste Invasionen noch sein Vater hatte zurückschlagen müssen, zu kämpfen, konnte es aber trotz seines Sieges bei Ockley in Surrey nicht hindern, daß starke Abteilungen derselben im Lande überwinterten. Daß auch Äthelwolf, nachdem er seinen ältesten Sohn Äthelstan frühzeitig verloren hatte, das Reich unter die drei älteren der ihm gebliebenen vier Söhne teilte, bedrohte zwar nicht die junge Einheit des angelsächsischen Volkes, bei dem die im



Goldring Äthelwulfs.
(Arch. Journal.)

Frankenreiche wirksamen trennenden Momente fehlten, leistete aber doch den Angriffen der Dänen Vorschub, welche durch gleichzeitige Einfälle in verschiedene Gebiete die Kraft der Abwehr teilten, so daß auch nachher, als die Einheit des Reiches hergestellt war, die erschöpften Angelsachsen ihnen nicht mehr gewachsen waren. Von Äthelwolfs Söhnen nämlich starb Äthelbald schon 860 und Äthelbert 866, so daß Äthelred über das ganze Reich gebot, wenn auch in einzelnen Teilen dem Herkommen gemäß die Erben der ehemaligen Herrscher als Unterkönige blieben. Unter ihm traf England der erste große Däneneinfall mit der Schwere eines vernichtenden nationalen Unglücks. 867 landeten die wilden Horden in größerer Zahl als je zuvor in Ostangeln, eroberten einen großen Teil von Northumberland mit dem ehrwürdigen York, drangen 868 in Mercia ein und erzwangen einen vorteilhaften Frieden. Trotz verzweifelten Widerstands drangen sie weiter vor und ließen namentlich an Klöstern und Kirchen ihre barbarische Wut aus. In Ostangeln gebot schließlich ein dänischer Fürst als König. Die Kunde aber von solchen Erfolgen führte den Eroberern immer neuen Zuzug aus der nordischen Heimat nach. Bereits 871 konnten sie den Angriff auf das Hauptland, Wessex, unternehmen. Da aber gelang es Äthelred gemeinsam mit seinem jüngsten Bruder Alfred, den der Vater in jungen Jahren nach Rom geschickt und dort von Leo IV. hatte krönen lassen, in einer blutigen Schlacht bei Reading an der Themse ihnen Halt zu gebieten. Doch bald erneuten sie den Angriff, und schließlich erhielt Äthelred im Verzweiflungskampf gegen sie 871 die tödliche Wunde, der er nach einiger Zeit erlag. Nun war von Äthelwolfs Söhnen nur noch der jüngste, Alfred, übrig, der Liebling des Vaters und von ihm frühzeitig für den Platz bestimmt, den er nun nach schweren Unglücksfällen, die sein Haus und sein Land betroffen hatten, einnahm, inmitten einer furchtbaren Krisis von seinem Volke als der ersehnte Retter begrüßt.

Die dreißig Jahre der Regierung Alfreds des Großen (871—901) wurden für die Angelsachsen eine Zeit nationaler Erhebung und Wiedergeburt. In ihrem Mittelpunkt steht die unwiderstehlich anziehende Persönlichkeit eines der edelsten Fürsten des Mittelalters überhaupt, in dem sich die Vollkraft altgermanischen Heldentums mit der schöpferischen Weisheit des genialen Staatsbildners, die naive Liebe zu dem Schatze der im alten Heidentum wurzelnden poesiereichen Sagenwelt seines Volkes mit wahrhaft idealem Sinn und eigenem Verständnis für die Geisteswerke des klassischen Altertums paarte, so daß er nicht bloß die gesamte Vergangenheit seines Volkes, sondern auch die für dessen fernere Zukunft maßgebenden Kulturelemente in lebendigster, unmittelbarster Vereinigung darstellt. In seinem Äußeren ein Bild männlicher Jugendschöne und Kraft und unübertroffen in allen körperlichen Fertigkeiten, war der zweiundzwanzigjährige König, obgleich zeitweise leidend, auch geistig ungewöhnlich reich veranlagt und befand sich im Besitze einer Bildung, wie sie damals auch bei Fürstensöhnen selten war. Es scheint, daß der Aufenthalt in Rom auf ihn tiefen Eindruck gemacht und seine Empfänglichkeit für die ihm dort ent-

gegentretenden geistigen Interessen verschärft und verfeinert habe. Alfred erinnert darin an Karl den Großen, nur ist er diesem an Bildung und daher auch Verständnis und an Nachhaltigkeit der Einwirkung auf sein Volk überlegen. Was er auf diesem Gebiete geleistet hat, muß um so höher geschätzt werden, als er für diese idealen Dinge Teilnahme behielt und bethätigte inmitten der äußersten Bedrängnis und eines zeitweise fast aussichtslosen Kampfes für Reich und Volk. Denn im Norden Englands schien der Sieg der fremden Eindringlinge bereits entschieden. Mercia, Northumberland und Ostangeln wurden durch von ihnen eingesetzte Unterkönige erbarmungslos mit Zins und Schatzung heimgesucht; zahlreich ließen sie sich bereits in den Städten nieder; auch auf dem flachen Lande wuchs ihre Menge; selbst in Schottland und auf



Ein Schmuckstück des Königs Alfred d. Gr. (Oxford, Ashmolean Museum.)

Vielleicht der Knopf seines Scepters; im Jahre 1693 bei Athelney gefunden. Ein ovaler Krystall von etwa 5 Centimeter Längendurchmesser und 1½ Centimeter Dicke; darauf eine menschliche Halbfigur in eingelegter Arbeit aus grünem und gelbem Mosaikschmelz, welche wohl das Bild des Königs darstellen soll. Die Rückseite ist mit einer feinen, ornamentierten Goldplatte belegt. Der Krystall ist in einen schönen Goldrand gefaßt, auf dem die Worte stehen: Aelfred mec heht gewyrcan (Älfred ließ mich machen).

den benachbarten Inseln faßten sie festen Fuß. Nicht besser stand es an der Südküste, wo sich die Fremden in den günstig gelegenen Hafenstädten einbürgerten, und das Schicksal, das ihre durch immer neue Nachschübe verstärkte Einwanderung dereinst den romanisierten Briten bereitet hatte, schienen die Angelsachsen jetzt durch ihre nordischen Verwandten erleiden zu sollen, welche ebenfalls als die barbarischen Zerstörer einer überlegenen Kultur erschienen. Alfred durfte froh sein, durch einen längeren Waffenstillstand Kent und Wessex für die nächsten Jahre zu schützen. Wo sich dann aber der Kampf erneute, blieben die Angelsachsen trotz allen Heldenmuts und einzelner Erfolge schließlich doch im Nachteil. Schon verloren viele von ihnen den Glauben an

die Zukunft ihres Volkes und wanderten aus, um sich in der Fremde eine neue Heimat zu suchen. Auch Alfred blieb, als das erste kampfreiche Jahrzehnt seiner mühseligen Regierung zu Ende ging, kaum noch ein anderer Ausweg: als landloser König barg er sich während des Winters in dem unzugänglichen Wald- und Sumpfland von Somerset, unter Abenteuern und Gefahren aller Art, oft mit dem Hunger kämpfend und jeden Augenblick gewärtig, plötzlich hereinbrechender feindlicher Übermacht im Verzweiflungskampf zu erliegen. Trotz alledem aber ließ er nicht von der Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren und war unermüdlich thätig, eine solche vorzubereiten. Das ist die Zeit, deren sich nachmals Sage und Dichtung bemächtigt haben, um die lichte Gestalt des königlichen Volkshelden in der dankbaren Erinnerung seines Volkes zu verklären. Der Glanz des Erfolges, der sich von dem Dunkel der eben durchlebten Bedrängnis blendend abhob, ließ diese Zeit der Heimsuchung nachmals offenbar erst recht dunkel erscheinen und mehrte bei Mit- und Nachlebenden das Verdienst des Königs, der augenscheinlich zu ganz besonders großen Dingen dem Untergange wie durch ein Wunder entrissen war. Als echter Volksheld sammelte Alfred in jener Zeit der Flucht und Verborgenheit einen Teil der waffenfähigen Angelsachsen, die den Tod der Knechtschaft vorzogen, und brachte den Dänen bei Eddington eine Niederlage bei, infolge deren der Häuptling Guthrun sich taufen ließ und in Ostangeln friedlich zu wohnen gelobte. Auch in den benachbarten Gebieten schlossen nun manche dänische Haufen ähnliche Verträge, die auch der Ausbreitung des Christentums unter ihnen zu gute kamen. Die Regelung der Rechtspflege und der Verkehrsverhältnisse bahnte ein friedliches Nebeneinander, dann eine gewisse Lebensgemeinschaft zwischen den bisher tödlich verfeindeten Stämmen an. Der Notwendigkeit des Kampfes im Innern vorläufig überhoben, konnte Alfred seine ganze Kraft auf die Abwehr der zur See heranstürmenden neuen Dänenscharen konzentrieren und zunächst die Küstengebiete zu ihrem Empfange in Stand setzen und durch Entwickelung der Seemacht die Verteidigungsfähigkeit seines Volkes steigern.

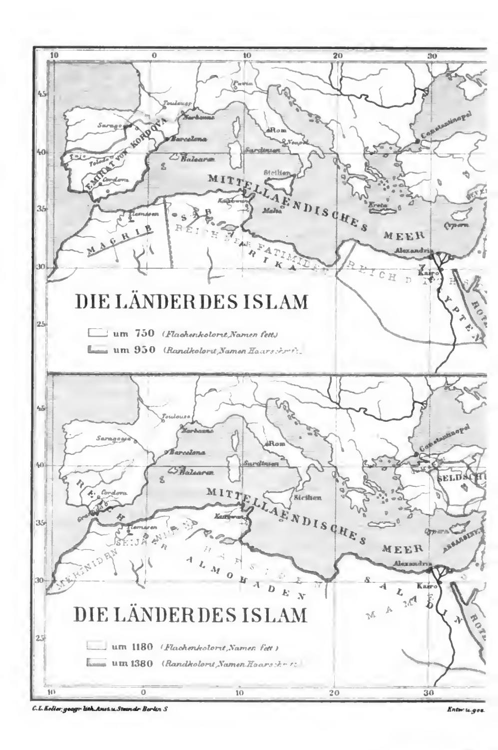
Aber mit alledem war doch nur ein Teil der unheilvollen Wirkungen aufgehoben, welche die Dänennot seit einem halben Jahrhundert auf Land und Volk der Angelsachsen ausgeübt hatte. Der schwierigere, aber verdienstvollere Teil seiner Aufgabe blieb Alfred noch zu lösen. Und gerade dabei offenbarte sich seine großangelegte Herrschernatur am glänzendsten. Indem er die altübliche Teilung des Landes in Grafschaften u. s. w., welche die fremde Eroberung vielfach durchbrochen hatte, herstellte, erneute er die angelsächsische Verwaltung und Gerichtsverfassung, deren Zusammenbruch auch die von den Dänen nicht bewältigten Landesteile schwer geschädigt hatte. Nicht minder eifrig war er für die Hebung des Volkswohlstandes thätig: Ackerbau, Handel und Verkehr erblühten von neuem. Die von den Dänen zerstörten Städte erstanden aus den Trümmern und wurden Sitze fröhlicher Betriebsamkeit. Schnell war das Elend vergessen, dem man noch unlängst erliegen zu müssen gemeint hatte. Mit dem Wohlstand aber stieg auch die Empfänglichkeit des reich begabten

Volkes für geistige Bestrebungen, deren Pflege sich Alfred besonders angelegen sein ließ. Denn gerade auf diesem Gebiete, wo die Angelsachsen einst die Lehrer und Bildner der übrigen Germanen gewesen waren, hatte die Dänennot besonders schädlich gewirkt. Jetzt wurden die Klöster, die ehemals gefeierte Pflegestätten der Wissenschaft gewesen, dann aber durch die Dänen zerstört waren, wieder aufgebaut und mit zum Teil aus der Fremde berufenen gelehrten Mönchen besetzt, welche eine neue, wissenschaftlich tüchtig gebildete Generation von Geistlichen heranzogen. Was sein Wirken auf diesem Gebiete besonders kennzeichnet, ist, daß er die Schätze der fremden Bildung nicht bloß den Geistlichen erschloß, die durch ihren Beruf auf die Beschäftigung mit der Wissenschaft angewiesen waren, sondern auch die Laien dafür zu gewinnen und dadurch geistig zu heben strebte. Dazu veranlaßte er Übersetzungen lateinischer Autoren, ja war selbst in dieser Richtung litterarisch thätig. Des „ehrwürdigen" Beda († 735) berühmtes Geschichtswerk ist in Alfreds Übersetzung ein Gemeingut seines Volks geworden, das des Orosius hat er obenein durch eigne Zusätze ergänzt und erweitert, ebenso auch des Boethius' Buch von den Tröstungen der Philosophie. Aber er vergaß darüber auch nicht die Sammlung der angelsächsischen Lieder und Sagen, die er als ein kostbares Gut seines Volkes zu schätzen wußte und die gerade in Zeiten der Heimsuchung den nationalen Sinn zu beleben und zu stärken geeignet waren.

Eine solche aber blieb Alfred nicht erspart. Noch einmal erneute sich unter seiner Regierung die Dänennot. Sie traf namentlich den südlichen Teil des Landes, der früher verhältnismäßig verschont geblieben war. Seit sie nämlich im ostfränkischen Reiche infolge der tapferen Gegenwehr des kriegstüchtigen Königs Arnulf nicht mehr so leichten Gewinn machten wie früher und auch die Westfranken sich zu erfolgreicherer Verteidigung ermannten, richteten die nordischen Seefahrer ihre Züge von neuem namentlich gegen England, um in den fruchtbaren Küstenlandschaften des Südens Wohnsitze zu erobern. Natürlich gärte es nun auch im Norden bald wieder, wo eben um jene Zeit Guthrun starb, jener Dänenfürst, durch dessen Bekehrung und Unterwerfung Alfred zuerst ein besseres Verhältnis zu den seßhaft gewordenen Fremden angebahnt hatte. Ein erbitterter Kampf entbrannte, der drei Jahre lang namentlich die südlichen Landschaften heimsuchte. Sein Verlauf aber bewies, wie erfolgreich Alfred an der Erneuerung der angelsächsischen Volkskraft gearbeitet hatte: 896 mußten die Eindringlinge das Land räumen, das nun bis zu dem Tode des großen Königs im Jahr 901 eines ungestörten Friedens genoß, aber auch in der Folgezeit zur Abwehr einer neuen Invasion stets bereit sein mußte.

Auch in dem Gebiete des skandinavischen Germanentums, welches durch die normännischen und dänischen Raubfahrten der Schrecken Mitteleuropas wurde, vollzogen sich damals wichtige Änderungen, die jenes massenhafte Ausströmen unbändiger Kriegerscharen wesentlich veranlaßt haben. Denn während dort bisher die alte politische Ordnung fortgedauert hatte, nach der die Skandinavier, in zahlreiche Völkerschaften geteilt, unter erblichen Königen als Vor-

stehern der einzelnen Gaue und dem kriegerischen Adel der Jarle lebten, aber die höchste Gewalt unter Aufrechterhaltung der urgermanischen Volksfreiheit in der Gesamtheit der freien Leute beruhte, machte sich auch dort im Laufe des neunten Jahrhunderts ein Zug zur Zusammenfassung der kleinen Teilreiche in größere Staaten geltend und bewirkte eine Steigerung der bisher sehr beschränkten königlichen Gewalt. In Norwegen warf in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts Harald Harfagr (d. h. der Schönhaarige) die Gaukönige und den ihnen verbündeten stolzen Adel der Jarls in heftigen Kämpfen nieder. In Dänemark gewann um dieselbe Zeit Gorm der Alte die gleiche Stellung, mußte aber im Kampfe mit dem unter dem ersten Sachsenkönig erstarkenden deutschen Reich den Versuch zu weiterer Ausbreitung nach Süden hin aufgeben. Allmählicher und unter mannigfacheren Wechselfällen bahnte sich die gleiche Wendung zu gunsten einheitlich monarchischer Ordnung damals auch in Schweden an. Diese Entwickelung nun verleidete vielen von den bisherigen Gaukönigen und Jarlen die Heimat, in der sie bisher in uneingeschränkter Freiheit gesessen hatten, und auch von der großen Masse der freien Bauern, dem Kern des Volkes, mochten viele Tausende nicht unter dem strafferen Regiment des neuen Königtums mit seinen mancherlei Anforderungen bleiben, sondern folgten nun erst recht gern dem Ruf der abenteuerlustigen Führer, die ihnen Kampf und Beute, Sieg und neue Wohnsitze in reicheren und milderen Ländern verhießen. So kam noch ein neues, höchst wirksames Moment hinzu, um die nordischen Germanen als raublustige Eroberer in die Fremde zu treiben.


DIE LÄNDER DES ISLAM
um 750 (Flachenkolorit, Namen fett)
um 950 (Randkolorit, Namen Haarschrift)
MITTELLAENDISCHES MEER
EMIRAT VON KORDOVA
MAGRIB
Toulouse
Narbonne
Saragossa
Barcelona
Toledo
Cordova
Balearen
Pavia
Rom
Neapel
Sardinien
Sizilien
Malta
Kreta
Cypern
Konstantinopel
Alexandria
Kairo
Tlemsen
DIE LÄNDER DES ISLAM
um 1180 (Flachenkolorit, Namen fett)
um 1380 (Randkolorit, Namen Haarschrift)
MITTELLAENDISCHES MEER
MERINIDEN
ALMOHADEN
SELDSCH
Toulouse
Narbonne
Saragossa
Barcelona
Cordova
Balearen
Rom
Sardinien
Sizilien
Kairwan
Tlemsen
Cypern
Konstantinopel
Alexandria
Kairo
C. L. Keller, geogr. lith. Anst. u. Steindr. Berlin S
Entw. u. gez.

40 50 60 70 80

ARAL SEE
Jaxartes
KASPISCHES MEER
Chiwa
CHWARISM
FERGANA
TRANSOXANIEN
Samarkand
ARMENIEN
SCHIRWAN
Trapezunt
Merw
Oxus
TOCHARISTAN
CHORASSAN
MESOPOTAMIEN
TABARISTAN
KUMIS
MEDIEN (DSCHIBAL)
(PERS. IRAK)
REICH
HAMDANIDEN
SYRIEN
Damascus
Jerusalem
Bagdad
IRAK
Isfahan
KOHISTAN
Herat
GOR
Lahore
FARS
Multan
KIRMAN
Dehli
PERS. MEER
MEKRAN
Indus
Ganges
JEMAME
KARMATEN
OMAN
Medina
Mekka
HIDSCHAS
ROTES MEER

45 40 35 30 25

ARAL SEE
Jaxartes
Chwarism
CHWARISM
KASPISCHES MEER
SCHIRWAN
Samarkand
Kaschgar
Oxus
SELDSCHUKIDEN
MOSSUL
CHORASSAN
GORIDEN
Herat
Bagdad
Isfahan
Damascus
Jerusalem
CHALIFEN
Lahore
GASNEVIDEN
FARS
Multan
KIRMAN
Dehli
Indus
PERS. MEER
ARABIEN
ROTES MEER
Ganges

40 50 60 70 80

Lith. H. Lukas

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin



Fünftes Kapitel.

Das byzantinische Reich, die römische und die griechische Kirche und die mohammedanische Welt im karolingischen Zeitalter.

Die Gewinnung der leitenden Stellung an der Spitze der abendländischen Christenheit, welche in seiner Kaiserkrönung ihren Ausdruck fand, war Karl dem Großen, auch nachdem er sämtliche deutsche Stämme vereinigt hatte, wenn nicht überhaupt erst ermöglicht, so doch wesentlich erleichtert worden durch die tiefe Zerrüttung, in die das bisher als Erbe des römischen Imperiums geltende byzantinische Reich damals verfiel, in furchtbarem Gedränge zwischen dem Ansturm auswärtiger Feinde und wüsten Bürger- und Religionsstreitigkeiten im Innern. Denn so konnten die Griechen zur Verteidigung Italiens nichts Ernstliches thun und mußten nach einigem Sträuben die römische Kaiserwürde als rechtmäßigen Besitz des Frankenkönigs anerkennen. Des weiteren aber hing damit die folgenschwere Wandelung zusammen, die in der Stellung des römischen Bischofs zu Byzanz eintrat und neben und über dem erneuten römischen Kaisertum eine Autorität aufkommen ließ, die nach kirchlicher Universalherrschaft strebte.

Daß der Bilderdienst, wie er sich namentlich in der orientalischen Kirche gestaltet hatte, durch seine grobsinnliche Richtung und die ihm anhaftenden heidnischen Reminiscenzen schweren Anstoß gab, wird niemand in Abrede stellen: setzte er doch das Christentum in den Augen der Mohammedaner und Juden herab, und im Interesse des Christentums selbst war eine Reform wünschenswert. Nur ließ sich diese durch bureaukratische Reglementierung und, wo diese nicht verfing, durch despotisch militärischen Zwang nicht erreichen, den Kaiser Leo III., der Isaurier, dazu anwandte, als er 726 den Bilderdienst erst einschränkte und dann 728 die Bilder des Heilands, der Jungfrau Maria und der Heiligen aus den Kirchen zu entfernen und zu vernichten befahl. Alsbald wurde die Bevölkerung, die sich dereinst um viel schwierigere, dem Verstande des gemeinen Mannes kaum recht faßbare dogmatische Streitfragen zu wildester Leidenschaft erhitzt hatte, von neuem in zwei Parteien gespalten, die, einander mit Erbitterung bekämpfend, die Hauptstadt und das Reich auf lange Jahre zum Schauplatz der heftigsten Streitigkeiten machten und in der Entfaltung der dem gesunkenen rhomäischen Volkstum anhaftenden üblen Eigen-

schaften förmlich wetteiferten. Mochte Kaiser Leo III. auch für jeden freier denkenden Beurteiler das Recht auf seiner Seite haben und Lob verdienen durch den immerhin nicht gering anzuschlagenden sittlichen Mut, mit dem er auf eine augenfällige Verirrung des christlichen Kultus hinwies, so gehörte doch die überwältigende Mehrheit seiner Unterthanen zu der Partei der Bilderdiener oder Ikonodulen, welche den um den Kaiser gescharten Bilderstürmern oder Ikonoklasten mit jedem Erfolg verheißenden Mittel Widerstand bis aufs äußerste zu leisten für heilige Pflicht hielten. Als der Kaiser die Opposition durch die Entsetzung des greisen Patriarchen Germanus ihres Hauptes zu berauben und durch die Erhebung des gefügigen Anastasius auch die Autorität der Kirche gegen den Bilderdienst aufzubieten versuchte, kam es bereits zu einzelnen Aufstandsversuchen, die aber noch schnell unterdrückt wurden.

Der Mut der Bilderdiener aber wuchs und die Lage des Kaisers wurde bedenklicher, als Papst Gregor II. (715—31) mit aller Entschiedenheit für die Bilder Partei ergriff und Leos Verfahren als völlig verwerflich brandmarkte. Als der Kaiser mit Gewalt drohte, wies Gregor II. ganz offen auf den ihm jederzeit erreichbaren langobardischen Schutz hin und rief alle Gläubigen zur Verteidigung der von den Gottlosen mit dem Untergange bedrohten heiligen Bilder auf. Damals sagten sich Ravenna und die Pentapolis von der byzantinischen Herrschaft los, und die Flotte, die Leo zur Herstellung seiner Autorität 733 nach Italien schickte, wurde teils durch die tapfere Gegenwehr der Bevölkerung, teils durch hereinbrechende Stürme genötigt unverrichteter Sache heimzukehren. Das erschien den Bilderdienern wie ein zu gunsten ihrer Sache ergangenes Gottesurteil, und eine römische Synode sprach gegen alle Widersacher der Bilder den Bann aus. Zu einer förmlichen Losreißung von dem byzantinischen Reiche aber, welche damals schon einige betrieben zu haben scheinen, kam es noch nicht. Aber auch Papst Gregor III. (731—41) beharrte in dem Widerstand gegen die bilderfeindlichen Edikte des Kaisers, der seinerseits die bilderfreundliche Geistlichkeit unbarmherzig zu verfolgen fortfuhr. Natürlich sahen die frommen Eiferer in allem Unheil, das auf anderen Gebieten das Reich traf, nur eine Strafe des Himmels für den gottlosen Bildersturm, in dem Erdbeben sowohl, welches die Landschaften zu beiden Seiten des Bosporus und der Propontis traf und in den volkreichen Städten namenloses Elend anrichtete, wie in den verwüstenden Einfällen, mit denen die Mohammedaner die östlichen Provinzen heimsuchten.

Schlimmer noch wurden die Zustände unter Leos III. Nachfolger, seinem Sohne Konstantin V. (741—75), dem der Haß der Bilderdiener den Beinamen Kopronymus (d. h. der nach dem Mist Benannte) angehängt hat. Wenn den Berichten, die aus diesen Kreisen stammen, zu trauen wäre, so müßte Konstantin V. geradezu ein Auswurf der Menschheit gewesen sein: nichts ist so gemein und so niederträchtig, so schamlos und so grausam, daß man es ihm nicht nachgesagt hätte, um das Haupt der Ikonoklasten als den Inbegriff aller Sündhaftigkeit dem allgemeinen Abscheu preis zu geben. In

ihrem wilden Fanatismus meinten diese Eiferer vor Mit- und Nachwelt alles das totschweigen zu können, was dieser Mann während einer mehr als dreißigjährigen Regierung namentlich in der Verteidigung des von allen Seiten bestürmten Reiches geleistet hat, während er, im eigenen Hause durch schnöden Verrat bedroht, durch Verschwörung und Aufruhr zeitweilig entthront, die Herrschaft in mühseligem Kampf wiedererobern mußte. Wenn er sich danach gewaltthätig und grausam zeigte und die zurückgewonnene Herrschaft durch unbarmherzige Strenge aufrecht zu erhalten suchte, so trifft ihn wenigstens nicht allein die Verantwortung dafür, und wenn sein Leben mit manchem Laster befleckt war, so war eben auch er das Kind einer verwilderten Zeit und das Glied eines demoralisierten Volkes. Jedenfalls besaß der vielgeschmähte Konstantin V. eine Kraft und namentlich eine militärische Tüchtigkeit, wie die entnervten Byzantiner sie lange nicht an ihrer Spitze gesehen hatten. Der wirksame Schutz der Ostgrenze gegen die Araber und die Abwehr der furchtbaren Angriffe der Bulgaren, die er in mühsamen Kriegen an weiterem Vordringen hinderte, waren Thaten, die nur der blinde Haß religiöser Fanatiker um ihr Verdienst zu bringen versuchen konnte, und sicherten diesem tapferen Soldaten namentlich bei seinen Kampfgenossen auf lange Zeit hinaus ein dankbares Gedächtnis. Auch hat nicht Konstantin V. den Glaubenskampf erneut. Die Bilderdiener vielmehr benutzten 742 seine Abwesenheit auf einem Zuge gegen die Araber zu einer Palastrevolution, die Konstantins Schwager Artavasdes zum Kaiser machte und die Gewalt in Staat und Kirche wieder an ihre Partei brachte. Mit Hilfe seiner tapferen isaurischen Landsleute, in deren Mitte er sich zunächst zurückzog, besiegte Konstantin zwar den Gegenkaiser bei Sardes, mußte dann aber die Hauptstadt selbst, welche die Bilderverehrer mit Erbitterung verteidigten, durch eine langwierige Belagerung zurückerobern. Wenn die Schuldigen nun ein strenges Strafgericht traf, so galt das zunächst nicht ihrer kirchlichen Stellung, sondern dem Aufruhr, der kirchlichem Fanatismus durch Entthronung des bilderfeindlichen Kaisers hatte genugthun wollen. Aber es war doch auch natürlich, wenn Konstantin V. hinfort in der Bilderverehrung nicht bloß eine dogmatische Verirrung, sondern ein politisches Verbrechen sah, das im Interesse der Sicherheit des Thrones ausgerottet werden müßte. Damit kam in den heftiger entbrennenden Bilderstreit ein politisches Moment, so daß er religiöse und politische Leidenschaften gleichmäßig entfesselte und Kirche und Staat tief innerlich zerwühlte. Die Verantwortung dafür trifft namentlich die Unbeständigkeit des byzantinischen Episkopates, der, in seiner überwältigenden Mehrheit ein Anhänger des Bilderkultus, sich doch nicht bloß aus Furcht, sondern vielfach auch um weltlicher Vorteile willen der entgegengesetzten Ansicht des Staatsoberhauptes beugte und durch seine wechselnde Stellung und die Fassung einander geradezu aufhebender Beschlüsse die Verwirrung heillos steigerte, zugleich aber auch seinem Ansehen bei der bilderdienerischen Menge schweren Abbruch that und die Gewalthaber glauben machte, daß er als gefügiges Werkzeug zu allem zu gebrauchen sei.

Dagegen fand der Bilderdienst seine ausdauerndsten und opferfreudigsten Verteidiger in den Scharen der Mönche, welche daher von der Verfolgung auch besonders schwer getroffen wurden, aber durch das ihnen bereitete Martyrium in den Augen des Volkes an Heiligkeit und an Einfluß gewannen. Ihr litterarischer Vorkämpfer wurde der Damascener Johannes Chrysorrhoas, der Sprößling eines syrischen Griechenhauses, das den Kalifen eine Reihe hervorragender Beamten geliefert hatte, wie er selbst am Hofe zu Bagdad als Schatzmeister eine angesehene Vertrauensstellung einnahm, bis er sich in die Stille des Klosters S. Saba bei Jerusalem zurückzog, um frommen Übungen und theologischen Studien zu leben. Während ihm die griechische Kirche in der Hauptsache die endgültige Formulierung ihrer Glaubens- und Sittenlehre verdankt, warf er sich mit seinen „Reden für die Bilder" zum beredtesten und feurigsten Verteidiger der Bilderverehrung auf, zu deren Gunsten er eine mächtige Wirkung ausübte.

Eine furchtbare Pest, die, 746 von Sizilien hereingeschleppt, einen großen Teil des Reiches heimsuchte und namentlich in der dichtbevölkerten Hauptstadt zahllose Opfer forderte, dann der mühselige Kampf gegen die von Norden her andringenden Bulgaren, vor denen die in den bedrohten Landschaften sitzenden Slawen südwärts wichen und die durch die Seuche entvölkerten griechischen Gebiete besiedelten, und der fortdauernde Grenzkrieg gegen die Araber im Osten, gegen die es auch zur See zu kämpfen galt, nahmen Konstantin V. zunächst so ganz in Anspruch, daß er erst zehn Jahre nach der Niederschlagung des Aufstandes der Bilderfreunde unter Artavasdes auf dem von seinem Vater beschrittenen Wege gegen die Ikonodulen vorgehen konnte. Zu Beginn des Jahres 754 versammelte er in Konstantinopel ein von mehr als dreihundert Bischöfen besuchtes Konzil, das auf dem asiatischen Ufer in dem Hierionpalast tagte. Dieses verdammte die Bilderverehrung als eine Erfindung des Teufels, weil sie einerseits dadurch, daß man den Heiland doch nur in seiner menschlichen Gestalt darzustellen vermöge, monophysitische Ketzerei enthielte, anderseits aber durch die bildliche Veranschaulichung der Heiligen, deren himmlischer Zustand dem menschlichen Denken unfaßbar sei, etwas Unmögliches zu leisten sich unterfinge: ausschließlich das Kreuz sollte als Symbol geduldet werden. Weiterhin wurde nicht bloß die Entfernung und Vernichtung der noch vorhandenen Bildwerke empfohlen, auch die Anfertigung von solchen wurde strengstens verboten und mit schweren Strafen bedroht. Gerade diese Bestimmung steigerte die Erregung der Mönche, die sich vielfach mit der Anfertigung von plastischen Bildwerken und kirchlichen Gemälden beschäftigten und sich durch die Abschneidung einer reichlich fließenden Einnahmequelle wirtschaftlich geschädigt sahen. Von ihnen aufgereizt, erhob sich die Masse des Volkes, das in den Bildern das Christentum selbst bedroht wähnte, vielfach gewaltsam zur Verteidigung der Bilder und forderte dadurch auch den Kaiser zu gewaltsameren Maßregeln heraus, die sich vorzugsweise gegen die Klöster und deren Einsassen richteten. Strafeinquartierung, Plünderung, Raub und Verwüstung

aller Art trafen diese, die Mönche wurden ausgetrieben, verhöhnt, mißhandelt, nicht selten eingekerkert, verstümmelt oder gar dem Tode überliefert, und selbst sein Jammern und Klagen beim Anblick der blutigen Exekutionen wurde dem Volke von dem leidenschaftlich verbitterten Kaiser zum Verbrechen angerechnet und als solches gestraft. Und dennoch beugten sich die Bilderdiener nicht, ja, die Furchtbarkeit des Martyriums, das sie über die hervorragendsten Bekenner kommen sahen, steigerte ihre Zuversicht, ließ ihren Eifer mächtiger aufflammen und erfüllte immer weitere Kreise mit begeistertem Glaubensmut, und der römische Bischof, der, beständiger als die von Hofgunst abhängigen Patriarchen von Konstantinopel, unbeirrt durch alle Drohungen, an dem Bilderdienst festhielt, wurde nicht müde die Gläubigen durch tröstenden Zuspruch und lobende Anerkennung zum Ausharren zu ermutigen.

Erst mit dem Tode Konstantins V. (775) ließ die Heftigkeit des Kampfes nach. Sein Sohn und Nachfolger Leo IV. (775—80) änderte zwar nichts an den gegen den Bilderdienst erlassenen Verfügungen und den sie bestätigenden Konzilbeschlüssen, aber er stellte doch die Verfolgung der Widerstrebenden ein und erlaubte den ausgetriebenen Mönchen die Heimkehr. Vielleicht entsprang diese Milde der Sorge um die Zukunft seiner Dynastie, gegen die des Vaters strenge Gewaltherrschaft eine gefährliche populare Strömung hervorgerufen hatte. Da ihm selbst ein langes Leben nicht beschieden zu sein schien, nahm Leo IV. seinen erst fünf Jahre alten Sohn Konstantin zum Mitkaiser an und ließ ihm von den Großen in besonders feierlicher Weise Treue schwören. Dennoch hatte er bald gegen ein Komplott einzuschreiten, das seine eigenen Stiefbrüder, die Söhne Konstantins V. aus einer zweiten Ehe, angezettelt hatten; ja, die ihnen gewährte Gnade belohnten sie bald danach durch einen neuen Versuch derselben Art, und selbst in der Stille des Klosters, in die man sie nun verwies, fanden sie Mittel und Wege zur Fortsetzung ihres hochverräterischen Treibens und machten, aus der Haft entfliehend, einen letzten verzweifelten Versuch, um das Volk der Hauptstadt zu offenem Aufruhr mit sich fortzureißen. Nun wurden sie in strenge Haft nach Athen abgeführt und sind dort elend verkommen. Denn die Athener galten damals für besonders zuverlässige Stützen der isaurischen Dynastie: teilte doch eine schöne Athenerin, Irene, den Thron Leos IV. und war die Mutter des jungen Mitkaisers — eine leidenschaftliche, herrschsüchtige Frau, auf welche die Bilderfreunde längst ihre Hoffnungen gesetzt zu haben scheinen und die nur auf den Augenblick wartete, wo sie ihre bisher klug verborgene wahre Gesinnung zu deren Gunsten entscheidend bethätigen konnte. Bei seinem Tode 780 übertrug ihr Leo IV. die vormundschaftliche Regierung für den erst zehn Jahre alten Konstantin VI.



Konstantin VI. als Knabe und seine Mutter Irene. Goldmünze.
CONSTANTINOS C' (καὶ) ЄIR. Kehrseite: CONST AΓVSTI ЄΤ ЄIRI; im Felde die Ahnen des Kaisers: Leo III., Konstantin V. und Leo IV. Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Eine Zeit schwerer äußerer Bedrängnis und neuer Stürme im Innern begann mit der Regierung der Athenerin für das Reich, das mehr als je einer starken männlichen Leitung bedurft hätte. Indem Irene die ihr mangelnden Herrschergaben durch Intriguen zu ersetzen und ihre stets bedrohte Stellung durch Begünstigung ihr blindlings ergebener Emporkömmlinge zu befestigen, die Gegner aber durch geflissentliche Nährung der Zwietracht und der Parteiungen am Hofe zu teilen und unschädlich zu machen suchte, es also unternahm, die großen Übel einer an schweren Bedrängnissen überreichen Zeit durch die einer selbstsüchtigen weiblichen Natur entsprechenden kleinlichen Mittel notdürftig zu beschwören, benutzten die Abbasiden den günstigen Zeitpunkt zu einem neuen kriegerischen Ansturme, der sie bis unter die Mauern der zitternden Hauptstadt führte. Schon 781 drang des Kalifen Mahdi zweiter Sohn, der zu so großen Dingen berufene Harun (nachmals al Raschid, d. i. der Gerechte genannt) bis an den Bosporus vor und schüchterte durch sein rücksichtslos drohendes Auftreten die Kaiserin und ihren unkriegerischen Hof so ein, daß sie ihm um einen Tribut von jährlich 70 000 Goldstücken einen unsicheren Frieden abkauften und ihn mit der gemachten reichen Beute und einer Menge von Gefangenen unbelästigt nach der Grenze davonziehen ließen. Und so oft in den folgenden Jahren das byzantinische Reich sich dieser Tributpflicht zu entziehen versuchte, brach Harun, der seit 788 selbst den Thron der Kalifen inne hatte, mit Heeresmacht in die asiatischen Provinzen ein und erzwang die Zahlung, die jedenfalls noch geringere Opfer erforderte als ein unglücklicher Krieg mit einem so furchtbaren Feinde. Auch an der Nordgrenze, deren Neubefestigung Konstantins V. Hauptverdienst gewesen war, erwehrten sich die Byzantiner nur mit äußerster Anstrengung der Bulgaren, welche die Zeit des Weiberregimentes zu fernerer Gebietserweiterung zu benutzen eilten.

Es ist charakteristisch für jene Zeit, daß der Herrscherin ebenso wie dem Volke diese kriegerischen Bedrängnisse viel weniger Sorge machten als die Begleichung der kirchlichen Gegensätze, zu denen die bilderfeindliche Richtung der drei letzten Kaiser den Anlaß gegeben hatte. Irene selbst, eine Tochter der Stadt, wo das befreiende Licht der Aufklärung einst seinen Ursprung genommen hatte, war offenbar von Jugend auf in die grobsinnlichen und abergläubischen Anschauungen der Ikonodulen tief verstrickt und hatte inmitten des bilderfeindlichen byzantinischen Hofes ihre wahre Gesinnung nur klug verheimlicht, um nicht ihre Stellung und ihre Zukunft zu gefährden. Jetzt, in den Besitz der Gewalt gelangt, leitete sie eine völlige Umkehr ein, um dem kirchlichen Aberglauben zu einem vollständigen Sieg über den aufgeklärten Despotismus zu verhelfen. Gewiß entsprach sie den Gesinnungen und den Wünschen der überwältigenden Mehrheit ihrer Unterthanen; auch wurde es ihr dadurch erleichtert, daß die Geistlichen, deren sich Leo III. und Konstantin V. zur Durchsetzung ihres Willens bedient hatten, wohl nur ausnahmsweise sich aus Überzeugung gegen die Bilder erklärt, die meisten sich einfach dem Befehle der jeden Ungehorsam unbarmherzig strafenden Kaiser gebeugt hatten und

seitdem in steter Gewissensnot ringend, bedroht von dem Volke und den Mönchen, von Rom her mit kirchlichen Strafen geängstigt, nichts sehnlicher begehrten als aus der heillosen Lage befreit zu werden, in die sie sich durch ihre Scheu vor dem drohenden Martyrium gebracht hatten. Widerstand gegen die beabsichtigte Reaktion war nur von der Armee zu erwarten, auf der das Kaisertum der Isaurier beruhte und mit deren Hilfe Leo III. und Konstantin V. ihren bilderfeindlichen Dekreten Gehorsam erzwungen hatten. Durch Entlassung der alten Truppen und vorsichtige Auswahl des Ersatzes wurde diese Gefahr beseitigt und in dem neuen Heere eine Waffe geschaffen, mit der man den zu erlassenden bilderfeindlichen Gesetzen im Notfall Gehorsam erzwingen konnte. Der Patriarch Paulus, von Gewissensbissen über die den Ikonoklasten geleistete Beihilfe gequält, dankte ab, um seine Schuld im Kloster zu büßen, und wurde ersetzt durch den in hohen Staatsämtern bewährten Tarasios, einen Laien, für den natürlich nur politische Gesichtspunkte in Betracht kamen. Eine Gesandtschaft bahnte den Frieden mit Rom an und sicherte die Unterstützung Hadrians I. (775—92) für das Gott wohlgefällige Werk, während die Gesetze gegen den Gebrauch der Bilder ungestraft mißachtet werden durften, so daß die Bilderfreunde sich dankbar um die Kaiserin scharten, die Bilderfeinde aber die thatsächlich eingetretene neue Ordnung stillschweigend ertragen lernten. So vorbereitet, geschah 787 der entscheidende Schritt durch ein Konzil in Nicäa, dessen Teilnehmer zu einem Drittel aus Klostergeistlichen bestanden, die als Bilderdiener hart verfolgt worden waren, während die wenigen Vertreter der bilderfeindlichen Richtung, durch die draußen stehenden Truppen eingeschüchtert, ihre Sache gar nicht ernstlich zu verteidigen wagten. Daß Legaten Hadrians I. erschienen waren und ein paar aus Palästina herbeigekommene Mönche für Vertreter der morgenländischen Kirche ausgegeben werden konnten, gab der Fiktion, als handele es sich um ein ökumenisches Konzil, freilich nur eine dürftige Scheinbegründung. Natürlich entsprachen die gefaßten Beschlüsse vollkommen den Absichten Irenens und ihrer geistlichen Ratgeber. Das Konzil von Hierion wurde als ketzerisch verdammt, das Andenken der an den bilderfeindlichen Gesetzen beteiligten Patriarchen verflucht und jeder, der jenen Dekreten noch gehorchen würde, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen. Weiter erklärten die versammelten Geistlichen dann, daß auch die Bilder des Heilandes, der Jungfrau, der Engel und der Heiligen durch Kuß und Kniebeugung verehrt werden dürften, während von einer Anbetung, die ausschließlich Gott gebühre, nicht die Rede sein könnte.

Im Hinblick auf den Radikalismus der früheren bilderfeindlichen Beschlüsse ist den Erklärungen des nicänischen Konzils von 787 das Verdienst der Mäßigung nicht abzustreiten. Es wurde doch ein gewisser mittlerer Zustand hergestellt, der auch für die Bilderfeinde erträglich war, da er die Bilderverehrung ihnen ja nicht aufzwang, sondern nur für erlaubt erklärte, im wesentlichen also die Entscheidung dem Gewissen jedes Einzelnen anheimstellte. Wohl hätte sich auf dem so gewonnenen Boden ein friedliches Nebeneinander

der Parteien entwickeln können. Für das Gedeihen des Reiches wäre damit die erste und unerläßlichste Bedingung geschaffen worden, und der Ehrenname der zweiten Helena, mit dem die jubelnden Ikonodulen Irene der von der Legende verklärten Mutter Konstantins des Großen an die Seite setzten, hätte wenigstens eine Art von Berechtigung gehabt. Aber die furchtbare Saat leidenschaftlicher Verbitterung, welche der Bilderstreit gezeitigt hatte, wucherte fort und brachte neues Unheil, neue Gewaltthaten und neue kirchliche und bürgerliche Kriege hervor. Den Eiferern unter den Bilderdienern war durch die nicänischen Beschlüsse nicht genug gethan; die strengen Bilderfeinde verabscheuten sie als einen Rückfall in den Aberglauben. Um so verwerflicher war es, daß Irene in der Freude an dem Besitze der Gewalt, der ja gerade auf Naturen dieser Art einen unwiderstehlichen Reiz auszuüben pflegt, planmäßig darauf ausging, sich desselben auf die Dauer zu versichern. Geflissentlich hatte sie des jungen Konstantin Erziehung vernachlässigt, geflissentlich hielt sie ihn jetzt von dem ihm gebührenden Anteil an der Regierung zurück; seine Verlobung mit des großen Frankenkönigs Tochter Rotrud, durch welche das damals angebahnte freundschaftliche Verhältnis zwischen den bisher über die langobardischen und Beneventaner Wirren verfeindeten Reichen und Herrscherhäusern auch für die Zukunft hatte gesichert werden sollen, wurde von ihr gelöst, vermutlich weil sie den Schwiegersohn des mächtigsten Herrschers der Christenheit nicht mehr in so unwürdiger Abhängigkeit hätte halten können; sie nötigte Konstantin eine armenische Fürstin zur Gattin auf. Das alles ließ keinen Zweifel über Irenens Absichten: sie verstimmten das Heer, das endlich wieder einen kaiserlichen Feldherrn an seiner Spitze zu sehen wünschte; auch von den Großbeamten waren viele des intriguenreichen Weiberregiments müde. So plante man die Verbannung Irenens, aber diese kam zuvor, stürzte, verbannte oder tötete die ihr feindlichen Beamten und setzte ihren Sohn gefangen. Sie war auf dem Wege, sich dauernd der Alleinherrschaft zu bemächtigen, als ein Aufstand der gegen die Araber im Felde stehenden Legionen sie 791 zur Freilassung und Herstellung Konstantin VI. nötigte, der Gewalt beraubte und vom Hofe entfernte.

Aber Irene sann nicht bloß auf Wiedergewinnung der Macht, sondern auch auf Rache an dem Sohne und dessen Beratern. In jahrelang konsequent durchgeführtem Trugspiel schien sie nur noch die liebende Mutter, die ausschließlich ihres Kindes Glück und Wohlfahrt auf dem Herzen trägt, und wiegte den Jüngling so allmählich in verderbliche Sicherheit. Im geheimen aber warb sie namentlich unter dem bilderdienerischen Klerus eine Partei, um den Sohn zu entthronen, dessen Stellung sie durch üble Nachreden planmäßig untergrub. Daß Konstantin VI. nach Verstoßung seiner armenischen Gemahlin mit einer der Damen des Hofes eine neue Ehe einging, zog ihm die Feindschaft der eifernden Geistlichkeit zu. Als er den losen Reden dieser Leute strenge entgegentrat und die Hauptschreier als Aufrührer bestrafte, griff die Unzufriedenheit, die Irene in Gemeinschaft mit dem einflußreichen Staurakios, einem der

ersten Beamten des Reiches, nach Kräften nährte, immer mehr um sich. Bald stand Irene, den Sohn auch jetzt noch durch erheuchelte Liebesbeweise täuschend, an der Spitze einer weit verzweigten Verschwörung, die nur auf ihren Wink zum Losschlagen wartete. Aber noch im letzten Augenblick drohte der Plan zu scheitern: Konstantin schien Verdacht zu schöpfen, denn er wollte sich ins Lager in die Mitte der Truppen begeben. Da entsank den Mitwissern der Mut, und erst durch die Drohung, alles zur Kenntnis ihres Sohnes zu bringen und diesem die Beweise für ihre Schuld vorzulegen, nötigte Irene die in ihre Hand gegebenen Verschworenen bis ans Ende mit ihr zu gehen. Konstantin VI. wurde 797 überfallen und in Haft genommen, dann in barbarischer Weise des Augenlichts beraubt und so zu elendem Siechtum geweiht, bis ihn einige Jahr später der barmherzige Tod von dem jammervollen Dasein erlöste, zu dem ihn in fast beispielloser Unmenschlichkeit die eigene Mutter verurteilt hatte. Wohl mag es dieser gelungen sein, im Genusse der kaiserlichen Macht, die sie in eitlem Prunk vor den Augen des Volkes zur Schau zu stellen liebte, und in dem Stolze auf das Verdienst, das sie durch die Herstellung des Bilderdienstes sich um die Kirche erworben hatte, ihr schuldbeladenes Gewissen zeitweise zu betäuben: das Gefühl der Sicherheit aber und das Vertrauen auf die Beständigkeit ihres Glücks blieb ihr allezeit fremd. Inmitten der Ränke eines entsittlichten Hofes durch die gemeinsame Schuld an die Werkzeuge ihrer Frevelthaten gebunden und bedrängt in dem Streite der Günstlinge, die einander den Rang abzulaufen suchten, fürchtete Irene fortdauernd das Hereinbrechen der Vergeltung. Von Staurakios befreite sie sein plötzlicher Tod, als er eben im Begriff stand sie zu entthronen und sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. An seine Stelle trat sein alter Widersacher Aëtios, Irenen verbunden, seit er ihres Gemahls Oheime nach ihren wiederholten Aufstandsversuchen unschädlich gemacht hatte. Aber auch er war des Regiments der unzuverlässigen Frau und ihrer unwürdigen Höflinge bald müde und wollte sie seinem Bruder Leo vermählen, um so den Purpur an sein Haus zu bringen. Da kam ihm Nikephorus, der Großschatzmeister, zuvor: von zahlreichen Mitverschworenen zum Kaiser erhoben und von dem Patriarchen mit dem Diadem geschmückt, zwang er Irene zum Verzicht und zur Auslieferung der angehäuften Schätze, um sie dann nach Lesbos deportieren zu lassen, wo sie, sich mühsam als Spinnerin ernährend, ihr Leben in Not und Elend beschlossen hat. Um so mehr wurde sie von der dankbaren Kirche gefeiert, welche die freigebige Gönnerin der lange Jahre so hart verfolgten Mönche, die Herstellerin des Bilderdienstes, ihren Heiligen anreihte und damit um des einen großen Verdienstes willen von all der schweren Sündenschuld, die sonst auf ihr lastete, vor der Nachwelt stillschweigend lossprach.

Auch des Nikephorus (802—11) Regierung brachte dem Reiche nicht bessere Zeiten. Die Geldgier des ehemaligen Schatzmeisters war unersättlich, und sein hartes fiskalisches System traf alle Stände gleich schwer und richtete

den öffentlichen Wohlstand vollends zu Grunde. Als er sogar den Sold der Legionen herabsetzte, kam es zu einer Meuterei, die er durch trügerische Versprechungen freilich schnell beschwichtigte. Auch der Geistlichkeit gegenüber, welche unter Irene ihr Haupt stolz erhoben hatte, führte Nikephorus ein eisernes Regiment und erzwang sogar die kirchliche Anerkennung seines schrankenlosen Despotismus durch eine Synode (809), welche den Kaiser für über dem Gesetze stehend und durch dasselbe nicht gebunden erklärte. Freilich gewann er durch kriegerische Tüchtigkeit die Achtung seines Volkes, wenn er auch im Kampfe gegen Araber und Bulgaren nicht eben glücklich war. Die Verweigerung des bisher gezahlten Tributes hatte bereits 802 einen neuen Angriff des Kalifen Harun al Raschid zur Folge; den ihm dadurch aufgenötigten nachteiligen Frieden brach der Kaiser, um dem schlagfertigen Gegner alsbald zum zweitenmale zu erliegen. Das wiederholte sich noch mehrfach. Trotz einer schweren Niederlage, welche ihm die Araber 804 in Phrygien beibrachten, griff Nikephorus 806 nochmals zu den Waffen: nur eine neue Überflutung Kleinasiens durch Harun al Raschids gewaltige Heeresmassen war die Folge. Heraklea am Pontus wurde von ihnen erobert und zerstört, und in dem nun eilig erbetenen Frieden mußte Nikephorus sich demütigender Weise verpflichten, die Stadt nicht wieder aufzubauen; auch ein Tribut wurde dem Reiche auferlegt und Nikephorus als ein Höriger des Kalifen dargestellt dadurch, daß er für sich und die Seinen hinfort noch eine besondere Kopfsteuer von drei Goldstücken nach Bagdad entrichten mußte. Auch auf einem Zuge gegen die Bulgaren erlitt er im Sommer 811 eine schwere Niederlage und fand selbst den Tod. Sein Sohn Staurakios entkam schwer verwundet nach der Hauptstadt, zog sich aber in ein Kloster zurück, so daß Heer und Volk zugleich mit der Geistlichkeit sich von ihm abwandten und seinen Schwager, den Großmeister des Palastes, Michael Rhangabe, zum Herrscher ausriefen.

Was diesen für den Thron empfohlen haben mag, ist nicht ersichtlich: hatte man aus irgend einem Grunde von ihm bessere Zeiten erhofft, so sind derartige Erwartungen in den zwei Jahren seiner Regierung arg enttäuscht worden. Wohl stach Michael I. (811—13) gegen den schmutzigen Geiz seines Vorgängers vorteilhaft ab durch seine verschwenderische Freigebigkeit; auch die Geistlichkeit, der er bei seiner Erhebung bestimmte Zusagen gemacht hatte, freute sich des harten Druckes entledigt zu sein, unter dem der Despotismus seines Vorgängers sie gehalten hatte: aber von den Eigenschaften, welche zu einer erfolgreichen Regierung dieses tief zerrütteten Reiches nötig waren, entwickelte Michael I. keine. Sein Eifer für die Bilderverehrung und seine Vorliebe für die Erörterung dogmatischer Streitfragen gaben den leidigen Glaubensstreitigkeiten neue Nahrung; er erbitterte die Verfolgten durch blutige Grausamkeit. Viel von dem, was er versah, scheint auf den verderblichen Einfluß seiner herrschsüchtigen und eitlen Gemahlin Prokopia zurückgeführt werden zu müssen, die sich nach Amazonenart sogar in die Leitung des Heeres mischte und im Felde eine Rolle zu spielen trachtete. Das veranlaßte schließ-

lich Michaels I. Sturz. Auf einem Zug gegen die Bulgaren, welche Makedonien und Thrakien ausgeraubt hatten und bis vor Konstantinopel selbst gestreift waren, kam es zur Rebellion des murrenden Heeres, das den als Feldherrn bewährten Armenier Leo zum Kaiser erhob. Obgleich die Bevölkerung der Hauptstadt, wohin Michael floh, für ihn zu kämpfen bereit war, gab der Kaiser doch kleinmüthig alles verloren und erkaufte um den Preis schnellen Verzichts auf den Purpur Schonung seines Lebens: noch lange Jahre hat er in einem Kloster bei Konstantinopel als Mönch verbracht; sein Sohn Nikator widmete sich dem geistlichen Stande.

In Leo V., dem Armenier (813—20), überwog durchaus der Soldat: die verwilderten Legionen wurden wieder an Zucht und Ordnung gewöhnt, und auch in den staatlichen Verhältnissen war seine militärische Straffheit und Pünktlichkeit von wohlthätiger Wirkung. Mit der Herstellung der Ruhe kehrte bei der Bevölkerung ein lange nicht gekanntes Gefühl der Sicherheit wieder. Vor allem wurde der Bulgarennot endlich kräftig und mit Erfolg begegnet. Unter seinem Fürsten Krum war dieses barbarische Volk damals bis unmittelbar an die Hauptstadt vorgedrungen: von ihren Mauern mußten die Byzantiner Zeugen der gräßlichen Festlichkeiten sein, mit denen es seine Siege verherrlichte und bei denen die Abschlachtung von Gefangenen eine entsetzliche Rolle spielte. Leos Versuch, sich während trügerischer Unterhandlungen Krums durch Überfall zu entledigen, mißlang und gab den Bulgaren Anlaß zu neuen Raubthaten, denen selbst einer der vorstädtischen Kaiserpaläste zum Opfer fiel. Dann zogen die Bulgaren mit ungeheurer Beute und Scharen von Gefangenen nordwärts und suchten Thrakien und Makedonien abermals furchtbar heim. Aber Leo V. eilte ihnen nach, verlegte ihnen durch eine geschickte Umgehung den Weg und lieferte ihnen im April 814 bei Mesembria eine Schlacht, die mit ihrer völligen Niederlage endigte und den Nachfolger des gefallenen Krum zu einem Vertrage bestimmte, der dem byzantinischen Reiche für die nächsten dreißig Jahre nach dieser Seite hin Ruhe schaffte. Da glaubte Leo V. die Zeit gekommen, um durch neue bilderfeindliche Erlasse die unter Irene erfolgte Reaktion zu gunsten des Aberglaubens rückgängig zu machen. Als sein Befehl zur Beseitigung der Bilder keinen Gehorsam fand, ja die bilderfreundliche Geistlichkeit zusammentrat und Abwehrmaßregeln beriet, ließ er die Leiter der Bewegung einkerkern, setzte den bilderfreundlichen Patriarchen Nikephorus ab und veranstaltete 815 eine Kirchenversammlung, welche die Schlüsse der nicänischen Konzils von 787 annullierte. Nun entbrannte der Kampf von neuem und die Schreckensszenen kehrten wieder, die das Reich in früheren Jahren mit Haß und Leidenschaft und mit Jammern und Klagen erfüllt hatten. Während desselben kam Leo selbst unter eigentümlichen Umständen um Thron und Leben. Einer seiner Feldherren, Michael mit dem Beinamen der Stammler, der bei der Entthronung Michaels I. und der Erhebung Leos eine hervorragende Rolle gespielt hatte und dem letzterer eigentlich den Purpur zu verdanken haben sollte, wurde überführt, die ihm von dem dankbaren Kaiser überreich gewährten Gunsterweise in

schnödem Undank durch verräterische Umtriebe vergolten zu haben. Nach Enthüllung derselben zum Tode verurteilt, sollte Michael der Stammler Weihnachten 820 verbrannt werden. Aber auf Fürbitte seiner Gemahlin Theodora verschob Leo die Vollstreckung des Urteils bis nach der hohen Festzeit. In der ihm so gewährten Frist fand der Verurteilte Gelegenheit, sich von dem Kerker aus mit seinen Freunden in Verbindung zu setzen: als Geistliche verkleidet fanden einige von diesen mit den Klerikern und Sängern, die der vom Kaiser besuchten Frühmesse beizuwohnen bestimmt waren, Eingang in den Palast und hieben mit ihren unter den Kutten verborgen gehaltenen Schwertern den sich verzweifelt wehrenden Kaiser in einer greulichen Metzelei an heiliger Stätte nieder.

Unter dem Jubel der Bilderfreunde, die in diesem Ende Leos die himmlische Strafe für seine Bilderfeindschaft erkennen wollten, stieg nun Michael II. der Stammler (820—29) aus dem Kerker, von wo er zu qualvollem Flammentod hatte geführt werden sollen, auf den Thron, ein Mann, der durch soldatische Straffheit und Tüchtigkeit manches Gute wirkte, aber durch die unparteiische Haltung, die er, seiner kühlen und skeptischen, alles zu ironisieren geneigten Art gemäß, in dem Bilderstreit annahm, es mit beiden Parteien verdarb, schon weil er die Verfolgungssucht beider mit gleicher Strenge niederhielt. Er vergab jedenfalls der Autorität des Kaisertums nichts, ließ ihr gegenüber aber auch die der Kirche als indifferent erscheinen, wenn er verfügte, daß die Beschlüsse der in Sachen des Bilderstreites gehaltenen Synoden auch ferner zu Recht bestehen sollten, die bilderfeindlichen ebensogut wie die bilderfreundlichen, daß demnach ein jeder es mit der Bilderverehrung halten könnte, wie ihm gut schiene, daß aber niemand den andern darum stören oder behelligen sollte: er proklamierte eine Neutralität, welche beiden Teilen eine bisher unbekannte Toleranz gewährte. In diesem vermittelnden Sinne bemühte er sich auch um eine Verständigung mit der fränkischen Kirche, die im Gegensatz zu den Bilderstürmern die Bilder duldete, aber nicht als Gegenstände der Verehrung, die Gott allein gebühre, und sich noch unter Karl dem Großen selbst auf einer Synode zu Frankfurt 794 in diesem vermittelnden Sinne ausgesprochen und die nicänischen Beschlüsse von 787 demgemäß verworfen hatte. Ebenso äußerte sich 825 eine Synode zu Paris; doch gelang es Michael II. nicht, den Papst zu einer zustimmenden Erklärung zu gewinnen. In ähnlichem Geiste waltete nach seinem Tode sein Sohn Theophilus (829 — 42), der mit Strenge auf Recht und Gerechtigkeit hielt und das arg verwilderte Beamtentum wieder zu gewissenhafter Pflichterfüllung zu erziehen strebte. Den Widerstand der bilderdienerischen Mönche zu brechen gelang freilich auch ihm nicht, und die Erbitterung über den Trotz, dem er da begegnete, verleitete ihn zu heftiger Verfolgung der unverbesserlichen Eiferer. Dagegen übertraf er den ungebildeten und geistigen Bestrebungen unzugänglichen Vater durch eine lebhafte Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft, die unter ihm wieder bessere Zeiten sahen. Überhaupt erholte sich das Reich in den dreizehn Jahren seiner ernsten und

pflichttreuen Regierung, und auch der tief gesunkene Wohlstand besserte sich mit dem Wiederaufleben von Handel und Gewerbe. Beeinträchtigt freilich wurde diese günstige Entwickelung durch unglückliche Kriege mit den Arabern. Denn den anfänglichen Erfolgen, die er 837 in den Landschaften am oberen Euphrat erfochten und unbarmherzig zur Wüstlegung und Entvölkerung des Landes benutzt hatte, folgte 838 eine vernichtende Niederlage, die ihm der mit gewaltiger Macht nach Phrygien gezogene Kalif Mutassim bei Amorium beibrachte. Als dann diese Stadt nach verzweifelter Gegenwehr gefallen war, wurde sie von den erbitterten Mohammedanern dem Erdboden gleich gemacht und die Einwohnerschaft, soweit sie nicht gefallen war, in die Sklaverei geschleppt. Auch in der Folge dauerte der Krieg an der Ostgrenze mit wechselndem Glück für die Byzantiner fort. Immerhin aber gehörte des Theophilus Regierung zu den glücklichsten, welche dem schwer heimgesuchten Reiche in jenem Zeitalter beschieden waren, und sicherte ihm bei seinen Unterthanen ein gesegnetes Andenken. Auch wurde nach seinem Tode auf dem von ihm gelegten Grunde verständig weitergebaut und so noch auf längere Zeit eine günstige Entwickelung gesichert, die namentlich auch Kunst und Wissenschaft zu gute kam. Zum zweitenmal war damals eine Frau an die Spitze des Reiches berufen, die aber nicht den Pfaden Irenens folgte.




Michael III. als Knabe, seine Mutter Theodora und seine Schwester Thekla.

Auf der Vorderseite MIXAHL 8 (και) ΘECLA. Auf der Kehrseite die Regentin ΘEOdORA dESPVNA. Griechische und lateinische Buchstaben gemischt Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Beim Tode des Theophilus war sein Sohn Michael III. unmündig und die Regentschaft wurde in die Hand seiner Mutter Theodora gelegt, die, durch Frömmigkeit und Sittenreinheit ebenso ausgezeichnet wie durch Schönheit, durch ernsten und verständigen Sinn, maßvolle Besonnenheit und ruhige Thatkraft, unter dem Beirat bewährter Großbeamten dem Reiche noch einige glückliche Jahre sicherte. Auch in der Frage des Bilderdienstes behielt sie des Theophilus vermittelnde Politik bei, so daß die leidenschaftliche Erregung früherer Jahre vollends nachließ und die streitenden Parteien sich zu friedlichem Nebeneinanderleben gewöhnten. Nur in der grausamen Verfolgung der paulicianischen Sekte, die seit der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts für ihr Streben nach Erneuerung des apostolischen Christentums namentlich in den pontischen Provinzen zahlreiche Anhänger gewonnen hatte und sich nun zur Abwehr der drohenden Vernichtung gewaffnet erhob, mit den Arabern in Verbindung trat und von ihren unzugänglichen Bergen aus lange Jahre einen erbitterten Volkskrieg führte, wurde Theodora von dem unruhigen Eifer der fanatischen Bilderfreunde ein verhängnisvolles Zugeständnis abgedrungen. Auch in der Wahrung der Grenzen war Theodora nicht unglücklich: mit dem Kalifate von Bagdad, das bereits durch innere Schwierigkeiten geschwächt wurde, lebte man in einem wohlthätigen Friedenszustand, der namentlich den östlichen Provinzen

zu gute kam. Auch an der Grenze gegen die Bulgaren dauerte die Ruhe an und der unter ihrem Schutz entwickelte nachbarliche Verkehr ermöglichte der byzantinischen Kultur allmählich auf das barbarische Volk einzuwirken: griechische Missionare wagten sich nunmehr in größerer Zahl nach Bulgarien und verkündigten das Evangelium. Nur im Westen erlitt das Reich immer größere territoritale Einbuße. In Sizilien, dessen Eroberung die Araber seit länger als zehn Jahren mit wachsendem Erfolge betrieben, wurde nur noch das feste Syrakus für die byzantinische Herrschaft behauptet, die auch in Unteritalien bereits weit zurückgegangen war.

Schließlich aber wurde die Stellung der pflichttreuen und gewissenhaften Regentin unhaltbar gemacht. Geflissentlich nämlich leitete Theodoras Bruder Bardas den jungen Kaiser auf üble Wege und verführte ihn zu wildem und ausschweifendem Leben, um sich auch nach seiner Mündigsprechung den entscheidenden Einfluß zu sichern. Hinter ihm aber drängten natürlich alle diejenigen mit wachsendem Ungestüm an, die von der Beseitigung der klugen und maßvollen Regentin die Befriedigung ihrer Leidenschaften zu erwarten hatten, also namentlich die kirchlichen Eiferer, die dem Bilderdienst die alte Alleinherrschaft sichern und den Bilderfeinden das früher Erlittene in erneuter Verfolgung blutig heimzahlen wollten. Vergeblich suchte Theodora dem Unwesen zu steuern: es war klar, daß Michael III. der unbequemen Leitung der Mutter sich zu entledigen strebte und dabei in Gemeinschaft mit Bardas auch vor dem verwerflichsten Mittel nicht zurückschreckte. Fiel doch 854 auf beider Anstiften Theodoras verdientester und treuester Gehilfe, der Großschatzmeister Theoktistos, durch Meuchelmord, weil seine strenge Rechtlichkeit und weise Sparsamkeit der Verschwendungssucht des jungen Kaisers und seiner Genossen unbequeme Schranken setzten. Der fortschreitenden Verwilderung des Sohnes Einhalt zu thun erkannte Theodora endlich als unmöglich: 856 legte sie die Regentschaft nieder und zog sich in die Stille des Privatlebens zurück. Ihre Befürchtungen aber wurden durch die Zustände weit übertroffen, die nun unter Michaels III. Selbstherrschaft und dem allmächtigen Einfluß des zu den höchsten Ehren erhobenen Bardas hereinbrachen. Während der Kaiser in wilden Sinnengenuß versank und über die mit leidenschaftlichem Eifer verfolgten Kämpfe in der Rennbahn, wo, wie in den Zeiten Justinians, die Parteien der Blauen und Grünen sich tobend befehdeten, die wichtigsten Staatsangelegenheiten vergaß und das Kaisertum entehrte, indem er selbst als Wagenlenker auftrat, leitete Bardas, der als Cäsar förmlich zum Mitkaiser erhoben wurde, das Reich nach Gutdünken und verteilte Ehren und Reichtümer an die Kreaturen, mit deren Hilfe er dereinst wohl noch höher zu steigen hoffte. So waren die Schätze, die Theodora und Theoktistos in weiser Sparsamkeit aufgesammelt hatten, bald vergeudet: neue Mittel zu schaffen, legte man Hand an die Kunstwerke aus Gold und Silber und beraubte Paläste und Kirchen ihres Schmuckes. Darüber erhoben die Bilderdiener laute Klage: in ihren Augen bedeuteten diese fiskalischen Raubthaten einen Rückfall in die ikonoklastische Ketzerei.

Gleichmäßig aber nahmen alle kirchlichen Parteien an der wüsten Sittenlosigkeit Anstoß, mit der Michael III. in wildem Sinnentaumel mit seinen Lustgenossen und schönen Weibern bei schwelgerischen Gelagen göttlichen und menschlichen Geboten herausfordernd Hohn sprach. Selbst vor dem Heiligsten schreckte dieser Wüstling nicht zurück: entsetzt vernahm das bigotte Volk, wie er in Gemeinschaft mit seinen wüsten Gefährten die Kulthandlungen der Kirche gotteslästerlich parodierte, Prozessionen störte und lächerlich machte, Geistliche beschimpfte und entehrte, um dann zeitweise wieder den unbedingt gläubigen Sohn der mißhandelten Kirche zu spielen und dem plumpen Wunderglauben der Menge zu huldigen. Und währenddessen erschienen die Bulgaren wieder vor Konstantinopel, das sie von der Land- und Seeseite her hart bedrängten, brachen die Paulicianer aus ihren glücklich verteidigten Bergen in verwüstenden Zügen bis tief in die kleinasiatischen Provinzen hervor und ging in Armenien und Mesopotamien unter neuen Invasionen der Araber die Kultur wiederum zu Grunde, die während der letzten Friedensjahre neu erblüht war.

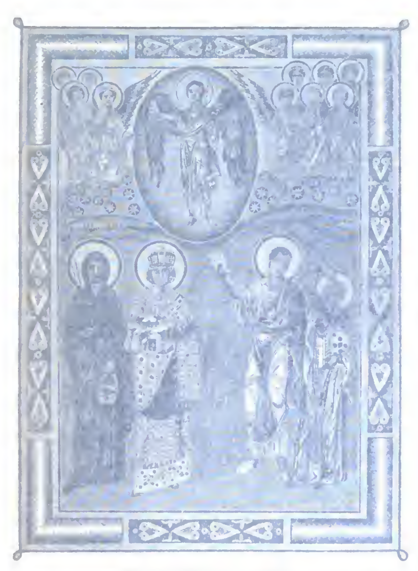
Dieser Zustand wurde schließlich unerträglich, zumal bei der zunehmenden Unberechenbarkeit der Launen des Tyrannen niemand mehr seines Lebens sicher war und gerade seine nächsten Gefährten allezeit am unmittelbarsten bedroht waren. Diese bereiteten ihm denn auch schließlich den einem solchen Regiment entsprechenden Ausgang. Ihrem Kreise gehörte Basilius der Makedonier an, der Sohn eines schlichten Grundbesitzers in der Gegend von Adrianopel, dessen Voreltern, angeblich Nachkommen des einst mächtig im Osten herrschenden arsacidischen Königshauses, als Flüchtlinge nach dem Westen gekommen, am Hofe Leos I. aufgenommen, dann aber durch Verarmung sich in der Provinz niederzulassen genötigt sein sollten. Mit seinen Eltern in bulgarische Kriegsgefangenschaft gefallen, sollte Basilius sich der Knechtschaft durch kühne Flucht entzogen haben und nach dem völligen Ruin seiner Familie in tiefster Armut zur Gewinnung seines Lebensunterhaltes nach Konstantinopel gepilgert sein. Als Diener in einem vornehmen Hause beschäftigt, gewann er durch seine Schönheit und körperliche Kraft einflußreiche Gönner. Ein unübertroffener Ringkämpfer und vollendeter Reiter, zog er des solchen Künsten besonders geneigten Kaisers Michael Aufmerksamkeit auf sich, wurde in dessen Dienste berufen und war bald sein unzertrennlicher Gefährte. So erlangte er allmählich auch politischen Einfluß und überflügelte alle in der Gunst des Kaisers, als er 866 den diesem längst lästigen Bardas, den man einer Verschwörung gegen Michaels Leben beschuldigte, im Lager in des Kaisers Zelt eigenhändig ermordete. Sein Lohn war die Erhebung zum Cäsar, in welcher Eigenschaft er ebenso wie bisher Bardas fast unumschränkt herrschte, da Michael immer tiefer in wüste Orgien versank, durch blutiges Wüten aber alles mit Schrecken und Entsetzen zu erfüllen und dadurch zu stummem Gehorsam gegen seine Despotenlaunen einzuschüchtern strebte. Schließlich aber auch seinerseits bedroht, trat Basilius an die Spitze einer Verschwörung, der Michael III. im September 867 im Rausche zum Opfer fiel.

Der Mörder Michaels III. bestieg als Kaiser Basilius I. (867—88) den Thron. So verwerflich die Mittel waren, denen er sein Emporkommen verdankte, die Art, in der er die so blutig erworbene Gewalt anwandte, war wohl geeignet, jene vergessen zu machen und dem Stifter einer neuen Dynastie Vertrauen und Anhänglichkeit zu erwerben. Nach den entnervten Wüstlingen, die zuletzt den Thron verunziert hatten, imponierte die trotz seines Schwelgerlebens ungebrochene Kraft des tapferen Soldaten. Man rechnete sie ihm um so höher an, als er seinen Sinn nicht auf Kriege und Kriegsruhm richtete, sondern vor allem bemüht war, die inneren Schäden zu heilen und in Verwaltung, Gesetzgebung und Rechtspflege wieder Ordnung herzustellen. Nur gegen die Paulicianer mußte er zu Felde ziehen, welche die kaiserlichen Heere wiederholt geschlagen und die benachbarten Provinzen mit Raub und Brand heimgesucht hatten. Erst 873 wurden sie nach Zerstörung ihrer Hauptfestung Tephriste zum Teil zur Unterwerfung gezwungen; der Rest setzte in seinen Bergen den Kampf für seinen Glauben fort. Basilius' Kriege gegen die Araber, namentlich im Westen, wandten wenigstens neue territoriale Einbußen von dem Reiche ab. Epochemachend aber wurde er durch seine organisatorische Thätigkeit, die dem Verfall Einhalt that und die erschütterten Grundlagen des Reiches noch einmal befestigte. Eine Reform der Besteuerung entlastete die niederen Vermögensklassen und zog die Wohlhabenderen stärker heran; statt der



Kupfermünze von Basilios I.
Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

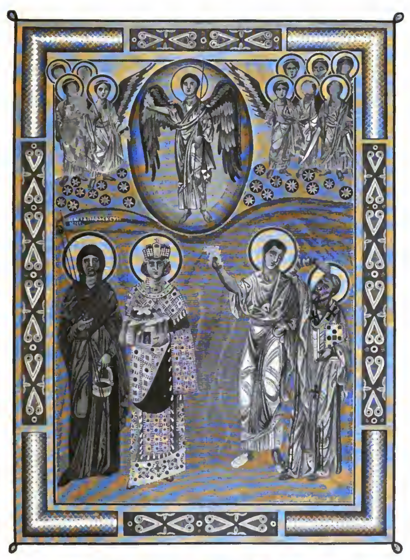
sinnlosen Verschwendung, durch die sein Vorgänger unermeßliche Summen vergeudet hatte, herrschte peinliche Sparsamkeit, die bedeutende Aufwendungen zu gemeinnützigen Zwecken ermöglichte. Als Erbauer zahlreicher neuer Kirchen wurde Basilius gefeiert und erwarb sich den besonderen Dank der Geistlichkeit. Aus der Rechtspflege verschwand der abschreckende Zug orientalischer Despotie, der die Launen des über jedem Gesetze stehenden Herrschers an die Stelle von Recht und Gesetz erhoben und hoch und niedrig wehrlos unberechenbarer Willkür überantwortet hatte. Selbst Verschwörer büßten nicht mehr mit dem Leben. Im Zusammenhange damit stand die Revision der justinianischen Rechtsbücher, deren vielfach veraltete Bestimmungen mit den im Laufe von drei Jahrhunderten gewandelten Verhältnissen in Einklang gebracht und dadurch wieder zu praktischer Brauchbarkeit erhoben werden sollten. Zum Abschluß kam diese Arbeit, die sechs Teile und sechzig Bücher umfaßte, freilich erst unter den beiden nächsten Regierungen. Nach den Unfällen und Erschütterungen der letzten Jahrzehnte machte ein solches Walten tiefen Eindruck und erwarb der neuen Dynastie, die auch Kunst und Wissenschaft verständnisvoll pflegte, die Liebe des aufatmenden Volkes.



Allegorische Darstellung des Osterfestes.

[illegible] in der für Kaiser Basilius den Makedonier angefertigten Handschrift der Predigten des [illegible] von [illegible] griechischer Kirchenvater (3[illegible] –390). Paris, National-Bibliothek. ([illegible] Bayard.)

[illegible] I. (867—886) [illegible] Emporkommen [illegible] Gewalt anwandte, was [illegible] einer neuen Dynastie [illegible] enmerbten [illegible] Jünglingen, [illegible] trotz seines [illegible] [illegible] rechnete sie [illegible] und Kriegsruhm [illegible], [illegible] zu heilen und in Ver[illegible] herzustellen. [illegible] welche die kaiserlichen Heere [illegible] mit Raub und Brand [illegible] ihrer Hauptstellung [illegible] der Rest seine in seinem [illegible] Basilius Kriege gegen die Araber, namentlich im Westen, wandten wenigstens neue territoriale Einbußen von dem Reiche ab. Epochemachend aber wurde er durch seine organisatorische Thätigkeit, [illegible] [illegible] Verfall [illegible] und die [illegible] Grundlagen des Reiches [illegible] befestigte. Eine Reform der Besteuerung entlastete die niederen Vermögensklassen und zog die Besser habenderen stärker heran; [illegible] Vor[illegible] unerläßliche Summen [illegible], die bedeutende Aufwendungen [illegible] Als Erbauer zahlreicher neuer Kirchen [illegible] den besonderen Dank der Geistlichen [illegible] [illegible] orientalischer Despotie, [illegible] stehenden Herrschers an die Stelle von [illegible] bald und [illegible] wehrlos [illegible] [illegible] hatte. Selbst Verschwörer [illegible] nicht mehr mit dem [illegible] damit stand die Revision der justinianischen [illegible] vielfach veraltete Bestimmungen mit den im Laufe von [illegible] gewandelten Verhältnissen in Einklang gebracht und das [illegible] praktischer Brauchbarkeit erhoben werden sollten. Zum [illegible] Arbeit, die sechs Teile und sechzig Bücher umfaßte, freilich [illegible] beiden nächsten Regierungen. Nach den Unfällen und Erschütte[illegible] Jahrzehnte mochte ein festes Walten tiefen Eindruck und [illegible] Dynastie, die auch Kunst und Wissenschaft [illegible] [illegible] [illegible] Volkes.



Allegorische Darstellung des Osterfestes.

Miniature in der für Kaiser Basilius den Makedonier angefertigten Handschrift der Predigten des heiligen Gregor von Nazianz (griechischer Kirchenvater (328—390). Paris, National-Bibliothek. (Nach Bastard.)

Aber auch dieser friedlichen Regierung fehlte es nicht an dem kirchlichen Kampfe, der nun einmal zu einem wesentlichen Moment in dem Staats- und Volksleben der Byzantiner geworden war. Er wurde entscheidend für die gesamte fernere Entwickelung der Kirche, weil er die während des Bilderstreites eingeleitete und innerlich bereits vollzogene Trennung der griechischen Kirche von der römischen schnell und konsequent zu Ende führte und damit den Schwerpunkt für die Entwickelung der Christenheit, der bisher zwischen Konstantinopel und Rom geschwankt hatte, dauernd nach dem Westen verlegte. Wie erst durch die Kaiserkrönung Karls des Großen die politische Leitung der abendländischen Christenheit, so wurde nun auch die kirchliche den Byzantinern entwunden und auf das dem fränkischen Reiche verbundene römische Bistum übertragen, das sich der in Konstantinopel in der Theorie noch festgehaltenen politischen Hoheit des byzantinischen Kaisertums thatsächlich längst entzogen hatte. Den Anlaß zu diesem Streit hatte Basilios als eine unliebsame Erbschaft von seinen Vorgängern überkommen.

Durch freimütige Äußerungen über das gottlose Treiben Michaels III. und seiner Genossen hatte sich der Patriarch von Konstantinopel, Ignatius, die Ungnade des Cäsar Bardas zugezogen: er wurde abgesetzt, und der Hof ließ 857 an seiner Stelle den in hohen Staatsämtern bewährten Photius erheben, der zwar einer der ersten Gelehrten seiner Zeit — (seine „Bibliothek“ enthält Auszüge aus nahezu dreihundert, zum Teil verlorenen Werken aus allen Gebieten) — und namentlich auch in theologischen Dingen eine anerkannte Autorität, aber gar nicht Geistlicher war und erst die Weihen empfangen mußte, um seine hohe Stellung antreten zu können. Ignatius und sein Anhang aber bestritten mit gutem Grunde die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens und verweigerten Photius die Anerkennung. Die Folge war eine Spaltung der byzantinischen Kirche, an deren Spitze nun zwei Patriarchen unter Anwendung der üblichen kirchlichen Kampfmittel erbittert miteinander stritten. Es war ein folgenreicher Schritt, den Michael III. und Bardas thaten, als sie die Sache vor den Stuhl des römischen Bischofs brachten, um sie durch dessen Spruch entscheiden zu lassen. Rom, politisch von dem byzantinischen Reiche so gut wie gelöst, wurde damit als eine kirchlich übergeordnete Instanz anerkannt. Das mochte ungefährlich erscheinen, wenn, wie der byzantinische Hof wohl erwartete, der römische Bischof die Gelegenheit ergriff, um sich durch fügsame Dienstwilligkeit und gehorsame Sanktionierung eines offenbaren Unrechts die Gunst und Gnade der Gewalthaber in der fernen Hauptstadt zu erwerben. Nichts aber lag dem streng denkenden und von hohem kirchlichen Eifer erfüllten Manne ferner, der eben damals den Stuhl S. Peters bestiegen hatte, Nikolaus I. (858—67), dem ersten großen Vertreter der hierarchischen Prinzipien, der die Lehren Pseudoisidors zur Anerkennung brachte, den Unabhängigkeitsgelüsten des ehrgeizigen Erzbischofs Johannes von Ravenna erfolgreich entgegentrat und denselben durch den Bann zu vorbehaltloser Unterwerfung unter die Hoheit S. Peters nötigte, unbekümmert um die Feindschaft des durch diese

Vorgänge bedrohten Kaisers Ludwig II., und durch sein unnachsichtiges Einschreiten gegen den ehebrecherischen König Lothar II. (S. 119) die Kirche wiederum zur berufenen und Ehrfurcht gebietenden Hüterin der sittlichen Grundlagen der Gesellschaft und der staatlichen Ordnung erhob. Die feindselige Spannung, die infolge des Bilderstreites zwischen Rom und Konstantinopel herrschte, mußte diesem hochstrebenden Papste den Triumph doppelt verlockend erscheinen lassen, den die Gegner selbst ihm hier entgegenbrachten.

Statt sich, wie Michael III. und Bardas erwartet haben werden, auf ihren einseitigen Bericht hin für Photius zu entscheiden, schickte Nikolaus I. Legaten nach Konstantinopel zu gründlicher Untersuchung des Geschehenen, indem er sowohl dem Kaiser wie Photius selbst die Rechtswidrigkeit ihres Verfahrens vorhielt. Die beiden Bevollmächtigten aber, die Bischöfe Radoald von Porto und Zacharias von Anagni, erlagen den am Bosporus auf sie einwirkenden Einflüssen und thaten genau das Gegenteil von dem, was sie nach Lage der Dinge zu thun verpflichtet waren. In ihrer Gegenwart tagte im Frühjahr 861 in Konstantinopel eine Synode, die, in der dort in solchen Fällen üblichen Weise zusammengesetzt und beeinflußt, das Geschehene einfach gut hieß, Ignatius zum Verzicht nötigte und Photius als Patriarchen anerkannte. Mit einer byzantinischen Gesandtschaft kehrten die beiden Bischöfe nach Rom zurück. Dort aber wartete ihrer ein übler Empfang: denn sich den Launen des griechischen Kaisers dienstbar zu machen lag um so weniger in der Absicht Nikolaus' I., als er die ihm ungesucht gebotene Gelegenheit benutzen wollte, um neben seiner oberhirtlichen Autorität, die von Byzanz aus angerufen und dadurch bereits anerkannt war, noch eine Reihe von anderen Forderungen durchzusetzen — vielleicht, daß deren vorbehaltlose Bewilligung ihn in der Sache des Photius etwas nachsichtiger gestimmt haben würde. Mit ernsten Worten war er für den im Osten noch immer bedrohten Bilderdienst eingetreten; er hatte das Verlangen gestellt, daß der Erzbischof von Thessalonichi altem Brauche gemäß als Vikar des römischen Stuhles für sämtliche europäische Provinzen des byzantinischen Reichs anerkannt würde, und hatte endlich die Kirchen Kalabriens und Siziliens, die trotz der arabischen Eroberung noch als griechische Provinzen galten, als Bestandteile des Patrimonium Petri zurückgefordert. Nun hatten seine Legaten unklug alles aus der Hand gegeben. Dennoch nahm Nikolaus den Kampf auf. Eine römische Synode erklärte im Mai 862 die Beschlüsse der zu Konstantinopel gehaltenen Synode für hinfällig und Ignatius für den rechtmäßigen Patriarchen. Trotzdem ließ sich Photius von dem Erzbischof Gregor von Syrakus, der keine Lust hatte, die bisherige bequeme Unabhängigkeit mit dem straffen Regiment des eifrigen römischen Bischofs zu vertauschen, die kirchliche Weihe erteilen und übte die dem rechtmäßigen Oberhaupte der byzantinischen Kirche zustehenden Befugnisse. Deshalb versammelte Nikolaus im Frühjahr 863 zahlreiche Bischöfe der abendländischen Kirche zu einer neuen Synode in Rom, welche strenge Strafmandate erließ: Zacharias von Anagni, der sich für Photius hatte gewinnen lassen, wurde abgesetzt und exkommuniziert;

Photius und Gregor von Syrakus traf das Anathema; alle von ersterem Geweihten gingen ihrer Würden verlustig; Ignatius wurde in der Patriarchenwürde hergestellt; auch proklamierte die Synode nochmals die Rechtmäßigkeit des Bilderdienstes und belegte die Urheber des Bildersturmes mit dem Anathem.

Diese Hereinziehung des der eigentlichen Streitsache fremden Bilderstreites wurde in Konstantinopel als eine Herausforderung empfunden: schien Nikolaus doch darauf auszugehen, den seit einigen Jahren notdürftig hergestellten kirchlichen Frieden des griechischen Reiches durch einen Appell an die Bilderfreunde zu stören, um mit Hilfe der wieder entfesselten Leidenschaften seine Ansprüche zur Anerkennung zu bringen. Der Eindruck dieses Vorgehens wurde noch gesteigert durch einen andern Erfolg, den die römische Kirche um jene Zeit davontrug und den die Byzantiner als eine schwere Benachteiligung empfanden. Um jene Zeit trat der Bulgarenfürst Boris zum Christentum über, indem er von griechischen Geistlichen, deren viele seit Jahren bei seinem Volke als Missionäre wirkten, die Taufe empfing und dann nicht ohne blutige Gewaltsamkeit dem Evangelium in seinem Reiche zur Herrschaft verhalf. Um Anleitung und Beirat bei der geplanten kirchlichen Organisation Bulgariens wandte sich Boris, der sich nach seinem Paten, dem byzantinischen Kaiser, Michael nannte, an Nikolaus, der ihm nicht bloß die erwünschte Unterweisung erteilte, sondern auch als Gehilfen bei dem wichtigen Werke die Bischöfe Paulus von Populonia und Formosus von Porto (den Nachfolger des wegen seines Verhaltens in Konstantinopel ebenfalls abgesetzten Radoald) zuschickte. So erntete Rom die Frucht der langjährigen Missionsarbeit der griechischen Kirche bei dem barbarischen Volke. Das wurde in Byzanz auch in politischer Hinsicht als schwere Benachteiligung empfunden und steigerte die Erregung gegen den anspruchsvollen römischen Bischof, in dem man eigentlich doch nur einen abtrünnigen Unterthanen sah. Indem sich so der Kampf um die bulgarische Kirche mit dem um die Behauptung des Photius und mit dem Bilderstreite verflocht, kam Photius in die glückliche Lage, sich zum Vorkämpfer des Byzantinismus überhaupt, seiner kirchlichen, politischen und nationalen Ansprüche aufzuwerfen und einer durch eine Herrscherlaune heraufbeschworenen Verwickelung eine universale Bedeutung zu geben, die dann wiederum den Wert und die Wichtigkeit seiner Person und seiner Erhaltung in dem angemaßten Patriarchat entsprechend steigerte.

Unter geschickter Benutzung dieser Umstände ging Photius alsbald zum Angriff über, indem er, über den nächsten Anlaß des Streites mit agitatorischer Willkür weit hinausgreifend, den Vorwurf der Ketzerei gegen die römische Kirche schleuderte. Alle Abweichungen, die hinsichtlich gewisser Gebräuche und Lehren zwischen beiden Kirchen obwalteten, bisher aber nicht als unüberwindliche Hindernisse ihrer Einheit angesehen waren, wurden mit einemmale als eigenmächtige und strafbare Neuerungen der römischen Kirche behandelt, der gegenüber die griechische als alleinige Besitzerin der christlichen Wahrheit proklamiert wurde. Bei der Entzündbarkeit der Byzantiner und namentlich der

hauptstädtischen Bevölkerung allen kirchlichen Streitfragen gegenüber war es Photius ein Leichtes, dort die Vorstellung zu erwecken, als ob den Griechen nun die abendländische Lehre von dem Ursprung des heiligen Geistes von dem Vater und dem Sohne, wie sie noch zuletzt von der Aachener Synode 809 formuliert war, aufgezwungen und damit unmittelbar ihr aller Seelenheil in Frage gestellt werden sollte, während die griechische Kirche auch in diesem Punkte streng an dem ungeänderten nicänischen Symbolum festgehalten hatte. Eine Synode zu Konstantinopel, der neben Photius der zum Schiedsrichter in kirchlichen Dingen wahrlich nicht geeignete Michael III. mit dem Cäsar Basilios präsidierte, und bei der man sich, um den Schein der Rechtmäßigkeit zu erzeugen, schnöden Betrugs bediente, erklärte Nikolaus I. für abgesetzt und sprach gegen ihn und seine Anhänger den Bann aus. Gleichzeitig bemühte sich Photius um die Gunst Kaiser Ludwigs II., der damals mit dem Papste in Streit lag, namentlich wegen seines scharfen Einschreitens gegen Lothar II. Wirklich lenkte Nikolaus, um ein Bündnis der beiden Kaiser zu hindern, etwas ein und zeigte sich in König Lothars Sache zu milderem Verfahren geneigt. Denn es kam ihm darauf an, die abendländische Kirche in ihrer Gesamtheit zu einmütiger Abwehr gegen Byzanz um sich zu scharen: eine abendländische Synode sollte Photius zu Boden werfen. Da trat eine unerwartete Wendung ein: Michael III. wurde ermordet und Basilios bestieg den byzantinischen Thron. Photius hatte den sittlichen Mut, dem blutbefleckten Usurpator entgegenzutreten und verweigerte ihm die Gemeinschaft der Kirche. Alsbald verlor dieser natürlich alles Interesse an der Aufrechterhaltung des der griechischen Kirche aufgedrungenen Patriarchen. Photius wurde abgesetzt und verbannt, und Ignatius kehrte auf den ihm gebührenden Platz zurück — ein Triumph, den freilich Nikolaus selbst nicht mehr erlebte, der aber für die weitere Gestaltung des Verhältnisses zwischen beiden Kirchen und für die Zukunft des römischen Bistums die wichtigsten Folgen hatte.

Obgleich der neue Papst Hadrian II. (867—72) Nikolaus an Gaben nachstand, so war doch durch alles bisher Geschehene der Weg, den die päpstliche Politik zu verfolgen hatte, so genau vorgeschrieben, daß eine Abweichung ausgeschlossen blieb. Im Sommer 869 hielt Hadrian in der Peterskirche ein Konzil, welches das im Januar 867 von Michael III. und Photius gehaltene verdammte, seine Beschlüsse kassierte und die Verbrennung derselben verfügte, Photius von neuem verurteilte und mit dem Anathema belegte und Basilius den Dank der Kirche für sein Einschreiten darbrachte. Päpstliche Legaten gingen nach Konstantinopel, um diese Beschlüsse vollstrecken zu lassen. Im Oktober 869 geschah das durch eine neue Synode, welche den vollen Sieg des römischen Papsttums über die griechische Kirche besiegelte und auch dort das neue Recht Pseudoisidors zur Anerkennung brachte. Die gewonnene Stellung zu behaupten aber war Rom nicht im stande. Man empfand im byzantinischen Reiche, wo die Kirche mit dem gesamten staatlichen Leben so eng verwachsen war, das Geschehene als eine schwere Niederlage, unter der sich der nationale

Stolz um so mehr gedrückt fühlte, als man dem römischen Kirchentum innerlich längst entfremdet war. Die würdige Haltung des Photius, der, von dem Kaiser und dem unzuverlässigen Hofklerus im Stich gelassen, es ablehnte, vor Richtern, die über ihn zu urteilen nicht berechtigt seien, auch nur ein Wort der Verteidigung zu sprechen, machte auf Volk und niedere Geistlichkeit einen tiefen Eindruck und wandte ihm, der als der einzige berechtigte Vertreter der byzantinischen Kirche erschien, begeisterte Sympathien zu. Zudem entbrannte noch auf dieser Synode selbst der Streit über die bulgarische Kirche von neuem, deren Auslieferung an Rom entschieden verweigert wurde und die durch Einsetzung eines von Ignatius geweihten Metropoliten thatsächlich im Besitze der Byzantiner blieb. Die Versuche Roms, die dort gewonnene Stellung zu behaupten, stifteten auch zwischen Ignatius' und Hadrians II. Nachfolger Johannes VIII. (872—82) Feindschaft, und als dann gar nach des Ignatius' Tod 879 Kaiser Basilius Photius auf den Patriarchensitz zurückführte, Johann VIII. aber ihn anerkannte und damit den Rechtsstandpunkt völlig preisgab, für dessen Geltendmachung Nikolaus I. die ganze Autorität der Kirche eingesetzt hatte, da sah man darin, trotz etlicher von Rom gemachter Vorbehalte, mit Recht eine schließliche Niederlage des Papsttums, und der Sieg des von demselben unabhängigen byzantinischen Kirchentums, die Trennung der beiden Kirchen vollendete sich damit. Auch die Bulgaren blieben nun in der kirchlichen Verbindung mit Byzanz.

Dagegen nahm der Kampf der beiden Kirchen in dem benachbarten Reiche der Mähren einen für Rom günstigen Ausgang. Dort nämlich hatten unter dem Schutze Rastislaws und Suatopluks zwei mit der slawischen Sprache vertraute griechische Mönche, die Brüder Methodius und Cyrillus (eigentlich Konstantin), das Christentum zu predigen begonnen und namentlich dadurch schnell große Erfolge erlangt, daß Cyrillus in Anlehnung an die griechische Schrift Buchstaben zur Bezeichnung der der slawischen Sprache eigentümlichen Laute erfand und dann das Neue Testament und die beim Gottesdienst gebrauchten Texte und Gesänge übersetzte und dem zu bekehrenden Volk unmittelbar verständlich machte. Der Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienste verstieß freilich gegen die Regeln der römischen Kirche, und besonders nahmen die deutschen Geistlichen, die mit der Mission bei den Mähren bisher nur geringe Erfolge gehabt hatten, daran Anstoß, führten auch in Rom deshalb Klage. Dorthin vorgeladen, fand Cyrillus bei Hadrian II. die beste Aufnahme und wurde ausdrücklich zum weiteren Gebrauch der Landessprache bevollmächtigt. Nach seinem Tode 867 setzte Methodius das Werk fort und wurde durch die Erhebung zum Erzbischof von Mähren und Pannonien belohnt, welche Gebiete damit auch für die kirchliche Hoheit Roms gewonnen wurden. Von Deutschland her wurde er auch in der Folge vielfach angefeindet: namentlich bereitete ihm der Erzbischof von Salzburg, der ihn seiner Metropolitangewalt unterwerfen wollte, manche Heimsuchung; doch fand er auch dagegen in Rom Schutz. Erst als er 886 gestorben war, gelang es seinem Nachfolger, einem Deutschen,

den Suatopluk erhob, den nationalen Charakter der Kirche bei den Mähren zu beseitigen und zugleich mit der Einführung der lateinischen Liturgie die Unterordnung unter den Salzburger Erzbischof durchzusetzen.

Bei seiner trostlosen inneren Zerrüttung durch Mißregierung und kirchliche Kämpfe erscheint es fast wie ein Wunder, daß das byzantinische Reich unter der Last des Mißgeschicks aller Art nicht zusammenbrach. Seine Existenz zu behaupten wurde ihm nur dadurch möglich, daß auch der furchtbarste seiner Feinde die ihm ehemals eigene ungestüme Kraft einbüßte und durch wachsende innere Schwierigkeiten an der weiteren Verfolgung des so lange erstrebten Zieles gehindert wurde. Die Erhaltung des byzantinischen Reiches erklärt sich nur aus dem seit Mitte des achten Jahrhunderts begonnenen Verfall des Kalifats, dessen Geschichte zu der des karolingischen Reiches nach dem Tod seines großen Stifters manche Parallele darbietet, nur daß die Farben in orientalischer Weise stärker aufgetragen und die einzelnen Momente im Guten sowohl wie im Bösen zu größerer Gewaltsamkeit gesteigert erscheinen. Aber auch im Osten ist damals ein großer Zersetzungsprozeß im Gange, dem ein Weltreich erliegt, um einer neuen, vielgestaltigen Staatenbildung Platz zu machen.

Den unmenschlichen Greueln, durch welche Abul Abbas (s. I, S. 748) die Omejaden entthront und sich des Kalifats bemächtigt hatte, entsprach das blutige Schreckensregiment, durch das er vier Jahre lang (750—54) jede Regung des Widerstandes niederschlug und die Herrschaft seines Hauses zur Anerkennung brachte. Nur der äußerste Westen entzog sich seiner Gewalt: dorthin entkam, unter Fährlichkeiten aller Art wie durch ein Wunder gerettet, der einzige dem Schwert des Henkers entgangene Omejade, Muawijas Sohn Abderrahman, der durch Nordafrika nach Spanien floh und dort freudig aufgenommen und auf den Thron erhoben wurde. Von Cordova aus beherrschte er das westliche Kalifat, das nach der Anschauung der Anhänger der Omejaden sowohl vom politischen wie vom religiösen Standpunkte aus das allein berechtigte und daher auch den abgefallenen Osten zurückzugewinnen berufen war. Auch Abul Abbas' Nachfolger, sein Neffe Abu Djafar Mansur (754—75), glaubte die Herrschaft seines Hauses am wirksamsten zu sichern durch unbarmherzige Strenge und blutige Beseitigung aller Verdächtigen und Mißliebigen, aber auch der allzu Verdienten und deshalb Unbequemen. Vielfache Aufstandsversuche hatten nur eine Steigerung seines Despotismus zur Folge und führten schließlich dahin, daß er der Regierung einen ausgeprägt militärischen Charakter gab, indem er das Zentrum des Reiches als ein großes befestigtes, mit einem stets schlagfertigen Heere angefülltes Lager einrichtete. Denn als solches entstand die neue Hauptstadt Bagdad, die freilich infolge der Gunst ihrer Lage bald ein großer Welthandelsplatz und ein prunkender Fürstensitz wurde. Seine Liebe zur Wissenschaft erhob es bald auch zu einem wichtigen geistigen Zentrum für die islamitische Welt, obgleich Mansur durch den dem Orientalen unverständlichen Geiz, den er auch im Verkehr mit Gelehrten und Dichtern nicht überwinden konnte, sich vielfach Tadel und Spott zuzog. Erst unter seinem Sohne al

Mahdi Mohammed (775—85) kam der blutige Ursprung der abbasidischen Herrschaft einigermaßen in Vergessenheit durch die Milde und Güte, das Wohlwollen und die Freigebigkeit des liebenswürdigen und glänzenden Herrschers, der den Hof von Bagdad wieder zum Sitz eines heiteren, durch Wissenschaft und Kunst verschönten Lebensgenusses machte und mit eiserner Strenge gegen jede Widersetzlichkeit den Ruhm unbestechlicher Gerechtigkeit verband.

Von Mahdis beiden Söhnen wurde der ältere nach kurzer Regierung infolge von Familienzwist durch Gift beseitigt; der jüngere, Harun al Raschid, d. i. der Gerechte (788—809), aber bezeichnete den Höhestand der Abbasiden und des Kalifats von Bagdad, ein würdiger Zeitgenosse Karls des Großen und im Orient von Mit- und Nachwelt ähnlich gefeiert wie jener, wie er der Held zahlloser Erzählungen und Sagen, die alle seine edle Menschlichkeit, seine Milde und Güte, seine Regententugenden, seine Tapferkeit, sein Verständnis für Kunst und Wissenschaft erweisen sollen. Aber die Überlieferung hat bei ihm sehr ins Schöne gemalt, und dem historischen Harun fehlen die Züge nicht, die dem harten Geschlecht der Abbasiden überhaupt eigen waren, Mißtrauen, Habgier, Unversöhnlichkeit und blutige Strenge, die er namentlich gegen seinen hochverdienten Wesir, den Barmakiden Djafar, bewies, den Sprößling eines vornehmen, den persischen Königen verwandten Hauses, von dem bereits Vater und Großvater hohe Ämter im Dienste der Abbasiden verwaltet hatten: er büßte seine Liebe zu des Kalifen Schwester mit dem Tode durch Henkershand. So schwer Harun das schwache byzantinische Reich mit wiederholten Angriffen heimsuchte und bis zur Tributpflicht demütigte (S. 162), so begann doch bereits unter ihm der Rückgang des Kalifats. Die Allianz mit Karl dem Großen gegen das Kalifat von Cordova that diesem keinen Schaden; was es verlor, kam an das fränkische Reich; höchstens wurde der Gegensatz zu dem Herrscherhause in Bagdad verschärft. Im nordwestlichen Afrika machten sich die von Ali abstammenden Edrisiden zu unabhängigen Herrschern in Fez und Marokko. Weiter östlich geschah ein gleiches durch die fanatischen Aghlabiten, welche die heiligste Stadt Nordafrikas, Kairawan, zu ihrem Herrschersitz machten und von Tunis aus auch auf dem Meere heimisch wurden. Im Innern Asiens begann der Abfall der dem Reiche nur locker eingefügten kriegerischen Stämme des Steppenlandes jenseits des Oxus. Auf einem Zuge zu ihrer Unterwerfung ereilte Harun 809 der Tod, vielleicht durch Gift.



Dirhem des Harún al-Raschid. Silber.

Übersetzung der Inschriften: Im Felde des Avers: Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genossen |. Um den Rand: Im Namen Allahs geschlagen ist dieser Dirhem in der Stadt des Heiles im Jahre einhundert und neunzig [= 806 n. Chr.] Im Felde des Revers: Mohammed | [ist] der Gesandte | Allahs |. Darunter das Münzzeichen. Um den Rand: Mohammed [ist] der Gesandte Gottes. Er hat durch ihn gesandt die Leitung und die wahre Religion, daß er ihn zum Herrscher mache über die Religion überhaupt, möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen. Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Alsbald bricht der Verfall über das Kalifat herein. Einzelne Momente desselben bieten ein überraschendes Seitenstück zu dem, was um dieselbe Zeit im Westen das karolingische Reich zum Schauplatz hatte. Auch Harun al Raschid hatte eine Art von Teilung seines Reiches verfügt, indem er seinem zweiten Sohn, seinem Liebling, Mahommed al Emin, die Nachfolge im Kalifat und dem dritten, Kasim, Mesopotamien mit dem angrenzenden Teil von Syrien zuwies, den ältesten aber, Mamun, über die weiten Provinzen des Ostens bis zum Indus und Jaxartes setzte. Emin aber beanspruchte die Herrschaft über das ungeteilte Reich; doch wurde das Heer, das er gegen Mamun schickte, 811 von dessen Feldherrn Tahir geschlagen. Mamun stützte sich dabei namentlich auf die seine Provinzen bewohnenden Perser: so kam in den Streit der Brüder ein nationales Moment, welches, durch den religiösen Gegensatz der schiitischen Perser zu den sunnitischen Arabern verstärkt, einen unheilvollen Keil der Zwietracht in das Reich trieb. Bald stand Tahir vor Bagdad: die Stadt wurde belagert und endlich, elend zugerichtet, erobert, Emin getötet und die Würde des Kalifen auf Mamun übertragen. Aber auch dieser sah sich bald von Aufruhr und Abfall bedrängt: der religiöse Eifer der schiitischen Perser gegen die an der alten reinen Lehre festhaltenden Araber führte immer wieder zu gewaltsamen Ausbrüchen und veranlaßte am Hofe des Kalifen Parteikämpfe, welche die Macht und Stetigkeit der Regierung lähmten und neuen Haß säeten. Stellten die Unzufriedenen doch in Mamuns Oheim Ibrahim, einem hochgebildeten Manne, 817 einen Gegenkalifen auf, der sich freilich schon 817, der undankbaren Rolle müde, zurückzog. Mamun aber, durch solche Vorgänge erbittert, forderte die mohammedanische Orthodoxie der Araber heraus, indem er sich über gewisse Gebote des Koran demonstrativ hinwegsetzte — z. B. bei Hoffestlichkeiten Wein trank und schenken ließ, — ja dem Koran den göttlichen Ursprung und die Unfehlbarkeit absprach und ihn zum Gegenstand der Forschung und Deutung gemacht sehen wollte — eine freidenkerische Richtung, die der Entwickelung der Wissenschaft zu gute kam, da nun auch die Vorkämpfer der Orthodoxie genötigt wurden, ihren Standpunkt gelehrt zu begründen. So wurde die Zeit Mamuns, in der die ersten entscheidenden Schritte zur Auflösung des Kalifats geschahen, die Periode der höchsten Entfaltung des geistigen Lebens, an deren herrlichem Ertrag noch künftige Generationen als an einem unerschöpflichen Schatze gezehrt haben.

Mamuns Nachfolger, sein Bruder Mutassim, mit dem Beinamen Billahi, d. i. der Gott Vertrauende (833—42), hatte ebenfalls vielfach mit Aufständen zu kämpfen und fühlte sich selbst in Bagdad so wenig sicher, daß er sich nördlich davon am Tigris eine neue Residenz zu bauen begann und den militärischen Charakter des Kalifats weiter entwickelte, indem er eine zahlreiche Leibwache bildete, die vornehmlich aus türkischen Sklaven rekrutiert wurde, aber bald ein echtes Prätorianerheer wurde. Denn die kriegerische Schwungkraft der Araber, der der Islam seine ersten glänzenden Erfolge zu danken hatte, war längst erlahmt: die Araber hatten aufgehört in der gewaltsamen

Ausbreitung ihres Glaubens ihre höchste Aufgabe und im Tod gegen die Ungläubigen den herrlichsten Lohn zu sehen; seit sie zu Bewohnern großer Handelsstädte geworden waren und bei den von ihnen Besiegten in die Schule des Ackerbaues und mannigfacher Gewerbethätigkeit gegangen waren, überwogen bei ihnen die wirtschaftlichen Interessen. Damit aber wurde sowohl die religiöse als auch die nationale Grundlage des Kalifats in Frage gestellt und die beiden vornehmsten Quellen seiner Kraft unterbunden, die Strenggläubigen aber, die konsequenter Weise auch für die Erhaltung der alten Staats- und Gesellschaftsordnung eintraten, mehr und mehr in die Opposition gedrängt: sie bildeten eine Partei, die jederzeit bereit war, ihren unterdrückten und nicht selten verspotteten Prinzipien gewaltsam wiederum zur Herrschaft zu verhelfen. Seit der Mitte des neunten Jahrhunderts machte diese Entwickelung schnelle Fortschritte, wozu namentlich die Art beitrug, in der Mutassims Nachfolger, sein Sohn Alwathik (842—47), durch sein wüstes Leben und vielfache Verhöhnung und Verfolgung die Eiferer herausforderte. Daß dann mit Wathiks Bruder Djafar al Mutawakkil, (d. i. der Vertrauende) (847—61) einmal ein Vertreter der strengsten Richtung auf den Thron kam und gegen alle bisher ungestraft geduldeten Abweichungen in Lehre und Leben mit Grausamkeit wütete, verschärfte noch die vorhandenen Gegensätze. Auch die Christen erlitten damals wieder harte Verfolgung, obgleich auch Mutawakkil ein Freund der Gelehrsamkeit und der Kunst war: seine wachsende Härte und namentlich die furchtbaren Erpressungen, die er verübte, veranlaßten endlich eine Verschwörung in seiner Leibgarde, der er 861 zum Opfer fiel und die seinen Sohn Muntassir auf den Thron erhob. Dieser starb schon nach wenigen Monaten.

In rascher Folge lösten während der nächsten Jahre die Kalifen einander ab, ohne Ausnahme unbedeutende Persönlichkeiten und oft mit allen Lastern befleckt, die das wüste Schwelgerleben eines orientalischen Despotenhofes mit seiner Günstlings- und Haremswirtschaft unter der Einwirkung übermütiger Prätorianer erzeugen konnte. Jähe Thronwechsel, greuliche Palastrevolutionen, barbarische Mordthaten kennzeichnen das Zeitalter furchtbarer Verwilderung, das über diesen einst so herrlich blühenden Staat hereinbrach. Immer tiefer sank das Ansehen der Kalifen, welche dereinst der Welt des Ostens geboten hatten, und schließlich waren auch sie nur Schattenfürsten, deren die in den Besitz aller Gewalt gelangten Soldaten sich bedienten, um in ihrem Namen Stadt und Land willkürlich auszubeuten und die sie absetzten und hinmordeten, sobald sie ihrer Zuchtlosigkeit entgegenzutreten Miene machten oder sich ihnen nicht hinreichend fügsam erwiesen. Der Oberbefehlshaber dieser Horden, die sich meist aus fremden Stämmen, namentlich Türken ergänzten, der den Titel eines Emir al Omra führte, war thatsächlich Herr des Reiches, neben dem der Kalif eigentlich nur die untergeordnete Rolle eines geistlichen Repräsentanten des Islam spielte. Unter solchen Umständen lockerte sich auch der Verband des Reiches: von den Statthaltern der Provinzen erkannten viele dem

Kalifen nur noch eine wertlose Oberhoheit zu und regierten thatsächlich unabhängig, andere zerrissen auch dieses lose Band und gewannen volle Selbständigkeit, so daß das Kalifat sich allmählich zu einem leeren Namen verflüchtigte, die Autorität der Herrscher und seiner militärischen Vormünder aber nicht weit über die Umgebung von Bagdad hinausreichte. So vollzog sich an dem Universalstaat des Ostens ein ähnlicher Prozeß der Auflösung in selbständige Teilreiche, wie er gleichzeitig im Westen den Untergang des karolingischen Weltreiches bewirkte. Im Osten gründeten die Tahiriden, die Nachkommen von Mamuns tapferem Feldherrn Tahir, ein in Chorasan wurzelndes Reich; in Ägypten gewann das Haus des türkischen Emporkömmlings Achmed Ibn Tulun, die Tuluniden, die Herrschaft und führte eine kurze Zeit neuer Blüte herauf, erlag aber gegen Ende des neunten Jahrhunderts dem Heere des Kalifen Muktafi. Die Kämpfe, welche daraus entsprangen, wurden mit um so größerer Leidenschaft geführt, als es sich dabei nicht selten um das Auftreten religiöser Schwärmer und durch sie fanatisierter Sekten handelte, deren der Islam in fortschreitender Zersetzung der alten Einheit eine immer wirrere Masse hervorbrachte. —

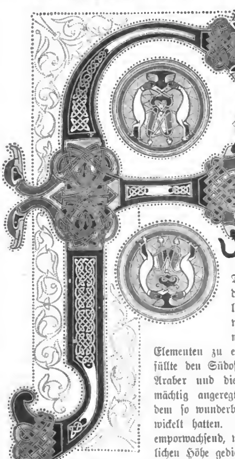


[illegible] zu und regierten thatsächlich [illegible] diese lose Band und gewannen [illegible] sich allmählich zu einem leeren Namen [illegible] und seiner militärischen Vormünder [illegible] von Bagdad hinausreichte. So vollzog [illegible] ein ähnlicher Prozeß der Auflösung [illegible] gleichzeitig im Westen den Untergang des [illegible] Im Osten gründeten die Tahiriden, die [illegible] Feldherrn Tahir, ein in Chorasan [illegible] gewann das Haus des türkischen Emporkömmlings, die Tuluniden, die Herrschaft und führte [illegible], erlag aber gegen Ende des neunten [illegible] Muktafi. Die Kämpfe, welche daraus [illegible] Leidenschaft geführt, als es sich dabei [illegible] Schwärmer und durch sie fanatisierten [illegible] in fortdauernder Zerstörung der alten [illegible] hervorbrachte. —

Moschee des Ibn Tulún in Kairo. (Nach Photographie.)

Sechſtes Kapitel.

Kulturgeſchichtlicher Rundblick auf das karolingiſche Zeitalter.



Initialbuchſtabe aus einer in der Mitte des 9. Jahrhunderts für Karl den Kahlen geſchriebenen Bibel. Paris, Nationalbibliothek. (Nach Baſtard.)

Überſieht man die kulturgeſchichtliche Entwickelung der von hiſtoriſchem Leben erfüllten Gebiete in ihrer Geſamtheit, wie ſie ſich in dem karolingiſchen Zeitalter geſtaltet hat, ſo ſcheiden ſich im weſentlichen vier Gruppen, von denen je zwei, räumlich benachbart und auch innerlich miteinander verbunden, den anderen beiden entgegengeſtellt werden können, in der Weiſe, daß ihre Wechſelwirkungen die Grundformen für den Gang der Weltkultur beſtimmen.

Gleichſam als alte und neue Welt treten der Südoſten und der Nordweſten weit auseinander. Denn in Gemeinſchaft mit der Kultur der Byzantiner, in der ſich das nachlebende Griechentum auf eigenartig entwickelter chriſtlicher Grundlage einerſeits mit römiſchen, anderſeits mit ſlawiſchen Elementen zu einer buntgemiſchten Einheit verband, füllte den Südoſten die glänzende Kultur, welche die Araber und die von ihnen mit fortgeriſſenen und mächtig angeregten Stämme und Völkerſchaften auf dem ſo wunderbar fruchtbaren Boden des Islam entwickelt hatten. Mit wahrhaft orientaliſcher Frühreife emporwachſend, war ſie in kurzer Zeit zu einer erſtaunlichen Höhe gediehen, nicht bloß in Bezug auf äußere Geſtaltung des Lebens, ſeiner Formen und Hilfsmittel, ſondern auch in dem geiſtigen Gebiete, wo ſie die Errungenſchaften des indiſchen Geiſteslebens mit dem Erbe der Griechen verband und von da aus ihre eigenen Bahnen verfolgend ganz neue Gebiete eroberte.

Es genügt, an die erstaunlich reiche Entfaltung der Philosophie bei den Arabern zu erinnern, an die Kühnheit, mit der die Forschung dort trotz der von der Dogmatik gesetzten Schranken in die Rätsel der Natur einzudringen versuchte, an die hohe Stufe, welche dort schon in jenem Zeitalter Länderkunde und Geschichtschreibung erstiegen und der gegenüber die gleichzeitigen Leistungen des Abendlandes doch nur als sehr bescheidene Anfänge erscheinen.

Dieser zwischen Byzantinern und Mohammedanern geteilten südöstlichen Welt steht der Nordwesten gegenüber, wo die Gruppen der romanischen und der germanischen Völker als die Träger einer neuen, jüngeren, erst aufstrebenden Kultur sich scharf von der noch weiter zurückgebliebenen Welt der Slawen und der Nordgermanen sondern, denen sie ihrerseits die Vermittler mit den anderen Kulturgebieten werden. Die romanischen und germanischen Völker, deren Kultur trotz der allmählich eintretenden schärferen Sonderung die Herkunft aus einer gemeinsamen Wurzel niemals verleugnet hat, stehen recht eigentlich im Zentrum der gesamten Kulturentwickelung jener Zeit, und zwar nicht bloß räumlich. Denn während sie — ganz abgesehen von den dürftigen, aber doch nicht ganz wirkungslosen Anregungen, die Handel und Verkehr mit sich brachten — in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts in Mähren mit den sich durch Bulgarien westwärts ausdehnenden äußersten Ausläufern der byzantinischen Kultur zusammenstießen, berührten sie sich in der langgestreckten Südgrenze ihres Gebietes in Unteritalien und Sizilien nicht bloß ebenfalls mit den Byzantinern, sondern namentlich auch mit der Welt des westlichen Islam. Im Norden aber rangen die germanischen Stämme mühsam mit der unbändigen Kraft ihrer skandinavischen Verwandten und begannen eben bei diesen und auf die östlich benachbarten Slawen in Krieg und Frieden als Vermittler einer höheren, im katholischen Christentum wurzelnden Kultur einzuwirken. Aber auch dort waren sie doch zugleich in mancher Hinsicht ihrerseits Empfangende und verdankten dem Verkehr mit diesen Nachbarn mannigfache Erweiterung ihres Gesichtskreises, manche lange nachwirkende Anregung und manche ihnen erst allmählich ganz zu eigen gewordene neue Anschauung. Noch in späterer Zeit bieten Sage und Dichtung dafür Beweise genug.

Die Grundlagen aber für die Entwickelung der Kultur waren und blieben Romanen und Germanen gemein. Das ganze Walten Karls des Großen giebt davon Zeugnis und war angelegt und berechnet auf eine fortschreitende Verschmelzung beider zu dauernder Lebensgemeinschaft. Aber die Grenzen seiner Wirksamkeit waren doch enger gezogen, als die Vertreter der in römischen Erinnerungen wurzelnden Ideen eines Universalstaates und einer Universalkirche geahnt hatten, und die Ausbildung der Einheit, deren Hauptträgerin nach wie vor die Kirche blieb und die daher immer wieder zu den im Römertum ausgebildeten Formen greifen mußte, führte konsequenter Weise zu einer Bedrohung der Germanen in ihrer nationalen Eigenart. Erst der Gegensatz zu der rücksichtslosen Geltendmachung romanischer Einheits- und Gleichheitstendenzen durch Ludwig den Frommen hat in den deutschen

Stämmen das Bewußtsein ihrer Besonderheit geweckt und gestärkt und zu der politischen Sonderung wesentlich beigetragen, die im Zeitalter der karolingischen Familien- und Erbkriege Deutsche und Romanen voneinander schied. Ihren

Faksimile der Niederschrift der Straßburger Eidschwüre Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen vom Jahre 842 in „Nithards fränkische Geschichten"; Manuskript des 10. Jahrh. Paris, Nationalbibliothek.

ersten, weithin verständlichen Ausdruck fand sie 842 in den Straßburger Eiden, wo Karl der Kahle und Ludwig von Bayern sich in Gegenwart ihrer Heere treue Hilfe gelobten für den ferneren Kampf gegen Lothar und dabei

jeder von ihnen sich der Sprache bediente, welche der großen Masse des Heeres des andern sicher verständlich war, indem Karl die Schwurformel deutsch, Ludwig romanisch sprach (S. 114). Die romanische Sprache ist zu litterarischer Produktion damals noch nicht gebraucht worden: in den Augen der Geistlichkeit, die für jede Art von schriftstellerischer Thätigkeit noch allein in Betracht kam, haftete ihr durchaus der Charakter des Barbarischen an, der in diesem ersten Stadium ihrer Entwickelung im Vergleich mit dem Lateinischen allerdings recht augenfällig gewesen sein wird. Auch waren die Elemente, aus deren allmählichem Verwachsen zu lebendiger Einheit das spätere französische Volk zu entstehen anfing, noch viel zu sehr rein äußerlich miteinander verbunden, als daß neben dem durch die Kirche zur Herrschaft gebrachten Lateinischen ein zu litterarischer Bethätigung geeignetes gemeinsames sprachliches Organ hätte aufkommen können.

Besser stand es in dieser Hinsicht bei den dem karolingischen Reiche angehörigen deutschen Stämmen, welche das kostbare Gut einer gemeinsamen nationalen Sage, bereichert durch die ereignisvollen Jahrzehnte der Wanderung, in die mit dem Erblühen des fränkischen Reiches beginnende neue Zeit hinübergerettet hatten und bei denen das stark ausgeprägte Volkstum selbst dem übermächtigen Einfluß des von der Kirche vermittelten Romanentums erfolgreich widerstand. Wir wissen, mit welchem teilnahmvollen Verständnis der große Kaiser selbst gerade diese Seite des deutschen Geisteslebens begleitet und begünstigt hat, indem er dafür Sorge trug, daß die alten Sagen und Lieder seines Volkes aufgezeichnet wurden, wie er — ganz in Übereinstimmung damit — für gewisse Gegenstände, die im Leben des Volkes naturgemäß eine Rolle spielten und daher viel genannt wurden, statt der altüblichen lateinischen Benennungen deutsche einführte (S. 83). Zum Unglück für unsre Kenntnis der altdeutschen Poesie hat sein Sohn Ludwig der Fromme, wie in so vielen Stücken so auch hierin, gerade die entgegengesetzte Richtung verfolgt und die alten Lieder und Sagen als anstößige und gefährliche Reste des Heidentums planmäßig verfolgt und auszurotten gesucht. Erst mit Ludwig dem Deutschen kamen wieder bessere Zeiten, in denen unabhängig von engherziger Kirchlichkeit die Denkmäler des deutschen Altertums in Ehren gehalten und für die Nach-

---

In dem Miniature ist der heil. Hieronymus dargestellt, wie er der Paula und anderen vornehmen Frauen die heilige Schrift erklärt. Hieronymus trägt das Kostüm der Stiftsherren von St. Martin zu Tours: Meßgewand, Chorhemd und lange Tunika. Die vier Frauen sitzen mit ihm auf derselben mit Polstern belegten Bank; die heiligen Schriften, welche sie in ihren Händen oder ausgebreitet vor sich liegen haben, sind Gegenstand der Unterredung. Die Frauen sind in zum Teil goldgestickte Gewänder und Schleier gekleidet; von letzteren abgesehen hat ihr Kostüm viel Ähnlichkeit mit dem der Männer. Links vom heil. Hieronymus sitzen zwei schreibende Mönche. Die Bank läßt bereits den Typus jener langen Bänke erkennen, die im Mittelalter die ganze Länge einer Zimmerwand einnahmen. Das einem niedrigen Turm gleichende Möbel rechts ist ein zugleich als Schreibpult eingerichteter Fachschrank für Bücher. Dieses Möbel findet sich unter dem Namen armaria bis ins zwölfte Jahrhundert hinein im Gebrauch; in ihm war ein drehbarer Cylinder angebracht, um den die Pergamentstreifen, auf welche man schrieb, aufgerollt wurden. Das Äußere der früh mittelalterlichen Bücher wird in seinen verschiedenen Arten durch dieses Miniature getreu veranschaulicht: wir sehen solche in Blättern verschiedenen Formates, länglich wie auch quadratisch, eingebunden nach der Weise unserer Bücher, und zu Rollen, welche durch schmale aneinander genähte Streifen gebildet werden, aufgewickelt.



Gespräche und vorn[illegible] Jahrhundert.*)

Miniature in einer für Karl den Kahlen in der Abtei St. M[illegible] Bibel. Paris, National-Bibliothek. (Nach [illegible]

[illegible] das [illegible]

[illegible] der großen [illegible]
[illegible] Schmelztiegel [illegible]
[illegible] zu litterarischen
[illegible] in [illegible] der [illegible]
[illegible] noch allein in Betracht
[illegible] an, der in dieser
[illegible] dem Lateinischen allerdings
[illegible] die Elemente, aus deren
[illegible] das spätere französische [illegible]
[illegible] miteinander verbunden
[illegible] gebildeten Lateinischen ein
[illegible] sprachliches Organ hatte

[illegible] dem [illegible]
[illegible] leitende [illegible] einer gemeinsamen
[illegible] Jahrzehnte der Wanderung
[illegible] beginnende neue Zeit [illegible]
[illegible] Volkstum selbst dem [illegible]
[illegible] Romanentums [illegible]
[illegible] Verständnis der große
[illegible] begleiten und
[illegible] darum [illegible] die alten Sagen und Lieder
[illegible] wurden [illegible] in Übereinstimmung [illegible]
[illegible]
[illegible] wurden, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Bildung, verfielen und die [illegible]
und [illegible] und [illegible]
[illegible] Erst mit [illegible]
[illegible] an denen [illegible]
[illegible] Altertums in [illegible] und für die [illegible]

[illegible]



Geistliche und vornehme Frauen im 9. Jahrhundert.*)

Miniature in einer für Karl den Kahlen in der Abtei St. Martin zu Tours geschriebenen Bibel. Paris, National-Bibliothek. (Nach Louandre.)

welt aufbewahrt wurden: der König selbst hat ihnen liebevolles Verständnis entgegengebracht. Denn in einem Gebetbuch, das seiner Gemahlin Emma gehört hat und durch eine glückliche Fügung auf uns gekommen ist, findet sich das merkwürdige Gedicht vom Weltbrand eingetragen, das unter dem Namen Muspilli bekannt ist und noch in dem uns allein erhaltenen Fragment einen lehrreichen Einblick gewährt in die Art, wie damals biblisch-christliche Anschauungen mit Erinnerungen aus der altheidnischen Mythologie zu einem poetischen Ganzen verschmolzen wurden. Ludwig dem Deutschen übersandte Otfried, ein Mönch des Klosters Weißenburg im Elsaß, seine gewöhnlich „der Krist" genannte poetische Bearbeitung der heiligen Geschichte, die er in gereimten Strophen, nicht ohne eigenartigen Reiz und bei aller Frömmigkeit voll stolzer Freude an seinem kräftigen, tapferen deutschen Volke, zu erzählen wußte. Ein merkwürdiges Seitenstück dazu bildet die unter der Benennung Heliand bekannte Bearbeitung desselben Gegenstandes in niederdeutscher Sprache und durch den Stabreim gebundenen Versen, welche des Erlösers Leben und Leiden in ansprechend volkstümlichem Ton berichtet und dadurch eine eigentümliche, für die geistigen Wandelungen der Zeit höchst charakteristische Färbung erhält, daß der unbekannte Verfasser sich die Verhältnisse des jüdischen Landes und Volkes ganz nach den in seiner sächsischen Heimat ihn umgebenden zu vergegenwärtigen sucht und den Heiland mit seinen Jüngern wie einen sächsischen Fürsten mit seinem Gefolge vorstellt, — ein lehrreiches Beispiel, welches recht deutlich erkennen läßt, mit welch naiver Befangenheit der Sinn des Deutschen, wenn er von älteren Einwirkungen der römischen Kultur unberührt geblieben war, der sich ihm neu erschließenden Welt zunächst entgegentrat.

Übrigens wird man angesichts der Dürftigkeit der litterarischen Erzeugnisse jener Zeit auch daran erinnern dürfen, daß die Verhältnisse in den auf Karls des Großen Tod folgenden Jahrzehnten nicht eben geeignet waren die Künste des Friedens gedeihen zu machen, da neben den vielfachen Thronstreitigkeiten und Bürgerkriegen und erbitterten kirchlichen Kämpfen große Teile des Reiches von schwerer äußerer Bedrängnis heimgesucht wurden. Unter den verheerenden Wirkungen der Normanneneinfälle erlahmte begreiflicherweise jedes höhere geistige Interesse, und der aufreibende Kampf um die Existenz machte die Pflege idealer Bestrebungen vollends unmöglich. Die Zeitgeschichte selbst, welche den germanischen Stämmen sonst so viel fruchtbare Anregung gewährt hatte, bot nichts, was die volkstümliche Dichtung hätte zur Behandlung einladen können, und ganz vereinzelt steht das Gedicht, in dem ein Mönch des flandrischen Klosters St. Amand den Sieg in volkstümlich kräftigen Tönen feierte, den der westfränkische König Ludwig III. 881 bei Saucourt (S. 139) über die Normannen davon getragen hatte. Aber auch hier wird doch das Übergewicht des kirchlichen Denkens bemerkbar, das aus dem tapfern Karolinger einen von Gott auserwählten Streiter für den Glauben macht und in seinem Siege einen Triumph des Christentums über das nordische Heidentum feiert.

Die Unselbständigkeit der Kultur, in deren Besitz wir die romanischen und germanischen Nationen während des neunten Jahrhunderts finden, und ihre Abhängigkeit von dem, was die Römer geleistet hatten, tritt uns besonders anschaulich auch in dem Gebiete der bildenden Kunst entgegen, so dürftig die Reste sein mögen, die davon auf uns gekommen sind. Durchweg zeigen sie einfache Nachbildung berühmter römischer Bauwerke. Hat Karl der Große doch sogar ganze Architekturteile aus Italien über die Alpen führen lassen, um sie bei seinen nordischen Neubauten zu verwenden: namentlich die Paläste Roms und Ravennas haben manches Stück zur Ausschmückung der karolingischen Pfalzen hergeben müssen. Solche erstanden namentlich in Aachen, Nimwegen, Diedenhofen und Heristal, dem alten Stammsitz seines Hauses, und dann am Rhein zu Ingelheim und Worms. Von keinem dieser Bauwerke sind nennenswerte Reste auf uns gekommen, und bei den zeitgenössischen Beschreibungen, die uns von der vielberühmten Aachener Pfalz, in späteren Jahren dem vornehmsten Sitz des Reiches, vorliegen, mag man zweifeln, ob sie die Wirklichkeit wiedergeben oder nicht vielmehr mit poetischer Freiheit ausgemalte Prachtbilder entwerfen, deren Original nur in der von antiken Erinnerungen beeinflußten Phantasie des Dichters vorhanden gewesen ist. Denn daß noch im vierzehnten Jahrhundert Petrarca auf der Reise durch Deutschland von den Herrlichkeiten des karolingischen Kaiserpalastes zu Aachen enthusiastisch zu berichten weiß und dieselben in ziemlich allgemein gehaltenen Ausdrücken bewundernd schildert, kann kaum recht ernstlich gegen diese Annahme geltend gemacht werden, da die glänzende Rhetorik des für die antike Kaiserherrlichkeit entflammten Italieners mit den poetischen Gemälden der karolingischen Hofdichter an sachlichem Wert füglich nur auf dieselbe Stufe gesetzt werden kann.

Nur eine ziemlich allgemeine Vorstellung werden wir unter diesen Umständen von jenen vielberühmten karolingischen Palästen zu gewinnen vermögen, für die unter Berücksichtigung der in jedem einzelnen Falle gegebenen besonderen lokalen Verhältnisse gewisse Grundzüge festgestanden zu haben scheinen, die in der Gesamtdisposition der Anlage zu Tage traten. Es scheint nämlich, daß dabei, so sehr im Laufe der Zeit der Charakter des Palastes bei diesen Bauten zum Ausdruck kam, doch der ihnen allen gemeinsame ursprüngliche praktische Zweck niemals völlig aus dem Auge verloren worden ist. Ihr Vorbild war und blieb offenbar das inmitten der zugehörigen Feldmark gelegene Herrenhaus mit seiner Umgebung von Wirtschaftsgebäuden, Arbeitshäusern und Ställen: denn diese Pfalzen waren nicht bloß Lustschlösser, sondern zugleich auch die Mittelpunkte, von denen aus Karl seinen königlichen Hofhalt mit Einschluß der zu der Pfalz gehörigen königlichen Ländereien leitete und beaufsichtigte. Daher wird denn auch bei gelegentlichen Erwähnungen dieser Pfalzen nicht sowohl auf die Pracht der Ausstattung als vielmehr auf die großartige, regelmäßige und praktische Anlage der eigentlich wirtschaftlichen Zwecken dienenden Gebäude Wert gelegt, die ja bei der Zahl der im königlichen Hauswesen unterhaltenen Personen oft gewaltige Dimensionen annehmen

mußten. Immerhin wurde auch die Pracht der Ausstattung nicht vernachlässigt. Von dem Ingelheimer Palast z. B. wissen wir, daß er aus mächtigen Quadern aufgeführt und mit Säulen geschmückt war, von denen eine große Zahl aus



Fränkische Elfenbeinschnitzerei von einem Buchdeckel aus dem 9. Jahrh. Paris, Louvre-Museum.
Motiv: David Psalmen diktierend. Oben der König, eine Pergamentrolle in der Hand, auf einem Throne, die Leibwache zu seinen Seiten; darunter vier Schreiber, zwischen diesen ein geöffneter Behälter zur Aufnahme von Handschriften. (Gaz. arch.)

Italien herbeigebracht war; auch farbenprächtige Gemälde fehlten nicht. Besonders reich muß die Ausstattung der Aachener Pfalz gewesen sein, mag es

auch sicherlich stark übertrieben sein, wenn Angilbert die Stadt als ein zweites Rom bezeichnet, das mit seinen Häusermassen, seinen gewaltigen Mauern und Zinnen bis zu den Sternen emporrage, und mit poetischem Schwunge den Kaiser selbst schildert, wie er persönlich den Bau leitet, wie von ihm angefeuert zahllose Arbeiter eine emsige Thätigkeit entfalten, indem sie hier aus dem starren Fels schlanke Säulen bilden, dort aus Quadern gewaltige Mauern aufführen, an einer anderen Stelle die Fundamente zu einem Prachtbau ausheben, weiterhin aus glitzerndem Marmor stufenreiche Bassins herrichten, in welche die heißen Quellen geleitet werden sollen, denen man eifrig nachspürt, um ihre von dem Kaiser so geliebte wunderthätige Heilkraft allen zu gute kommen zu lassen. In der Mitte der ausgedehnten Palastanlage stand das zur Wohnung des Kaisers selbst bestimmte Gebäude, so daß Karl von da aus sämtliche Häuser und Höfe übersehen und alles, was irgend vor sich ging, beobachten konnte. Um dasselbe gruppierten sich zunächst die Häuser, in denen die kaiserliche Familie und deren nächste Umgebung, namentlich auch die Geistlichen der Hofkapelle wohnten, und weiterhin lagen dann die Gebäude für die übrige Hofbeamtenschaft, alle wie das Haupthaus in mehreren Stockwerken aufsteigend und so angeordnet, daß Karl von seinem Söller aus jeden Ein- und Ausgehenden erblicken konnte. Weiter entfernt lagen die zahlreichen Wirtschafts-, Arbeits- und Vorratshäuser: als solche werden namentlich auch aufgezählt Ställe für Rindvieh und Pferde, umfangreiche Speicher, die nötigen Küchengebäude und Backöfen. Dazwischen breiteten sich Obst- und Gemüsegärten aus; auch Fischteiche fehlten nicht. In den Arbeitshäusern, die den Palast in weitem Umkreis umgaben, war die zahlreiche niedere Dienerschaft nach Geschlechtern gesondert beschäftigt, die Frauen namentlich mit Spinnen, Weben, Nähen und anderer weiblicher Thätigkeit, während die Männer der Jahreszeit gemäß im Hofe und auf dem Felde, bei dem Vieh und bei den Pferden beschäftigt waren.

Von den kirchlichen Bauten des karolingischen Zeitalters ist nur ein Werk in einem Zustande, der seine ursprüngliche Anlage klar erkennen läßt, auf uns gekommen, die dem Komplexe des Aachener Palastes angehörige Hofkapelle, (S. 96) die der Jungfrau Maria geweiht war: sie bildet heute das Schiff des Aachener Münsters. Sicherlich aber ist sie das Bedeutendste gewesen, was Karl auf diesem Gebiete überhaupt geschaffen hat. Sie ist im wesentlichen dem byzantinischen Vorbild der berühmten Kuppelkirche San Vitale in Ravenna nachgebildet, wie auch der darin zur Verwendung gekommene Marmor und sonstige Architekturteile aus Ravenna herbeigeholt sind. Welches Ruhms dieses Bauwerk genoß, lehrt die Thatsache, daß der aus Spanien stammende Westgote Theodulf, der auch als gewandter Dichter und als gelehrter Theologe gefeierte Bischof von Orleans, es in der Kirche nachahmte, die er in Germigny aufführte; Ludwig der Fromme bildete ihm die Kirche zu Diedenhofen, Karl der Kahle die zu Campiègne nach. —

Malerei in einem mit goldenen Buchstaben geschriebenen Meßkanon.

Der Dargestellte ist Papst Gregor I. Als Probe der Malereien der kirchlichen karolingischen Handschriften des 9. Jahrhunderts. Paris, Nationalbibliothek. (Nach Bastard.)



[illegible] wert [illegible] Stadt [illegible] ein [illegible]
[illegible] einen [illegible] Mauern und
[illegible] mit [illegible] den
[illegible], wie von ihm an-
[illegible] erhalten, indem sie [illegible]
[illegible] aus Quadern gewaltige Mauern
[illegible] zu einem [illegible] aus-
[illegible] bereiten, in
[illegible], denen man eifrig [illegible]
[illegible] Heilkraft allen zu gute
[illegible] Stadtanlage [illegible] das
[illegible], so daß Karl von da aus-
[illegible] und alles, was irgend vor sich ging,
[illegible] sich [illegible] die Häuser, in
[illegible] nächste Umgebung, namentlich auch
[illegible], und [illegible] lagen dann die Gebäude
[illegible] wie das Haupthaus in mehreren Stock-
[illegible], daß Karl von seinem Söller aus jeden
[illegible] Weiter entfernt lagen die zahlreichen
[illegible] als solche werden namentlich [illegible]
[illegible] Heide, umfangreiche Felder, die [illegible]
[illegible] breiteten sich Forste und [illegible]
[illegible] Zu den Arbeitshäusern, die den
[illegible], war die Zahl der niedere [illegible]
[illegible], die Frauen namentlich mit Spinnen
[illegible] Thätigkeit, während die Männer bei
[illegible] dem Felde, bei dem Vieh und bei den

[illegible] karolingischen [illegible] ist [illegible] ein Werk
[illegible] Bauten [illegible], und aus
[illegible] des [illegible] Palastes [illegible]
[illegible] sie [illegible] das [illegible]
[illegible] ist sie das [illegible] gewesen, was
[illegible]. Sie ist im wesentlichen
[illegible] Kirche San Vitale in Ravenna
[illegible] Marmor und
[illegible] herbeigeholt sind. Weiteres [illegible]
[illegible] daß der aus Spanien stammende [illegible]
[illegible] als gewandter Dichter und als gelehrter Theologe
[illegible], es in der Kirche [illegible], die er in Germanien
[illegible] der Fromme [illegible] die Kirche zu [illegible], statt der
[illegible].



Malerei in einem mit goldenen Buchstaben geschriebenen Meßkanon.

Der Dargestellte ist Papst Gregor I. Als Probe der Malereien der kirchlichen karolingischen Handschriften des 9. Jahrhunderts. Paris, Nationalbibliothek. (Nach Bastard.)



Zweites Buch.

Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaisertums im sächsischen und salischen Zeitalter.

888 — 1056.

Seitenumrahmung aus einem Evangelienbuch,
geschrieben in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. für Kaiser Lothar in der Abtei von St. Martin zu Tours.
. Paris, Nationalbibliothek. (Nach Bastard.)

Die Quellen.

Wie dem Verfall des karolingischen Reiches ein Sinken auch der historiographischen Thätigkeit entsprochen hatte, so wurde die aufsteigende Entwickelung, die mit dem sächsischen Zeitalter für Deutschland begann, von einem neuen Erblühen der Geschichtschreibung begleitet, das sich in seinen wichtigsten Erscheinungen unmittelbar an das ruhmgekrönte Herrscherhaus anschloß und in dem von dem litterarischen Leben bisher wenig berührten sächsischen Lande seine Wurzeln hatte. Denn dorthin war mit dem politischen Schwerpunkt des Reiches auch der Brennpunkt des sich mannigfaltiger gestaltenden geistigen Lebens verlegt. Doch behaupten auch die anderen Landschaften, in deren Klöstern bisher die wichtigsten geschichtlichen Aufzeichnungen entstanden waren, ihren Anteil an der Überlieferung der Großthaten der neuen Zeit In S. Gallen, das eine Pflegstätte jeder Art von gelehrter Arbeit blieb, wurde die alte Klosterchronik (Casus S. Galli) von verschiedenen Verfassern, meist den Ereignissen ziemlich gleichzeitig, weiter geführt (—973). Im Westen, in Lothringen, fand die Chronik des Regino von Prüm, das bedeutendste Denkmal der ausgehenden karolingischen Zeit, eine Fortsetzung in ausführlichen Jahrbüchern, die von 935 und namentlich von 951 an durch die Benutzung für uns verlorener Quellen wertvoll sind und infolge der Beziehungen ihres Verfassers zu dem kaiserlichen Hause von dem Kampfe Ottos I. mit Ludolf und Konrad (951—55) besonders zuverlässige Nachricht geben. Weitaus am reichlichsten aber und sachlich ergiebigsten fließen die Quellen in der Heimat des sächsischen Kaiserhauses selbst, wo man begreiflicher Weise die Großthaten desselben als Ruhmestitel des eigenen Stammes aufzuzeichnen ein besonderes Interesse hatte.

Auch in den sächsischen Klöstern entstand seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts eine reich entwickelte Annalistik, namentlich in denen, die als Stiftungen des Königshauses diesem näher verbunden waren, zuweilen auch Sprößlinge aus ihm an ihrer Spitze hatten. Dahin gehören die Quedlinburger Jahrbücher (—1025), die, in ihrem ersten Teile älteren Hildesheimer Aufzeichnungen folgend, weiterhin selbständig sind und trotz des erklärlichen panegyrischen Tons und der etwas schwülstigen Sprache zu den besten Quellen für diese Zeit gehören, auch noch ein besonderes Interesse dadurch erwecken, daß sie manche Erinnerungen aus der alten, in Sachsen lange nachlebenden Heldensage in sich aufgenommen haben. Auch in der ältesten Pflegstätte litterarischer Bestrebungen in Sachsen, in Korvei, wurde die Klosterchronik von den einander

folgenden Generationen fleißiger Mönche gleichmäßig weiter geführt (—1148). Eine gleichartige Aufzeichnung, die in dem hessischen Kloster Hersfeld, der Stiftung Lulls, entstand und für die zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts (— 984) als den Ereignissen gleichzeitig und auf selbständiger Kenntnis beruhend von originalem Wert gewesen sein muß, liegt uns nur noch in den Stücken vor, die daraus in andere, sie benutzende Arbeiten, wie die Quedlinburger und Hildesheimer Jahrbücher, übergegangen sind.

Aber auch die anderen Arten mittelalterlicher Geschichtschreibung fanden im sächsischen Zeitalter fleißige und erfolgreiche Pflege und weisen einige in ihrer Art höchst bedeutende und für die ganze Epoche charakteristische Denkmäler auf. Der erste Platz gebührt dem Korveier Mönch Widukind mit seinen „Sächsischen Geschichten“ (Res gestae Saxonicae) in drei Büchern. Das Werk, das der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, einer Tochter Ottos des Großen, gewidmet ist, schrieb Widukind, nachdem er früher einige Heiligenleben verfaßt hatte, 967, um eine Pflicht gegen seinen zu solcher Bedeutung aufgestiegenen Stamm zu erfüllen. Sein Standpunkt war zwar ein beschränkter, entbehrt aber doch nicht eines gewissen eigenartigen Reizes. Widukind ist nämlich durch und durch Sachse, und wie er die Anfänge des sächsischen Hauses einleitete durch ein behagliches Zurückgehen auf die alte sächsische Stammsage, so faßte er auch weiterhin die Thaten Heinrichs und Ottos von dem landschaftlich eng beschränkten Gesichtspunkte des Sachsen auf. Aber gerade dieser Einseitigkeit entspringt die Einheit und frische Natürlichkeit der Auffassung, und in dieser Beschränktheit Widukinds, der nicht, wie die mönchischen Geschichtschreiber das sonst thun, an Rom anknüpft, ja die Kaiserkrönung Ottos I. völlig übergeht, beruht der Wert seines unbefangenen und wahrheitsgetreuen Berichtes, dem wohl einer oder der andere Irrtum, aber keine absichtliche Entstellung nachgewiesen werden kann, mag er auch dem Kaiserhause unangenehme Ereignisse verschweigen. Auch in der Ungelenkheit seiner Sprache, die er durch nicht immer glückliche Nachahmung sallustischer Schreibweise zu bilden versucht hat, veranschaulicht der Korveier Mönch den noch in den Anfängen befangenen Bildungszustand, der damals in dem bisher von solchen litterarischen Bestrebungen ziemlich unberührt gebliebenen Sachsen nach Entfaltung strebte. Eben deshalb sind Widukinds sächsische Geschichten in ihrer liebenswürdigen Naivität und ungekünstelten Naturwüchsigkeit ein besonderes charakteristisches Denkmal für das geistige Leben jener Zeit.

Wesentlich anders geartet sind die geschichtlichen Aufzeichnungen, die wir der auch sonst als Schriftstellerin, insbesondere als Verfasserin lateinischer Komödien bekannten Nonne Hrotsuit von Gandersheim verdanken. Als Schülerin der Äbtissin (959—1001) Gerberga, einer Tochter Herzog Heinrichs von Bayern und Nichte Kaiser Ottos I., stand auch sie dem königlichen Hause nahe und ist durch die ihr so gebotene Rücksichtnahme wesentlich beeinflußt worden. Doch bleibt es zu bedauern, daß von dem Heldengedicht, das sie in klassischem Versmaße auf die Thaten Ottos des Großen (Carmen

de gestis Oddonis imperatoris) 968 beendete und dem Kaiser und seinem Sohne mit einer poetischen Widmung überreichen ließ, nur ein bis 953 reichendes Bruchstück erhalten ist. Nimmt die Dichterin es auch mit der Wahrheit, wo diese dem Kaiserhause unangenehm sein muß, nicht eben genau, indem sie unliebsame Vorgänge, wie den wiederholten Treubruch Herzog Heinrichs, verschweigt, so zeigen doch die Anschaulichkeit und die Lebendigkeit ihres Berichtes und ihre gute Kenntnis namentlich der italienischen Vorgänge, daß ihr besondere Mitteilungen zu Gebote standen, wahrscheinlich von Gliedern des Königshauses selbst. Auch von dem Abschnitt, der die Erwerbung der Kaiserkrone eingehend behandelt, liegt leider nur ein unbedeutendes Fragment vor. — Obgleich erst dem Ausgange der sächsischen Periode angehörig und geeignet, den Abschluß der Historiographie derselben zu vertreten, mag wegen seiner geistigen Verwandtschaft mit ihnen gleich neben Widukind von Korvei und Hrotsuit von Gandersheim Bischof Thietmar von Merseburg (1009—1019) genannt werden. Denn auch in seiner Chronik, von deren Entstehungsart, Überarbeitung und Ergänzung wir uns nach der erhaltenen Originalhandschrift des Verfassers ein genaueres Bild machen können als sonst bei einem anderen mittelalterlichen Schriftwerk, überwiegt insofern der sächsische Standpunkt, als das ottonische Haus und das sächsische Bistum Merseburg das Interesse des Geschichtschreibers besonders in Anspruch nehmen. Zudem war Thietmar, ein Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, den Ottonen selbst verwandt und als Knabe in Quedlinburg durch Emnilde, die Nichte der Königin Mathilde, unterrichtet worden; 1002 wurde er Propst des von seiner Familie gestifteten Klosters Walbeck und 1009 Bischof von Merseburg. Als solcher nahm er an den wichtigsten Reichsangelegenheiten teil und weiß daher vielfach als Mithandelnder zu berichten, namentlich in den vier letzten Büchern seiner unvollendet gebliebenen Chronik, während die ersten drei Bücher aus den uns erhaltenen älteren Quellen zusammengestellt sind. Namentlich vom Tode Ottos III. an sind Thietmars Angaben als die eines wohlunterrichteten Zeitgenossen von Wichtigkeit, zumal er sich ein unbefangenes Urteil wahrt und z. B. die verhängnisvollen Fehler des letzten Ottonen mit großem Freimut aufdeckt. Aber auch für die frühere Zeit verdanken wir seiner Neigung zu belebenden und veranschaulichenden Einzelheiten manche Bereicherung unserer Kenntnis.

Am deutlichsten tritt im Vergleich mit der vorangegangenen Periode der Aufschwung, den die Geschichtschreibung im sächsischen Zeitalter nahm, in der großen Zahl von Lebensbeschreibungen zu Tage, durch die dankbare Schüler oder Gehilfen die verdienstlichen Thaten bedeutender Zeitgenossen auf die Nachwelt brachten. Natürlich handelt es sich dabei meistens um Leute geistlichen Standes, namentlich hervorragende Kirchenfürsten, und auch da, wo einmal eines Laien Leben zur Darstellung kommt, wird der für Bischofs- und Heiligenleben hergebrachte Ton angeschlagen. Das Vorwiegen der kirchlichen Auffassungsweise auch weltlichen Dingen gegenüber, das für jene Zeit so

charakteristisch ist, kehrt eben auch auf diesem Gebiete wieder. So macht die Biographie der Königin Mathilde (Vita Mechtildis reginae), die um 978, etwa ein Jahrzehnt nach dem Tode ihrer Heldin, in dem von derselben als Witwe gestifteten Kloster Nordhausen verfaßt und Otto II. gewidmet wurde, aus der Gemahlin des ersten sächsischen Königs, der es an Sinn und Verständnis für weltliche Angelegenheiten offenbar nicht gefehlt und die auf dieselben auch einzuwirken geliebt und verstanden hat, eine in dem engen Bann klösterlichen Lebens und Denkens befangene Heilige und giebt in panegyrischen Lobpreisungen ein offenbar völlig unhistorisches Bild der Frau, die wir als die erste von den großen Frauengestalten der ottonischen Zeit besonders gern in ihrem historischen Leben und Wirken gezeichnet gesehen hätten. Ähnlich ist es mit dem Leben Kaiser Heinrichs II., das der Utrechter Bischof (1010 bis 25) Adalbold, ein ausgezeichneter Gelehrter, im Anschluß an des Thietmar Werk verfaßte, indem er die Dürftigkeit des sachlichen Inhalts durch den Pomp hochtönender Phrasen zu verdecken suchte. Dagegen besitzen wir von Bischofsleben aus dieser Zeit einige, die nach Inhalt und Form des höchsten Lobes würdig sind. Dahin gehört vor allen das Leben des Erzbischofs Brun von Köln (953—65), des staatsklugen, thatkräftigen, politisch und kirchlich gleich einflußreichen und gleich bewährten Bruders Ottos I., das auf Veranlassung seines Nachfolgers Volkmar (965 — 69) der ihm selbst noch näher verbunden gewesene Kölner Geistliche Ruotger mit einer ungewöhnlichen Sachlichkeit der Auffassung geschrieben hat und das mit Recht zu den biographischen Meisterwerken des Mittelalters gezählt wird. Dahin sind ferner zu rechnen die Biographien des Bischofs Udalrich von Augsburg (923—73), deren Verfasser, ein jüngerer Zeitgenosse Gerhard, ähnlich vortreffliche Eigenschaften entwickelt und die derartigen Arbeiten sonst anhaftenden Fehler fast vollständig vermieden hat; des Bischofs Bernward von Hildesheim (992—1022), von dem seinem Helden ebenfalls von Jugend auf eng verbundenen Thankmar, der eine Fülle des Stoffes, namentlich auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht, darbietet und sich ebenso durch Schlichtheit des Vortrags wie Wahrhaftigkeit auszeichnet; des Bischofs Burkhard von Worms (1000—25), des gelehrtesten Kirchenrechtskenners seiner Zeit, der als Bischof und Regent gleich ausgezeichnet war und unter Otto III. und Heinrich II. auch in den Angelegenheiten des Reiches eine bedeutende Rolle spielte; des Abtes Johann von Gorze (bei Metz), die uns einen lehrreichen Blick thun läßt in die Erneuerung des entarteten klösterlichen Lebens während der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts und den Bericht Johanns über die Gesandtschaftsreise enthält, die er 956 im Auftrage Ottos I. an den Hof des Kalifen von Cordova ausführte u. a. m.

Entsprechend der Machtsphäre des durch Otto I. erneuten römischen Kaisertums liefert auch die Geschichtschreibung der außerdeutschen Lande zur Kenntnis jener großen Zeit wertvolle Beiträge. Besonders ist das natürlich in Italien der Fall, obgleich dieses im Anfange der Periode noch in einem

Zustande der Barbarei befangen lag, aus dem es erst mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts unter dem Einfluß der durch die Ottonen heraufgeführten neuen Zeit sich zu erheben begann. Der klassische Vertreter dieser Übergangszeit ist Bischof Liutprand von Cremona, der an der Einbürgerung der deutschen Herrschaft in seiner lombardischen Heimat thätigen Anteil genommen und das besondere Vertrauen Ottos des Großen genossen hat, wie er denn auch das Bistum Cremona erhielt. Vermutlich im Auftrage Ottos schrieb Liutprand sein Buch „von den Thaten Ottos des Großen, das die Geschichte der Jahre 960—64, also der Errichtung des Kaisertums und der Entsetzung Papst Johanns XII. behandelt, nicht in unbefangener sachlicher Darstellung, sondern nach Art eines offiziellen oder offiziösen Berichtes, so daß manches verschwiegen, anderes geflissentlich in ein der Wirklichkeit nicht ganz entsprechendes Licht gerückt wurde, um den Verlauf der Dinge so erscheinen zu lassen, wie der Kaiser ihn im Interesse seiner Politik von der öffentlichen Meinung angenommen zu sehen wünschte. Sind demnach auch die Thatsachen an sich wahrheitsgemäß berichtet, so ist doch ihre Gruppierung und die Darlegung des ursächlichen Zusammenhanges durch diese publizistische Tendenz der Arbeit vielfach beeinflußt, und trotz des recht geflissentlich angeschlagenen objektiven Tons bedürfen ihre Angaben der Kontrolle und nicht selten der Korrektur. Denn daß Objektivität wenigstens da nicht zu seinen Eigenschaften gehört, wo er es mit ihm selbst unangenehmen Ereignissen oder Persönlichkeiten zu thun hat, lehrt ein älteres, umfänglicheres Werk Liutprands, seine „Geschichte Europas von 887—949," die den sehr bezeichnenden Nebentitel „Antapodosis," d. h. das „Buch der Vergeltung," führt. Es richtet sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegen seine Feinde, obenan Berengar von Ivrea, den ehemaligen König von Italien, und dessen Gemahlin Willa, in deren Dienst er einst gestanden und 949 eine Reise an den byzantinischen Hof gemacht hatte. Den Grund des späteren Bruches kennen wir nicht. Aber mit italienischer Leidenschaft hat Liutprand hinfort den einstigen Gönnern zu schaden gesucht. Auch wird er dazu besonders im stande gewesen sein, weil er in die Intriguen Berengars und seiner Anhänger wie überhaupt in die arg verwickelten italienischen Wirren besonders tief eingeweiht war. Er ging nach Deutschland zu König Otto: dort begann er 958 in Frankfurt auf Aufforderung des Bischofs Recemund von Elvira die Geschichte seiner Zeit, ließ sie aber unvollendet liegen, als er 962 zum Bischof von Cremona erhoben und zu wichtiger politischer und diplomatischer Thätigkeit in Italien berufen wurde. So ist er leider nur bis zum Jahr 949 gekommen. Der Wert der Arbeit ist in den einzelnen Teilen ungleich: während Liutprand die deutschen Angelegenheiten, denen er persönlich unbeteiligt und daher ohne Voreingenommenheit gegenübersteht, gut und zuverlässig berichtet, sind seine Angaben über die italienischen meist tendenziös entstellt und lassen eine gewisse Neigung zur Erzählung anstößiger Dinge erkennen, mag sein Urteil auch meist scharf und treffend sein. Einen besondern Reiz erhält dieses als Quelle oft recht anfechtbare Werk durch

die frische Anschaulichkeit, mit der es die allgemeinen Kulturverhältnisse der Zeit uns vor Augen stellt und das Leben und Denken der Italiener des zehnten Jahrhunderts vergegenwärtigt.

Endlich gehören hierher von nichtdeutschen Geschichtschreibern noch zwei lothringische Geistliche, die namentlich für die deutsch-französischen Beziehungen wichtig, freilich nach ihrer Richtung und ihrem Wert außerordentlich verschieden sind. Während Richer, Mönch zu S. Remy bei Reims, ein Mann von umfassender und gründlicher Gelehrsamkeit, in seinen auf Anlaß Gerberts verfaßten vier Büchern „Historien“ (—998) die anfängliche annalistische Form bald verläßt und, erst im Anschluß an ältere Reimser Aufzeichnungen, dann meist auf Grund von Selbsterlebtem berichtend, durch das Streben nach künstlerischer Abrundung und geschmackvoller sprachlicher Gestaltung zu den größten Ungenauigkeiten und gelegentlich sogar willkürlichen Erfindungen verleitet wird, namentlich da, wo seine nationale Eitelkeit ins Spiel kommt und er die Franzosen auf Kosten der Deutschen zu verherrlichen Gelegenheit sucht, so daß man ihm überall mißtrauen muß und ihn nur mit der größten Vorsicht benutzen darf, gehört der Reimser Kleriker Flodoard, von dem wir außer einer auf gewissenhaft benutzten urkundlichen Materialien beruhenden Geschichte von Reims (Historia Remensis —918) die Jahre 919—66 behandelnde „Jahrbücher“ haben, zu den besten und glaubwürdigsten Schriftstellern dieser Zeit: namentlich seine Kenntnis der lothringischen und westfränkischen Dinge, die er aus eigener Anschauung und auf Grund zuverlässiger Berichte vollkommen beherrscht, ist für uns unschätzbar.

Auch für diesen Zeitraum kommen zu den erzählenden Quellen, von denen im Vorstehenden nur die wichtigsten und für die Entwickelung der Geschichtschreibung charakteristischsten angeführt sind, die reichlich vorhandenen Urkunden und Briefe in Betracht, von welchen letzteren hier nur die Briefe Gerberts, des nachmaligen Papstes Silvester II., besonders hervorgehoben werden mögen.

Für die erste Hälfte des salischen Zeitalters sind wir zum Teil auf dieselben Quellen angewiesen: hierher gehören die späteren Teile der Quedlinburger, Hildesheimer und größeren S. Galler Jahrbücher. Wichtige Jahrbücher besaß ferner für diese Zeit das bayerische Kloster Niederaltaich: bisher nur aus den umfänglichen Bruchstücken bekannt, die aus ihnen in andere Aufzeichnungen übergegangen waren und daraus einst von W. von Giesebrecht scharfsinnig rekonstruiert, sind sie später in einer aus dem Nachlaß des bayrischen Geschichtschreibers Aventin stammenden Abschrift aufgefunden worden und bieten namentlich von dem Beginn der salischen Zeit an manche selbständige Nachrichten. Von verlorenen sächsischen Jahrbüchern, welche damals den Ereignissen gleichzeitig entstanden, sind Reste in dem sogenannten sächsischen Annalisten (Annalista Saxo) und der Magdeburger Chronik erhalten. Einen vortrefflichen Biographen fand Konrad II. in dem vermutlich aus Burgund stammenden Priester und Kaplan Wipo. Daß Burgund seine

Heimat ist, wird durch die besondere Berücksichtigung wahrscheinlich gemacht, die er den dortigen Verhältnissen zu teil werden läßt; auch nennt er den Bischof von Lausanne, also einen burgundischen Kirchenfürsten, als Gewährsmann. Wipo, der vielleicht zu den Lehrern Heinrichs III. gehört hat, verdankt in manchen Punkten seine Kenntnis der eigenen Anschauung während seines zeitweiligen Aufenthalts am Hofe, in manchen Dingen aber ist er auch ungenügend unterrichtet. Sein „Leben Konrads II.," das er für Heinrich III. schrieb, zeichnet sich durch Klarheit und Nüchternheit der Auffassung und gute politische Einsicht aus, ohne sich irgendwo zu einer besonderen historiographischen Leistung zu erheben. Seine Absicht, auch die Geschichte Heinrichs III. zu schreiben, wozu diese Arbeit wohl nur die Einleitung bilden sollte, ist unausgeführt geblieben. Wir besitzen von Wipo nur noch dichterische Versuche, den sogenannten Tetralogus, einen Glückwunsch an Heinrich III. zur Thronbesteigung, und eine als Sprichwörter (Proverbia) bezeichnete Sammlung von Lehrsprüchen.

Für die Zeit Heinrichs III. besitzen wir, von zahlreichen kleineren Arbeiten abgesehen, eine Quelle ersten Ranges in der Chronik des Mönches Hermann von Reichenau. Ein Sohn des schwäbischen Grafen Wolfrad, sein Lebenlang siech, durch Lähmung an den Tragstuhl gefesselt, empfing dieser merkwürdige Mann seit 1020 in dem als Pflegstätte der Gelehrsamkeit berühmten Kloster Reichenau eine ausgezeichnete Bildung, wurde dort Mönch und wirkte lange Jahre als ein gefeierter Lehrer, auch als Musiker und als Dichter berühmt. In seiner Chronik machte er zuerst den Versuch, das Ganze der Weltgeschichte übersichtlich darzustellen, wobei er sich eines umfangreichen Quellenmaterials mit Umsicht und Geschmack bediente und namentlich um die Herstellung einer guten chronologischen Ordnung mit Erfolg bemühte. Zu einer einheitlichen Auffassung, zur Gewinnung eines leitenden Gedankens freilich ist er nicht aufgestiegen. Wo er auf seine eigene Zeit kommt, wird er immer ausführlicher und hat so gerade die Zeit Heinrichs III. von 1039 bis zu seinem eigenen Tode, der am 24. September 1054 erfolgte, mit tagebuchartiger Genauigkeit begleitet.

Aus der großen Anzahl der Biographien von Zeitgenossen Heinrichs III., von denen das über diese ganze Quellengattung Bemerkte ebenfalls gilt, verdienen um der darin behandelten Persönlichkeiten willen hervorgehoben zu werden das Leben Odilos, des fünften Abtes von Clugny (994 bis 1048) und das von einem gut unterrichteten Archidiakonus der Lütticher Kirche, Wibert, verfaßte Leben Papst Leos IX.

Erstes Kapitel.

Der Übergang der Herrschaft auf die Sachsen und die Gründung des Deutschen Reiches durch Heinrich I.

889—936.

Die Idee von der kirchlichen Einheit der romanischen und germanischen Völker, die Karl der Große als ein Moment auch der politischen Einigung geltend gemacht hatte, war nur allmählich auf den ihr zustehenden Wirkungskreis beschränkt und nicht bloß von seiten der Geistlichkeit und in ihrem Interesse gegen das Sonderstreben der Nationen und der Stämme aufgeboten worden. Gerade in den Zeiten höchster Bedrängnis hatten die einst im karolingischen Reiche vereinigten Völker in ihr Rettung gesucht. Dennoch war die vorübergehende Wiederherstellung des karolingischen Reiches unter dem jüngsten von den Söhnen Ludwigs des Deutschen mehr durch eine Reihe von Zufälligkeiten herbeigeführt als durch eine innere Notwendigkeit gefordert und vermochte daher das, was man von ihr gehofft, nicht zu leisten. Ja, statt Schutz nach außen zu gewähren und den Frieden im Innern herzustellen, steigerte sie die Bedrängnis durch auswärtige Feinde, Parteiung und Bürgerkrieg im Innern und wurde für die Stämme, die sich selbst zu helfen befähigt und gewillt waren, nur ein Hindernis der freien Bewegung und der Entfaltung ihrer Kraft. So wurde die Sprengung des Reichsverbandes jetzt erkannt als die erste Bedingung für eine günstigere Gestaltung der Zukunft. Es ist bezeichnend und eröffnet einen lehrreichen Einblick in den Gang der kulturgeschichtlichen Entwickelung, daß es die kraftvolleren und jüngeren, aber auch von dem romanisierenden Einfluß der Kirche viel weniger getroffenen ostfränkischen Stämme waren, welche dabei die Führung übernahmen und sich durch entschlossene Selbsthilfe retteten. Und innerhalb ihres Kreises, der sich von dem westfränkischen Reiche nun endgültig sonderte, wiederholt sich im Laufe weniger Jahrzehnte der gleiche Vorgang: der jüngste, noch am meisten in altgermanischem Wesen wurzelnde und deshalb kraftvollste von den im ostfränkischen Reiche vereinigten Stämmen, der in der seit seiner Bekehrung verflossenen kurzen Zeit von den romanisierenden Einwirkungen der Kirche nur oberflächlich getroffen war, trat an die Spitze und übernahm mit jugendlicher Kühnheit die Führung des sich bildenden deutschen Volkes, erst aus

den Bedrängnissen der Gegenwart, dann zu neuen glorreichen Zielen. Wie mit seinem fortschreitenden Zerfall der Schwerpunkt des karolingischen Reiches immer weiter nach Osten verlegt und die Leitung auf die deutschen Stämme übertragen wurde, so vollzieht sich jetzt innerhalb der letzteren während des Menschenalters, das der Entthronung Karls des Dicken folgte, eine ähnliche Wandelung, indem statt des fränkischen Stammes der erst vor hundert Jahren unter die Herrschaft des Christentums und in den Verband des Reiches gezwungene sächsische Stamm zur ersten Stelle emporsteigt.

Die Lossagung der deutschen Stämme von Karl dem Dicken vollendete, was die Verträge von Verdun und von Meersen eingeleitet hatten: sie führte zu einer endgültigen Trennung der bisher immer noch wieder zu einander strebenden Teile des karolingischen Reiches. Das gab auch dem Königtum Arnulfs von Kärnten (888—899) von vornherein einen bestimmt ausgeprägten Charakter, der es von dem seiner Vorgänger wesentlich unterschied. Durch eine That der Selbsthilfe von den deutschen Stämmen geschaffen, beschränkte es sich unter Abweisung aller universalen Tendenzen auf diese, hat aber mit



Münzen Arnulfs von Kärnten.

1. Vs. Umschrift: † ARNOLFVS RE, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rs. MOCONCIAE CIVIT, im Felde eine Kirche. 2. Vs. Umschrift: SA COLONIA., im Felde A R X P ins Kreuz gestellt, in der Mitte drei Kugeln; Rs. RNA . L . IECIO, im Felde ein Kreuz, in dessen einem Winkel T, im gegenüberliegenden P. (Nach Cappe.)

Ausnahme des anfangs seitab stehenden Lothringens diese alsbald sämtlich umfaßt und auch jenes schließlich an sich gezogen. Im Gegensatz zu den romanischen Westfranken und den von Osten und Norden andringenden Slawen und Normannen war Arnulfs Reich also auf eine einheitliche Nationalität gegründet: den zu diesen gehörigen Stämmen sollte es Sicherheit nach außen und Ruhe im Innern schaffen und erhalten. Aber eben weil es nur die gemeinsame Abwehr der Gefahren bezweckte, die die deutschen Stämme bedrohten, konnte es jedem von diesen seine Selbständigkeit so weit lassen, als mit der Erfüllung dieses Berufs irgend vereinbar war. Daher entbehrte es von Anfang an der strafferen Einheit. Man möchte die Stellung Arnulfs an der Spitze der aus dem karolingischen Reiche ausgeschiedenen deutschen Stämme als die ihres gemeinsamen Herzogs bezeichnen: das bringt auch den rein weltlichen und ausgesprochen kriegerischen Charakter dieses Königtums zum Ausdruck. Dem entspricht auch der Verlauf, den Arnulfs Geschichte nahm, und die Wandelung, die unter dem Einfluß seiner sich wandelnden Politik die Stellung dieses Herzog-Königtums in der Folge erfuhr. Vom Erfolg begünstigt,

solange er des Ursprungs und der ihm entsprechenden beschränkten Autorität seines Königtumes eingedenk blieb, stellte Arnulf alles Erreichte in Frage und zerstörte selbst die durch ihn erneute Ordnung im Innern des Reiches, als er, über diese Schranken hinausstrebend, auf die Tendenzen des karolingischen Erb- und Universalreiches zurückgriff und im Bunde mit der Kirche diese den widerstrebenden deutschen Stämmen aufnötigen wollte.

Ganz ohne Widerspruch war die Erhebung Arnulfs ohnehin nicht geblieben. Während die Lothringer sich zweideutig zurückhielten, weigerten die Alemannen dem König offen den Gehorsam, geleitet von dem Anhange Bernhards, des Sohnes Karls des Dicken. Nur Arnulfs schnelles Einschreiten hinderte den Ausbruch der Empörung. Bernhard entzog sich durch die Flucht der drohenden Vergeltung; seine Genossen wurden durch Konfiskation ihrer Güter bestraft. Aber die Großen Alemanniens vergaßen das Arnulf so bald nicht: als er sie 891 gegen die Normannen aufbot, leisteten sie zwar seinem Rufe Folge, kehrten aber plötzlich ohne Urlaub heim. Erst als der Tod Bernhards, der, doch wohl mit Wissen Arnulfs, von dem rhätischen Grafen Rudolf aus dem Wege geräumt wurde, sie des Führers beraubt hatte, kehrten die Alemannen allmählich zum Gehorsam zurück. Auch sonst war es mit Arnulfs königlicher Autorität anfangs nur schwach bestellt. Unter dem mächtigen Grafen Ludolf, der seine Stellung allmählich zu einer herzoglichen erweiterte, blieb Sachsen so gut wie unabhängig. Im Südosten streiften die Mähren unter dem hochstrebenden Suatopluk die fränkische Oberhoheit ab und waren, nach allen Seiten hin erobernd, bald auf dem Wege zur Errichtung eines großmährischen Reiches, das für Deutschland um so gefährlicher zu werden drohte, als dieses gleichzeitig nicht bloß durch den andauernden Grenzkrieg gegen Dänen und Wenden beschäftigt, sondern auch durch den verstärkten Ansturm der nordischen Seeräuberheere schwer bedroht war. Fast schien es, als ob durch die furchtbaren Feinde dem ostfränkischen Reiche jetzt eine ähnliche Demütigung bereitet werden sollte, wie sie Westfranken durch die Belagerung von Paris erlitten hatte. Aber gerade hier war es Arnulf vergönnt einen Erfolg davonzutragen, der seinem Königtum eine sichere Grundlage gab und der Ausgangspunkt für eine erfreuliche Besserung der deutschen Verhältnisse wurde.

Im Frühjahr 891 suchten die Normannen Westfranken mit einem neuen Raubzuge heim, den sie ostwärts bis über die Maas in das deutsche Lothringen ausdehnten. Erst als Arnulf aus Bayern, das noch immer für das Zentrum des Reiches galt, herbeieilte, zogen sie ab, um gleich nach seiner Entfernung wieder zu erscheinen und sengend und brennend bis in die Gegend von Aachen vorzudringen. Ein fränkisches Heer, vor dem sie zurückwichen, wurde von ihnen am 26. Juni 891 an der Maas, bei der Einmündung des Geulenbaches, vernichtend geschlagen, worauf sie mit Beute beladen weiter nach der Küste zogen, um sich nach der Heimat einzuschiffen. Da wurde ihnen der abermalige eilige Heranzug Arnulfs gemeldet: von den unzufriedenen Alemannen im Stich gelassen, wollte der König allein mit dem fränkischen

Heerbann die Ehre der deutschen Waffen herstellen. Bei Löwen stieß er auf den wieder vorrückenden Feind, der sich in einer schwer zugänglichen Stellung, einerseits durch den Lauf der Dyle, anderseits durch eine Sumpfniederung gedeckt in einem durch Holz- und Erdwerke geschützten Lager gesammelt hatte, in der Meinung, dort der schweren Reiterei der Franken unerreichbar zu sein. Aber rasch entschlossen ließ Arnulf seine Mannen absitzen und stürmte gegen das Lager an, drang ein und warf in blutigem Handgemenge die Normannen nach der anderen Seite hinaus, wobei Tausende in der Dyle den Tod fanden. In wilder Flucht eilten die Besiegten nach den Schiffen und über das Meer der nordischen Heimat zu. Von diesem ruhmreichen Tage, an dem des jungen

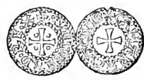


Normännische Krieger. Aus angelsächsischen Miniaturen-Handschriften. (Nach Strutt.)

Westfrankenkönigs Ludwig III. viel besungener Sieg bei Saucourt (S. 139) durch deutsche Waffen in den Schatten gestellt wurde, dem 1. November 891, an atmeten die deutschen Küstenlande wieder auf, da die Normannen nach solch blutiger Erfahrung anderswo minder gefahrvolle Beute zu machen vorzogen: sie ließen von dem ostfränkischen Reiche ab und warfen sich mit verdoppeltem Eifer auf das hilflose Westfranken. Das Ansehen Arnulfs aber wurde durch diesen Erfolg befestigt und gesteigert: er hatte die Aufgabe gelöst, die ihm durch seine Erhebung auf den Thron gestellt war. Und auch nach der anderen Seite hin, von der Deutschland besonders schwer gefährdet war, gelang es ihm, wenn auch nicht so schnell und nicht so durchschlagend, Abhilfe zu schaffen. Denn wenn der Krieg gegen Suatopluk von Mähren, zu dem der König, um die Kräfte der Gegner zu teilen, ein Bündnis mit den Bulgaren einging,

auch mühsam und verlustreich blieb und die Deutschen nicht über eine unsichere Defensive hinauskamen, so trat doch auch dort eine Wendung zum Besseren ein, da 894 mit Suatopluks Tod der Zerfall seines Reiches begann, so daß nun die Kräfte der Bayern allein ausreichten die Grenze zu schützen.

Aber während er so nach außen hin seinen königlichen Beruf thatkräftig erfüllte, untergrub Arnulf innerhalb des Reiches unklug seine Stellung, indem er immer offener darnach strebte, die eng umgrenzten Befugnisse seines Wahlkönigtums zu erweitern und dasselbe in ein Erbkönigtum umzuwandeln. Dabei hatte er nicht einmal einen legitimen Leibeserben, sondern nur zwei natürliche Söhne, Zwentibold und Rastolf. Schon im Juni 889 hatte er auf einem Reichstage in Forchheim die Designierung Zwentibolds zum Nachfolger gefordert: man hatte sie ihm in Aussicht gestellt, wenn seine Gemahlin Ota ihm nicht doch noch einen Sohn gebären sollte. Die Verwirklichung seines Planes vorzubereiten, erhob Arnulf nun Zwentibold zum König von Lothringen: aber durch sein Willkürregiment machte sich dieser dort viel Feinde und arbeitete den Gegnern des Vaters auch in den übrigen Reichsteilen in die Hände, während er sich gleichzeitig unklug in den Thronstreit einmischte, der in Westfranken zwischen Odo, dem zum König erhobenen Verteidiger von Paris gegen die Normannen, und dem Träger des karolingischen Erbrechts, Karl dem Einfältigen, dem jüngsten Bruder Ludwigs III., entbrannte. So entfremdete sich Arnulf durch eine Politik, die mit dem Ursprung und dem Charakter seines Königtums in Widerspruch stand, eben die Kreise, denen er seine Erhebung verdankte und ohne die eine Behauptung seiner Stellung zum mindesten sehr schwierig war. Um so enger aber schloß er sich der Kirche an, welche die Thronrevolution von 887 nicht unterstützt, ja nicht einmal gebilligt, sondern als eine Schädigung für sie selbst beklagt hatte. Allerdings ohne Beihilfe der Kirche war an die Errichtung einer Erbmonarchie nicht zu denken, auch da nicht, als Arnulfs Gemahlin Ota 893 einem Knaben, Ludwig dem Kinde, das Leben gegeben hatte. Es erneuten sich die Gegensätze, die das Frankenreich zu Ausgang der karolingischen Zeit bewegt hatten, und nur völlige Verkennung der Verhältnisse konnte Arnulf zu dem Glauben verleiten, daß, was er durch seine verkehrte Politik im Norden der Alpen verloren hatte, im Süden wieder gewonnen werden könnte. Es kam ihm dabei vor allem darauf an, die römische Kirche sich zu Danke zu verpflichten und dadurch zur Unterstützung seiner Erblichkeitspläne zu gewinnen.



Münze von Zwentibold als König von Lothringen.
Vs. Umschrift: ZVINDEBAD REX †
Rs. CAMARACVS CIVIS †
(Nach Lelewel.)

Noch kämpften in Italien Berengar von Friaul und Guido von Spoleto um die Herrschaft. Gegen letzteren, der früher die Kaiserkrone gewonnen hatte, erbaten jetzt sowohl Berengar wie der bedrängte Papst Hilfe. Zu Anfang des Jahres 894 zog Arnulf nach dem Süden, eroberte und zerstörte Bergamo

und empfing in Pavia die Huldigung der meisten lombardischen Großen. Aber bei dem Versuche weiter westwärts vorzudringen wurde er durch die feindliche Übermacht, welche die Gunst des Gebirgslandes geschickt benutzte, im Thal von Aosta aufgehalten und so hart ins Gedränge gebracht, daß er froh sein mußte, durch einen Eilmarsch quer durch die Berge sich mit den Seinen in Sicherheit zu bringen und nach dem Norden abziehen zu können. So gering der Erfolg dieses Zuges war, so scheint er, vermutlich durch kirchlichen Einfluß, in Deutschland doch Eindruck gemacht zu haben. Denn nach seiner Heimkehr 894 erreichte Arnulf, daß Ludwig das Kind zum König gewählt wurde und die Huldigung der Großen empfing. Weiteres zu erlangen trat er vollends in enge Verbindung mit der Kirche, die dadurch neue Macht gewann. Eine Synode, die gleichzeitig mit einem Reichstage in Tribur gehalten wurde, pries Arnulf, gegen den die Bischofe anfangs den Schutz des Himmels angefleht hatten, als das auserwählte Rüstzeug Gottes, dem die Kirche die Herstellung ihrer Ehre verdankte, und faßte eine Reihe von Beschlüssen, die zeigten, wie die Geistlichkeit sich wieder Herrin der Situation fühlte und für die weitgehendsten Ansprüche auf Erfüllung rechnete. Die staatliche Autorität wurde der Kirche in einer Weise dienstbar gemacht, wie das höchstens noch zu Zeiten Ludwigs des Frommen der Fall gewesen war, wenn die Grafen, königliche Beamte, gehalten sein sollten, die Gerichtstage der Bischöfe zu besuchen, gegen die Schädigung geistlicher Personen mit besonderer Strenge einzuschreiten und alle sich alsdann Widersetzenden als außerhalb des Gesetzes stehend zu behandeln.

Man möchte an einen förmlichen Handel zwischen der Kirche und König Arnulf glauben und annehmen, mit diesen Zugeständnissen sei an die Kirche zum voraus der Preis gezahlt worden, durch den bestimmte Gegenleistungen der Kirche an den König erkauft werden sollten. Auch mit der römischen Kurie stand Arnulf damals bereits in engerer Beziehung. Papst Formosus (891—96), der sich der drückenden Übermacht des spoletinischen Herzogshauses zu entziehen strebte, hatte ihn insgeheim zu Hilfe rufen lassen, obgleich er damals den Sohn Guidos, Lambert, hatte zum König krönen müssen. Bald nach der Triburer Synode zog Arnulf nach dem Süden: im Herbst 995 betrat er mit seinem Heere die Lombardei. Lambert, obgleich er vor dem König erschien, wurde der Herrschaft entsetzt; dennoch suchten seine Anhänger den Deutschen, als sie im Februar 996 vor Rom erschienen, den Eintritt mit Waffengewalt zu wehren. Aber noch während Arnulf einen regelrechten Sturmangriff vorbereitete, wurde durch ein bei einer Rekognoszierung zufällig entstandenes Gefecht infolge des Hinzulaufens größerer Massen von beiden Seiten ein Kampf herbeigeführt, infolgedessen die Deutschen, den weichenden Römern auf dem Fuße folgend, den nördlich vom Tiber gelegenen Stadtteil in ihre Gewalt brachten. Nun ließ Papst Formosus die Maske fallen und ergriff die Partei des deutschen Königs, und auch die eigentliche Stadt öffnete noch an demselben Tage (21. Februar) die Thore, und am nächsten, den

22. Februar 896, empfing Arnulf die kaiserliche Krone. Aber als er dann wieder gegen Lambert von Spoleto und seine thatkräftige Mutter, Angeltrude, zu Felde ziehen wollte, um ihre Macht vollends zu brechen, wurde er von schwerer Krankheit befallen und zu schleuniger Heimkehr genötigt.

Die Kaiserkrone allein wollte damals wenig bedeuten: sie war durch die Kämpfe der letzten Jahre und durch die Kleinheit oder die Verwilderung der um sie streitenden Persönlichkeiten so entwürdigt, daß ihr Besitz nicht als ein Machtzuwachs gelten konnte. Für Arnulf bedeutete sie sogar eine weitere Minderung seiner schon erschütterten Autorität: denn sie ließ ihn vollends als den erkauften Bündner, als den Diener der Kirche erscheinen und reizte die unzufriedenen ostfränkischen Großen zu schärferer Opposition. Dieselben griffen in ihrer Erbitterung bereits zu den bedenklichsten Mitteln. Denn nur von ihnen kann die Anklage auf Ehebruch ausgegangen sein, die damals gegen die Kaiserin Ota erhoben wurde. Aber die Absicht, den mit Hilfe der Geistlichkeit zum Nachfolger designierten jungen König als Bastard zu erweisen und vom Throne auszuschließen, wurde durch den Reinigungseid vereitelt, den Ota leistete. Begreiflicherweise jedoch verstimmten und entmutigten solche Erfahrungen den in seiner Kraft ohnehin schon gebrochenen König vollends. Zudem brach im Osten und Westen neues Unheil herein: dort erschienen zum erstenmale die Ungarn, die bald zu einer so furchtbaren Geißel werden sollten, hier drohte Lothringen verloren zu gehen, indem gegen Zwentibold der angesehene Graf Reginar aufstand und durch den Anschluß an Westfranken, wo damals der Karolinger Karl der Einfältige an Odos Stelle getreten, also das legitime Königtum hergestellt war, eine selbständige Machtstellung zu gewinnen suchte. Und gegen alle diese Anfeindungen vermochte die Kirche Arnulf und seinem Hause keinen Schutz und keine Hilfe zu gewähren: seine ganze Politik erwies sich als verfehlt und erfolglos. Diesen Schicksalsschlägen erlag der Kaiser: bereits im Sommer 899 von einem Schlaganfall getroffen, starb er Anfang Dezember desselben Jahres in Regensburg, von bangen Sorgen um die Zukunft des Reiches und seines Hauses niedergedrückt.




Silbermünze von Arnulf und Papst Stephan VI.
Umschrift der Vorderseite: † ARNOLFVS MP (imperator), im Felde ein Monogramm von Roma; Rückseite † SCS PETRVS, im Felde das Monogramm von Stephanus.
Originalgröße Berlin, kgl. Münzkabinet

Und wahrlich, trostlos lag damals die Zukunft vor Deutschland, trostloser noch als zur Zeit des schwachen und gewissenlosen Karl des Dicken. Denn ein sechsjähriger Knabe trug nun die Krone, dessen Nachfolge nur durch kirchliche Einflüsse ermöglicht, an den die weltlichen Großen durch eine Huldigung gebunden waren, der sie sich hinterher durch die bedenklichsten Mittel wieder zu entziehen gesucht hatten, dessen Regiment sie daher von vornherein nur widerwillig zuließen und zu möglichster Ohnmacht herab-

zudrücken trachteten. Um so entschiedener hielt die Kirche, schon um des eigenen Vorteils willen, an Ludwig dem Kinde (899—911) fest und sicherte seine Stellung, die auch die weltlichen Großen zu Forchheim wohl oder übel anerkennen mußten, durch eine feierliche Krönung. Ein tiefer Spalt ging durch das Reich und zerriß es in zwei feindliche Hälften, den Episkopat, der durch die Wendung in der Politik Arnulfs geradezu die Reichsregierung in die Hand bekommen hatte, und den Laienadel, der 887 der entscheidende Faktor im Reiche gewesen war und sich nun aus dieser Stellung verdrängt und einem eigennützigen Parteiregiment preis gegeben sah. Denn als ein solches erschien dem Laienadel die aus Bischöfen zusammengesetzte Regentschaft, die nun in Vormundschaft des jungen Königs des Reiches waltete, obgleich es darin nicht an Männern fehlte, die trotz ihrer geistlichen Würde das Wohl des Ganzen im Auge hatten und nach Kräften zu fördern suchten. Das that namentlich Bischof Adalbert von Augsburg (887—909), ein edler Mann, durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnet und frei von der bei seinesgleichen damals so häufigen Selbstsucht, von dem man einen günstigen Einfluß auf den seiner Erziehung anvertrauten jungen König erwarten konnte. In politischen Angelegenheiten aber besaß, wie es scheint, die gewichtigste Stimme Erzbischof Hatto von Mainz (891—913), an dessen Namen der in der Sage nachlebende Glaube des Volkes das Elend jener Zeit vornehmlich geknüpft hat, ein thatkräftiger Mann, mit der Anlage und dem Beruf zum Herrscher, ein Kirchenfürst, wie Deutschland deren nachmals so viele hat erstehen sehen, aber auch darauf bedacht, Besitz und Ansehn der Mainzer Metropole zu mehren. Bedenklicher war die Rolle, welche ein Brüderpaar vornehmer Abkunft in der Regentschaft spielte, Waldo und Salomon, von denen ersterer Abt von Kempten und Bischof von Freising (889—908), letzterer Inhaber der reichen Abtei St. Gallen und des gleichfalls seines Reichtums wegen berühmten Bistums Konstanz (891—920) war, ehrgeizige und machtbegierige Herren, denen das geistliche Amt zum Deckmantel sehr weltlicher Bestrebungen diente und die, fortdauernd in Streit mit dem bayrischen und schwäbischen Adel, an der Verschärfung der ständischen Gegensätze und der wachsenden Unbeliebtheit der Regentschaft wohl zumeist schuld hatten.

In friedlichen Zeiten hätte eine solche bischöfliche Regierung die Ordnung wohl aufrecht erhalten und im Anschluß an die noch erhaltenen karolingischen Institutionen mit dem Ansehen des Königtums zugleich ihr eigenes wahren können. Damals aber lagen die vornehmsten Pflichten, die es zu erfüllen galt, auf dem kriegerischen Gebiete, und was dem Reiche am meisten not that, war ein tüchtiger Feldherr, der die militärischen Eigenschaften der deutschen Stämme entwickelte und dieselben zur gemeinsamen Abwehr der von allen Seiten anstürmenden Feinde waffnete. Denn wenn Arnulf auch der Normannennot ein Ende gemacht hatte, so dauerten doch die mühseligen Grenzkämpfe im Norden mit den Dänen, in der thüringischen Mark mit den räuberischen Sorben und im Osten mit den Mähren fort. Aber sie traten bald zurück

gegen die furchtbare Heimsuchung, die mit den beginnenden Ungareinfällen über das Reich hereinbrach. Aus dem Innern Asiens in das osteuropäische Tiefland eingewandert, hatte das Reitervolk der Magyaren zunächst die weiten Steppen im Nordwesten des Schwarzen Meeres besetzt und von dorther seit Jahren die benachbarten Russen und Bulgaren und weiterhin auch die Mähren und Griechen mit seinen Raubfahrten heimgesucht. Daß sie gegen die Mähren mit Arnulf verbündet gewesen, ist nicht erweisbar; aber schon 894 suchten sie die deutschen Landschaften an der Donau heim, wurden jedoch noch einmal abgelenkt, als die Griechen sie gegen die Bulgaren zu Hilfe riefen. Diese aber boten gegen sie das wilde Volk der Petschenegen auf, das sich des bisher von ihnen innegehabten Landes bemächtigte und ihnen so den Rückweg nach Asien verlegte. Dadurch wurden die Magyaren oder, wie die Slawen und nach deren Vorgang die Deutschen sie benannten, die Ungarn, genötigt sich neue Wohnsitze zu suchen. Sie wandten sich westwärts, stiegen über die Karpaten in die Ebene der Donau und Theiß und brachen 899 verheerend in Oberitalien ein, als die Kunde von des tapfern Arnulf Tod ihnen Deutschland als sichere Beute erscheinen ließ. Jahre des Schreckens begannen nun für dieses. Vergeblich machten Bayern und Mähren ihrem erbitterten Streit ein Ende und verbanden sich gegen den neuen gemeinsamen Feind. Immer tiefer drang dieser bei jedem neuen Einfall in das Innere des Reiches: 906 verwüstete er schon Sachsen, 907 fiel Herzog Luitpold von Bayern gegen ihn, und sein Nachfolger, Herzog Arnulf, erkaufte in höchster Bedrängnis den Frieden; im folgenden Jahre hauste er gräßlich in Franken.

Ein schlimmeres Schicksal, als das westfränkische Reich durch die Normannen erfuhr, schien durch die barbarischen Horden der Ungarn, welche die hunnischen Schrecknisse erneuten, Deutschland treffen zu sollen. Denn eine Abwehr war unmöglich bei der wilden Anarchie, die infolge des erbitterten Kampfes zwischen Bischöfen und Laienadel das Reich zerrüttete und in einen allgemeinen Bürgerkrieg stürzte. Statt irgend einen Vorteil zu gewähren wurde der Reichsverband den einzelnen Reichsteilen nur hinderlich in der Vertretung ihres eigenen Wohles: ohne Rücksicht auf ihn sich selbst zu helfen schien der einzige Weg zur Rettung, mochte auch die Einheit der seit 887 enger verbundenen deutschen Stämme dabei verloren gehen. So erhielten die von alters her bestehenden Stammesunterschiede, die in Sprache, Sitte und namentlich im Recht zum Ausdruck kamen und auch von Karl dem Großen nicht angetastet worden waren, damals eine größere Bedeutung, obgleich sie schon stärker als früher betont worden waren, seitdem die deutschen Stämme, die sich früher vorzugsweise im Gegensatz zu den Romanen des ihnen Gemeinsamen bewußt geworden waren, von diesen gesondert und unter sich politisch verbunden, der zwischen ihnen obwaltenden Verschiedenheiten mehr inne geworden waren. Im Drange der Not, die das Reich nicht abzuwehren vermochte, erstarkten die Stämme nun zu größeren kriegerischen Verbänden, indem sie, unbekümmert um das ohnmächtige Königtum, sich unter ihren einheimischen Führern der au-

dringenden Feinde zu erwehren suchten. Das führte zur Bildung größerer territorialer Gewalten, deren Träger die in den Besitz des dauernden Heerbefehles gelangenden Stammeshäupter als Herzöge wurden. Das Königtum vermochte eine Entwickelung nicht zu hindern, die es auch früher schon hier und da hatte dulden müssen und deren Wurzeln selbst Karl der Große nicht hatte ausrotten können. Um so heftiger war der Widerstand von seiten der Bischöfe, die diesen militärischen Gewalten gegenüber ihre eximierte Stellung bedroht sahen. Das steigerte die Verfeindung zwischen den Bischöfen und dem Laienadel, der in den einzelnen Stammgebieten sich um die Herzöge scharte als die berufenen Vertreter seiner Interessen auch den hierarchischen Anmaßungen gegenüber. Freilich fehlte es in seinen Reihen auch nicht an solchen, die aus persönlichen Gründen oder um äußerer Vorteile willen sich auf die Seite der Bischöfe schlugen und im Bunde mit der Kirche und durch deren Gunst in die Höhe zu kommen suchten.

Bei aller Gleichartigkeit in den allgemeinen Umrissen aber vollzog sich die Ausbildung des Stammesherzogtumes in den einzelnen Teilen verschieden, je nach den darauf einwirkenden besonderen Umständen. Am wenigsten scharf ausgeprägt erscheint sie in dem Hauptlande, Franken, dessen Bevölkerung bei ihrer Mischung aus verschiedenen Bestandteilen der bestimmten Stammesart entbehrte und deshalb auch nicht zu dem kräftigen Stammesbewußtsein gelangt war, das dem Herzogtum erst seine volle Bedeutung verlieh. So wurde die herzogliche Stellung dort der Gegenstand erbitterten Kampfes zwischen zwei mächtigen Adelsgeschlechtern, dem der Babenberger und der Konradiner, welche letzteren, dank der energischen Parteinahme der bischöflichen Regentschaft, schließlich obsiegten und ihre Gegner 908 auf das Blutgerüst lieferten. Dagegen entwickelte sich das Herzogtum in Sachsen, das damals vom Reiche unbeeinflußt seinen eigenen Weg ging, aus der markgräflichen Stellung des reichen und mächtigen Hauses der Ludolfinger, welche dort in die eigentlich dem Königtum zustehenden Befugnisse einrückten. Beigetragen hat dazu namentlich auch die Notwendigkeit straffer militärischer Leitung wegen des andauernden Grenzkrieges gegen die Slawen. In ähnlicher Weise beförderte der fast ununterbrochene Kampf gegen die Mähren und dann gegen die Ungarn die Ausbildung des Stammesherzogtums in Bayern, das seit den Zeiten Ludwigs des Deutschen das Hauptland des ostfränkischen Reiches war und wo daher der in Sachsen obwaltende Gegensatz zu dem Königtum fehlte. Besonders stark dagegen wirkte dieser in Alemannien. Der dortige Adel hatte schon Arnulf feindlich gegenübergestanden; an seiner Spitze erhob sich in der Zeit Ludwigs des Kindes Markgraf Burkhard zum Fürsten der Alemannen und dann zum Herzog in heftigem Kampfe mit den Bischöfen, namentlich Salomon III. von Konstanz. Wie tief aber diese Entwickelung in den gesamten Zeitverhältnissen begründet war, beweist die Thatsache, daß, nachdem Burkhard 911 ein gewaltsames Ende gefunden hatte, zwei von dem König Alemannien vorgesetzte Große, Erchanger und Berthold, die dort anfangs als Pfalzgrafen und Kammerboten

walteten, dennoch allmählich zu herzoglicher Stellung emporstiegen. In Lothringen wieder wirkten andere Momente bestimmend ein: dort gewann nach dem Tode König Zwentibolds 900 dessen schlauer Gegner Graf Reginar eine Autorität, die zum vollen Herzogtum bald nur noch des Namens bedurfte, und sicherte sich gegen die Anfeindung der bischöflichen Regentschaft, indem er sich dem Reiche entzog und der bequemeren Hoheit des ohnmächtigen westfränkischen Königtums unterordnete.

Entsprechend der Verschiedenheit seiner Entstehung war das Herzogtum in den einzelnen Stammgebieten nun auch nach Umfang und Inhalt verschieden, hatte hier größere, dort geringere Macht. Im allgemeinen aber erlangte das Herzogtum, entsprechend seinem militärischen Grundcharakter und den Anforderungen, die demgemäß seine Schutzbefohlenen an dasselbe stellten, in den Grenzlandschaften, wo in ihm die Landesverteidigung beruhte, höhere Bedeutung und daher auch größere Macht. In Bayern, Schwaben und Sachsen erscheint es weit schärfer ausgeprägt als in Franken und Lothringen. Dort hat sich auch die Kirche ihm schließlich beugen müssen, wie das in der Anerkennung des herzoglichen Rechtes zur Ernennung der Bischöfe in dem Stammgebiet seinen Ausdruck fand. Dennoch blieben sich die deutschen Stämme auch in dieser Zeit ihrer Zusammengehörigkeit bewußt, und die Gefahr der Auflösung des Reiches in fünf gesonderte Staaten — wie sich eine solche zu Ende des neunten Jahrhunderts in Westfranken vollzog — hat eigentlich niemals vorgelegen. Das Beispiel Reginars von Lothringen ist ohne Nachahmung geblieben. Überhaupt lag die Schwere der Krisis, in der sich die Entwickelung des deutschen Volkes damals befand, weniger in dem Mangel einer festeren Vereinigung der fünf Stämme, dem Fehlen eines Nationalbewußtseins — (für das jene Zeit noch nicht reif war, ja der einfachsten Voraussetzungen entbehrte, von dem daher auch in Westfranken und sonst damals noch keine Spur zu finden ist) — als vielmehr in der tödlichen Verfeindung der beiden Stände, die nur zusammenwirkend die Träger der kirchlichen und staatlichen Ordnung und der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwickelung sein konnten, der Geistlichkeit und des Laienadels, einer Verfeindung, die nicht bloß König Arnulfs verkehrter Politik und auch nicht bloß den Fehlern der bischöflichen Regenten in der Zeit Ludwigs des Kindes schuld gegeben werden darf, sondern das natürliche Ergebnis der gesamten Entwickelung war, die Staat und Kirche in ihrem durch weltliche Momente und materielle Interessen verschiedener Art beeinflußten Verhältnis zu einander von Ludwig dem Frommen an bis auf die Erhebung Arnulfs durchgemacht hatten. Die hierarchische Richtung, die einst mit Ludwig dem Frommen störend in die Entwickelung des karolingischen Staates eingegriffen hatte, um in den Kämpfen der nächsten Jahrzehnte bald an Geltung zu gewinnen, bald zurückgedrängt zu werden, hatte im ostfränkischen Reiche zu Anfang des zehnten Jahrhunderts insofern völlig obgesiegt, als das nationale deutsche Königtum, das der Laienadel durch die Entthronung Karl des Dicken geschaffen hatte, schließlich doch wieder ganz in die Hand der Kirche

gekommen war und von den Bischofregenten willkürlich zu ihrem Vorteil mißbraucht wurde.

Aber beide Teile erkannten rechtzeitig die verhängnisvollen Folgen dieses Zwiespaltes. Die fortschreitende Zerrüttung des Reiches überzeugte sie von der Notwendigkeit eines Wandels. Daraus erklärt sich, was, als König Ludwig erst achtzehn Jahre alt 911 starb, fast überraschender Weise geschah. Die erbitterten Widersacher fanden sich friedlich zusammen, um dem Reiche einen neuen König zu geben, von dem sich die Herstellung des Friedens im Inneren und die Abwehr der auswärtigen Feinde erwarten ließ. Dessen meinte man sich am sichersten von Otto, dem Herzog von Sachsen, versehen zu können: ihm bot man die Krone an, obgleich er mit dem einflußreichen Hatto von Mainz seit Jahren im Streite lag. Aber er lehnte sie ab, wie es heißt, wegen seines Alters: vermutlich aber verzichtete der kluge Rechner nur auf eine Stellung, in der bei der Schärfe der bestehenden Gegensätze ein ersprießliches Wirken doch nicht möglich war. Auch möchte man zweifeln, ob dem sächsischen



Münzen von Ludwig dem Kinde.

1. Vs. Umschrift: † HIIIDOIVVICV RE †, im Felde ein Kreuz, eine Kugel in jedem Winkel desselben. Rs. Umschrift: MOGONCIAE CIVIT †, im Felde ein Kirchengebäude. 2. Vs. † NHLVIIOVVIC PIVS, im Felde ein Kreuz. Rs. SA . LO MON, wahrscheinlich der Name derjenigen geistlichen Person, welche in des Königs Namen diese Münze prägen ließ. (Nach Cappe.)

Stamme, der dem Verbande des Reiches erst hundert Jahre angehörte und sich noch in eigentümlicher Abgeschlossenheit hielt, damals bereits so ohne weiteres die leitende Stellung eingeräumt worden wäre, die von der Erhebung seines Herzogs auf den Thron untrennbar gewesen wäre. So wurde denn im November 911 zu Forchheim von den versammelten weltlichen und geistlichen Großen Herzog Konrad von Franken zum König gewählt. Das altdeutsche Wahlrecht lebte also wieder auf, dessen Geltung Arnulf, obgleich er selbst ihm die Krone verdankte, zu gunsten des Erbrechtes geflissentlich zurückgedrängt hatte. Denn wenn Konrad auch mütterlicherseits dem karolingischen Hause angehörte, so hat das bei seiner Erhebung doch nicht mitgewirkt: den Ausschlag gab seine Persönlichkeit, von der die Großen sich der Eigenschaften versehen zu können glaubten, deren das bedrängte Reich von seinem Oberhaupte bedurfte. Die weltlichen Gesichtspunkte überwogen also, aber die Bischöfe standen diesmal nicht abseits, wie sie bei der Wahl Arnulfs gethan hatten: durch Salbung und Krönung gaben sie dem Erwählten des Laienadels die kirchliche Weihe und bestätigten dadurch die Versöhnung mit ihren weltlichen

Gegnern. Die Frage blieb nur, ob diese wirklich zu einträchtigem Handeln beider Stände zum Besten des Reiches führen würde.

In der Regierung Konrads I. von Franken (911—918) wiederholte sich derselbe widerspruchsvolle Wechsel, der die anfänglichen Erfolge Arnulfs vernichtet hatte. Auch Konrad suchte zunächst seine vornehmste Stütze in dem Laienadel und stand demgemäß mit den Herzögen in gutem Verhältnis. Den Abfall Lothringens zu Westfranken konnte er freilich nicht hindern. Reginars Sohn, Giselbert, der sich auch Herzog nannte, erlangte vorübergehend zwischen beiden Reichen eine beinahe unabhängige Stellung. Durch seine Ehe mit der Witwe Herzog Luitpolds von Bayern, einer Schwester der schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berthold, gewann der König auch nach dieser Seite hin mächtige Verbindungen und wurde der Stiefvater des jungen Bayernherzogs Arnulf. Aber bei der Erneuerung des Streites zwischen den Stammesherzögen und der Kirche schlug er sich wie Arnulf auf die Seite der Bischöfe. Indem er in Schwaben den ehrgeizigen Salomon III. von Konstanz gegen Erchanger und Berthold unterstützte, untergrub er kurzsichtig seine eigene Stellung. Übler noch war, daß, als nach dem Tode Herzog Ottos von Sachsen (912), dessen Sohn Heinrich mit Hattos Nachfolger, Erzbischof Heriger von Mainz (913—27), über die Zinspflicht der thüringischen Lande in Streit geriet, Konrad auch da für die hierarchischen Forderungen eintrat. Auch er verleugnete also den weltlichen Ursprung seiner Würde und stieß unklug die Elemente von sich, ohne deren Hilfe er dieselbe nicht erfolgreich zur Geltung bringen konnte. Wie bei Arnulf, so hatte auch bei ihm dieser erste Fehler alsbald einen zweiten, schlimmeren zur Folge, den immer engeren Anschluß an die Kirche und die immer größere Nachgiebigkeit gegen ihre wachsenden Ansprüche. Die Zustände, die man mit Ludwig des Kindes Regierung abgethan geglaubt hatte, erneuten sich in fast noch schlimmerer Gestalt. Und dabei war jetzt selbst die Geistlichkeit nicht mehr einig: die Sachsens, eng mit den Interessen ihres Stammes verwachsen und von lebhaftem Gefühl für dessen Sonderrecht erfüllt, hielt zu Herzog Heinrich und versagte sich dem Königtum und dessen klerikalen Bündnern. Die sächsischen Bischöfe erschienen auch nicht auf der Synode, die im September 916 zu Hohenaltheim im Ries gehalten wurde und einen weiteren Schritt bezeichnete zur Unterwerfung des Staates unter die Kirche. In wörtlicher Anlehnung an die pseudoisidorischen Dekretalen erließ sie eine Reihe von Bestimmungen zum Schutze der Kirche und ihrer Gebiete gegen die weltlichen Großen und bedrohte die Übertreter mit den schwersten kirchlichen Strafen; solche sollten auch den gegen den König geübten Treubruch ahnden, während anderseits die Geistlichen von der ordentlichen weltlichen Gerichtsbarkeit eximiert wurden. Von neuem stellten sich damit Königtum und Bistum zu Schutz und Trutz verbunden der gesamten Laienschaft und dem an den nationalen Interessen festhaltenden Teil des Klerus entgegen. Daraufhin wurden Erchanger und Berthold unter Androhung des Bannes aufgefordert, den Beschwerden Salomons von Konstanz abzuhelfen;

gleiche Mahnungen gingen zu gunsten des Mainzer Erzbischofs an Herzog Heinrich und die sächsischen Bischöfe. Gegen erstere rückte, als sie beharrten, der König selbst ins Feld: sie wurden besiegt und endeten unter dem Beil des Henkers. Aber auch jetzt brachte Konrad Alemannien nicht in seine Gewalt: dem Laienadel erstand in Burkhard dem Jüngeren, dem Sohn des gleichnamigen früheren Herzogs, ein glücklicher Führer, der sich der von seinem Vater innegehabten Würde bemächtigte. Den Sachsen seinen Willen aufzunötigen hat Konrad unter diesen Umständen nicht einmal versucht. Denn mit der Unordnung im Innern wuchs die Bedrängnis von außen. Die Ungarneinfälle erneuten sich: besonders Bayern hatte schwer darunter zu leiden: in der tapferen Abwehr des furchtbaren Feindes erwarb der junge Herzog Arnulf kriegerischen Ruhm und befestigte seine Stellung an der Spitze des bayrischen Stammes, während seines Stiefvaters Unternehmung gegen die wilden Feinde ruhmlos ausging.

Diese Fülle selbstverschuldeten Mißgeschickes brach die Kraft König Konrads, aber sie erschloß ihm auch eine — freilich verspätete — Einsicht in die Fehler






Münzen von Konrad I.

1 Vs. Umschrift: VNRADVS RE †; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Rs. MOGVNTIA CIVIT †; im Felde ein Kirchengebäude. 2 Vs. Umschrift: CVNCADV; im Felde REX. Rs. Vir Dun I . .; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. (Nach Cappe.)

seiner Politik, welche die Ergebnisse der Entwickelung Deutschlands in den letzten dreißig Jahren eigensinnig ignoriert hatte, um die fernere Gestaltung des deutschen Staates in undeutsche Bahnen zu zwingen und nach römisch-kirchlichen Gesichtspunkten zu regulieren. Es ist immerhin kein geringes Verdienst, daß Konrad, als er, krank von dem Ungarnzug heimgekehrt, sein Ende nahe fühlte, den Mut fand seinen Irrtum einzugestehen und Selbstüberwindung genug besaß, um eine Weiterverfolgung so unheilvoller Bahnen von sich aus unmöglich zu machen. Sterbend übergab er die Reichsinsignien seinem Bruder Eberhard, seinem Nachfolger in dem fränkischen Herzogtum, damit er sie Herzog Heinrich von Sachsen überbringe: diesen, seinen ungebeugten Gegner, den glücklichen Widersacher Herigers von Mainz, empfahl er damit zum Nachfolger und sprach es so unzweideutig aus, daß nur von einer der seinen entgegengesetzten Politik noch Heil für das Reich zu erwarten sei. Es war das Beste, was Konrad, als er am 23. Dezember 918 starb, für Deutschland gethan hatte, und was er selbst gefehlt, machte er gut durch das politische Programm, das er für die Zukunft verkündete: nur durch die Ausgleichung des von ihm selbst

unklug genährten Gegensatzes zwischen Franken und Sachsen konnte die Integrität des Reiches nach außen sicher gestellt, nur durch ehrliche Versöhnung und selbstloses Zusammenwirken der in Eigennutz und Herrschsucht befangenen Kirche mit dem Laienadel konnte im Innern der Friede hergestellt und eine dauernde staatliche Ordnung geschaffen werden.

Eine folgenreiche Wendung trat damit ein. Das politische Testament Konrads I. enthielt doch nichts anderes als den Rücktritt des fränkischen Stammes von der leitenden Stellung, die er seit mehr als vierhundert Jahren an der Spitze der Deutschen innegehabt hatte, und zwar trat er zurück in der Erkenntnis, den Aufgaben der neuen Zeit nicht gewachsen zu sein, zu gunsten des Stammes, der am spätesten und erst nach heftigem Widerstreben in den Verband des Reiches gezwungen und bei dem selbst das Christentum erst wenig mehr als hundert Jahre eingebürgert war. Das stark romanisch beeinflußte Germanentum der Franken konnte sich des übermächtigen Einflusses der römischen Kirche auf die Dauer nicht erwehren und lief seit den Zeiten Ludwigs des Frommen immer wieder Gefahr, ihm auch in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu erliegen und sich so seines nationalen Wesens vollends zu begeben. Dagegen erfolgte jetzt eine nationale Reaktion durch den Stamm, der noch ganz im Germanentum wurzelte und von den zersetzenden und schwächenden Einwirkungen der romanisierenden Kirche unberührt war. Denn während auch im ostfränkischen Reiche der wachsende Einfluß der Kirche und die Ausbildung der Feudalität durch fortschreitende Wandelung der Besitzverhältnisse und der ständischen Gliederung die alte gesellschaftliche und staatliche Ordnung allmählich aufgelöst hatte, befand sich Sachsen in dieser Hinsicht noch in dem Zustande wie zur Zeit der fränkischen Eroberung. Während sonst die Freiheit des gemeinen Mannes vielfach geschwunden und durch verschiedene im Feudalverband wurzelnde Abhängigkeitsverhältnisse ersetzt worden war, bildete in Sachsen noch die Volksfreiheit die Grundlage der öffentlichen Ordnung, die gleichzeitig auf dem alten Geburtsadel der Ethelinge und der freien Bauern beruhte. Damit hing es zusammen, daß die Sachsen sich frei gehalten hatten von der Entsittlichung, die mit dem Einströmen der verfeinerten romanischen Kultur bei anderen Stämmen eingerissen war. So hatten sie auch ihre alte Kraft und kriegerische Tüchtigkeit bewahrt, dank zum Teil ihrer unausgesetzten Übung in den Kriegen gegen die Dänen und Slawen. In diesen aber war, während das Königtum bei den Sachsen niemals geherrscht hatte, das Geschlecht allmählich zu einer leitenden Stellung aufgestiegen, aus dem Konrad von Franken jetzt dem bedrängten Reiche den Retter zu erwecken gedachte. An der Lippe lagen die reichen Stammgüter der Ludolfinger, die in der Leitung des Grenzkrieges gegen die Slawen an der Elbe erst markgräfliche Befugnisse erlangten und diese dann zu herzoglichen erweiterten. Auch vermehrten die Ludolfinger ihren Besitz und erwarben große Liegenschaften um die Abhänge des Harzes, die sie als gute Haushalter nach karolingischer Art sorgsam bewirtschafteten, unter Teilnahme bedeutender Frauen, an denen dieses

Haus auch in der Folge ungewöhnlich reich war und deren Ansehen und Einfluß einen weiteren Beleg geben für die glückliche Wahrung echt germanischen Wesens bei dem sächsischen Stamme. Indem dieser Stamm und dieses Geschlecht an die Spitze des Reiches berufen wurde, vollzog sich ein Bruch mit den kirchlichen und universalen Tendenzen, deren Träger das Königtum zuletzt gewesen und durch die es seinem Berufe untreu und zur Erfüllung desselben unfähig gemacht worden war. Die nächste Folge war eine Einschränkung der übermäßig gewachsenen kirchlichen Autorität und die Anerkennung der von dieser dem Laienadel bisher bestrittenen Stellung an der Spitze des Reiches. Dadurch aber waren der Politik des neuen Königs von Anfang an ganz bestimmte Bahnen vorgezeichnet.

Im April 919 trafen Sachsen und Franken an der Grenze ihrer Stammgebiete bei Fritzlar zusammen. Gemäß der Empfehlung Konrads, für die allein des Mannes Tüchtigkeit und die Lage des Reiches bestimmend gewesen, schlug Eberhard von Franken Herzog Heinrich von Sachsen zum König vor. Alle riefen Beifall. Auch von seiten der Bischöfe erfolgte kein Widerspruch: ja, Heriger von Mainz bot dem Erwählten die kirchliche Weihe durch Salbung und Krönung an. Sie wurde abgelehnt, wohl nicht aus Bescheidenheit, sondern weil Heinrich keine Art von Verpflichtung gegen die Kirche eingehen und den Bischöfen keinen Dank schulden wollte. Die Dienstbarkeit des deutschen Staates der Kirche gegenüber sollte ein Ende haben. Ein praktisch nüchterner Zug geht durch des ersten Sachsenkönigs Politik: darin lag ihre Größe und ihr Verdienst, mochte Heinrich damit zunächst auch nur den größeren Verhältnissen des Reiches gegenüber die Richtung weiter verfolgen, der sein Haus seine Erfolge in dem sächsischen Herzogtum verdankte. So konnte es beinahe scheinen, als ob durch Heinrichs Erhebung an den Verhältnissen im Reiche nur das Eine geändert sei, daß die Feindschaft von Königtum und Episkopat gegen das Stammesherzogtum in Wegfall gekommen und dieses anerkannt sei. Auch in der zeitgenössischen Überlieferung, namentlich soweit sie durch sächsische Autoren vermittelt ist, erscheint Heinrich I. weniger als deutscher König denn als sächsischer Herzog, und erst seine späteren Erfolge und die Großthaten, die sie seinen Nachfolgern ermöglichten, haben die Bedeutung seiner Herrschaft recht zur Erkenntnis gebracht.



Königssiegel Heinrichs I.
Verkleinert.
Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Heinrich I. (919—36) stand zur Zeit seiner Erhebung im besten Mannesalter: er hatte etwa das vierzigste Jahr unlängst überschritten. Den ludolfingischen Grundbesitz hatte er durch seine Ehe mit des reich begüterten Grafen Erwin von Merseburg Tochter Hatheburg, die ihren ersten Gemahl verloren, beträchtlich vermehrt, obgleich dieselbe nachher auf kirchliche Anordnung gelöst worden war, weil Hatheburg im Anfang ihrer Witwenschaft sich dem Kloster gelobt

hatte; der daraus entsprossene Sohn, Thankmar, galt deshalb für illegitim und blieb von dem väterlichen Erbe ausgeschlossen. 909 hatte Heinrich dann die Tochter des von Widukind abstammenden Grafen Dietrich, Mathilde, heimgeführt, von der er damals einen Sohn besaß, der nach dem Großvater Otto genannt war. Königin Mathilde eröffnet die Reihe edler Frauengestalten aus dem sächsischen Hause: thatkräftig und voll Interesse auch an politischen Dingen, griff sie mit ihrem Einfluß gelegentlich auch über den der königlichen Hausfrau angewiesenen Kreis hinaus und zwar, wie es scheint, nicht bloß nach sachlichen Gesichtspunkten, sondern auch nach persönlicher Vorliebe.

Nur von den Franken und Sachsen war Heinrich I. erhoben; schon das zog seiner königlichen Gewalt ziemlich enge Schranken. Denn natürlich behielt Herzog Eberhard alle bisher dem fränkischen Herzog zustehenden Rechte, und mit dem gleichen Maße mußten die anderen Stammeshäupter, wenn sie das Geschehene anerkannten, gemessen werden. Burkhard von Schwaben freilich, den Heinrich erst mit Waffengewalt bedrohen mußte, verlor das Recht der Bischofsernennung, wodurch eine von den Beschwerden der Kirche abgestellt wurde. Arnulf von Bayern aber behielt auch dieses, obgleich er anfangs zum Widerstand rüstete und erst 921 dem König zu Regensburg huldigte. Seine Macht war zu bedeutend, als daß Heinrich es auf einen Zusammenstoß hätte ankommen lassen können. Auch Lothringen mußte er zunächst preisgeben: Herzog Giselbert blieb vorläufig in der bequemeren Abhängigkeit von Westfranken. Doch sicherte sich Heinrich nach dieser Seite, indem er 921 mit König Karl dem Einfältigen zusammentraf und sich von diesem feierlich anerkennen ließ, so daß die Geltendmachung vermeintlicher karolingischer Erbansprüche auf Ostfranken ausgeschlossen blieb. Aber schon nach wenigen Jahren trat dort ein Wandel zu gunsten Heinrichs ein. Als 925 Karl der Einfältige entthront wurde und der kraftvollere Rudolf von Burgund sich der Herrschaft in Westfranken bemächtigte, kehrte Giselbert in den Verband des ostfränkischen Reiches zurück, wo er gegen Stürme, wie sie das Nachbarreich heimsuchten, gesichert war und bei der den Herzögen eingeräumten Stellung eine Minderung seiner Befugnisse nicht zu befürchten hatte. Die Verbindung wurde durch seine Vermählung mit König Heinrichs Tochter Gerberga besiegelt.

Die Ansprüche, die Konrad I. den Herzögen gegenüber hatte durchsetzen wollen, ließ Heinrich also fallen. Die gegebenen Verhältnisse, die zu ändern er nicht stark genug war, anerkennend begnügte er sich für das Königtum zunächst mit einem beschränkten Wirkungskreis. Eine Einheit des Reiches war so freilich kaum der Idee nach vorhanden: jeder Stamm ging seinen eigenen Weg. Im Rückblick auf die jüngste Vergangenheit aber war es doch ein Gewinn, daß das friedliche Nebeneinander dadurch nicht gestört wurde und die Möglichkeit und die Bereitwilligkeit vorhanden war, gegebenen Falls alle Stämme zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. Wie sehr die Herzöge als Inhaber selbständiger territorialer Gewalten respektiert wurden, beweist die Thatsache, daß Heinrich das Land der beiden am unabhängigsten gestellten, Bayern

und Schwaben, seit Empfang der Huldigung während seiner ganzen Regierung nicht wieder betreten hat. Das Reich war eben nicht mehr als ein lockerer Bund der fünf Stämme, an dessen Spitze, nur mit einem Ehrenvorrang, der Sachsenherzog als der erste unter seinesgleichen stand. Aber es war doch der Zerfall in fünf gesonderte Staaten abgewandt, der gegen Ende der Regierung Konrads I. zu drohen schien.

Und wie hätte Heinrich auch größeres zu erreichen versuchen sollen, wo ihm sozusagen der Boden unter den Füßen wankte und selbst Sachsen, die Grundlage seiner ganzen Stellung, zeitweise verloren ging? 924 wurde es von einem furchtbaren Einfall der Ungarn heimgesucht, dem es, ohne Städte, ohne feste Plätze, wo die Bevölkerung sich hätte bergen können, hilflos erlag. Heinrich selbst mußte in der Pfalz Werla Zuflucht suchen. Da fiel ein vornehmer ungarischer Häuptling in die Gewalt der Sachsen: um den Preis seiner Freigebung und der Zahlung eines jährlichen Tributs erkaufte Heinrich von den Ungarn für die nächsten neun Jahre einen Stillstand, während dessen Sachsen von ihnen nicht betreten werden sollte. Die übrigen Reichslande mußte er preisgeben: mochten sie sehen, wie sie sich schützten. Namentlich Süddeutschland hat denn auch schwer unter den barbarischen Horden zu leiden gehabt, welche sich über Bayern, Schwaben und Lothringen während der nächsten Jahre nun mit verdoppelter Wut ergossen.

Unter dem Schutze dieses durch Tribut erkauften Stillstandes leitete Heinrich die Reorganisation Sachsens ein. Blieb seine Thätigkeit auch hierbei auf sein Herzogtum beschränkt, so ist doch das, was er dort leistete, in der Folge auch für die übrigen Teile des Reiches maßgebend geworden. Im Gegensatz aber zu den sagenhaft ausmalenden Berichten späterer Zeiten, die Heinrich zum Städtegründer und zum Erfinder der ritterlichen Kampfesweise machten, geben die den Ereignissen näher stehenden Quellen von dem, was Heinrich in Sachsen schuf, nur ein unbestimmtes Bild, aus dem das Eine freilich mit Sicherheit hervorgeht, daß es sich dabei nur zu einem Teil um Neuschöpfungen, in der Hauptsache um die Erneuerung alten, allmählich außer Übung gekommenen Brauches handelte. Auch in dem, was an seinen Anordnungen für Deutschland neu war, scheint Heinrich doch kaum original gewesen zu sein, sondern bei einem stammverwandten Volke bewährte Einrichtungen nachgeahmt und, vielleicht etwas modifiziert, auf Sachsen übertragen zu haben. Unrichtig ist es jedenfalls, wenn man den Kriegsdienst zu Pferde bei den Sachsen überhaupt erst durch Heinrich eingeführt sein läßt; derselbe war dort von alters her bekannt: gehörte doch nach sächsischem Recht das Pferd zum „Heergewäte" des freien Mannes, d. h. zu dem festen Bestand seines Erbes. Nur kannte der Sachse auch zu Pferde bisher bloß den Einzelkampf, während die Unwiderstehlichkeit der Ungarn darin beruhte, daß sie in geschlossenen Reihen einhersprengend durch die Wucht der Massen den Gegner überrannten. Das sah Heinrich den Feinden ab und lehrte seine sächsischen Landesleute diese neue Art des Kampfes zu Pferde, die nicht bloß eine



andere Schulung des einzelnen Mannes, sondern auch eine vielfache und sorgsame Übung der neu gebildeten Geschwader nötig machte. Das erklärt, wie Spätere den König mißverständlicher Weise zum Erfinder der ritterlichen Übung der Turniere machen konnten.

Zur Wehrhaftmachung des sächsischen Stammes aber gehörte noch mehr. Auch bei ihm war, wie in allen Teilen des Reiches, der Heerbann in Verfall geraten: sich ihm zu entziehen, hatten viele freie Leute sich absichtlich ihrer Freiheit entäußert, indem sie ihren Grundbesitz an Kirchen und Klöster oder auch weltliche Große gaben, um ihn gegen Zins und Dienst, aber gelöst von der auf dem freien Besitz lastenden Pflicht zum Kriegsdienst, als geliehenes Gut zurück zu empfangen, und selbst der freie Mann fand immer neue Vorwände, um sich der Erfüllung der Pflicht zu entziehen, in welcher der Deutsche ehemals zugleich sein vornehmstes Recht gesehen hatte. Gegen Ausgang der karolingischen Zeit soll selbst die Androhung der Todesstrafe diesen Mißbrauch nicht mehr haben hindern können. Endlich aber hatte der letzte Ungarneinfall die Unentbehrlichkeit befestigter Zufluchtsorte dargethan, in die sich die Bevölkerung des flachen Landes mit ihrer beweglichen Habe beim Hereinbrechen der Feinde zurückziehen konnte. An solchen fehlte es in Sachsen so gut wie ganz, während in den südwestlichen Landschaften aus Anlaß der Ungarneinfälle, in den nordwestlichen noch früher zum Schutz gegen die Normannen die Städte vielfach ummauert und auch feste Burgen angelegt worden waren. Hier half Heinrich durch eine Reihe von Bestimmungen, die im einzelnen zwar nicht ganz klar sind, bei denen aber in betreff des Grundgedankens ein Zweifel nicht obwalten kann. Er verordnete, daß die vorhandenen größeren Ansiedlungen, wie Klöster, Sitze von Bischöfen, Flecken, wo die Umwohner sich zu Kauf und Verkauf zusammenzufinden pflegten, mit Mauern von bestimmter Höhe umgeben und durch in bestimmter Entfernung davor gezogene Gräben geschützt werden sollten. Namentlich mit den königlichen Pfalzen und Fronhöfen geschah das. So entstand in Sachsen in kurzer Zeit eine Menge von festen Plätzen, die bei einer feindlichen Invasion nicht bloß die fliehende Bevölkerung der Umgegend in sich aufnehmen, sondern auch dem Angriff eines in der Belagerungskunst ungeschulten Feindes Widerstand leisten konnten. Heinrichs weitere Verfügung, daß in jedem solchen Platz von den Umwohnern immer der neunte Mann als Besatzung liegen sollte, die anderen aber von dem Ertrage ihrer Feldarbeit draußen einen bestimmten Teil abliefern sollten, der drinnen aufgespeichert werden sollte, um im Fall der Not der Besatzung und den zuströmenden Flüchtlingen den nötigen Unterhalt zu gewähren, kann sich zunächst zwar nur auf des Königs Domänen und deren Einsassen bezogen haben, dürfte aber doch auch anderweitig nachgeahmt worden sein. Von ihrem defensiven Werte abgesehen erlangten diese Anordnungen für die gesamte Kulturentwickelung Sachsens einen hohen Wert durch die weitere Bestimmung, daß an diesen neugeschaffenen festen Orten festliche Versammlungen, Jahrmärkte u. dergl. gehalten werden sollten. Dieselben wurden damit Zentren des Verkehrs und Sitze

des Handels: wer Handel trieb, siedelte sich hinfort mit Vorliebe dort an, und so erhielten diese ummauerten Orte allmählich den Charakter von Städten. Gerade in diesem Punkte hat Heinrich vielleicht das Vorbild nachgeahmt, welches der angelsächsische König Eduard I. (901—24) ihm gegeben hatte. Der Zusammenhang kann nicht überraschen, da 929 Heinrichs erstgeborener Sohn Otto Eduards Tochter Edith vermählt wurde. Eigentümlich aber ist Heinrich der Entschluß, auch die Wegelagerer und Räuber für die Landesverteidigung nutzbar zu machen: unter dem Namen der Merseburger Legion siedelte er diese Leute als Vorkämpfer gegen die Wenden an der Grenze an.

Mit praktischer Einfachheit verbinden diese militärischen Neuerungen Heinrichs I. wohldurchdachte Planmäßigkeit. Dennoch darf man sie nicht überschätzen: betrafen doch auch sie nicht das gesamte Reich, sondern galten nur für Sachsen. Auch ist in der Wirksamkeit Heinrichs auf diesem Gebiete nichts, was sie als eine königliche kennzeichnete und wozu er als Herzog nicht ebenso befugt gewesen wäre. Da aber das sächsische Herzogtum die Grundlage seiner



Münzen Heinrichs I.

1. Vſ. Umschrift: HENRICVS, im Felde REX. Rſ. im Felde ein Kreuz, Umschrift: † . . . DVNV. 2. Vſ. Umschrift: † HEINRICVS REX, im Felde ein Kreuz; Rſ. im Felde ARGENTINA CIVITS in zwei Zeilen; darüber ein verkehrt stehendes eckiges C, dazwischen eine kleine Kugel, darunter ein S. (Nach Cappe.)

königlichen Stellung bildete, kam jede Stärkung, die es erfuhr, jeder Erfolg, den er dort gewann, auch dem Königtum zu gute, steigerte sein Ansehn und stärkte seinen Einfluß auch auf die anderen Stammgebiete. Das geschah schon durch den glücklichen Gebrauch, den Heinrich von der verbesserten kriegerischen Organisation seiner Sachsen in der zweiten Hälfte des von den Ungarn erkauften Stillstandes machte, indem er im Winter 928 gegen den slawischen Stamm der Heveller im Gebiete der Havelseen zog und den Hauptort Brandenburg eroberte. Dann focht er glücklich gegen die Daleminzier an der oberen Elbe und zwang mit Herzog Arnulf von Bayern durch einen Zug bis Prag König Wenzel von Böhmen zur Huldigung. Zum erstenmale seit langer Zeit wurde so die Machtsphäre des Reiches erweitert, und zwar nach der Seite, wo bei der seit einem Menschenalter in dem slawischen Heidentum herrschenden unruhigen Gärung ernste Gefahr drohte und für die nationalen Interessen viel zu gewinnen war. Diese Slawenkämpfe kamen auch der deutschen Kirche zu gute, der sie ein neues Gebiet der Thätigkeit erschlossen: dort einträchtig zusammenwirkend, vergaßen Geistlichkeit und Laienadel ihre Feindschaft und wurden ihrer Gemeinschaft in den wichtigsten Lebensinteressen



wieder inne. Mit diesen Zügen nahm Heinrich die besten Traditionen aus der Zeit Karls des Großen wieder auf und zeigte dem sächsischen Stamme den Weg, auf dem er sich eine glänzende Zukunft erschließen und um Deutschland das größte Verdienst erwerben sollte. Einen Aufstand der Redarier schlugen die Mannen Heinrichs 929 bei Lenzen blutig nieder; die Spree aufwärts nach Süden vordringend unterwarfen die Sachsen 932 bereits einen Teil der Lausitz.

Während die Sachsen in jenen Kämpfen ihre alte Kriegstüchtigkeit erneuten, deckten sie sich zugleich im Rücken gegen einen Feind, der ihnen, verband er sich mit den wiedererscheinenden Ungarn, verderblich zu werden drohte. Und der Entscheidungskampf mit diesen stand unmittelbar bevor. Der Stillstand ging 932 zu Ende. Wohl wäre er durch fernere Tributzahlung zu verlängern gewesen. Heinrich legte die Entscheidung in die Hand seines Stammes. Er berief diesen zu einer allgemeinen Volksversammlung, schilderte die schweren Opfer, die man zur Beschaffung des Tributs habe bringen müssen, die noch länger zu bringen das Land vollends zu Grunde richten würde, da man nun selbst das Kirchengut würde angreifen müssen, und endete mit der Frage, ob dem sichern Elend nicht die Möglichkeit eines Sieges in offenem Kampf vorzuziehen wäre, in dem man schlimmsten Falls wenigstens ruhmvoll untergehen könnte. Unter freudigem Zuruf entschied sich die Versammlung für den Kampf, und alsbald wurden alle Vorbereitungen dazu getroffen. Noch Ende 932 erschienen ungarische Gesandte, ferneren Tribut heischend: höhnend boten ihnen die Daleminzier statt dessen einen fetten Hund an. Alsbald erfolgte der Einbruch: in den ersten Wochen des Jahres 933 traf er Thüringen, dann fielen die Ungarn über Sachsen her. Die Bevölkerung des flachen Landes barg sich mit ihrer beweglichen Habe in den ummauerten Plätzen, während der König mit den sächsischen Reiterscharen den Augenblick zur Schlacht erwartete. Die Ungarn teilten sich und sandten ein Heer in weitem Bogen westwärts, während ihre Hauptmacht eine der königlichen Burgen berannte, in die reiche Kostbarkeiten geflüchtet sein sollten. Ersteres wurde von Thüringern und Sachsen unschädlich gemacht, und letzteres sammelte infolgedessen die ausgesandten Streifkorps, um den Rückzug anzutreten. Jetzt glaubte Heinrich den Augenblick gekommen. Im Thale der Unstrut, bei Rietheburg — Riada nennt Widukind von Korvei den Ort — hatte er das sächsische Reiterheer gesammelt, schickte aber eine Abteilung zu Fuß den Feinden entgegen, die dann vor den Ungarn zurückwich und sie mit sich nach dem Orte zog, wo der König mit der schweren Reiterei zum Einhauen bereit hielt. Als die Ungarn auf diese stießen, erkannten sie die Falle und wandten sich zu schleunigem Rückzug, und so schnell stürmten sie auf ihren flüchtigen Rossen davon, daß Heinrich ihnen mit den Seinen kaum folgen und ihnen nur noch geringe Verluste beibringen konnte. Zu einem ernsten Kampfe also war es gar nicht gekommen, aber der moralische Effekt dieses ruhmreichen 15. März 933 war so groß, als ob die Sachsen eine siegreiche Schlacht geliefert, die

Ungarn eine schwere Niederlage erlitten hätten. Mit dem verlassenen Lager der Fliehenden fiel reiche Beute in die Hände der Königlichen, und zahlreiche Gefangene, die zu elender Knechtschaft hatten weggeschleppt werden sollen, freuten sich der unerwarteten Rettung. Die Ungarn aber, deren Sache geordnete Kriegsführung nicht war, ließen Sachsen hinfort unbehelligt, und zwanzig Jahre ist Deutschland von ihnen nicht ernstlich beunruhigt worden. Das hat bei der Nachwelt auch von dem Kampf, der es bewirkt, eine entsprechend großartige Vorstellung entstehen lassen und die angebliche Schlacht, die man späterhin mit Liutprand irrigerweise nach Merseburg verlegte, zu dem vornehmsten Ruhmestitel Heinrichs I. werden lassen.

Die Zeitgenossen urteilten anders. Sachsen gegen die Ungarn zu schützen. hatten die von Heinrich getroffenen Verteidigungsmaßregeln genügt. Aber ihre vornehmste Verwendung fand die erneute Kriegstüchtigkeit der Sachsen gegen die Feinde unmittelbar an der Grenze. Daß Heinrich 934 den Dänenkönig Gorm den Alten besiegte und tributpflichtig machte, war ein viel größerer Erfolg als die Zersprengung der schon auf dem Rückzug befindlichen ungarischen Reiterei. Denn dort im Norden standen für die Zukunft der deutschen und der christlichen Kultur weit größere Interessen auf dem Spiele, und mehr als durch den Ungarnsieg hat Heinrich durch seine Siege über Slawen und Dänen dazu beigetragen, die Fehler seiner Vorgänger gut zu machen.

Dadurch war auch die Stellung Heinrichs zu den anderen Stämmen gewandelt. Die Selbständigkeit, die er ihnen hatte einräumen müssen, blieb freilich unverändert, aber natürlich steigerten seine Erfolge im Felde, die dem ganzen Reiche zu gute kamen, seine moralische Autorität, hoben und erweiterten Ansehn und Einfluß des Königs überhaupt. Williger als bisher folgten auch die anderen Stämme seiner Leitung in allgemeinen Angelegenheiten; selbst Lothringen war in den Verband des Reiches zurückgekehrt. Der ständische Gegensatz, der das Reich unter Arnulf, Ludwig dem Kinde und Konrad I. zerrissen hatte, war nicht bloß in Sachsen beglichen: das Beispiel, das Laienadel und Episkopat dort durch ihre gemeinsame Arbeit im Dienste der nationalen Wohlfahrt gegeben, fand anderwärts Nachahmung. Von der Ungarnfurcht befreit hob sich der Ackerbau; in Sachsen entfaltete sich ein bisher unbekanntes städtisches Leben und zeigten sich auch im geistigen Gebiete die verheißungsvollen Vorboten einer neuen Zeit, da auch dort die Geistlichkeit jetzt anfing über die kirchlich unentbehrliche Vorbildung hinaus nach höheren Zielen zu streben. Gerade auf diesem Gebiete wirkte das königliche Haus selbst, namentlich durch seine edlen und geistig hoch angelegten Frauen, anregend und fördernd. Auch seinen Söhnen muß Heinrich eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Bildung haben geben lassen, wie aus dem Bilde geschlossen werden darf, das nach dieser Hinsicht von Otto, Heinrich und namentlich dem der geistlichen Laufbahn bestimmten Bruno entworfen wird.

Ohne die bescheidenen Formen, welche ihm seine Entstehung aufgenötigt hatte, geändert zu haben, war das Königtum Heinrichs I. doch rücksichtlich



seines Inhalts günstig gewandelt und, unbeschadet der Selbständigkeit der Stammgebiete in ihren besonderen Angelegenheiten, als die berufene Vertretung ihrer Gesamtheit nach innen und mehr noch nach außen anerkannt worden. Waren nun seine Siege über Ungarn, Slawen und Dänen zunächst nur Sachsen und erst weiterhin dem ostfränkischen Reiche zu gute gekommen, so hatten sie doch auch noch eine allgemeinere Bedeutung, die von Triumphen des Christentums und der christlichen Kultur über das Heidentum und seine Barbarei, die nach Jahrzehnten der Ausbreitung zum erstenmale wieder hatten zurückweichen müssen. Heinrich war zugleich ein Vorkämpfer der Christenheit.



Krypta im St. Petersdom zu Quedlinburg: Grabstätte Heinrichs I. und seiner Gemahlin Mathilde.

Daraus aber erwuchsen ihm nach der Anschauung der Zeit auch neue universale Rechte. Es scheint, daß er diese anfzunehmen und geltend zu machen entschlossen war. Nach der Angabe Widukinds von Korvei plante er einen Zug nach Rom. Dabei kann es sich füglich nur um die Gewinnung der Kaiserkrone gehandelt haben, die seit dem Tode Berengars von Friaul erledigt war: gemäß der mit ihr verbundenen Idee gebührte sie Heinrich nach dem von ihm Geleisteten; ihre Erwerbung würde eine weitere Steigerung der königlichen Autorität herbeigeführt haben.

Den Plan zu verwirklichen ist Heinrich jedoch versagt geblieben. Ein Schlaganfall, der ihn Ende des Jahres 935 während des Aufenthalts in der Pfalz Bothfelde am Harz traf, brach seine Kraft. In Erfurt versammelte er

die Großen des Reiches noch einmal um sich: vor ihnen bezeichnete er seinen ältesten Sohn von Mathilde, Otto, zum Nachfolger, und verteilte unter ihn und seine Brüder die ludolfingischen Hausgüter und Schätze, während der Gedanke an eine Teilung des Reiches nicht nur nicht in Betracht gezogen, sondern sogar ausdrücklich abgewiesen worden zu sein scheint. Denn vermutlich bemerkt es Widukind nicht ohne Grund besonders, daß Otto von dem Vater seinen Brüdern und dem ganzen Frankenreiche vorgesetzt worden sei. Vielleicht hatte Königin Mathilde zu gunsten ihres Lieblings, des als Königssohn geborenen zweiten Sohnes Heinrich, eine Reichsteilung vorgeschlagen. Was später geschah, läßt wenigstens vermuten, daß in dieser Frage in dem königlichen Hause keine Einigkeit herrschte. Von Erfurt ließ sich Heinrich nach der Pfalz Memleben bringen: ungefähr sechzig Jahre alt, starb er dort am 2. Juli 936. Im Zentrum Sachsens und im Herzlande des ludolfingischen Hausbesitzes hat er sich zu Quedlinburg in dem dem heiligen Petrus geweihten Dome bestatten lassen.

Zweites Kapitel.

Otto der Große.

936—973.

Nirgends tritt bei Heinrich I. ein Streben nach Erblichkeit der Krone hervor, aber im Wesen des deutschen Königtums, auf das, im Gegensatz zu den romanisierenden universalen Tendenzen, Sachsen und Franken 919 zurückgegriffen hatten, lag ein Zug dazu, der sich um so stärker geltend machte, je mehr der gewählte König den gehegten Erwartungen entsprach und gleiche Tüchtigkeit bei seinen Nachkommen vorausgesetzt werden konnte. So wurde die Empfehlung Ottos durch den Vater maßgebend für den Gebrauch, den die zu Erfurt versammelten weltlichen Fürsten von ihrem Wahlrecht machten, und nach Heinrichs I. Tod handelte es sich nur noch darum, das dort Vereinbarte feierlich zu bestätigen und zur Anerkennung zu bringen. Das geschah in Aachen: die Herzöge begrüßten Otto dort als König, gelobten ihm, unter Nachahmung eines bisher nur in Westfranken und Lothringen herrschenden Brauches, durch Handreichung Treue und Hilfe wider jedermann und stellten ihn im Dome der Geistlichkeit und dem Laienadel und dem froh herandrängenden Volke als Herrscher vor, worauf ihm Erzbischof Hildebert von Mainz (927 bis 37) am Altar die Reichsinsignien überreichte und ihn schließlich gemeinsam mit Wikfried von Köln (925—53) salbte und krönte. Bei dem folgenden festlichen Mahle in der karolingischen Pfalz bedienten den König die Herzöge in eigener Person: in neuer, eindrucksvollster Weise wurde die Zusammengehörigkeit der fünf Stämme, die Einheit des Reiches veranschaulicht. Die folgenden Ereignisse aber lehrten, daß diese feierliche symbolische Handlung von den Beteiligten sehr verschieden gedeutet wurde. Die Herzöge wollten damit nur eine ideelle Unterordnung unter den König zum Ausdruck gebracht haben; Otto zog daraus sehr praktische Konsequenzen, welche die Stellung der Stammeshäupter zum Oberhaupt des Reiches durchaus ändern mußten. Die Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen Otto während der ersten Jahre seiner Herrschaft zu ringen hatte, nahmen hier ihren Ursprung: sie zeigten, wie grundverschieden von dem Vater Otto seinem ganzen Wesen nach war und wie er auf Grund der von jenem gewonnenen Erfolge seine Ziele sich von Anfang an höher steckte. Die starke Betonung karolingischer Reminiszenzen und die geflissentliche Anknüpfung an Karl den Großen waren nach dieser Richtung charakteristisch.

In Heinrich I. hatte der militärische Zug überwogen: so hat auch die Überlieferung sein Bild festgehalten und die Sage hat vornehmlich diese Seite ausgebildet. Dagegen hat das geschichtliche Bild Ottos I. frühzeitig eine Trübung erfahren, indem die kirchlichen Gesichtspunkte, die im Fortgange seiner Regierung so hohe Bedeutung erlangten, als von Anfang an und allein für ihn maßgebend dargestellt wurden und man seine im Grunde sehr weltliche Persönlichkeit in das geheimnisvolle Zwielicht eines königlichen Heiligen rückte. Dafür ist der starke dynastische und höfische Zug, der durch die Geschichtschreibung seiner Zeit geht, allein nicht verantwortlich zu machen, vielmehr hat daran die Kirche einen wesentlichen Anteil. Wurde doch für sie die harte Abhängigkeit und die rücksichtslose Ausnutzung zu politischen Zwecken, die sie durch Otto erfuhr, noch hinterher viel erträglicher, wenn der gestrenge



Königssiegel Ottos I. Kaisersiegel Ottos I.
Nach Abdrücken im brit. Museum zu London.

Herr zu einem auserwählten Rüstzeug Gottes gemacht wurde. So ist Otto dem Großen weniger um seiner selbst willen als im Interesse der Kirche jede Art von Vollkommenheit angedichtet und er zum Inbegriff aller christlichen Tugenden gemacht worden, in dem Maße, daß selbst die Siege, die er in blutigem Bürgerkriege gewann, der Kraft seines Gebetes zu danken sein sollten. Wesentlich anders erscheint er, wenn wir aus dem, was er gethan, und wie er es gethan, seine Charaktereigenschaften erschließen. Gewiß war Otto eine ideal angelegte Natur, aber er war ebensosehr in der unvollkommenen Gegenwart heimisch, der er mit praktischem Blick die vorteilhafteste Seite abzugewinnen verstand. Bei ausgesprochener Lust an dem Besitz der Gewalt und unablässig auf ihre Erweiterung bedacht, war er doch kein Freund gewaltsamer Maßregeln, sondern zog es vor abzuwarten und durch kleine und unscheinbare Mittel seinem Ziele näher zu kommen, ohne von seinen hochgespannten Ansprüchen, die aus seiner theokratischen Auffassung des Königtums entsprangen, etwas nachzulassen. Tapfer, wenn geschlagen sein mußte, war er doch mehr

Diplomat als Soldat. Ein feiner Beobachter der Menschen und ein Kenner ihrer Schwächen, verschlossen und zum Grübeln geneigt, öffnete er sich nur wenigen Vertrauten und liebte es, sich mit dem Nimbus eines gewissen Geheimnisses zu umgeben und durch den Eindruck, den er damit hervorbrachte, seine Pläne zu fördern — Züge, die sich aus den trüben Erfahrungen seiner ersten Regierungsjahre hinreichend erklären. Mehr als einmal dem Untergange nahe und nur wie durch ein Wunder gerettet, konnte er schließlich wohl von einem gewissen fatalistischen Glauben an seinen Beruf erfüllt sein und diesem dann wieder das Recht zu noch höheren Ansprüchen für das Königtum entnehmen.

Dem widerspruchslosen Übergang der Herrschaft von Heinrich I. auf Otto folgten stürmische Zeiten. Daß die alten Feinde an den Grenzen sich rührten, daß Boleslaw von Böhmen, der seinen von Deutschland lehensabhängigen Bruder Wenzel ermordet hatte, abfiel; daß es in den slawischen Gebieten gärte und namentlich die Redarier, den Tag von Lenzen zu rächen, zu den Waffen griffen; daß selbst die Ungarn sich zu einem Ritt nach Schwaben, Franken und Sachsen aufmachten, wollte wenig bedeuten: die Probe, auf die sie den neuen König stellten, bestand er durch rasche Abwehr ihres Einfalls. Die Verteidigung der sächsischen Grenze gegen die Wenden überließ er dem kriegstüchtigen sächsischen Etheling Hermann Billing, einem reich begüterten, hochangesehenen Manne vornehmer Abkunft, dem als dem Vertreter des meist abwesenden Königs die Sachsen sich mit wachsender Innigkeit anschlossen und der so, hochverdient um die Ausbreitung deutscher Kultur, allmählich in die von den Ludolfingern innegehabte herzogliche Stellung hineinwuchs. Viel schlimmer als jene Beunruhigung von außen war die Krisis, die im Innern eintrat, als in dem Einverständnis zwischen Franken und Sachsen die vornehmste Grundlage des sächsischen Königtums in Frage gestellt wurde. Daß er wegen widerrechtlicher Selbsthilfe vom König mit hoher Buße belegt wurde, empfand Eberhard von Franken als eine Demütigung; daß sie ihn traf, weil er sich an einem Sachsen vergriffen, erbitterte ihn um so mehr, als die Sachsen, die sich als der herrschende Stamm zu fühlen begannen, oft anspruchsvoll und übermütig auftraten. Zudem machte die Art, wie der neue König den Frieden auch den mächtigsten gegenüber wahrte, die Herzöge um ihre Stellung besorgt. So erzeugte jener Vorfall, an sich unbedeutend, doch eine weitgehende politische Beunruhigung. Persönliche Feindschaft leistete ihr von einer anderen Seite her Vorschub. Des Königs Halbbruder Thankmar hatte die durch des Grafen Siegfried Tod erledigte reiche Mark an Elbe und Saale, einen der wichtigsten Posten für die Bekämpfung der Slawen, für sich begehrt: als Otto sie dem sächsischen Edlen Gero auftrug, entbrannte der ehrgeizige Jüngling in heftigem Groll, dem durch feindselige Thaten Ausdruck zu geben er nur den günstigen Zeitpunkt abwartete. Dieser erschien, als der schon drohende Konflikt zwischen Herzogtum und Königtum zunächst in Bayern zum Ausbruch kam. Dort verweigerte Eberhard, Arnulfs Sohn, Otto die Huldigung und wurde entsetzt;

seinem Bruder Berthold aber, der seine Stelle einnahm, entzog Otto das Recht zur Ernennung der Bischöfe. Zusammen mit dem, was unlängst Eberhard von Franken geschehen, ließ dieser Vorgang erkennen, daß Otto auch den Herzögen gegenüber wirklich Herr sein und sich nicht mit einer ideellen Überordnung begnügen wollte. Sofort erhoben sich die Bedrohten zur Abwehr.

Zuerst schlug 938 Eberhard von Franken los, indem er in Sachsen einfiel. Nun griff auch Thankmar zu den Waffen: er nahm des Königs Bruder Heinrich gefangen und lieferte ihn an Eberhard aus. Doch hatte der Aufstand nicht den gehofften Fortgang. Im Süden hielt Herzog Hermann von Schwaben treu zum König; in Sachsen focht Hermann Billing für denselben, und als Thankmar, der sich mit den Seinen in die Eresburg geworfen hatte, bei deren Erstürmung durch die Königlichen am 28. Juni fiel, schien die Ruhe hergestellt. Aber unter der trügerischen Hülle bereiteten sich neue und gefährlichere Verwickelungen vor. Auch des Königs Bruder Heinrich ging zu den Empörern über. Der Verlauf im einzelnen und die dabei bestimmenden Beweggründe sind uns nicht bekannt: gerade diese Dinge hat die höfische Geschichtschreibung totzuschweigen gesucht. Erinnert man sich aber, daß schon zu Erfurt Königin Mathilde statt Ottos den als Königssohn geborenen Heinrich zum Nachfolger bezeichnet zu sehen gewünscht und daß Widukind ausdrücklich bemerkt, daß Otto nach des sterbenden Königs Willen allen seinen Brüdern übergeordnet und dem ganzen Reiche vorgesetzt sein sollte, so wird man zu der Annahme neigen, Heinrich habe diese Bestimmungen des Vaters gewaltsam außer Wirksamkeit setzen, entweder den Thron gewinnen oder wenigstens die Herrschaft über einen Teil des Reiches an sich reißen wollen. Deshalb ließ er sich von dem Frankenherzog, als der ihn der Haft entließ, Hilfe gegen seinen königlichen Bruder geloben, indem er ihm nur um diesen Preis die erlittene Haft verzeihen wollte. Auch des Königs Schwager, Giselbert von Lothringen, war mit in dem Komplott. Geschickt wußte man Otto zu täuschen, so daß er die Gefahr unterschätzte und sich damit begnügte, den als unzuverlässig erkannten Heinrich in leichte Haft zu nehmen. Seine Flucht gab das Zeichen zur Erhebung, mit der namentlich in Sachsen und Westfalen alsbald ein erbitterter Bürgerkrieg zum Ausbruch kam, während Giselbert und Heinrich von Westen heranzogen, um über den Rhein zu setzen. Ihnen eilte Otto 939 entgegen, um sie womöglich noch jenseits des Stromes aufzuhalten. Aber sein Heer war eben erst im Übergange begriffen und die Hauptmacht stand mit dem König selbst noch auf dem rechten Ufer, als der bereits auf der anderen Seite befindliche Vortrab in der Gegend von Xanten, bei Birthen, von den unerwartet erschienenen Feinden mit Übermacht angegriffen und anfangs hart ins Gedränge gebracht wurde, dann aber durch eine geschickte Umgehung noch einen unverhofften Sieg gewann. Der lothringische Angriff war für den Augenblick abgeschlagen: aber bald danach tauchte der verwegene Heinrich in Sachsen selbst auf, warf sich mit seinem Anhang nach Merseburg und leistete dort Otto so erfolgreichen Widerstand, daß dieser ihm schließlich freien Abzug

nach Lothringen gewähren mußte. Nun erst konnte der König sich gegen Eberhard von Franken wenden. Aber da kam er zu spät, da die Vereinigung Eberhards und Giselberts bereits vollzogen war. Dadurch geriet er in arge Bedrängnis: als er bei Breisach lagerte, sahen selbst die noch zu ihm stehenden Bischöfe, die wohl zum Teil schon mit den Rebellen im Einverständnis waren, seine Sache als verloren an und machten Miene abzuziehen. Das Ende der sächsischen Herrschaft stand, wie man meinte, unmittelbar bevor, und so eilig hatten es daher manche von den geistlichen Herren, daß sie mit Zurücklassung ihres Gepäckes davon gingen. Was Ludwig der Fromme auf dem Lügenfelde erlebt hatte, schien Otto bei Breisach beschieden zu sein. Wohl oder übel mußte er sich zu Unterhandlungen entschließen: er bevollmächtigte dazu Friedrich von Mainz und Rothad von Straßburg. Natürlich aber war das durch sie vermittelte Abkommen für ihn unannehmbar, er verwarf es und schickte den Mainzer in sichern Gewahrsam nach dem fernen Hamburg, der mitschuldige Straßburger wurde in dem Kloster Korvei interniert. Denn inzwischen war eine unverhoffte Wendung zu Ottos Gunsten eingetreten, indem Eberhard von Franken und Giselbert gleichzeitig ihr Ende gefunden hatten. Nach Überschreitung des Rheins waren beide plündernd in Sachsen eingedrungen; auf dem Rückwege von den Königlichen unter dem fränkischen Graf Konrad Kurzpold eingeholt und während der Rast am Rhein, über den sie eben zurückkehren wollten, bei Andernach überraschend angegriffen, war Eberhard getötet worden und Giselbert auf der Flucht durch Umschlagen des Bootes in den Wellen zu Tode gekommen. Von den fürstlichen Führern war nun nur noch Heinrich übrig; aber er dachte auch jetzt nicht an Unterwerfung, ging vielmehr zu König Ludwig IV. von Westfranken, der sich mit allerhand ehrgeizigen Plänen trug und seine Absichten auf Lothringen durch die Ehe mit Giselberts Witwe Gerberga, Ottos Schwester, zu fördern suchte.

Aber die Sache des Herzogtums war doch verloren, da die gleichzeitige Erledigung von zwei Stammesgebieten Otto in den Stand setzte, eine Reform des ganzen Institutes einzuleiten. Franken blieb unvergeben: dort war hinfort der König selbst der Herzog. Lothringen, wo die Ehe seiner Mutter mit dem französischen König die Belassung von Giselberts Sohn in der herzoglichen Würde unmöglich machte, erhielt, als er sich unterwarf, Heinrich zur Verwaltung; doch bewährte er sich nicht und mußte wieder entfernt werden. Das mag den Groll, den er gegen den königlichen Bruder im Herzen trug, noch gesteigert haben: durch das Mißlingen aller seiner ehrgeizigen Pläne erbittert, durch das auf ihm lastende Gefühl der Scham zum Äußersten getrieben, beschloß er, sich durch den Tod Ottos den Weg zur Herrschaft zu bahnen. Wieder waren Friedrich von Mainz und Rothad von Straßburg Mitwisser und Mitschuldige. Da wurde der Mordplan entdeckt: die am meisten belasteten, soweit sie Laien waren, büßten mit dem Tode; die Geistlichen wurden in klösterliche Haft gebracht; Heinrich erhielt auf Fürbitte der Mutter Mathilde Verzeihung, wurde aber in Ingelheim gefangen gehalten.

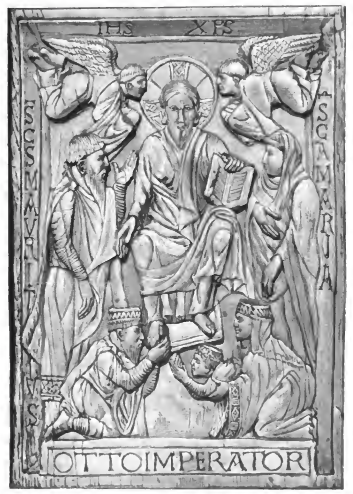
Da endlich ging er in sich: am Weihnachtsheiligenabend 941 erschien er, der Haft entflohen, plötzlich im Dom zu Frankfurt während des Gottesdienstes vor Otto und erbat, voll aufrichtiger Reue, Vergebung. Großmütig gewährte sie Otto und hat es nicht zu bereuen gehabt, daß er den edlen Regungen seines Herzens nachgegeben und dem Bruder, der beinahe zum Meuchelmörder an ihm geworden war, vorbehaltlos verziehen hatte: hinfort gehörte Heinrich zu den treuesten Stützen des sich glorreich entfaltenden Königtums.

Noch aber dauerte es längere Zeit, ehe die letzten Spuren dieser inneren Kämpfe beseitigt und die nun als nötig erkannten Änderungen im Reiche durchgeführt waren. Einmal galt es Lothringen vollends zu sichern. Otto that das durch einen Bund mit Ludwigs IV. gefährlichstem einheimischen Gegner, dem mächtigen Grafen Hugo von Francien, dem er seine jüngste Schwester Hedwig zur Gemahlin gab. Dadurch ernstlich bedroht, suchte Ludwig IV. bald Frieden nach: schon 942 hatte er an der Grenze mit Otto eine persönliche Begegnung und leistete auf Lothringen Verzicht. Dafür wirkte nun Otto mäßigend auf den ungestüm aufstrebenden Hugo von Francien ein und stiftete zwischen ihm und dem westfränkischen König Frieden. Ludwig IV. verdankte also die Bewahrung seiner wankenden Krone dem deutschen Herrscher, unter dessen Schutz sein Reich damit gestellt war. Die Hauptsache aber war, daß in der Stellung des Königtums in Deutschland selbst nun sich ein folgenreicher Wandel vollzog. Schon die Sicherheit des Reiches erforderte ihn. Denn während des Bürgerkrieges hatten die Wenden ihren Ansturm sofort verstärkt, so daß Hermann Billing und Markgraf Gero sich ihrer nur mit genauer Not erwehrten. Sogar einzelne Ungarnhaufen hatten sich wieder in dem Reiche sehen lassen. Otto mußte daher suchen in höherem Grade als bisher die Verfügung über die Mittel des Reiches in seine Hand zu bringen. Die Brechung der herzoglichen Gewalt leistete das doch nur zum Teil, obgleich Otto ja aus den gemachten reichen Erwerbungen eine Menge von Getreuen hatte ausstatten und so die Zahl der kampfbereiten Kriegesmannen beträchtlich vermehren können. Unerreichbar blieb für ihn auch so noch der reiche Besitz, den die Kirche im Laufe der letzten hundert Jahre an sich gebracht und durch die Ausbildung der Immunität dem Reiche zugleich entzogen hatte, so daß alle die Tausende von waffentüchtigen Männern, an die Kirchen und Klöster ihr Land ausgethan, für die Wehrhaftigkeit des Reiches und die militärische Machtstellung des Königs so gut wie verloren waren. Hier kam es darauf an, eine gründliche Änderung zu schaffen und den kirchlichen Besitz mit den in ihm ruhenden ungeheuren militärischen Machtmitteln zur Verfügung des Königs zu bringen. Damit wurde nur eine weitere Konsequenz gezogen aus der Art, wie seiner Zeit das sächsische Königtum im Gegensatz zu der Kirche als ein auf dem Laienadel beruhendes Heerkönigtum errichtet worden war.

Wie einst die militärischen Neuerungen Heinrichs I. zunächst nur Sachsen betroffen, aber, dort bewährt, auch auf die anderen Reichsteile eingewirkt und

dort Nachahmung gefunden hatten, so wurde die von Otto im Interesse des Königtums geforderte Änderung in der Stellung der Kirche ebenfalls zuerst in Sachsen durchgeführt und dann erst von da auf die anderen Teile des Reiches übertragen. Denn gerade in Sachsen wurde das Bedürfnis nach einer engen Verbindung, einem einheitlichen Zusammenwirken von Staat und Kirche besonders empfunden, weil bleibende Erfolge gegen die Slawen nur zu gewinnen waren, wenn Mission und kirchliche Organisation mit den Waffen Hermann Billings und Geros gleichen Schritt hielten. Das Interesse des Landes selbst verlangte dort die Schaffung einer Landeskirche, die geistig und sittlich, wirtschaftlich und militärisch gleich leistungsfähig war. Auch bedurfte Otto ihres bildenden und versittlichenden Einflusses auf den noch immer unbändigen sächsischen Adel, den der andauernde Grenzkrieg natürlich nicht verfeinerte. Diesen Motiven entsprang die schöpferische Thätigkeit, die Otto in der sächsischen Kirche entfaltete. Der Stiftung eines Nonnenklosters in Quedlinburg 936 war bereits 937 die des Johannisklosters in Magdeburg gefolgt. Ebendort errichtete er in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Edith das Moritzkloster. In den folgenden Jahren wurden für die den Wenden entrissenen Gebiete Bistümer in Havelberg und Brandenburg, für die den Dänen abgenommenen in Schleswig, Aarhus und Ripen errichtet. Ihre Vorsteher waren Beamte, die, von ihren besonderen kirchlichen Obliegenheiten abgesehen, mit ihrer Person sowohl wie mit dem reichen weltlichen Gut ihrer Kirchen ganz und voll zum Dienst des Königs und des Reiches standen. Die gleiche Stellung, die er den Bischöfen Sachsens mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse dieses Landes anwies, nötigte Otto in der Folgezeit den deutschen Bischöfen überhaupt auf. Um über die Reichskirchen und ihre Mittel frei zu verfügen, berief er an die Spitze der wichtigsten Glieder seines Hauses Verwandte und Getreue, die außer durch ihre amtliche Stellung noch durch persönliche Bande an ihn gefesselt waren. Seit 953 regierte sein jüngster Bruder Bruno das Kölner Erzstift, an die Spitze der Mainzer Kirche kam später nach Erzbischof Friedrichs Tod sein eigener natürlicher Sohn Wilhelm (den ihm in jungen Jahren eine slawische Geliebte geboren hatte) und bald danach an die der Trierer Kirche Heinrich, auch ein Verwandter des ludolfingischen Hauses. Je freigebiger Otto diese ganz zu seiner Verfügung stehenden Kirchen mit Gütern, Einkünften und Rechten aller Art ausstattete, um so größere Mittel standen durch sie nachher ihm selbst wieder zur Verfügung. So legte Otto damals den Grund zu der fürstlichen Stellung der deutschen Bischöfe, indem er ihnen Zoll-, Münz- und Marktgerechtigkeiten verlieh und selbst Städte ihrer Hoheit unterordnete. Aus der Fülle des damals erworbenen Besitzes entsprangen der Reichtum und die Macht des deutschen Episkopates, welche durch seine beträchtlichen militärischen Leistungen wiederum dem Königtum selbst zu gute kamen. Um die Unabhängigkeit der Kirche war es freilich geschehen; aber vorläufig fand sie reichen Ersatz dafür in den fürstlichen Ehren, die sie genoß, und dem bestimmenden Anteil, den sie durch die Bischöfe an der Reichsregierung gewann. Auf dieser Verbindung

zwischen der deutschen Kirche und dem deutschen Königtum, die weit davon entfernt war ein gleiches Bündnis zu sein, hat der deutsche Staat während



Elfenbeintafel mit den Bildnissen Kaiser Ottos I., seiner Gemahlin und seines Sohnes.

Der Kaiser küßt den Fuß Christi, welcher zwischen dem Heiligen des Kaisers, Mauritius, und der heiligen Maria thront. Arbeit aus Ottos I. Zeit und wahrscheinlich ein Porträt desselben. Original im Besitz des Marchese Trivulzi zu Mailand.

des nächsten Jahrhunderts beruht: ihre Lösung im Investiturstreit hat auch seine Katastrophe vorbereitet.

Gestützt auf den mächtigen Rückhalt, den ihm die Kirche gewährte, konnte Otto auch in Bezug auf die Herzogtümer eine Änderung durchführen, welche diese zwar nicht aufhob, aber unschädlich machte. Die einmal vorhandene Stammessonderung machte die Anwendung des radikalsten Mittels, die Abschaffung der herzoglichen Würde, unmöglich. Doch brachte der König allmählich auch an die Spitze der Herzogtümer Männer seines Vertrauens: Sachsen leitete nach wie vor der treue Hermann Billing, Lothringen stand seit 944 der Held von Andernach vor, Konrad Kurzpold, auch der Rote genannt, nun der Gemahl der Königstochter Luitgard, Bayern seit Bertholds Tode der gründlich gebesserte Bruder Ottos, Heinrich. Schwaben erhielt 949 Ottos Sohn von der inzwischen verstorbenen Angelsächsin Edith, Ludolf, der mit seines Vorgängers Hermann Tochter vermählt war. Außerdem wurden die herzoglichen Befugnisse beträchtlich verkürzt. Wie die Bischöfe, so wurden auch die den Herzögen unterstellten Grafen direkt vom König ernannt, der nun jeden Augenblick in die Verwaltung eingreifen konnte. Auch entstand vermutlich damals das Amt der Pfalzgrafen, die zwar auch einer bestimmten Grafschaft vorstanden, daneben aber eine Art von Kontrolle der Herzöge übten und insbesondere die in dem betreffenden Gebiete gelegenen königlichen Domänen unter sich hatten. Auch Herzöge und Grafen galten hinfort als Beamte, aber da ihr Sold in aufgetragenem Lande, also Lehen bestand, die Lehen aber längst erblich geworden waren und erblich blieben, so kam sowohl in das neue Herzogtum wie in die Grafschaft ebenfalls die Tendenz zur Erblichkeit und brachte zusammen mit der Bedeutung, welche dem Herzogtum auch jetzt als Vertretung des Stammes innewohnte, die Reformen Ottos bald wieder um ihre Wirksamkeit, zumal diese nur in der Person des Herrschers beruhte und ohnehin mit dem ersten Wechsel, der da eintrat, in Frage gestellt wurde.



Siegel des Markgrafen Gero.
Von dem Schenkungsbriefe für Gernrode vom Jahre 964. (Nach v. Heinemann.)

Der allmählichen Durchführung dieser neuen Ordnung im Innern entsprachen die zunehmende Kräftigung des Reiches und deren erfolgreichere Bethätigung nach außen. Deutschland nahm wiederum eine gebietende Stellung ein. 947 zog Otto gegen Harald Blauzahn von Dänemark; daß er bis zum Ottensund vorgedrungen sein soll, ist freilich nur Sage. Der früher ungestraft gebliebene Boleslaw von Böhmen mußte 950 huldigen; sein Sohn Boleslaw II. trat zum Christentum über; in Prag erstand ein Bistum, das dem Mainzer Sprengel zugeteilt wurde. An Elbe und Saale setzten Hermann Billing und Markgraf Gero den Kampf gegen die Wenden erfolgreich fort, und von den

neu errichteten Bistümern Brandenburg und Havelberg, Zeitz, Merseburg und Meißen drang mit dem Christentum zugleich die deutsche Kultur weiter ostwärts vor. Im Westen stellte sich König Ludwig IV. von Frankreich förmlich unter den Schutz Ottos, der ihn vor der drohenden Entthronung durch Hugo von Francien rettete, indem er 946 siegreich bis Rouen vordrang und den übermütigen Grafen nötigte, sich 947 zu Ingelheim seinem Schiedsspruche zu stellen. Die Ausführung desselben mußte freilich erst 950 im Namen Ottos Herzog Konrad von Lothringen durch einen neuen Feldzug erzwingen. Auch wurde der deutsche Einfluß gestärkt und erweitert durch nähere Beziehungen Ottos zu Burgund und zu Italien; namentlich die letzteren wurden überaus folgenreich.

Ein Zustand entsetzlicher Verwilderung herrschte in Italien, und die aus einer besseren Zeit geretteten Überreste höherer Kultur schien die Nacht völliger Barbarei bedecken zu sollen. Am ärgsten war es in Rom selbst, wo Stadt und Kirche gleichmäßig in Sünde und Schande verkamen. Mit dem Papsttum sank auch das Kaisertum in tiefste Entwürdigung und wurde der Spielball gewissenloser Abenteurer und sittenloser Weiber aus dem zuchtlosen römischen Adel. Dem Papst Formosus vergaß die Partei der Herzöge von Spoleto, die seit Guidos Kaiserkrönung in Rom geherrscht hatte, seinen Abfall zu den Deutschen und die Krönung Arnulfs nicht. Noch nach seinem Tode 896 hatte sie durch den entfesselten Pöbel ihre Wut an seinem geschändeten Leichnam ausgelassen und durch den von ihr erhobenen Stephan VII. (896—97) alle von ihm vollzogenen kirchlichen Akte für null und nichtig erklären lassen. In raschem Wechsel folgten einander die von ihr erhobenen und bei dem ersten Widerstreben alsbald wieder entsetzten Päpste. Darüber starb Guidos Sohn Lambert, der zuletzt den kaiserlichen Titel getragen hatte. Benedikt IV. (900—903) übertrug ihn, um sich der Gewaltherrschaft der Spoletiner zu entziehen, Ludwig II., einem Sohn König Bosos von Hochburgund, der aber, im Kampfe mit Berengar von Friaul in Oberitalien festgehalten, in Rom selbst gar keine Geltung erlangte. Dort wurde Benedikts IV. Nachfolger, Leo V., nach wenigen Wochen gewaltsam beseitigt; auch sein Gegner Christophorus hielt sich nur ein paar Monate und mußte dann dem unwürdigen Sergius III. (904—11) Platz machen, der sich schon früher einmal kurze Zeit der Tiara bemächtigt gehabt hatte. Thatsächlich aber gebot hinfort in kirchlichen und weltlichen Dingen Sergius' Geliebte Marozia mit ihrer Mutter Theodora. Dieser verdankte, wie es hieß, auch noch Sergius' dritter Nachfolger Johann X. (914—28) seine Erhebung. Um seinen Schutz zu gewinnen, krönte er 915 Berengar zum Kaiser. Aber im Kampf mit dem in Oberitalien als Gegenkönig wider ihn erhobenen Rudolf II. von Burgund konnte sich dieser um Rom nicht kümmern, und selbst gegen die von Süden her andringenden Araber mußte Johann X. sich selbst zu helfen suchen, was ihm denn auch 916 durch ein glückliches Treffen am Garigliano gelang. Die Ermordung Berengars im Jahre 924 vernichtete dann die Hoffnungen des

Papstes vollends. Die Entwürdigung der ewigen Stadt und des heiligen Stuhles erreichte nun erst ihren Höhepunkt. Während der Kassierung aller von Formosus erteilten Weihen, die nach Stephans VII. Tod aufgehoben, von Sergius III. aber erneut worden war, innerhalb der Kirche eine chaotische Verwirrung hervorrief, da sie die kirchliche Berechtigung von Hunderten und Tausenden von Klerikern in Frage stellte, riß Marozia mit ihren sauberen Genossen die Gewalt vollends an sich, um sie dann mit dem von ihr zum Gatten erkorenen Markgrafen Guido von Tuscien zu teilen, der ein frevelhaftes Willkürregiment führte, dem 928 auch Johann X. zum Opfer fiel. Auch nach Guidos Tod gebot Marozia mit dem Titel einer Senatrix und Patrizierin uneingeschränkt über Stadt und Kirche. Als sie in ihrer Schamlosigkeit aber gar so weit ging, daß sie den Sprößling ihrer Buhlschaft mit Sergius III. 931 als Johann XI. auf den päpstlichen Stuhl setzte und ihren dritten Gemahl, den nach Berengars Tod zum Besitz der italienischen Krone gelangten Hugo von Burgund, zum Kaiser krönen ließ, da erhob sich endlich ihr eigener Sohn aus ihrer ersten Ehe mit dem Markgrafen Alberich von Tuscien, Alberich II., machte ihrem Schandregiment ein Ende und stellte mit unnachsichtiger Strenge die Ordnung her. Das Papsttum aber blieb in der alten Knechtschaft und damit unfähig in Erfüllung seines Berufes den großen kirchlich-politischen Reformbestrebungen Ottos I. den gewünschten Vorschub zu leisten. Aber noch auf einem anderen Wege wurde dieser in die italienischen Verwickelungen hineingezogen und mit dem tief entarteten römischen Papsttum sich einzulassen genötigt.

Während in Rom und seinem Gebiet Alberich II. endlich wieder geordnete Zustände herstellte, wurde Oberitalien in neue bürgerliche Kämpfe gestürzt. Denn nach dem Tode Rudolfs von Burgund heiratete der aus Rom verjagte Gemahl der durch Alberich II. eingekerkerten Marozia, Hugo von Hochburgund, Rudolfs Witwe Bertha und vermählte, um seinem Hause die italienische Krone zu sichern, seinen Sohn Lothar mit deren Tochter Adelheid. Der Führer der Gegenpartei, Markgraf Berengar von Ivrea, ein Enkel des Kaisers Berengar, floh vor ihm nach Deutschland und fand am Hofe Ottos Aufnahme. Mit schwäbischen Söldnern kehrte er dann über die Alpen zurück, nötigte Hugo aus dem Lande und brachte den sein Recht verteidigenden Lothar in die höchste Bedrängnis, so daß er bereits bei Byzanz Hilfe zu erbitten dachte, als er im November 950 zu Pavia starb. Nun wollte Berengar, der in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Willa, einer Burgunderin, herrschte, seine Stellung durch die Ehe seines Sohnes mit Lothars Witwe, der zwanzigjährigen, schönen und gebildeten Adelheid, befestigen. Aber diese weigerte sich derselben und beharrte darauf, auch als sie Berengar durch entbehrungsreiche Haft unter seinen Willen zu beugen versuchte. An dem Schicksal Adelheids aber war das sächsische Königshaus verwandtschaftlich interessiert: mit ihrer Halbschwester Ida war Ottos Sohn Ludolf von Schwaben vermählt; ihr Bruder, der junge König Konrad von Burgund, war ein Schützling Ottos und weilte mehrfach

an dessen Hof; Adelheid selbst hatte sich durch gastfreie Aufnahme manches deutschen Rompilgers einen guten Namen gemacht. Wichtiger als diese persönlichen Beziehungen waren politische Momente. Schon zur Zeit Heinrichs I. hatten zwischen Italien, Bayern und Schwaben vielfache Berührungen stattgefunden, und Heinrichs I. Plan zum Zuge nach Rom wird mit dadurch veranlaßt worden sein. Die Stärkung Deutschlands und die fortschreitende Zerrüttung Italiens brachten diese Dinge vollends in Fluß: Ludolf von Schwaben trug sich mit Eroberungsplänen, wie auch sein Oheim Heinrich von Bayern solche hegte. Ihre Ausführung hätte eine Otto unbequeme Steigerung der herzoglichen Gewalt zur Folge gehabt. Heinrich hatte bereits 949 durch die Gewinnung Aquilejas im Süden der Alpen festen Fuß gefaßt, ein Erfolg, der bei Ludolf Mißgunst und Unruhe erweckte und sein Verhältnis zu dem Oheim trübte. All das wies Otto auf Italien hin: dazu kam nun auch der Hilferuf Adelheids. Der Tod Ediths ließ alsbald noch weitergehende Entwürfe entstehen: mit der Hand Adelheids die italienische Krone für sich selbst zu gewinnen, mußte für Otto um so mehr Verlockendes haben, als er nur im Besitz einer starken Machtstellung in Italien hoffen durfte in Rom und auf das Papsttum den Einfluß zu erlangen, dessen er bedurfte, um das andauernde Widerstreben der deutschen Bischöfe zu brechen und mit Hilfe der höchsten kirchlichen Autorität die deutsche Kirche in die ihr zugedachte strenge Dienstbarkeit zu beugen. Zudem nahm seine ernste Kirchlichkeit an der Entwürdigung des römischen Bistumes Anstoß und erachtete derselben ein Ende zu machen für eine verdienstliche That. So wirkten allgemeine und persönliche, weltliche und kirchliche, italienische und deutsche Verhältnisse zusammen, um im Jahre 951 die große Wendung der ottonischen Politik herbeizuführen, die auf nahezu ein halbes Jahrtausend Italiens und Deutschlands Schicksal bestimmt und der Entwickelung des Abendlandes ihre Bahnen angewiesen hat.

Im Sommer 951 zog Otto über die Alpen, nachdem Ludolf von Schwaben schon vorher in der Lombardei erschienen war, aber nichts ausgerichtet hatte, wegen seiner Übereilung und Eigenmächtigkeit vom Vater gebührend zurechtgewiesen. Fast überall fand Otto willigen Gehorsam; Berengar zog sich in seine Burgen zurück. Inzwischen war Adelheid glücklich aus der Haft entflohen und befand sich in Sicherheit bei dem Bischof von Reggio. Dort erschien als Freiwerber für den Bruder Herzog Heinrich von Bayern; im September wurde sie Otto in Pavia vermählt, der inzwischen den Titel als König von Italien angenommen und von der Regierung des Landes Besitz ergriffen hatte, ohne Wahl durch die Großen, ohne die kirchliche Weihe einer Krönung, einfach nach dem Rechte der Eroberung. Bereits damals scheinen seine Pläne weiter gereicht zu haben, und die Gesandtschaft Friedrichs von Mainz und des Bischofs Hartbert von Chur nach Rom zu Agapet II. (946 – 55) wird kaum einen anderen Zweck gehabt haben als die Erwerbung der Kaiserkrone; aber sie konnte ihn nicht erreichen, solange der gewaltige Alberich II. Herr

der ewigen Stadt war. Vielleicht jedoch wurde dem König die Verfolgung dieser Absicht unmöglich gemacht durch die besorglichen Vorgänge in seiner nächsten Umgebung und in seinem Rücken. Die Kunde von einem Aufruhr, den der grollend nach Schwaben zurückgekehrte Ludolf mit dem allezeit unzuverlässigen Friedrich von Mainz plante, nötigte Otto zu schnellem Heimzug über die Alpen. Die Bekämpfung Berengars überließ er seinem Schwiegersohne Konrad von Lothringen.

Was Ludolf zum Verräter an dem Vater gemacht hat, können wir nur vermuten. Außer dem Unmut über die Bevorzugung des bayrischen Herzogs scheint es auch Groll über die neue Ehe des Vaters gewesen zu sein, die seine Hoffnung auf die Nachfolge zu durchkreuzen drohte. Ein ähnliches Motiv möchte man bei Konrad von Lothringen annehmen, der eigenmächtig mit Berengar einen Frieden machte, wonach dieser unter Ottos Lehnshoheit König von Italien bleiben sollte, und 952 plötzlich mit dieser Kunde zu Magdeburg vor Otto erschien. Angesichts des drohenden Aufruhrs mußte Otto zustimmen und damit die kaum gewonnene italienische Krone wieder hingeben. Aber daß er nur für den Augenblick wich und nicht an einen endgültigen Verzicht dachte, lehrt die Überweisung der von dem Königreich abgezweigten wichtigen Gebiete von Verona, Trient, Aquileja, Friaul und Istrien an Heinrich von Bayern, welche die unzufriedenen Fürsten noch mehr erbitterte. Immerhin blieb Ottos Lage schwierig; es scheint, als ob er das Wagnis eines offenen Kampfes mit den Rebellen zu vermeiden gesucht hätte. Statt loszuschlagen unterhandelte er: im Frühjahr 953 traf er dazu mit Ludolf und Konrad in Mainz zusammen, begab sich also doch eigentlich geradezu in die Gewalt seiner Feinde. Dort sollen ihm Sohn und Schwiegersohn den Haß gegen den Bayernherzog als Motiv ihres hochverräterischen Treibens bekannt haben; jedenfalls mußte Otto ihre Forderungen erfüllen, also die Bedingungen annehmen, von denen sie die Niederlegung der Waffen abhängig machten. Deren Inhalt kennen wir wiederum nicht: vielleicht richteten sie sich gegen Heinrich, betrafen die Minderung seiner Macht, die Beseitigung seines Einflusses, vielleicht die Sicherung der Nachfolge für Ludolf. Doch mag man zweifeln, ob es dem König mit diesem Zugeständnis Ernst gewesen ist, und vermuten, er habe sich dadurch nur der Falle wieder entziehen wollen, in die er thöricht gegangen war. Denn kaum befand er sich inmitten seiner treuen Sachsen, als er von Dortmund aus das Mainzer Abkommen für ungültig erklärte: auf einem Tage zu Fritzlar ächtete er die Rebellen. Vielleicht hatte er durch die Unterhandlungen nur Zeit gewinnen wollen, weil er seinen Kräften mißtraute und des Erfolges nicht sicher war. Dem entsprach wenigstens der Verlauf. Mainz, gegen das sich Otto zunächst wandte, widerstand erfolgreich; daß Otto dort festgehalten wurde, gab bisher zuwartenden Gegnern an anderen Punkten Gelegenheit zur Erhebung. In Bayern ergriff Pfalzgraf Arnulf die Waffen gegen Herzog Heinrich, in Sachsen trat Ekbert, ein Neffe Hermann Billings, für die Empörer ein. Anderseits aber wurden auch

die aufrührerischen Fürsten im eigenen Lande durch die Erhebung der Königlichen bedrängt. Das Schlimmste jedoch war, daß der Bürgerkrieg die Ungarn zu einem neuen Einfall ermutigte, unter dem zunächst Lothringen, wo Bruno von Köln umsichtig waltete, schwer zu leiden hatte. Die Aufrührer aber trugen kein Bedenken, eine solche Bundesgenossenschaft offen anzunehmen. Aber bis zu diesem Übermaß verblendeten Hasses vermochten ihre Anhänger ihnen denn doch nicht zu folgen. Der Abfall begann, und bald sahen sich Rudolf und Konrad der Rote vereinsamt. Der letztere, der damals seine Gemahlin Luitgard verlor, kehrte zum Gehorsam zurück. Ludolf leistete gemeinsam mit dem bayrischen Pfalzgrafen Arnulf noch längere Zeit in Regensburg Widerstand. Als sein Genosse gefallen war, legte auch er die Waffen nieder. Die Bischöfe aber, die in der Treue gewankt hatten, wurden durch den Tod Friedrichs von Mainz im Oktober 954 zur Umkehr bestimmt. Als das Jahr



Münzen von Kaiser Otto I.

1. Vs. Umschrift: † ODDO + RE (verkehrt gestellt), im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Rs in einer Linie COLONIA, darüber verkehrtes S, darunter A. 2. Vs. ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rs. in zwei Linien, zwischen denen ein Kreuz, THERTMANNI (= Dortmund). 3. Vs. Im Felde ODDO und mit diesem ein Kreuz bildend von oben nach unten RE-X; in den vier Zwischenräumen die Umschrift IM-PR-AT-OR; Rs Umschrift: † o T o RE o V o R o I o (= Trevori, Trier), im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. 4. Vs. Umschrift: ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rs. in verkehrt gestellter Schrift RENVAD, darüber S, darunter A (= St. Reinvald, der Schutzpatron von Dortmund war). (Nach Cappe.)

sich neigte, war das Königtum überall siegreich, ohne eigentlich ernstlich gekämpft zu haben.

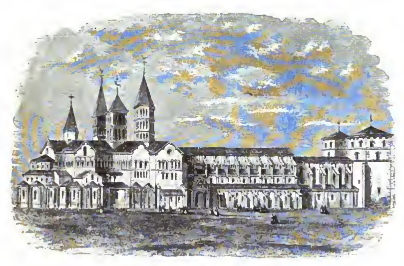
Entschlossener und rascher als bisher führte Otto nun die Neuorganisation des Reiches, die er nach der Bewältigung des Aufstandes von 939—41 begonnen hatte, weiter und zu Ende, während er die Besiegten durch königliche Gnade beschämte und versöhnte. Ludolf sowohl wie Konrad der Rote blieben im Besitz ihres Erbgutes, das sie als Hochverräter eigentlich auch verwirkt hatten. Im schwäbischen Herzogtum aber folgte ersterem der während des Bürgerkrieges treu bewährte Burkhard II., dem des Bayernherzogs hochgebildete Tochter Hedwig vermählt wurde. Lothringen blieb unvergeben unter der klugen

und kraftvollen Verwaltung des Kölner Erzbischofs, der namentlich auch die ehrgeizigen Pläne durchkreuzte, mit denen des verstorbenen Giselbert Bruder, Graf Reginar von Hennegau, sich getragen hatte. Otto selbst eilte nach dem Osten, um die Slawen zu bändigen, welche die Parteiung im Reiche alsbald zu erneuten Unruhen benutzt hatten. Da kam im Sommer 955 die Meldung von einem neuen Einfall der Ungarn, welche, eine schwere Krankheit Herzog Heinrichs benutzend, in Bayern furchtbar gehaust hatten und das unter des Bischofs Udalrich Leitung tapfer verteidigte Augsburg hart bedrängten. Alsbald eilte der König dorthin; Konrad der Rote führte ihm fränkische Mannschaften zu; unter Burkhard II. erschien der Heerbann Schwabens; auch von Böhmen kam Zuzug. Mit dem bayrischen Aufgebot vereinigt zog das Heer zum Entsatz der Stadt nach dem Lechfeld, und am 10. August 955 kam es dort zur entscheidenden Schlacht. Obgleich durch eine Umgehung und den Verlust des Gepäcks gefährdet und verwirrt, erfochten die Deutschen, dank namentlich der todesmutigen Tapferkeit des ehemaligen Lothringerherzogs, der selbst fiel, einen vollständigen Sieg, der die trübe Erinnerung an die Verirrungen der letzten Jahre tilgte und den Ungarneinfällen auf die Dauer ein Ziel setzte. Nach dem Berichte Widukinds von Korvei wurde Otto noch auf dem Schlachtfelde von seinem Heere als Vater der Vaterlandes und Imperator begrüßt. Hat der sächsische Mönch hier nicht einen Brauch des Altertums um des Effektes willen in freier Phantasie auf seine Zeit übertragen, so müßte man aus diesem Vorgange allerdings schließen, daß den deutschen Kriegern die Stellung Ottos damals bereits als eine kaiserliche erschien und daß es ihren Wünschen entsprach, wenn ihr Herrscher den Titel annahm, welcher der Fülle seiner Verdienste und seiner Macht in den Augen der Welt allein rechten Ausdruck gab. Der Gedanke an eine Erneuerung des Kaisertums lag in der Zeit, eine praktische Bedeutung aber erhielt er doch erst durch die Ereignisse, die inzwischen in Italien eingetreten waren und deren weitere Entwickelung Otto von neuem dort einzugreifen nötigte.

Während Otto gegen den Aufstand seiner nächsten Angehörigen focht, war 954 Alberich II. gestorben und die Herrschaft über Rom und sein Gebiet auf seinen jugendlichen Sohn Octavian übergegangen, welcher, als 955 Agapet II. mit Tod abging, auch die höchste Gewalt in der Kirche an sich nahm und sich als Johann XII. zum Papste weihen ließ. Seine Absicht war, wie es scheint, die Bildung eines mittelitalienischen Staates, für den er namentlich alle diejenigen Gebiete in Anspruch nahm, die der Kirche auf Grund der — nicht mehr ganz unverändert überlieferten — Schenkungen Pippins und Karls des Großen zukommen sollten, also namentlich die Pentapolis und das Exarchat. In diesem Streben nun stieß er mit Berengar von Ivrea zusammen, der die deutschen Wirren benutzt hatte, um sich von Otto wieder unabhängig zu machen und als König von Italien nun auch nach Süden um sich griff. Ihm Einhalt zu thun, schickte Otto 956 Ludolf nach Italien, der dort seine Schuld vollends sühnen und vielleicht sich eine Krone gewinnen

sollte; aber schon im September 957 gebot ein frühzeitiger Tod seinen Erfolgen in Novara halt. Ungehindert breitete sich Berengar nun nach Osten und Süden aus, und Johann XII. sah sich durch ihn bald ernstlich gefährdet: er wandte sich um Hilfe an den deutschen König. Seine Bitte fand dort um so günstigere Aufnahme, als Otto inzwischen auch noch von einer anderen Seite her und zu einem anderen Zwecke sich der römischen Kirche anzunehmen veranlaßt war.

Die kirchliche Reformpartei der Cluniacenser, die von Berno, einem Gliede des burgundischen Herzogshauses begründet, von dem Kloster Clugny aus erst den Benediktinerorden, dann die arg verkommene Klostergeistlichkeit überhaupt



Die alte Abtei von Clugny. (Nach de Witt.)

zu bessern begonnen hatte und unter dem Abte Odilo auf immer weitere Kreise einzuwirken anfing, war Otto näher getreten und von ihm als hochwillkommene Bundesgenossin angenommen worden, deren tief ernstes und sittliches Streben ihm die geplante Änderung in der Stellung der Kirche zum Staate und namentlich der Bischöfe zum König im großen Stile durchzuführen helfen sollte. Denn die von den Cluniacensern ersehnte Besserung des Klerus war nur möglich, wenn der Verwilderung in Rom selbst ein Ende gemacht und das Papsttum wieder seinem Berufe zu leben genötigt wurde. So verband sich das nach der höchsten weltlichen Macht- und Ehrenstellung strebende sächsische Königtum mit der bedeutendsten geistigen und sittlichen Macht der Zeit: nicht bloß zu seinem eigenen Vorteile, in ihrem Dienste und als Vorkämpfer ihrer Ideale zog Otto nach Italien, Werkzeug und Träger zu-

gleich einer großen geschichtlichen Notwendigkeit. Dieses Zusammenhanges eingedenk, wird man nicht einstimmen in die Anklagen, die gelegentlich gegen Otto erhoben sind und die folgenschwere Wendung der deutschen Politik nach Italien nicht nur ihm persönlich zuschreiben, sondern auch als die unheilvolle That aus Ehrgeiz und unklarer Romantik entsprungener Willkür haben darstellen wollen. Auch wenn man zugiebt, daß die damals eingeleitete Verbindung der deutschen Königskrone mit der römischen Kaiserkrone Deutschland Schaden bereitet und verderblich geworden ist, so wäre es doch eine durchaus unhistorische Auffassung, wollte man wähnen, daß Otto von sich aus seiner Zeit eine Richtung vorgeschrieben hätte, die sie ohne ihn nicht gegangen sein würde, und nicht vielmehr daran festhalten, daß doch auch dieser große Mann nur dem in seiner Zeit mächtigen Drange seinerseits in Thaten Ausdruck gegeben und zur Befriedigung verholfen habe.

Im Frühjahr 961 bereitete sich Otto zum Zuge nach dem Süden. Im Mai wählten die Großen den damals siebenjährigen Sohn Ottos und Adelheids zum König. Pfingsten wurde er in Aachen gekrönt; die Regentschaft übertrug Otto dem Erzbischof Wilhelm von Mainz; Lothringen blieb der Obhut Brunos von Köln befohlen. In Oberitalien war ihm wiederum ein leichter Erfolg beschieden: Berengar zog sich ohne Kampf in seine Gebirgsfesten zurück. Aber noch ehe er ihn völlig bewältigt hatte, wurde Otto von Papst Johann XII. gegen einen Aufstand in Rom zu Hilfe gerufen. Dort jedoch fand er unerwartete Schwierigkeiten. Johann XII. fürchtete die Übermacht und den kirchlichen Eifer seines Beschützers, den er gern wieder los geworden wäre: er verlangte Bürgschaften nicht bloß für seine persönliche Sicherheit, sondern auch für den Fortbestand seiner weltlichen Herrschaft, die er durch den wörtlichen Vollzug der karolingischen Schenkungen erweitert sehen wollte. Auch Otto war auf seiner Hut. Trotz äußerlichen Einvernehmens war der Bruch eigentlich schon erfolgt, als Otto am 31. Januar 962 in Rom einzog und am 2. Februar in der Peterskirche die Krönung als Kaiser empfing. Johann XII. gewährte sie, weil er sie ohne Gefahr für sich selbst nicht verweigern konnte, aber den Inhalt, den Otto in ihr fand und zur Anerkennung bringen wollte, gelten zu lassen war er weit entfernt. Wie Karl der Große Herr Roms gewesen, so wollte auch Otto es sein; auch beanspruchte er bestimmenden Einfluß auf die Papstwahl und wollte über den Kirchenstaat als über Reichsland verfügen. Doch nahm auch er noch eine zuwartende Haltung ein. Unter dem Vorsitz von Kaiser und Papst tagte am 12. Februar eine Synode in der Peterskirche: sie erfüllte Otto einen lange gehegten Lieblingswunsch, indem sie seinem Plan zur Errichtung eines Erzbistums in Magdeburg zustimmte, der insofern mit seinen kirchlich politischen Reformentwürfen zusammenhing, als dadurch einmal das gefährliche Übergewicht der Mainzer Metropole gemindert, der Mittelpunkt der Slawenmission nach Sachsen selbst verlegt und endlich die Einwirkung der Kirche auf den sächsischen Adel gesteigert wurde. Das neue Erzbistum sollte die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Meißen, Merseburg

und Zeitz in einer Kirchenprovinz zusammenfassen. Im übrigen kam es zwischen Otto und Johann XII. zu einem Kompromiß. Während der Kaiser am 13. Februar dem Verlangen des Papstes gemäß der Kirche alle Besitzungen urkundlich bestätigte, die ihr seit der Schenkung Pippins zugestanden — (u. a. auch Kalabrien und Sizilien, „falls Gott diese in seine Hand liefern sollte"), und noch einige Orte in dem Gebiete von Spoleto hinzufügte, wurde zugleich doch anerkannt, daß die Rechte des Kaisers in diesem Gebiet dadurch keine Änderung erführen. Die Zugehörigkeit des Kirchenstaates zum Reiche und die Stellung des römischen Bischofs als eines Beauftragten des Kaisers kam unzweideutig zum Ausdruck, und, inhaltlich ungemindert, erfuhr die weltliche Herrschaft des Papstes doch eine Herabsetzung im Range. Aber Otto verlangte stärkere Bürgschaften: für die Papstwahl wurde die strenge Beobachtung des gesetzlichen Verfahrens eingeschärft, und auch der gesetzlich gewählte Papst sollte erst geweiht werden dürfen, wenn er dem Kaiser Treue geschworen hätte; die Aufsicht über die Amtsführung der vom Papste bestellten Duces und Richter sollte durch kaiserliche und päpstliche Sendboten gemeinsam geführt werden.



Kaisersiegel Ottos II.
Nach einem Abdruck im brit. Mus. zu London.

Johann XII. sah sich bitter getäuscht: nach diesem Anfang ließ sich, erstarkte der Einfluß der reformeifrigen Cluniacenser bei Otto, für ihn noch übleres erwarten: er beschloß die Fesseln zu sprengen. Anderseits war man mit der Milde Ottos nicht zufrieden und meinte, die schuldbefleckte Vergangenheit Johanns verlangte eine andere Sühne. Der Kaiser riet, man möge Geduld haben: der Papst sei jung und könne sich noch bessern; von tüchtigen Männern beraten, werde er schon auf den richtigen Weg kommen. So stand eigentlich noch alles in Frage, als Otto zur Fortsetzung des Krieges gegen Berengar nach Oberitalien zurückkehrte. Alsbald ließ Johann XII. die Maske fallen, verband sich mit Berengar, dessen Sohn Adalbert in Rom erschien, und wollte selbst Griechen und Sarazenen gegen Otto aufbieten. Aber als dieser im November 962 wieder vor Rom stand, entfloh er. Jetzt verpflichtete Otto die Römer eidlich, ohne seine oder seines Sohnes Erlaubnis niemals einen Papst zu erheben. Am 6. November präsidierte er einer Synode in S. Peter, welche gegen Johann XII. als Mörder und Meineidigen, als Tempelräuber und Blutschänder den Prozeß einleitete. Da er sich nicht stellte und die Synode gar mit kirchlichen Zensuren bedrohte, wurde er Anfang Dezember abgesetzt und mit Ottos Zustimmung der Protoscriniarius der römischen Kirche als

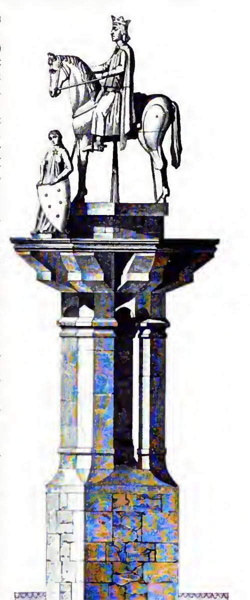
Leo VIII. auf den Stuhl S. Peters erhoben. Der begreifliche Unmut der Römer über die Minderung des päpstlichen Ansehens entlud sich im Januar 964 in einem Aufstand, den Otto schnell niederschlug. Aber während er dann gegen Adalbert zog, reizten und hetzten Johanns XII. Genossen und Anhänger die leichtbewegliche Menge zu neuer Empörung: Leo VIII. wurde verjagt, Johann kehrte zurück und erließ strenge Strafmandate gegen Leo und die Seinen, vermied aber jede Herausforderung Ottos, als ob noch eine Verständigung möglich wäre. Aber er starb bereits im Mai: da wählten gegen ihren Eid Klerus und Volk von Rom einen neuen Papst, den würdigen Benedikt V. Bald stand Otto mit seinen Deutschen vor Rom; hart bedrängt ergab sich die Stadt am 23. Juni; Benedikt V. wurde ausgeliefert; Leo VIII. kehrte zurück. Eine Synode setzte Benedikt ab, der trotz seiner Reue als Gefangener nach Deutschland abgeführt wurde. Eine Regung der Milde bei Otto scheinen die Cluniacenser zum Schweigen gebracht zu haben, welche nun den Zeitpunkt gekommen glaubten, um die Reform des Papsttums und der Kirche nach ihren Prinzipien in Angriff zu nehmen. Aber den Stolz der Römer empörte die Herabsetzung, welche die Bedeutung ihrer Stadt erlitt, wenn das Papsttum ein Reichsamt und, seines weltlichen Glanzes beraubt, eine ausschließlich kirchliche Würde wurde. Auch trug der Italiener und namentlich der Römer schwer an der Herrschaft der Deutschen, die seinem bei aller sittlichen Verwilderung doch noch immer hohen Bildungsstand als Barbaren erschienen. So blieb, so stieg die Gärung in Rom und wurde an offenem Ausbruch nur durch die Kunde von neuen Erfolgen Ottos gehindert, der im Norden siegreich war, Berengar bewältigte und in Klosterhaft nach Deutschland schickte, während Adalbert nach Corsika entfloh. Als aber im Frühjahr 965 Leo VIII. starb und kaiserliche Gesandte ihm in Johann XIII. einen Nachfolger gaben, der dem aufsässigen Adel mit Strenge begegnete, da entlud sich Ende 965 die allgemeine Unzufriedenheit in neuen Gewaltthaten. Johann XIII. wurde gefangen; Adalbert erschien in der Lombardei an der Spitze seiner sich sammelnden Anhänger, zu denen sogar etliche Bischöfe zählten: eine nationale Erhebung schien zu drohen. Aber auf die Kunde von Ottos Anmarsch erhoben sich die Kaiserlichen in Rom und stellten Johann XIII. her. Den wiederholten Treubruch traf Otto durch ein strenges Strafgericht: die Rädelsführer endeten am Galgen, die minder Schuldigen wurden verbannt. Schwer lag die Ungnade des Kaisers auf der Stadt, die niedergedrückt von dem ruhmlosen Ende ihrer Herrlichkeit sich in stummem Schrecken den Schwertern der nordischen Sieger beugte.



Ringsiegel Kaiser Ottos I. (Nach Cappe.)

Die Kirche war in die Hand des Kaisers gegeben: die bodenlose Verwilderung der letzten fünfzig Jahre büßte sie unter dem Drucke harter weltlicher Dienstbarkeit. Auch war sie sich ihrer Schuld bewußt und Otto

dankbar, daß er sie, wenn auch um einen hohen Preis, aus den Händen gewissenloser Abenteurer befreit und sich selbst wiedergegeben hatte. Nun erhielt auch das Kaisertum, das Otto von einem Unwürdigen hatte entgegennehmen müssen, einen anderen, umfassenderen, idealeren Inhalt. Auf einer Synode, die Otto in Gemeinschaft mit Johann XIII. Ostern 967 in Ravenna hielt, bestätigte der Papst in einer Urkunde vom 20. April das Erzbistum Magdeburg und pries Otto als den Erneuerer Roms und nach Konstantin und Karl dem Großen den dritten Wiederhersteller der vom Untergange bedroht gewesenen Kirche. Damals gab Otto Ravenna an die Kirche zurück, natürlich ebenfalls unter Vorbehalt der kaiserlichen Rechte. Im Herbst traf er dann in Verona mit seinem Sohne, dem dreizehnjährigen König Otto, zusammen. Dann zogen sie über Ravenna nach Rom, und dort empfing am ersten Weihnachtsfeiertag 967 der junge König aus der Hand Johanns XIII. die kaiserliche Krone, deren Erblichkeit im sächsischen Hause damit in feierlichster Weise zum Ausdruck gebracht wurde. Das Kaisertum erschien in jenem großen Augenblicke als jeder Abhängigkeit von der Kirche entzogen: in Ottos I. Willen, in seinem Gebot entsprang seines jugendlichen Sohnes Kaisertum, und die Kirche, indem sie ihn krönte, vollzog nur ihres Herrn Befehl. Das Erbkaisertum war konstituiert: als Konsequenz mußte sich für Deutschland das Erbkönigtum ergeben.



Reiterstatue Kaiser Ottos I. zu Magdeburg.
(Nach Foerster.)

Die Änderung, welche Inhalt und Umfang des Kaisertums damit erfuhren, erforderte eine Neuordnung auch seiner Beziehungen zu Unteritalien und damit zu Byzanz auf der einen, dem Islam auf der anderen Seite. Die allgemeine



Lage entsprach der nach der Kaiserkrönung Karls des Großen dort gegebenen. Schon die Sicherheit Roms, die in der karolingischen Zeit nach dieser Seite immer unvollkommen geblieben, machte die Erwerbung auch Unteritaliens für Otto notwendig: hatte er doch bereits in der Urkunde vom 13. Februar 962 die Absicht zur Eroberung nicht bloß Kalabriens, sondern auch Siziliens ausgesprochen. Mit den Arabern ließ sich nicht paktieren: da galt es zu kämpfen. Um so mehr wünschte Otto, wie einst Karl der Große, mit den Griechen sich friedlich zu verständigen. Deshalb schickte er 968 Bischof Liutprand von Cremona an Kaiser Nikephorus; derselbe richtete aber nichts aus, ja wurde eine Zeitlang in Haft gehalten. Nach der anderen Seite war damals auch zwischen Otto und dem Kalifen von Cordova, Abderrahman II., eine Anknüpfung erfolgt, welche ebenfalls in der Zeit Karls des Großen ihr Vorbild hatte. Wertvoll war es, daß der südliche Nachbar des Kirchenstaates, Pandulf von Kapua, Ottos Vasall wurde und, durch Spoleto und Camerino vergrößert, die Grenzhut gegen die Araber übernahm. Anderseits stand nun in Unteritalien mit den verbündeten Arabern und Griechen auch Berengars Sohn Adalbert bald wieder im Felde. Da führte eine Thronrevolution am Bosporus unerwartet eine friedliche Wendung herbei: Nikephorus Phokas wurde gestürzt, und sein Vetter Johannes Tzimisces eilte sich mit Otto zu vergleichen. Die sechzehnjährige Theophano, die schöne, hochgebildete, edle Tochter des Kaisers Romanus II., wurde dem achtzehnjährigen Otto II. verlobt und erhielt das streitige Unteritalien als Mitgift. Im Frühjahr 972 wurde in der ewigen Stadt die Hochzeit gefeiert.

Glücklicher als Karl der Große, hatte Otto auch dort im Süden einen vollen Erfolg erzielt. Er konnte seine Lebensarbeit als gethan betrachten; sie zu erhalten und weiterzuführen stand sein Sohn als Kaiser und König neben ihm, durch seine griechische Ehe der Träger großer Ansprüche für die Zukunft. So kehrte Otto nun endlich nach Deutschland zurück, in dem er doch seinem ganzen Wesen nach wurzelte. Vieles hatte sich dort verändert, und der allezeit kleine Kreis der vertrauten Gehilfen war arg gelichtet: 968 war auch Wilhelm von Mainz gestorben, der die Minderung seiner Stellung durch die Schaffung des Magdeburger Erzbistums nie verschmerzt hatte. Bald danach war die Königin Mathilde dahingegangen. Als der Kaiser jetzt im März 973 zu Quedlinburg einen Hoftag hielt, hatte er den Tod des treuen Hermann Billing zu beklagen. Aber die große Zahl von Fürsten, die sich ihm huldigend naheten, und die lange Reihe der von fernher gekommenen Gesandtschaften, die vor seinem Throne erschienen, ließen ihn noch einmal den reichen Erfolg seines Lebenswerkes dankbar überschauen. Das Pfingstfest wollte er in Memleben begehen. Aber wenige Tage vorher, am 6. Mai, befiel ihn nach Tisch ein plötzliches Unwohlsein, das sofort als Vorbote des schnell nahenden Endes erkannt wurde. Mit den Tröstungen der Religion versehen, starb Otto noch an demselben Abend. Seine letzte Ruhestätte wurde ihm einige Wochen später in Magdeburg, an der Seite der Angelsächsin Edith, in dem Dom des heiligen Moritz bereitet.

Drittes Kapitel.

Das Ideal kaiserlicher Weltherrschaft unter Otto II. und Otto III., seine Verwirklichung und sein Scheitern.

973—1002.

Eine ähnliche Steigerung der königlichen Autorität, wie sie Otto I. auf Grund der vom Vater erreichten Erfolge bewirkt, wiederholte sich beim Übergang der Herrschaft auf Otto II., der, seit Jahren gekrönter König und Kaiser, als gleichberechtigter Reichsgehilfe neben dem Vater gestanden hatte. Aber so wenig sich durch den Thronwechsel zunächst zu ändern schien, es wurde doch bald offenbar, daß mit dem neuen Oberhaupt auch neue politische Anschauungen in Wirksamkeit getreten seien, die eine weitere Umgestaltung des Reiches in Aussicht stellten. Das ergab sich schon aus der Persönlichkeit und dem Charakter des neunzehnjährigen Fürsten, den Verhältnissen, unter denen er zu seinem Berufe vorbereitet war, und den Idealen, die ihn erfüllten.

Otto II. war dem großen Vater an Gaben zweifellos überlegen. Das sächsische Wesen, das in jenem die Grundlage der ganzen Persönlichkeit bildete, war bei ihm durch den Einfluß der italienisch-burgundischen Mutter abgeschwächt: auf diese wird man die feurige Lebhaftigkeit und die zuweilen übereilte Thatenlust zurückführen dürfen, die Otto II. von dem verschlossenen, grübelnden, nur im Notfall zum Schwert greifenden Vater unterscheiden. Und da er nun seiner höheren Bildung einen freieren Blick und klarere Einsicht in die kirchlichen und politischen Verhältnisse der Zeit verdankte, so ging er auch in seiner Politik von einem höheren Standpunkte aus als der Vater, der den Bann des besonderen sächsischen Interessenkreises doch nie ganz durchbrochen, sondern auch die größten politischen und kirchlichen Probleme zunächst von dem sächsischen Standpunkte aus aufgefaßt hatte. Gesteigert wurde die ideale und universale Richtung des jungen Kaisers durch den Einfluß seiner griechischen Gemahlin, einer genialen Frau, die in drei Kulturwelten heimisch, Griechin von Geburt, Italienerin durch die Politik, Deutsche durch das harte Gebot dynastischen Interesses, staatsmännische Einsicht und Thatkraft in wunderbarer Weise mit der klugen Milde und der gewinnenden Persönlichkeit der Frau vereinigte und als Trägerin auf Weltherrschaft abzielender Ansprüche neben dem Gemahl auf eine wahrhaft weltgeschichtliche Stelle berufen war. Otto

dem Großen hatte sich erst am Ausgange einer thatenreichen Regierung der lockende Ausblick auf eine Weltherrschaft nach dem Vorbilde Karls des Großen eröffnet: vor Otto II. lag sie gleich als das nächste und sozusagen natürlichste Ziel. Daher war dieser von Anfang an überwiegend, ja fast ausschließlich Kaiser, während jener doch auch unter der Kaiserkrone zunächst immer deutscher König geblieben war. Das führte zu einem Überwiegen der universalen Interessen gegen die nationalen und drängte Deutschland gegen Italien in die zweite Stelle zurück. Damit aber wurde in das Kaisertum, in dem zur Zeit Ottos des Großen nationale und universale, deutsche und italienische Gesichtspunkte gleichberechtigt verbunden gewesen, ein Zwiespalt gelegt, der, schnell erweitert, beide Reiche und beide Völker einer ernsten Krisis entgegenführte.

Die Schwierigkeiten begannen in Deutschland, wo in der jüngeren Generation der Gegensatz sich erneute, der die Anfänge Ottos I. so mühevoll gemacht hatte. Das bayrische Herzogtum, dessen Haupt, der im Jahr 955 verstorbene Heinrich, nach schweren Verirrungen die festeste Stütze der von dem Bruder geschaffenen neuen Ordnung im Reich gewesen und dafür durch jede Art von Bevorzugung belohnt worden war, hatte doch schließlich eine Macht erworben, die, für Otto den Großen erträglich, seinem Sohne leicht gefährlich werden konnte. Um Herzog Heinrichs Witwe, Judith, die schöne und stolze Tochter des einstigen Bayernherzogs Arnulf, scharte sich ein großer Kreis von Verwandten und verschwägerten Fürsten und zu Dank verbundenen Getreuen weltlichen und geistlichen Standes. Ihr Sohn, Herzog Heinrich der Jüngere, dem die weiterhin gespielte üble Rolle beim Volke den Beinamen des Zänkers eintrug, war mit einer Tochter des Königs Konrad von Burgund vermählt, einer Nichte der Kaiserin Adelheid, die ihrerseits die Hingebung des Schwagers in treuem Gedächtnis trug und allezeit die Partei seines Hauses nahm. Ihre Tochter Hedwig, eine Frau von beinahe gelehrter Bildung, hatte zwar ihren Gemahl Burkhard II. von Schwaben durch den Tod verloren, waltete aber thatsächlich als Gebieterin in dem Herzogtum und dachte durch Eingehung einer zweiten Ehe in ihres Hauses Interesse darüber zu verfügen. Von den Bischöfen Schwabens und Bayerns hielten viele schon um des eigenen Vorteils willen zu dem mächtigen Fürstenhause. Insbesondere galten Abraham von Freising (957—93), Pilgrim von Passau (971—91) und Heinrich von Augsburg (973—82) als eifrige Parteigänger desselben. Ihre Nachbarschaft und die Bedeutung des Bistums Passau für die Mission begründeten einen starken Einfluß Bayerns auf Ungarn. Angesichts dieser Verhältnisse gab Otto II. Schwaben an Otto, den ihm innig befreundeten Sohn seines Halbbruders Ludolf. Aber sofort erhoben sich die Parteigänger des bayrischen Hauses, allen voran Abraham von Freising; selbst mit Böhmen und Polen knüpften sie Verbindungen an. Aber die rasche Energie Ottos warf den Aufstand alsbald nieder: die Hauptschuldigen wurden in sicheren Gewahrsam gebracht; Judith, welche die Seele des Unternehmens gewesen, mußte sich in ein Kloster zurückziehen.

Während aber der Kaiser in der nächsten Zeit, die Grenzen zu decken, erst gegen die Dänen und dann gegen Boleslaw II. von Böhmen zu Felde zog, erneute die bayrische Partei ihre Umtriebe und stürzte durch eine zweite Erhebung 975 ganz Süddeutschland in einen allgemeinen Bürgerkrieg. Zum zweitenmale warf Otto sie nieder. Nun mußte er sich freilich zur Zerstückelung der bayrischen Macht entschließen, die, ihren Ursprung verleugnend, der Herrschaft der älteren sächsischen Linie rücksichtsloser entgegentrat, als selbst die Vorkämpfer des Stammesherzogtums es gethan hatten. Das Herzogtum Bayern als solches hörte auf zu existieren. Seine östliche Mark an der Donau, die Vorhut Deutschlands gegen Ungarn, kam an Luitpold von Babenberg; die fränkische Nordmark zwischen der mittleren Donau und dem Böhmerwalde, die Schutzwehr gegen Boleslaw II. von Böhmen, erhielt Luitpolds Bruder Berthold von Babenberg; die Gebirgslande Kärnten und Krain, die einerseits nach Ungarn, anderseits nach dem nordöstlichen Italien hinwiesen, gab Otto an Heinrich, einen Sohn des ehemaligen Bayernherzogs Berthold. Ferner wurden das Erzbistum Salzburg und das Bistum Passau, wo Pilgrim die Treue bewahrt hatte, reich mit bayrischen Gebieten ausgestattet, der Rest aber unter Herzog Otto mit Schwaben vereinigt. Doch auch diese Maßregel hatte nicht den erwarteten Erfolg. Sie scheint selbst manchem von den Anhängern Ottos zu radikal gewesen zu sein und Sorge vor einem drohenden Willkürregiment, das aller Rechte gleichmäßig in Frage stellte, hervorgerufen zu haben. Auch widerstrebte es dem bayrischen Stamme, die bequeme Selbständigkeit, deren er sich bisher erfreut hatte, aufzugeben und sich fester in den Verband des Reiches eingefügt zu sehen. Nur so wird es erklärlich, wie zum Teil eben die Männer, welche durch den Sturz des bayrischen Hauses Gewinn gemacht hatten, bald danach mit dessen Vorkämpfern gegen Otto gemeinsame Sache machten. Des Kaisers Abwesenheit auf einem neuen Zuge gegen Böhmen, der 977 die Lehenshuldigung Boleslaws II. erzwang, veranlaßte eine dritte Erhebung, an der selbst Otto von Kärnten und Bischof Heinrich von Augsburg teilnahmen. Doch war ihnen das Glück nicht günstiger als früher: der ehemalige Bayernherzog Heinrich der Zänker wurde nun als Staatsgefangener festgesetzt; Kärnten kam an des Kaisers Neffen Otto, den Sohn Konrads von Lothringen und Luitgards. Aber natürlich blieb auch, nachdem in vierjährigen Kämpfen die Ruhe hergestellt und die Autorität des Königs zur Anerkennung gebracht war, in den Herzen der Besiegten Groll und Verbitterung zurück, eine Saat, die leicht einmal aufgehen und böse Früchte tragen konnte. Unrecht aber that, wer den jungen Kaiser für diese Wendung verantwortlich machte, des Undankes gegen das Andenken des Oheims und des willkürlichen Bruchs mit der Familienpolitik des Vaters beschuldigte. Jedoch seine Mutter Adelheid urteilte so, obgleich Otto doch nicht aus freien Stücken eine so tiefgreifende Umwälzung vollzogen hatte, sie ihm vielmehr durch mehrfachen Treubruch von seinen Verwandten aufgenötigt war. Es kam darüber zu einem förmlichen Bruch zwischen Mutter und Sohn: Adelheid zog sich von dem Hofe zurück und nahm ihren Aufenthalt in Italien.

Die wiederholten bürgerlichen Kämpfe hatten auch die Stellung des Reiches zu seinen Nachbarn geschädigt. Dänen und Böhmen hatte Otto II. erst wieder niederkämpfen müssen. Aber die Fortdauer der inneren Schwierigkeiten reizte schließlich auch den schwachen westlichen Nachbar zu dem Versuche, alte ehrgeizige Absichten auf Kosten Deutschlands zu verwirklichen. In Lothringen versuchten die Söhne Reginars vom Hennegau, die Neffen des 939 umgekommenen Giselbert, Reginar und Lambert, ihre vermeintlichen Rechte auf das lothringische Herzogtum durchzusetzen. Sie gewannen die Hilfe König Lothars von Frankreich (954—88), der im Sommer 978 plötzlich in Lothringen einfiel, geradeswegs nach Aachen marschierte und dort so plötzlich erschien, daß Otto nur mit genauer Not entkam. Aber noch in demselben Herbst zog er mit einem stattlichen Heere bis vor Paris, das er vom Montmartre aus, freilich vergeblich, angriff. Der Krieg kam jedoch bald zum Stillstand, da König Lothar sich daheim nur mühsam gegen Hugo von Francien behauptete. Um diesem die deutsche Bundesgenossenschaft zu entziehen, hielt er mit Otto 980 einen Kongreß am Chiers, wo er auf Lothringen verzichtete, sein Bruder Karl aber vom Kaiser mit Niederlothringen belehnt wurde. Denn Otto war bereits auf dem Wege nach Italien, wo große kirchliche und politische Interessen auf dem Spiele standen, da auch dort infolge der Kämpfe um Bayern alle Gegner der kaiserlichen Macht die Gelegenheit zur Zertrümmerung derselben gekommen wähnten.

Die von Otto dem Großen mit Strenge aufrecht erhaltene Ordnung in der ewigen Stadt kam wieder zu Falle. Johanns XIII. Nachfolger, Benedikt VI., der noch von Otto I. 972 in seiner Würde bestätigt worden war, hatte durch den Aufstand einer römischen Adelsfaktion unter Crescentius, der Theodora Sohn, erst die Herrschaft und bald das Leben verloren; sein unwürdiger Nachfolger Bonifaz VII. war nach Konstantinopel entflohen. Da brachte die kaiserliche Partei in Benedikt VII. wieder einen der Ihrigen auf den Stuhl S. Peters, während die Araber sich in Unteritalien weiter ausausbreiteten und dabei durch die Feindschaft der Griechen gegen Pandulf von Kapua und Benevent gefördert wurden. So waren alle Gegner des ottonischen Kaisertums gleichmäßig zu erneutem Ansturme gegen dasselbe verbündet, als Otto II. im November 980 im Süden der Alpen erschien. Zu Pavia traf er mit Adelheid zusammen, und das durch die bayrische Frage gestörte Verhältnis zwischen Mutter und Sohn wurde wiederhergestellt. Bereits in Ravenna kam ihm Benedikt VII. als Flüchtling entgegen: er hatte vor Crescentius entweichen müssen. Aber als der Kaiser Ostern 981 vor der ewigen Stadt erschien, fand er willigen Gehorsam: Crescentius ging in ein Kloster; auf Grund der von Otto I. geschaffenen Ordnung stellte der Kaiser mühelos seine Autorität her. Dann eilte er südwärts, um im Bunde mit Landulf und Pandulf II., den Söhnen und Nachfolgern des unlängst verstorbenen Pandulf von Kapua und Benevent, Griechen und Arabern das unteritalische Erbe seiner Gemahlin zu entreißen. Anfangs war ihm das Glück hold und die wichtigsten festen Plätze fielen in

seine Hand, ja im Sommer 982 trug er bei Cotrone einen Sieg davon, der die Kraft des Gegners zu brechen schien. Aber der Übereifer, mit dem er ihn auszunutzen trachtete, wurde ihm verderblich. Am 13. Juli 982 stieß er mit geringer Mannschaft in den kalabrischen Küstenbergen — der Ort ist nicht sicher, eine an sich nicht unwahrscheinliche Angabe späteren Ursprungs verlegt ihn nach Squillace — auf die Araber und griff sie an. Zu spät stellte sich heraus, daß er es nicht mit einem Streifkorps, sondern mit der Hauptmacht des Feindes zu thun hatte: trotz heldenmütiger Gegenwehr unterlagen die Deutschen, Otto selbst mußte sich, um nicht gefangen zu werden, ins Meer werfen und durch Schwimmen zu retten suchen. Ein griechisches Fischerboot nahm ihn auf und brachte ihn, der zum Glück unerkannt blieb und für einen kaiserlichen Diener galt, nach dem Küstenort Rossano, der von seinen Leuten noch besetzt war und den er, ebenfalls schwimmend, glücklich erreichte.

Trotzdem hatte der Tag von Squillace die übelsten Folgen: der ganze Gewinn des Krieges war wieder verloren, und Kalabrien mußte den Griechen und Arabern überlassen werden. Schlimm war der Eindruck der Niederlage in den übrigen Teilen Italiens. In Rom, wohin Otto nun zurückeilte, erhoben die Gegner sich mit neuer Zuversicht. Otto konnte ihnen nicht sofort entgegentreten. Denn weiter im Rücken drohten ernstere Gefahren. In der Lombardei begann eine nationale Bewegung: unter Vortritt der erblühenden Stadtgemeinden rüstete man sich der Herrschaft der deutschen Barbaren ein Ende zu machen. Geschah das, dann war Otto von der Verbindung mit Deutschland abgeschnitten und befand sich mit den Resten seines Heeres, ohne die Möglichkeit, Verstärkungen an sich zu ziehen, inmitten eines rebellischen Landes, wo kirchlicher und politischer Eifer und nationale Leidenschaft die Gegner zu wetteifernder Energie entflammten. Sicherlich aber blieb der Sturm dann nicht auf Italien beschränkt: die erfolgreiche Erhebung im Süden der Alpen hätte im Norden Nachahmung gefunden, und binnen kurzem würden dort Heinrich der Zänker und seine alten Genossen und geheimen Gönner in Waffen gestanden haben, von Slawen, Dänen und Böhmen unterstützt. Otto II. würdigte die kritische Lage vollkommen und erkannte, daß nicht weniger als alles auf dem Spiele stand, daß mit der Zukunft seines Hauses des großen Vaters und seine eigenen Erfolge verloren zu gehen drohten. Was er zur Abwendung der Gefahr, zur Rettung des bisher Erreichten that, beweist besonders glänzend seine staatsmännische Größe, seine politische Einsicht, seine durch weises Maßhalten des Erfolges sichere Energie. Den hochfliegenden Plänen, die er eben in Unteritalien verfolgt hatte, die eine Waffnung des christlichen Abendlandes gegen den Islam in Aussicht gestellt hatten, entsagte er: nüchtern und selbstverleugnend stellte er sich auf den harten Boden der unerfreulichen Wirklichkeit. Aber auch in der Defensive, in die er jetzt genötigt war, in dem Verzicht auf bisher verfolgte Grundsätze, in dem Widerruf früher gegen erbitterte Opposition durchgeführter Maßregeln offenbart sich der geniale Zug, der ihn weit über alle Zeitgenossen erhebt. In Oberitalien, wo er in einer zentralen

Stellung zu Abwehr und Angriff nach Norden und Süden gleich bereit war, sammelte er die Kräfte des Reiches.

Auf einem glänzenden Reichstage vereinigte er im Juni 983 die kaiserliche Familie und die geistlichen und weltlichen Großen beider Reiche. Neben Theophano erschienen dort auch seine Mutter Adelheid und seine staatskluge Schwester Mathilde, die Äbtissin des Quedlinburger Nonnenklosters. An der Spitze der deutschen Fürsten kam sein Neffe Otto, der Herzog von Schwaben und Bayern, freilich nur um, von Otto schmerzlich beklagt, während des Reichstages einem vorzeitigen Tode zu erliegen. Die in Deutschland herrschende Spannung zu lindern und die Opposition zu beschwichtigen, gab Otto in etwas nach: Bayern kam an Heinrich den Jüngern zurück, der es schon einmal inne gehabt hatte und es nun mit Kärnten und der Mark Verona vereinigte; Schwaben erhielt Konrad, ein Vetter des verstorbenen Herzogs Otto. Neu aber und charakteristisch für seinen Standpunkt war die Art, wie Otto jetzt die Zusammengehörigkeit Deutschlands und Italiens zum Ausdruck brachte. Ohne Rücksicht auf die nationale Verschiedenheit und die politische Sonderung wählten auf sein Verlangen die italienischen und die deutschen Großen gemeinsam den erst dreijährigen Knaben Otto, den ihm Theophano geschenkt hatte, in Verona zum König: dem getreuen Willegis von Mainz (975—1011) wurde er anvertraut, um ihn über die Alpen zu geleiten und in Aachen krönen zu lassen. Zur Regentin Italiens bestellte der Kaiser seine Mutter. Denn er selbst wollte, nachdem dem drohenden Zusammenbruch Einhalt gethan war, durch einen neuen Feldzug nach dem Süden das Unglück von Squillace gut machen, Unteritalien zurückerobern und, den großen Kampf gegen den Islam aufnehmend, die höchste Pflicht eines römischen Kaisers erfüllen. Der Angriff sollte auch zur See unternommen werden. Aber gleich da erhoben sich Schwierigkeiten: Venedig, auf dessen Flotte Otto rechnete, weigerte die geforderte Hilfe. Es sollte dazu gezwungen werden: aber der Angriff, mit dem Otto die Inselstadt von der Landseite her heimsuchte, hatte keinen Erfolg. Das Ansehen Ottos und die Aussichten für den Kampf im Süden wurden dadurch nicht gesteigert. Dennoch wandte sich der Kaiser nach Rom und ließ dem eben verstorbenen Benedikt VII. in Johann XIV. einen Nachfolger geben. Da kam unheilvolle Botschaft aus Deutschland. Während Otto Byzantiner und Mohammedaner zu Paaren treiben und das Kreuz in Sizilien aufpflanzen wollte, sank dasselbe in den deutschen Grenzlanden unter den Streichen des sich erhebenden Heidentums zu Boden: das kostbare Ergebnis der mühseligen Kulturarbeit mehrerer Generationen stand dort auf dem Spiele. Die Abwesenheit des Herrschers, die vielfach herrschende




Münze von Otto III. und Adelheid.

Vs. Umschrift: † D-IGR-A † REX; im X vorn und unten ein Kügelchen; im Felde ein Kreuz, in dessen erstem Winkel ein O mit einem Kügelchen darunter, im zweiten ein D, im dritten ein O mit zwei Kügelchen darunter, im vierten ein D. Auf der Rückseite ein gekrönter Kopf; Umschrift: OTTO REX ADELhEIDA. (Nach Cappe.)

Elfenbeintafel, vordere Hälfte eines Diptychons oder eines Buchdeckels, mit allegorischer Reliefdarstellung der Heirat des abendländischen Kaisers Otto II. mit Theophano, Nichte des Tzimiskes.

Die Figuren sind durch Inschriften bezeichnet, auch der unter den Füßen des Kaisers liegende Donator dieser Tafel: „Herr, schützt Euren Diener Johannes Ch . . . .“. Byzantinische Arbeit des 10. Jahrh. Paris, Museum Cluny. (Nach Louandre.)

Gärung und das Gerücht von den wachsenden Schwierigkeiten, die Otto noch lange fernhalten mußten, ermutigten die Dänen zu einem vernichtenden Einfall. Gleichzeitig erhoben sich die Wenden und ließen mit Mord und Brand ihren heidnischen Haß an dem langsam erstarkenden Christentume aus: Havelberg, Brandenburg und Hamburg sanken in Trümmer, und ein guter Teil von den kirchlichen Pflanzungen Ottos des Großen verfiel dem Untergang. Und wer konnte absehen, wie weit der entfesselte Sturm der heidnischen Reaktion sich noch ergießen würde!

Damit war Otto II. vor eine schwere Entscheidung gestellt. Denn den Süden und den Nordosten zugleich zu retten lag außer dem Bereiche der Möglichkeit. Entweder mußte Unteritalien, mußte die Kaiserpolitik preisgegeben oder alles in langen Jahrzehnten den Slawen Abgenommene geopfert werden, und wenn letzteres geschah, so war damit die Zukunft Deutschlands geopfert. Es wurde dem Kaiser in jenem erschütternden Augenblick klar, daß die Kaiserpolitik, die er eben zu ihrem letzten Ziele zu führen dachte, an einem inneren Widerspruch krankte und in dem Moment ihrer zuversichtlichsten Bethätigung zu Grunde zu gehen drohte. Die Fundamente wankten, auf denen der stolze Bau kaiserlicher Weltherrschaft hatte aufgeführt werden sollen. Im Rückblick auf die trotz aller Mühen und Gefahren erfolgreiche Regierung seines großen Vaters mußte dieser Ausgang Otto II. wie eine Verurteilung seiner Politik erscheinen. Es ist nicht zu verwundern, wenn das seine Kraft brach, ihn entmutigte und zugleich zu fieberhafter Überspannung seiner Thätigkeit reizte. Trotz des leidenden Zustandes, in den er verfiel, war er unermüdlich mit Vorbereitungen aller Art, zum Angriff im Süden, zur Abwehr im Norden beschäftigt. Ungeduldig wollte er die Genesung erzwingen und gebrauchte im Übermaß die ihm von den Ärzten verordneten Heilmittel. Das verschlimmerte seinen Zustand, und am 7. Dezember 983 erlag er erst achtundzwanzig Jahre alt in Rom der steigenden Gewalt der Krankheit. In einem antiken Marmorsarkophag wurden seine irdischen Reste in der Vorhalle der S. Peterskirche beigesetzt.

Der frühzeitige Tod Ottos II. war ein Verhängnis für Deutschland: selbst beim Ableben Arnulfs war die Lage nicht so kritisch gewesen wie jetzt. Von den auswärtigen Gefahren abgesehen ließ das weit verbreitete Widerstreben gegen Ottos zentralistische Richtung, dessen Hauptvertreter das bayrische Herzogshaus war, ein Erstarken der zentrifugalen und partikularistischen Tendenzen befürchten, deren Träger die Stammherzogtümer waren. Aber auch jetzt hatte die Kirche das größte Interesse an der Erhaltung der Reichseinheit: sie vertrat der deutsche Episkopat unter dem klugen Willegis von Mainz, einem im Dienste des Königshauses und der kaiserlichen Kanzlei zu den höchsten Ehren aufgestiegenen Sachsen, mit aller Entschiedenheit und erfolgreich bei der Ordnung der Regentschaft. Unter normalen Verhältnissen wäre die Berufung des nächsten Agnaten zum Vormunde des jungen Königs und Reichsverweser selbstverständlich gewesen: die Vergangenheit Heinrichs des Zänkers machte sie un-

möglich. Dennoch waren selbst die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg für ihn. Auch war der ehemalige Bayernherzog auf die Nachricht von Ottos II. Tod aus der Haft in Utrecht entlassen und glaubte die Zeit gekommen, um statt der Regentschaft die Königsherrschaft selbst für die jüngere Linie der Ludolfinger zu gewinnen. Er brachte das königliche Kind in seine Gewalt und trat in Sachsen als Kronbewerber auf, aber er ging nicht bloß mit Böhmen und Polen, sondern auch mit den Slawen und mit Frankreich Bündnisse ein. Eine solche Politik machte ihn bei den Sachsen, die von den Slawen eben so Schweres erfahren hatten, unmöglich und trieb sie auf die Seite der Legitimität. Wie nur deren Wahrung dem deutschen Interesse dienen könne, lehrte die Thatsache, daß auch Lothar II. von Frankreich Ansprüche auf die Regentschaft erhob, sicher nur um im trüben zu fischen und sich den Weg zur Gewinnung Lothringens zu bahnen. Die Vorkämpfer der Legitimität aber hatten nach Lage der Dinge für die Regentschaft keine andere Kandidatin als die Kaiserin-Witwe Theophano. Mochten auch gegen sie als Fremde Bedenken obwalten: die Rücksicht auf die Gefährdung von Reich und Dynastie brachte sie zum Schweigen. Daher standen zu den Sachsen auch die Bayern unter Heinrich dem Jüngern und die Schwaben unter Herzog Konrad; Franken zu gewinnen genügte der Einfluß des Mainzer Erzbischofs. Auch Lothringen widerstand den Lockungen des westlichen Nachbarn. Heinrich der Zänker überzeugte sich von der Aussichtslosigkeit seines ehrgeizigen Strebens und unterhandelte: im Juni 984 überlieferte er auf einem Tage in Rara bei Worms den jungen König in die Hände Adelheids und Theophanos, die aus Italien herbeigeeilt waren, und erhielt dafür nur das Versprechen der Wiederherstellung in seinem Herzogtume unter der Bedingung ferneren Wohlverhaltens.

Sieben Jahre lagen nun die Zügel der Reichsregierung in den Händen der Griechin Theophano, einer Frau von außerordentlicher Größe des Geistes und des Charakters, die sich in die so schwierigen Verhältnisse des ihr fremden Deutschlands erstaunlich eingelebt hatte und mit wahrhaft staatsmännischer Umsicht und Thatkraft und mit rühmenswertem Erfolge ihre verantwortungsvolle Aufgabe löste. Besonders hoch muß es ihr angerechnet werden, daß sie selbstverleugnende Entsagung übte, insofern sie, klüger und maßvoller als ihr Gemahl, nicht alle Kraft auf Italien und den Ausbau der kaiserlichen Herrschaft konzentrierte, wozu ihre Herkunft und ihr Interesse an Unteritalien sie doch einladen mußten. Ungeteilt ließ sie die Kraft namentlich des sächsischen Stammes sich der von Osten drohenden Gefahr entgegenwerfen. So wurden, dank vorzüglich der wilden Tapferkeit des streitbaren Markgrafen Ekbert von Meißen, die deutschen Kolonien an der Grenze gerettet. Dazu trug auch das freundschaftliche Verhältnis bei, das damals zu Polen gewonnen wurde. Ein Übriges that der Regentin kluge Versöhnlichkeit gegenüber den einheimischen Widersachern des sächsischen Hauses: die Herstellung Heinrichs der Zänkers im bayrischen Herzogtum gewann auch die jüngere ludolfingische Linie.

Aber auch Italien verlor Theophano nicht aus dem Auge. Auch dort

hielt ihr maßvolles und energisches Walten die kaiserlichen Rechte im wesentlichen ungeschmälert aufrecht, obgleich zwischen ihr und Adelheid, die in Pavia residierte, eine gewisse Gegnerschaft bestanden zu haben scheint. Der Verwilderung des römischen Adels und Klerus freilich vermochte auch sie nicht Einhalt zu thun. Im Jahre 984 nämlich kehrte der früher nach Konstantinopel geflohene Bonifaz VII. zurück; Johann XIV. wurde in der Engelsburg gefangen gesetzt und nach mehreren Monaten elender Haft getötet; Bonifaz selbst starb nach Jahresfrist, ein Gegenstand des Hasses und Abscheues selbst für seine Anhänger. In dieser Verwirrung gelang es dem jungen Crescentius, dem Sohne des vor Otto II. in das Kloster Entwichenen, sich der Herrschaft über die Stadt zu bemächtigen; auch der neue Papst, Johann XV. (985—96), war seine Kreatur und mit allen Gebrechen seiner Zeit behaftet. So kehrten in Rom Zustände wieder, wie sie vor dem rettenden Eingreifen Ottos I. geherrscht hatten. Die römische Kirche schien dem Untergang verfallen, und wo man dem kirchlichen Leben die Möglichkeit neuen Gedeihens und segensreichen Einwirkens auf die geistige und sittliche Kultur erhalten wollte, da schien Lösung von dem entarteten Papsttum geradezu als eine Pflicht. Namentlich in Westfranken dachten viele so, weil gerade dort die herrschenden politischen und dynastischen Streitigkeiten die Entartung der ihrem Berufe untreu gewordenen Kirche besonders offenbarten. Mit Ludwig V., dem „Nichtsthuer" (le fainéant), wie ihn der Volksmund nannte, war 987 die Scheinherrschaft des karolingischen Hauses zu Ende gegangen; als Gegner der Capetinger, die mit König Hugo (987—96) den Thron bestiegen, hatte Erzbischof Arnulf von Reims, ein natürlicher Sohn Lothars III., sich besonders hervorgethan: seine Absetzung durch den König und seinen geistlichen Anhang gab Johann XV. Anlaß zu drohendem Einschreiten, während Theophano sich der ihr zugemuteten Einmischung klug enthielt. Nun erhob die Mehrheit der französischen Bischöfe 991 auf einer Synode in Reims förmlich Anklage gegen Rom und suchte durch Aufzählung aller der Greuel, die dort seit Johann XII. verübt waren, Roms Primat als verwirkt und die Lossagung davon als berechtigt zu erweisen. Die Ausführung dieser Drohung hätte die Bedeutung des römischen Bistums vernichtet; in seinen Fall aber hätte es auch das auf ihm beruhende römische Kaisertum mit hineingezogen: so war Deutschland, war das sächsische Haus an diesen Vorgängen interessiert und zum Einschreiten berechtigt und berufen. Die Art, wie die Regentin, ohne Deutschlands Wohlfahrt zu schädigen, die kaiserlichen Rechte in Italien bisher gewahrt hatte, läßt vermuten, daß sie auch dieser Aufgabe mit gleicher Energie nahe getreten sein würde, zumal ihre anfangs angefochtene Autorität nun in Deutschland vollends durchgedrungen und alle Opposition zum Schweigen gebracht war. Glänzend bezeugte das der Reichstag, den sie Ostern 991 zu Quedlinburg versammelte: nicht bloß die sächsischen Edlen und die Reichsfürsten waren beinahe vollzählig erschienen, auch der neue Polenherzog Mieczislav und Markgraf Hugo von Tuscien huldigten ihr dort. Die Krisis, in die Ottos II. vorzeitiger Tod das Reich gestürzt hatte,

schien endgültig überwunden, der Augenblick zu einer kraftvollen Aktion der unter der staatsklugen Griechin geeinigten deutschen Stämme, ihrer Fürsten und Bischöfe schien gekommen, als die Regentin am 15. Juni 991 zu Nimwegen starb — eine seltene Frau, deren Bedeutung und Wert die durch ihren Tod gerissene Lücke erst recht erkennen lehrte.



Das Schloß und die Schloßkirche zu Quedlinburg.

Der Wechsel in der Regentschaft, welche, da der junge König erst elf Jahre alt war, fortdauern mußte, übte einen nachteiligen Einfluß auf die Stellung der Reichsregierung. Theophano hatte diese in der Hauptsache geführt, wie ihr Schwiegervater und ihr Gemahl es gethan hatten, persönlich, unter Beirat eines kleinen Kreises von Vertrauten, namentlich Bischöfen. Jetzt drängten sich auch die weltlichen Fürsten hinzu und verlangten Anteil an der Gewalt. Er konnte ihnen nicht versagt werden. So wurde Kaiserin Adelheid nicht sowohl zur Regentin als vielmehr zu Vorsitzenden des Regentschaftsrates bestellt. Ihm gehörten neben Willegis von Mainz namentlich die

Herzöge Bernhard von Sachsen und Konrad von Schwaben an, später auch Heinrich, der Sohn und Nachfolger des Zänkers im bayrischen Herzogshaus, während Ottos II. Schwester, die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, besonders auf die deutschen Angelegenheiten Einfluß übte und von ihrer Zelle aus zeitweilig als Regentin im Norden der Alpen waltete. Diese Ordnung minderte die Königsmacht, die nicht mehr nach einem großen, einheitlichen Gesichtspunkte geltend gemacht wurde, sondern zugleich den Interessen der im Mitbesitz der Gewalt befindlichen Fürsten Rechnung tragen, ja, in Fällen des Konfliktes vor diesen zurückweichen sollte. Das bewirkte weiterhin eine Lockerung des Reichsverbandes, die bald in der größeren Selbständigkeit der Herzöge zu Tage trat. Der Charakter eines Amtes, den Otto der Große dem Herzogtume zu geben gesucht hatte, entschwand vollständig, und in Bezug auf die Grafschaften, ja schließlich sogar die Bistümer griff bald genug dieselbe Entwickelung Platz. Die Zersplitterung des Reiches machte schnelle Fortschritte. Das wirkte auch nach außen hin: der Krieg gegen die Wenden an Elbe und Saale leistete eben nicht mehr als die Deckung der 983 beträchtlich zurückgeschobenen Grenze; das Verlorene zurückzugewinnen gelang nicht.

Manche mögen eine Besserung dieser Verhältnisse von dem Augenblick erhofft haben, wo der junge König selbst regieren würde. Ihn darauf vorzubereiten und dazu zu befähigen war jedenfalls nichts versäumt; aber die Entwickelung des Knaben in eine normale Bahn zu leiten, war, wie der Erfolg lehrte, nicht gelungen. Der Sohn eines von der alten Eigenart seines Stammes innerlich früh gelösten Sachsen und einer Griechin, der Enkel einer in Italien heimisch gewordenen Burgunderin, hat Otto III. von dem ihm so vermittelten griechischen, italienischen und romanischen Wesen zu viel in sich aufgenommen: das sächsische und damit das deutsche war ihm fremd. Dennoch hatte man bei seiner Erziehung auch diesem zu seinem Rechte verhelfen wollen: in Sachsen unter der Leitung eines Sachsen, des Grafen Hoiko, war Otto III. erzogen. Aber er scheint sich von dem harten und unfeinen Wesen des sächsischen Adels und der noch halbheidnischen Derbheit des sächsischen Volkes abgestoßen gefühlt zu haben. Neben Willegis von Mainz hatte an seiner Bildung namentlich Anteil der ebenfalls aus Sachsen gebürtige Bischof Bernward von Hildesheim (993—1022), ein Anhänger der Cluniacenser, der in seinem Zögling die Neigung zu kirchlicher Vertiefung, zu selbstquälerischem Sorgen um sein Seelenheil und zur Weltflucht genährt zu haben scheint. Dazu kam dann der starke Einfluß, den das ihm schon durch die Mutter vermittelte byzantinische Wesen durch seinen griechischen Lehrer auf ihn ausübte, den Kalabresen Johannes, der durch die Abtei Nonantula und dann das Bistums Piacenza belohnt wurde. So wuchs Otto III. auf, ein Fremdling in der Welt, auf die er wirken sollte, ein Verächter des Volkes, dessen Schicksal seiner Hand anvertraut war, ohne Verständnis für die Verhältnisse, die ihn umgaben und mit denen er rechnen sollte, ein jugendlicher Schwärmer, der in einer aller Realität entbehrenden Phantasiewelt lebte und sich voll Selbstüberhebung be-

rufen glaubte, die kranke Welt zu heilen und aus ihrer Unvollkommenheit auf die Höhe seiner von himmlischem Glanze umstrahlten Ideale zu erheben. Mit dem Augenblick, wo dieser Jüngling mit dem ganzen Dünkel des vermeintlichen Reformators die Kaiserin Adelheid, die ihm fremd und fern geblieben zu sein scheint, in der Regierung ablöste, nahm eine der unheilvollsten Episoden ihren Anfang, die je die Entwickelung Deutschlands aus ihren natürlichen Bahnen herausgerissen haben. Von den Erwartungen, die man von ihm gehegt, von den Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt, hat Otto III. auch nicht eine einzige erfüllt, und die zehn Jahre, die er die Krone trug, haben das große Werk seiner Ahnen, das Mutter und Großmutter staatsklug behütet hatten, zu Grunde gerichtet und durch ein allgemeines Chaos ersetzt.



Kaisersiegel Ottos III.
Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Bereits 996 zog Otto nach Italien, mehr wie ein Wallfahrer an der Spitze büßender Pilger als ein streitbarer deutscher König mit seinen Waffengenossen. In Pavia leisteten ihm die Lombarden Treueid und Huldigung; in Ravenna traf ihn die Meldung von dem Tode Johanns XV.: die Römer baten ihn, einen Nachfolger zu ernennen. So beugte sich alles in Gehorsam, und die deutsche Herrschaft schien so fest begründet, als ob es nie einen Tag von Squillace gegeben und der Bau der ottonischen Macht nie in seinen Grundfesten erschüttert gewankt hätte. Der Jüngling mag das dem imponierenden Eindruck seines Auftretens zugeschrieben haben: der Glaube an die Unwiderstehlichkeit seiner Macht, die Überzeugung von der Schrankenlosigkeit seines Rechtes wurde bestärkt; seine Ansprüche stiegen vollends ins Ungemessene. So ging Otto III. bereits weit hinaus über das, was zur Zeit des höchsten Standes seiner Macht sein Vater den Römern und der Kirche zu bieten gewagt hatte, indem er einen jungen deutschen Geistlichen, Bruno von Kärnten, einen Sohn Ottos von Kärnten und Enkel Konrads des Roten und Luitgards, einen Anhänger der Cluniacenser, als Gregor V. (996—99) zum Papste ernannte. Aus seiner Hand empfing er am 25. Mai 996 die Kaiserkrone. Eine neue Art der Verbindung zwischen Papsttum und Kaisertum wurde begründet: äußerlich erschien jenes untergeordnet, aber in Wahrheit machte sich

doch die höchste weltliche Autorität dem römischen Bistum als der höchsten geistigen und sittlichen Macht auf Erden dienstbar, mochte auch die intime persönliche Verbindung Ottos mit Gregor V. die Grenze zwischen beiden Machtgebieten zunächst verwischen und beide in ein weltlich-kirchliches Universalreich aufgehen lassen, an dessen Spitze, im Denken und Handeln fast zu einer Person verwachsen, die beiden schwärmenden deutschen Jünglinge in unbeschränkter Machtfülle walteten. Alsbald war die unwürdige Abhängigkeit vergessen, in der die Kirche so lange von lüderlichen Weibern und frevelnden Gewaltherren gehalten war, und die würdig erneute Form füllte sich wieder mit einem würdigen Inhalt. Mit Strenge wurden die hierarchischen Prinzipien ohne Ansehen der Person wieder zur Geltung gebracht. Die Beschlüsse der Reimser Synode von 991, die den Abfall der französischen Kirche von Rom in Aussicht gestellt hatten, wurden annulliert, der gelehrte Gerbert von Aurillac, obgleich er dem sächsischen Herrscherhause nahe stand, der erzbischöflichen Würde entsetzt, zu der ihn König Hugo an Stelle Arnulfs von Reims erhoben hatte; letzterer kehrte auf seinen Platz zurück. Gegen König Robert von Frankreich, der durch einen bösen Ehehandel Ärgernis gegeben, ergingen strenge kirchliche Zensuren, und Bischof Adalbert von Prag, einer von den fromm schwärmenden Freunden Ottos, der seinen Sitz verlassen und in Rom Aufenthalt genommen hatte, erhielt die Weisung nach Böhmen zurückzukehren und den Pflichten seines Amtes zu leben.

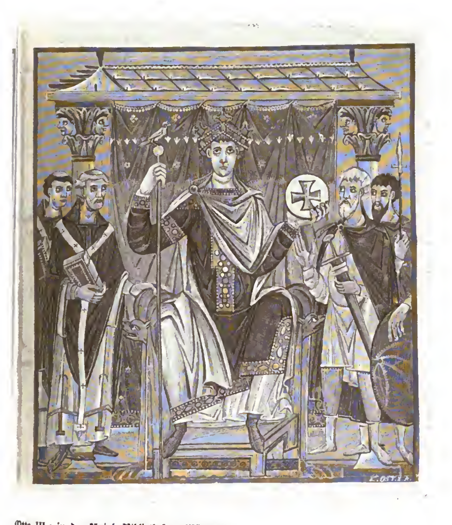
Alles das nahmen die Römer, Klerus, Adel und Volk, ruhig hin, solange der junge Kaiser mit seinen Deutschen in ihren Mauern weilte; kaum hatte er aber den Rücken gewandt, als der in der Stille schon lange gärende Unmut offen ausbrach und eine neue Rebellion im Frühjahr 997 alles über den Haufen warf. An der Spitze stand wiederum Crescentius; die unzufriedene Geistlichkeit setzte dem deutschen Gregor V. in des Kaisers ehemaligem Lehrer, dem Kalabresen Johannes, einen Gegenpapst entgegen. Aber schon im Februar 998 erschien Otto III. wieder vor Rom, das keinen Widerstand wagte. Johann XVI., der geflohen war, wurde gefangen genommen und durch Blendung und Ausreißen der Zunge unmenschlich verstümmelt, Crescentius, der sich in die Engelsburg geworfen, zur Übergabe gezwungen und enthauptet. Dann hielten der Kaiser und Gregor V. eine Synode: sie vollzog die Absetzung des verstümmelten Gegenpapstes, der verkehrt auf einen Esel gesetzt und unter Hohn und Spott durch die Stadt geführt wurde. Mit einem Schreckensregiment sondergleichen hielt das kaiserliche Papsttum seinen Wiedereinzug. In stummem Gehorsam beugte sich Rom Gregors Reformeifer, und die Erneuerung der Kirche schien sich ungehindert vollziehen zu sollen.

Aber dem ins Ungemessene schweifenden Sinne des jungen Kaisers war mit alledem noch nicht genug gethan: aus den Erfolgen des zu erhöhter Bedeutung aufsteigenden Papsttums leitete er für das demselben verbundene Kaisertum nur neue, weitergehende Ansprüche her. Gefördert wurde diese unheilvolle Entwickelung, die sich schließlich zu einer krankhaften Verirrung



Widmungsbild in dem Evangeliarium des Kaisers

Der Kaiser thront in einer Halle, umgeben von je zwei
vier Frauen, die Roma Gallia, Germania und Sclavinia, als Personifikat



Otto III.; in der königl. Bibliothek zu München.

Vertretern des weltlichen und des geistlichen Standes;
onen ihrer Länder und Völker, schreiten tributbringend auf den Kaiser zu.

steigerte, durch einen Mann, der Otto gerade damals nahe trat, um bald danach, als Papst neben ihn gestellt, weit über Gregor V. hinaus den kaiserlichen Weltherrschaftsträumen zu schmeicheln und ihm das Trugbild ihrer wörtlichen Erfüllung vorzumalen. Das war Gerbert von Aurillac. Ein Südfranzose von Geburt, in seiner Vaterstadt klösterlich gebildet, hatte er durch einen Aufenthalt in Barcelona und bei dem gelehrten Bischof Hatto von Vich einen Blick in das reiche Geistesleben der spanischen Araber gethan und sich auf Gebieten Kenntnisse erworben, die seinesgleichen damals verschlossen zu sein pflegten. Später hatte er seine Studien in Reims fortgesetzt, wo die Gelehrsamkeit damals besonders blühte. In Italien war er 980 Otto II. bekannt geworden und hatte von ihm die Abtei Bobbio, die Stiftung des heiligen Columban, erhalten; vielfache Anfeindungen bestimmten ihn zum Rücktritt und zur Heimkehr nach Reims. Nach dem Tode seines kaiserlichen Gönners trat er in Lothringen besonders eifrig für die Legitimität ein. Auch in den Streitigkeiten des Erzbischofs Arnulf von Reims mit Hugo und Robert, den ersten capetingischen Königen von Frankreich, hatte er eine bedeutende, wenn auch nicht ganz unbedenkliche Rolle gespielt: erst ein Vorkämpfer Arnulfs, war er nachher doch zu dessen Nachfolger erhoben, aber von Gregor V. wieder entsetzt. Schlimmeres abzuwenden war er selbst nach Italien geeilt und dort Otto III. bekannt geworden; bald danach berief ihn dieser zu sich an den Hof nach Sachsen. Der Gunst Ottos verdankte Gerbert, der ehrgeizig war und nur ungern von dem Reimser Erzstuhl wieder herabgestiegen war, die Erhebung zum Erzbischof von Ravenna auf der römischen Synode 998. Als noch nicht ein volles Jahr später Gregor V., der erste Deutsche auf dem Stuhl S. Peters, starb, erhob der Kaiser Gerbert an die Spitze der römischen Kirche. Nun sollten die Ideale, mit denen beide schwärmend ihre Seelen erfüllt hatten, in großartigem Schaffen verwirklicht werden. Wie der Anteil eines jeden daran abzugrenzen, muß dahingestellt bleiben: doch gewinnt man bei Beobachtung ihrer merkwürdigen Experimente zur Umgestaltung von Staat und Kirche den Eindruck, als ob der größere Eifer, die stürmischere Schwärmerei, der heftigere Drang nach einer phantastisch ausgemalten Zukunft dem Kaiser eigen gewesen sei, als ob Gerbert diesen übersah, aber, von hierarchischem Eigennutz nicht frei, statt zu zügeln in seinem der Wirklichkeit abgewandten Treiben vielmehr bestärkte, weil dasselbe der Herrlichkeit der Kirche und der päpstlichen Macht den größten Gewinn verhieß.

Gerbert nannte sich Silvester II. (999—1003): mußte nicht der neben einem solchen stehende Kaiser wie ein zweiter Konstantin erscheinen? Demgemäß nennt er Otto mit dem Titel der römischen Weltherrscher, Imperator Cäsar Augustus; dieser führt ein Siegel mit der Umschrift „Renovatio imperii“ d. i. Erneuerung des Kaiserreiches, d. h. im römischen Sinn als Herrschaft über den Erdkreis. Dieser Gedanke war selbst Otto II. fremd gewesen: die weitere Deutung, die er im Vergleiche mit dem Vater der Kaiserwürde gegeben, hatte doch ihren deutschen Ursprung festgehalten und nach dem



Vorbild Karls des Großen als vornehmste Pflicht des Kaisers den Kampf gegen die Ungläubigen hingestellt, im Süden gegen die Mohammedaner, im Norden gegen die Slawen. Die Wendung, welche der Kaiseridee jetzt gegeben wurde, war undeutsch und entsprang den römischen Reminiszenzen, die auch in Not und Elend und wüster Barbarei in der ewigen Stadt den Sitz einer der Idee nach fortdauernden Weltherrschaft sahen. Bei Silvester II. verbanden sich damit mystisch gefärbte hierarchische Ideen, die sich mit denen der Cluniacenser berührten: von Christus eingesetzt, sollte die bischöfliche Gewalt allen anderen Gewalten, auch der weltlich-fürstlichen, übergeordnet, ihr Träger von makellosem Wandel sein. Das Kaisertum aber wurde auf die gleiche Höhe erhoben, als dem Wesen nach eins mit dem Papsttum, nur die andere Seite, gleichsam eine andere Erscheinungsform der einen, von Gott verordneten, zwischen Himmel und Erde vermittelnden höchsten Gewalt, und deshalb mit den geheimnisvollen Formen eines Oberpriestertums umkleidet. Denn in dem von ihm erneuten römischen Reiche sah Otto das letzte Weltreich, das nach Augustin das Ende aller Dinge und das tausendjährige Reich der Apokalypse vorbereiten sollte. Er meinte verantwortlich zu sein für das Heil der Welt, und wie der Priester sich durch Askese auf die durch ihn zu vollziehenden heiligen Handlungen vorbereitet, so wollte auch er durch makellosen Wandel und immer erneute läuternde Buße sich würdig machen, das Gefäß der göttlichen Gnade zu sein, zu dem er sich auserwählt wähnte. Mit dem frommen Einsiedler Romoald, der zu Peräum bei Ravenna hauste, und mit dem im Geruch der Heiligkeit stehenden Nilus bei Gaeta zog er sich deshalb oft plötzlich zu frommen Übungen zurück.

Auch in den äußeren Formen der kaiserlichen Herrschaft vollzog sich ein befremdlicher Wandel. Rom war zum Sitz der in der Doppelspitze von Papsttum und Kaisertum gipfelnden Weltherrschaft ausersehen; in einem prachtvollen Palast auf dem Aventin gedachte der „Knecht der Apostel" hinfort zu residieren. Das byzantinische Hofzeremoniell mit phantastischen Zuthaten wurde eingeführt; bis in die untergeordneten Kleinigkeiten hinein erhielt jedes Stück der fremden Prunktracht, die Otto statt der bisher gebrauchten fränkischen Tracht anlegte, seine geheimnisvolle Bedeutung. Als Kaiser der Kaiser ließ er sich anreden, mit den hochtönenden Beinamen Germanicus, Romanus, Italicus belegen. Eine Schar von Beamten, nach byzantinischer Art in peinlich abgestufte Rangklassen gesondert, mit wunderlichen fremden Titeln drängten sich in dem Hofhalt, der sich ehemals nicht wesentlich von dem eines großen sächsischen Ethelings unterschieden hatte. Die zum Haupt der Welt bestimmte Stadt Rom erhielt eine neue Verfassung, in der die mystische Siebenzahl eine Rolle spielte: sieben ordentliche Pfalzrichter sollten ihr vorstehen und Recht sprechen nach den justinianischen Rechtsbüchern, die für den ganzen Erdkreis gelten sollten; sie erhielten Anteil an der Wahl des Papstes und der Ordination des Kaisers, und die beiden im Range am höchsten stehenden sollten gar mit dem Kaiser regieren. Was für ein Bild Ottos phantastischer Sinn sich eigentlich von der

Zukunft des Kaisertums gemacht, wissen wir nicht. Ein Erbkaisertum aber wäre mit solchen wunderlichen Zuthaten doch nicht vereinbar gewesen, und man möchte vermuten, daß das Kaisertum hinfort in ähnlicher Weise wie das Papsttum durch einen halbgeistlichen Wahlakt vergeben werden sollte. Denn so wenig wie Otto wären seine Träger noch weltliche Herrscher gewesen: nur noch Papstkaiser hätte es in Zukunft gegeben.

Aber diese cäsaropapistische Weltordnung trug den Keim des Unterganges in sich. Sah sie doch ab von den nationalen Grundlagen des deutschen Königtums, ja untergrub sie planmäßig. Das entfremdete namentlich die Sachsen dem entarteten Sproß des großen Ludolfingerhauses: Thietmar von Merseburg hat später Ottos III. Verfahren kurzweg als eine Sünde bezeichnet, die Gott allein verzeihen könne. Wer das Werk der Sachsenkönige zerstören wollte, hätte nicht anders handeln können als dieser überspannt schwärmende Jüngling. Längst war er im Norden der Alpen ein Fremdling: aber der Tod erst der Regentin Deutschlands, der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, dann der Kaiserin Adelheid riefen ihn noch einmal dorthin. Dabei wallfahrtete er nach Gnesen an das Grabmal Adalberts von Prag, seines Freundes, der 997 als Missionar bei den heidnischen Preußen gefallen war. Indem Otto dort ein Erzbistum mit sieben Suffraganbistümern errichtete, schädigte er Magdeburg, seines Großvaters Lieblingsschöpfung, lockerte den kirchlichen Zusammenhang Polens mit dem Reiche und leistete auch dem politischen Unabhängigkeitsstreben dieses ehrgeizigen slawischen Stammes Vorschub. Ähnlich handelte Silvester II., indem er dem zum Christentum übergetretenen König Stephan von Ungarn eine Krone übersandte und zur Errichtung eines Erzbistums in Gran die Hand bot. Nach zwei Seiten hin wurde so die Zukunft Deutschlands preis gegeben. Das steigerte die Opposition des deutschen Episkopats, dessen Mehrheit von dem Reformeifer Silvesters II. schwere Beeinträchtigung fürchtete. Schon gerieten die Parteien hart aneinander. Ein Streit über die Stellung des Gandersheimer Nonnenklosters führte zu einem leidenschaftlichen Konflikt zwischen Bernward von Hildesheim, einem Anhänger der neuen strengen Richtung, und Willegis von Mainz, dem um Otto III. so hochverdienten bedeutendsten Vertreter der alten Ordnung. Gegen diesen nahmen Kaiser und Papst Partei; er wurde vom Amte suspendiert und sollte sich in Rom verantworten: da weigerte er den Gehorsam, und mit ihm erhob sich fast einmütig der deutsche Episkopat. Die deutschen Bischöfe leisteten der Ladung zu einer Synode nach Todi nicht Folge. Die Verbindung wurde gelöst, auf der seit den Zeiten Ottos des Großen das deutsche Königtum vornehmlich beruht hatte.

Otto war nach Italien zurückgekehrt, nachdem er noch in Aachen die Gruft Karls des Großen geöffnet hatte, des Herrschers, mit dessen weisem, maßvollem Walten verglichen die Verkehrtheit seines eigenen Treibens ihm am ersten hätte klar werden können. Nun saß er wieder in seinem Palast auf dem Aventin: aber wohin er blickte, überall herrschte Verwirrung und Auflösung. Während man in Deutschland bereits an die Wahl eines andern

Königs dachte und dabei Heinrich von Bayern, des Zänkers Sohn, im Auge hatte, mehrten sich auch in Italien die Anzeichen einer drohenden nationalen Erhebung. Unteritalien fiel ab; Rom, das Otto schon im Februar 1001 durch eine plötzliche Empörung in große Gefahr gebracht hatte, aber ungestraft geblieben war, benutzte seine Abwesenheit zu neuem Treubruch; Venedig verweigerte Schiffe zum Angriff auf Sizilien. In unruhiger Hast, sich bald hierhin, bald dorthin wendend, suchte Otto den drohenden Zusammenbruch aufzuhalten. Dazwischen barg er sich dann wieder in der Einsamkeit, um sich durch fromme Übungen zu neuen Großthaten vorzubereiten, trug sich gelegentlich auch wohl mit dem Gedanken, sich von der Welt zurückzuziehen. Zu der Synode, die er nach Todi ausgeschrieben hatte, erschienen nur drei deutsche Bischöfe: die deutsche Kirche ließ Otto im Stich. Aber viel näher als alles dies ging ihm offenbar der andauernde Widerstand der undankbaren Römer: mit der Herrschaft über die ewige Stadt stand und fiel sein ganzes cäsaropapistisches System. Dort meinte er dasselbe siegreich durchsetzen zu müssen. So eilte er von Todi zu den Truppen zurück, die er zur Beobachtung der Stadt in Paterno, am Fuße des Berges Sorakte, gelassen hatte. Er richtete nichts aus, ja, sah sich von den Römern angegriffen. Darüber erfaßte ihn ein Fieber; seine Kräfte verfielen schnell, und als endlich Zuzug aus Deutschland eintraf, so daß die Bedrängnis durch die Römer ein Ende hatte und man zum Angriff hätte übergehen können, da war sein Zustand hoffnungslos. Ruhig sah er dem Tode ins Auge; würdig bereitete er sich auf die letzte Stunde vor. Eine Bestimmung über das Reich traf er nicht: er war demselben völlig entfremdet, und Deutschland stand ja bereits im Begriff sich von ihm abzuwenden und sich selbst zu helfen. So begnügte sich Otto damit, die Reichsinsignien dem Erzbischof Heribert von Mainz zu übergeben. Am 23. Januar 1002 schloß er sein Leben, das an dem unausgleichbaren Widerspruch zwischen einer von himmelstürmenden Idealen erfüllten Phantasie und der harten Realität der thatsächlich gegebenen Verhältnisse elend Schiffbruch gelitten hatte. Das Verhängnis war nur, daß Deutschland und Italien mit in denselben hineingerissen waren und ihrerseits für das von ihm Gefehlte die Buße leisten mußten, der der unheilvolle Jüngling durch ein gnädiges Geschick entrückt war.



Königssiegel Ottos III.
Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Viertes Kapitel.

Die Erneuerung des deutschen Königtums und römischen Kaisertums durch Heinrich II. und Konrad II.

1002—1039.

Wohin Otto III. sterbend sein Auge wenden mochte, überall stieß er auf die verhängnisvollen Folgen seiner verkehrten Politik. Sie noch abzuwenden hätte er nicht vermocht, auch wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Aber sein Tod entband die ringsum zur Erhebung bereiten Gegner von der letzten Rücksicht und beschleunigte die Katastrophe, in der die Herrlichkeit der ottonischen Herrschaft ruhmlos zu Grunde ging.

Sofort erhob sich die nationale Partei in Italien. Im Norden fand sie in dem Markgraf Arduin von Ivrea einen Führer, der zunächst alle Parteien um sich vereinigte. Bereits im Februar 1002 empfing er die Krone als König von Italien. In Rom gelang es Silvester II., die Gärung noch niederzuhalten; aber als er im Mai 1003 starb, bemächtigte sich Johannes Crescentius der Gewalt und brachte das Papsttum, das mit dem Kaisertum eben nach der höchsten Macht auf Erden gegriffen hatte, wieder in unwürdige Abhängigkeit zurück, in der es nur noch dazu diente, die Usurpation eines römischen Adelshauses mit dem trügerischen Schein der Rechtmäßigkeit zu umgeben.

In Deutschland hatte sich fast der gesamte Episkopat gegen den Cäsaropapismus Ottos III. erhoben, obenan Willegis von Mainz, dessen Treue und Umsicht 983 der Sache des legitimen Königtums zum Siege verholfen hatte. Überhaupt war der Reichsverband bedenklich gelockert. Die Bayern hatten weder die bevorzugte Stellung, die sie einst eingenommen, vergessen, noch die Feindseligkeit Ottos II. Sachsen, dessen Interessen nach dem Osten gravitierten, war dem Königshause entfremdet: hatte dasselbe doch schließlich durch die Jagd nach dem Phantom kaiserlicher Weltherrschaft den Zusammenbruch der Marken gegen die Slawen verschuldet, die Errungenschaften der Wendenmission zu Grunde gerichtet und obenein die Wiedergewinnung dieser Stellung unendlich erschwert durch die kirchliche Emanzipation Polens von Deutschland, der die nationale Erhebung alsbald folgte. Boleslaw III. von Polen sah die Zeit gekommen, um der deutschen Vorherrschaft ein Ende zu machen und die ver-

lorene Machtstellung an Elbe und Saale für das Slawentum zurück zu gewinnen. Ähnliche Gefahren drohten an der Donau von Ungarn. Die Interessen der einzelnen Landschaften und der einzelnen Stämme gingen weit auseinander; die Begriffe der Reichseinheit und einer auf ihr beruhenden Reichspolitik waren so gut wie verloren gegangen.

Und dabei war die Frage nach der Thronfolge durch den kinderlosen Tod Ottos III. offen gelassen. Von einem Erbrecht konnte füglich kaum die Rede sein: wieder war der Augenblick gekommen, wo das deutsche Volk von seinem Rechte Gebrauch machen und ausschließlich nach der Tüchtigkeit sich den Mann zum Oberhaupt setzen sollte, der die von allen Seiten andringenden Gefahren abzuwehren befähigt schiene. Nur trieben gerade die zur Zeit vorwaltenden partikularen Interessen die Vorteile und Wünsche nach entgegengesetzten Richtungen auseinander, denn jeder Stamm hielt das, was ihn drückte, für das Unerträglichste und erachtete das von ihm Gewünschte als das auch für das gesamte Reich Erstrebenswerteste. Namentlich trat dieser Zug bei den Sachsen hervor. Ihr Thronkandidat war Markgraf Eckard von Meißen, der sich gelegentlich wohl Herzog der Thüringer nannte, ihr bewährter Vorkämpfer gegen die Slawen, dem die erneute Abhängigkeit Böhmens vom Reiche oder eigentlich von Sachsen zu danken war, der als Schwiegersohn Hermann Billings und durch seine Verschwägerung mit Boleslaw III. von Polen vorzugsweise berufen erschien, als König die Wohlfahrt Sachsens zu verbürgen. Andere dachten an die Erhebung des Herzogs Hermann II. von Schwaben, während auch der Bayernherzog Heinrich, der Sohn des Zänkers, nunmehr das Haupt des ludolfingischen Hauses, um die Krone warb und dabei ein gewisses Erbrecht geltend machte. Zunächst drang er damit nicht durch. Ein längeres Interregnum trat ein, während dessen zwischen den verschiedenen Bewerbern hin und her unterhandelt und zwischen ihren Anhängern eine Verständigung erstrebt wurde. Daß das Königtum als Gegenstand des Wettbewerbs ehrgeiziger Großer, von denen jeder doch nur mit Hilfe seiner Mitfürsten, also durch Werbung um deren Gunst an das Ziel gelangen konnte, an Macht und Ansehen Einbuße erlitt, war unvermeidlich. Ausschlaggebend wurde aber auch diesmal die Haltung des Episkopats, besonders nachdem der Tod Eckards von Meißen, der im April 1002 zu Pöhlde am Harz als Opfer blutiger Privatrache fiel, den den Sachsen genehmsten Bewerber in Wegfall gebracht hatte. Wiederum trat namentlich Willegis von Mainz für das Festhalten an dem ludolfingischen Hause ein. Ihm und Bischof Burkhard von Worms (1002—25) gelang es auch, zwischen Bayern, Franken und Lothringern ein Einverständnis herbeizuführen, nach dem sie im Juni 1002 in Mainz zusammentrafen und Herzog Heinrich von Bayern zum König wählten und salben und krönen ließen. Der vollendeten Thatsache fügten sich auch die Sachsen, zumal Heinrich ihnen ihr altsächsisches Recht bestätigte; die Thüringer gewann der König durch den Verzicht auf den lästigen Schweinezins. Auch in Schwaben beugte man sich seiner Hoheit.

Es war schon ein Glück, daß der Friede im Reiche gewahrt und die Krone nicht Gegenstand eines Kampfes wurde. Dennoch erlitt sie damals bedeutende Einbuße. Heinrich II. (1002—24) war wieder ein gewählter König, mochten auch bei seiner Wahl erbrechtliche Momente mitgewirkt haben: sein Königtum beruhte auf einem Kompromiß und entbehrte der stolzen Unabhängigkeit, deren sich das seiner Vorgänger erfreut hatte. Er war genötigt Rücksichten zu nehmen, fremde Interessen zu respektieren und durch immer neue Kompromisse seinen Wirkungskreis allmählich zu erweitern. Dem entsprach das behutsame, vorsichtige Auftreten Heinrichs II. während der ersten größeren Hälfte seiner Regierung, sein freiwilliger Verzicht auf Rechte, die ihm, hätte er sie beansprucht, sicher bestritten worden wären und deren Anerkennung zu erzwingen er zunächst noch nicht stark genug war. Daher erinnert die ganze Art seines königlichen Waltens an die Regierung des ersten Heinrich, mit der es auch verglichen werden kann nach der Verdienstlichkeit des Geleisteten



Münzen Heinrichs II.

1. Vs. HENRICVS; im Felde A und Ω, oben ein Dreieck, unten ein liegendes S. Rs. DAVANTRIA (Prägort Deventer in der niederländischen Provinz Ober-Yssel); im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. 2. Vs. HEINRCVS; im Felde die rechte flache Hand auf einem mit Perlen besetzten Bogen zwischen RE-X. Rs. DAVENTRE; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. (Nach Cappe.)

und nach der Größe des schließlich Erreichten. Denn Heinrich II. that dem Verfall Einhalt, der mit dem Ausgange Ottos III. über das Reich hereinbrach, er hinderte die äußeren Feinde wenigstens an weiterem Gewinne auf Kosten Deutschlands und behauptete damit für das Reich diesseits und jenseits der Alpen eine Stellung, von der aus es das Verlorene später zurückerobern und neuen Gewinn hinzufügen konnte. Freilich hat Heinrich II. die innere Entwickelung des Reiches nicht auf den Weg der Zentralisation zurücknötigen können, den sie unter Otto dem Großen verfolgt und erst mit der Steigerung des fürstlichen Einflusses unter der Regentschaft Adelheids verlassen hatte. Um so mehr brachte ihn die spätere Aufnahme der ottonischen Weltherrschaftspolitik mit eben den Mächten im Reiche in feindlichen Gegensatz, auf deren gutem Willen sein Königtum von Anfang an beruht hatte, namentlich mit dem Episkopate. Durch seine Hingabe an die von diesem abgelehnte hochkirchliche Reformrichtung wurde er zum Werkzeug einer kirchlichen Partei, die sein Verdienst um sie dadurch belohnt hat, daß sie ihn nicht bloß der Ehre der Kanonisierung teilhaftig machte, sondern ihn auch in der geschichtlichen Überlieferung mit dem erborgten Nimbus eines Heiligen umgab, der von seinem arbeitsvollen und mühseligen, aber höchst verdienstvollen Walten kaum noch etwas erkennen ließ.

Auch Heinrich II. hat mit der Opposition der eigenen Familie zu ringen gehabt. Der unruhige Ehrgeiz seiner Schwäger, der Brüder seiner Gemahlin Kunigunde, aus dem später nach ihrem Stammsitz benannten rheinischen Grafenhause der Luxemburger, bereitete ihm mehrfach Verlegenheiten. Der eine, Heinrich, dem er das Herzogtum Bayern überlassen hatte, verwirkte dieses durch einen Aufstandsversuch; der andere, Dietrich, der 1006 Bischof von Metz wurde, unterstützte den dritten, Adalbert, als er 1008 sich des Erzbistums Trier zu bemächtigen suchte, das der König einem seiner Getreuen, Megingoz, gegeben hatte. Erst nach längerem Widerstande erlagen sie mit ihrem unruhigen Anhange dem gewaffneten Einschreiten des Königs. Überhaupt hat Heinrich II. das Aufkommen seines Hauses und die Erwerbung einer festen Machtstellung durch dasselbe nicht begünstigt: was man nachmals Hausmachtspolitik nannte, lag ihm ganz fern. Und auch darin wird man eine kluge Rücksichtnahme auf die gegebenen Verhältnisse erblicken dürfen, denen er sich nachgiebig anpaßte, da er sie nicht in eine dem Königtum erwünschtere Form zwingen konnte. Auch die Erblichkeit der Reichslehen hat er nicht angetastet. Nur in Kärnten wich er davon ab, indem er nach dem Tode des Herzogs Konrad (1011) nicht dessen Sohn, sondern Adalbert von Eppenstein damit belehnte, der sich freilich nur mühsam gegen des jungen Konrad Anfeindungen behauptete. Der größeren Unabhängigkeit des Fürstentums entsprach nun auch eine Steigerung seines Einflusses auf die Reichsregierung, deren Formen eine Änderung erfuhren. Während die Ottonen nur von einem kleinen Kreise persönlicher Vertrauensmänner Rat genommen und den Fürsten als solchen eine regelmäßige Beteiligung an den Staatsgeschäften nicht eingeräumt hatten, traf König Heinrich kaum eine wichtige Entscheidung, ohne die Fürsten zu Rat um sich versammelt, ihre Meinung gehört und sich ihrer Zustimmung versichert zu haben. Nicht mehr bei dem König und seinen Räten lag die Entscheidung, sondern in den immer häufiger gehaltenen Reichstagen, die zu einer wichtigen politischen Institution emporwuchsen. Die Einbuße, welche das Königtum so unter Heinrich II. erlitt, wurde doch nur zum Teil ausgeglichen durch die Fortdauer der straffen Abhängigkeit, in der sich die Kirche von der Krone befand. Das einseitig kirchlich gefärbte Bild, das die spätere Überlieferung von Heinrich II. entwirft, hat in dieser Hinsicht aus des Königs Namen „der Fromme“ eine Reihe durchaus unrichtiger Züge entnommen. Weit davon entfernt, ein Diener der Kirche oder gar ein Werkzeug der Bischöfe zu sein, hat Heinrich II. vielmehr beiden gegenüber die Rechte ungemindert festgehalten und im Interesse allein des Staates geübt, die Otto I. erworben hatte. Auch er ernannte die Bischöfe, die geistliche Reichsbeamte waren, und bediente sich ihrer als ihm zu dienen verpflichteter Untergebener und ihrer Güter als eines ihnen nur geliehenen Besitzes des Reiches. Ebenso hielt er es mit der Klostergeistlichkeit, und die Reichsabteien wurden von ihm in strenger Abhängigkeit gehalten, um ihre reichen Güter zu jeder Zeit den Zwecken des Reiches dienstbar machen zu können. In einem ganz andern Sinne als der

schwache Nachfolger Karls des Großen trug der letzte König aus dem sächsischen Hause den Namen des Frommen: er bethätigte ihn höchstens durch die Gunst, die er der strengen cluniacenser Richtung erwies, zum Verdruß der deutschen Bischöfe. Der feindliche Gegensatz, in den Heinrich zu Ausgang seiner Regierung zu dem deutschen Episkopat geriet, hatte vornehmlich hierin seinen Ursprung.

Erwägt man die Schwierigkeiten, welche diese inneren Verhältnisse jeder auswärtigen Aktion bereiteten, so erscheint, was Heinrich II. geleistet, erst recht bedeutend und verdienstlich. Am wenigsten freilich war ihm der Erfolg auf dem Gebiete günstig, wo dies für die Zukunft Deutschlands vornehmlich zu wünschen gewesen wäre. Der gewaltige Aufschwung, den das Slawentum zu Ausgang der Regierung Ottos III. genommen hatte, hielt noch an. Boleslaw III. von Polen hatte sich 1003 Böhmens bemächtigt und plante die Gründung eines großen slawischen Reiches: bis an die Elbe breitete er sich auf Kosten Deutschlands siegreich aus, und Heinrich II. mußte immer wieder von neuem in einen mühsamen Verteidigungskrieg gegen ihn eintreten, der ihn mehrfach in der Fortführung anderer, aussichtsreicherer Unternehmungen unterbrach. Ja, er sah sich zu höchst bedenklichen Maßregeln genötigt, um die Kräfte des überlegenen Feindes zu teilen. Dahin rechneten die Zeitgenossen namentlich sein Bündnis mit den heidnischen Liutizen. Durch unsicheren Stillstand mehrfach unterbrochen, dauerte der Polenkrieg im ganzen fünfzehn Jahre, und dennoch erreichte Heinrich 1018 im Frieden von Bautzen nichts weiter, als daß Boleslaw III. die deutschen Grenzlande, die er behielt, als Lehen des Reiches anerkannte, also eine ziemlich wertlose theoretische Oberhoheit Deutschlands zuließ.

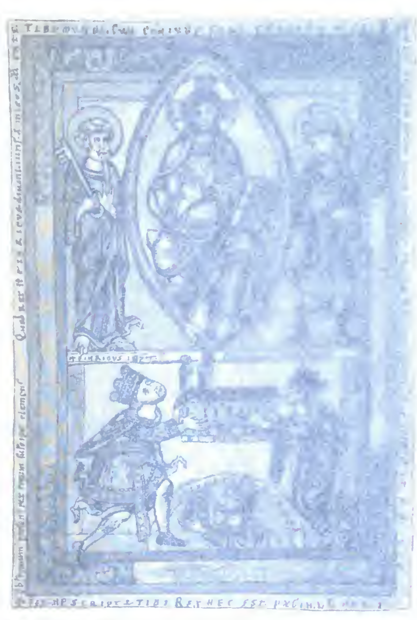
In der Hauptsache war es wiederum die Zweiteilung der deutschen Politik, welche die im Osten drohende Gefahr so anwachsen ließ, indem sie die Kräfte, die große nationale Interessen dort zu konzentrieren geboten, nach dem Süden ablenkte und in den Dienst der Kaiseridee stellte. Um eine That der Willkür freilich handelte es sich dabei jetzt so wenig als damals, als Otto der Große das Schicksal Italiens in seine Hand nahm, um von da aus auf die Gestaltung der Reichskirche bestimmend einzuwirken. Es hatten sich daraus für Deutschand nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte ergeben, die nicht einfach fallen gelassen werden konnten, sondern teils aufrecht erhalten, teils wiedergewonnen werden mußten.

Die Einigkeit, mit der sich die nationale Partei in Italien nach Ottos III. Tode gegen die deutsche Herrschaft erhoben hatte, war schnell wieder entschwunden, und wie früher Berengar von Ivrea, so hatte jetzt auch Arduin seine Krone gegen einheimische Widersacher zu verteidigen. Sein Regiment war in Deutschland kaum notdürftig befestigt, als Heinrich II. von diesen um Hilfe angegangen wurde. Schon 1004 zog er nach dem Süden. Nachdem er Arduin, der ihm bei Verona den Weg verlegte, umgangen hatte, wurde er am 14. Mai in Pavia zum König gewählt, eine Neuerung, die das Verhältnis Ober-

italiens zu Deutschland wesentlich änderte und die Autorität des italienischen Königtums minderte. Otto I. hatte sich König von Italien genannt nach dem Rechte der Eroberung, ohne Wahl und ohne Krönung, noch ehe er durch die Ehe mit Adelheid deren Kronrechte erworben hatte; Otto II. hatte auch dort als sein Erbe gegolten, und eine Anerkennung oder Bestätigung seiner Rechte hatte nicht stattgefunden. Otto III. war 982 zu Verona von den Großen beider Reiche als König von Italien und von Deutschland, welche als eins erschienen, anerkannt worden, so daß die italienische Krone in die deutsche, zu deren Empfang man das Kind über die Alpen geleitete, aufgegangen zu sein schien. War bei Heinrichs II. Erhebung in Deutschland das Wahlrecht der Großen bereits wieder der maßgebende Faktor gewesen, so wurde es in Italien jetzt noch ausdrücklicher anerkannt. In der Nacht nach der Krönung Heinrichs brach in Pavia ein Aufstand aus, dessen die überraschten Deutschen nur mühsam Herr wurden und der zu einer teilweisen Zerstörung der in Brand gesteckten Krönungsstadt führte. Die Kunde von Unruhen in Deutschland nötigte Heinrich zu schleuniger Heimkehr: seine Pläne auf Rom mußte er aufgeben.

So wuchs die Verwirrung in der ewigen Stadt. Johannes Crescentius gebot dort: drei Päpste nacheinander, Johann XVII. (1003), XVIII. (1003—9) und Sergius IV. (1009—12) setzte er ein und bediente sich ihrer zur Beherrschung und Ausbeutung der Stadt und des Kirchenstaates. Die Feindschaft der Grafen von Tusculum gegen ihn brachte Rom eine lange Reihe wilder bürgerlicher Kämpfe. Erst als 1012 Johannes Crescentius und Sergius IV. gleichzeitig starben, wurde die Macht der Crescentier erschüttert. Der von ihnen anfangs eingesetzte Gregor VI. mußte weichen, die Tusculaner brachten Rom in ihre Gewalt, und von den drei damals an ihrer Spitze stehenden Brüdern wurde der eine, Theophylakt, als Benedikt VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, während die beiden anderen, Alberich und Romanus, als Senator und Konsul die weltliche Gewalt in ihre Hand nahmen, Heinrich II. aber sich mit der schattenhaften Würde eines Patricius begnügen sollte. Gregor VI. erschien Hilfe bittend in Deutschland. Aber Heinrich war durch die Händel mit seinen Schwägern und den polnischen Krieg beschäftigt und nahm eine unentschiedene und abwartende Haltung an, um, als die Macht der Tusculaner sich als dauerhaft erwies, sich auch hier den Thatsachen anzupassen und Benedikt VIII. als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, zumal derselbe trotz des illegalen Ursprungs seiner Würde und seiner weltlichen Vergangenheit in Bahnen einlenkte, die den Beifall aller streng kirchlich Gesinnten fanden und ihm namentlich die Cluniacenser gewannen. Hierin traf auch Heinrich mit ihm zusammen: in engster Bundesgenossenschaft betrieben Papst und König bald eine Erneuerung der entarteten Kirche im Sinne der Cluniacenser.

Deshalb zog Heinrich, als Deutschland beruhigt und der polnische Krieg durch einen Stillstand vorläufig beendet war, 1013 zum zweitenmale über die Alpen. Er fand gute Aufnahme; in Ravenna traf er mit Benedikt VIII. zusammen: auf einer Synode berieten sie die Reform der Kirche unter Teil-



Widmungsbild in der Lebensbeschreibung Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin [illegible]

Im unteren Felde das Kaiserpaar, der Bamberger Dom [illegible] dem in einer Mandorla thronenden Christus [illegible] Um 1150. Bamberg, Stadtbibliothek

[illegible] Autorität des italienischen [illegible] von den Grafen genannt nach dem [illegible] noch ehe er durch die Er[illegible] II. hatte auch dort als sein [illegible] seiner Rechte hatte nicht [illegible] von den Grafen leider Reihe als [illegible] als erste erschienen, anerkannt [illegible], zu deren Empfang man [illegible] zu sehen. War bei [illegible] Geschlecht der Grafen bereits [illegible] es in Italien jetzt noch aus[illegible] Krönung Heinrichs brach in [illegible] Deutschen nur mit Mühe Herr [illegible] der in Brand gesteckten [illegible] in Deutschland nötigte Hein[illegible] Rom mußte er aufgeben.

[illegible] ewigen Stadt. Johannes Cres[illegible], Johann XVII. (1003), XVIII. [illegible]) setzte er ein und bediente sich ihrer [illegible] der Stadt und des Kirchenstaates. Die [illegible] von Tusculum gegen ihn brachte Rom eine lange Reihe [illegible] 1012 Johannes Crescentius und [illegible] die Macht der Crescentier erschüttert. [illegible] VI., mußte weichen, die Tusculaner [illegible], und von den drei damals an ihrer Spitze [illegible] Theophylakt, als Benedikt VIII. auf den [illegible] die beiden anderen, Alberich und Romanus, [illegible] Gewalt in ihre Hand nehmen, Heinrich II. [illegible] Würde eines Patricius begnügen sollte. [illegible] VI. [illegible] in Deutschland. Aber Heinrich war durch [illegible] mit seinen [illegible] und den polnischen Krieg beschäftigt und [illegible] eine unentschiedene und abwartende Haltung an, um, als die Macht der [illegible] sich als dauerhaft erwies, sich auch hier den Thatsachen anzupassen [illegible] VIII. als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, zumal derselbe [illegible] Ursprunges seiner Würde und seiner weltlichen Vergangen[illegible] Bahnen einlenkte, die den Beifall aller streng kirchlich Gesinnten fanden und [illegible] namentlich die Cluniacenser gewannen. Hierin traf auch Heinrich [illegible] zusammen: in engster Bundesgenossenschaft betrieben Papst und König [illegible] der erstarrten Kirche im Sinne der Cluniacenser.

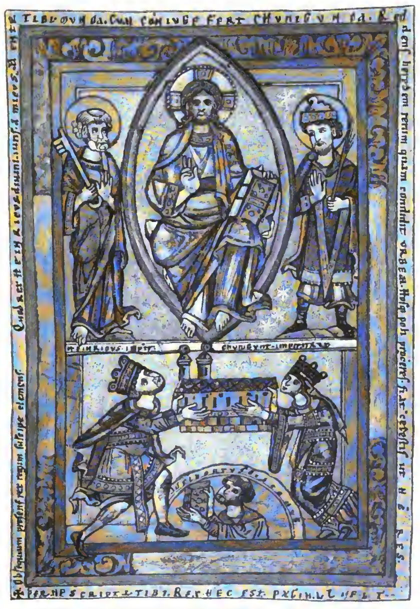
[illegible] zog Heinrich, als Deutschland beruhigt und der polnische Krieg [illegible] vorläufig beendet war, 1013 zum zweitenmale über [illegible] fand gute Aufnahme; in Ravenna traf er mit Benedikt VIII. [illegible] einer Synode betrieben sie die Reform der Kirche unter Teil-



Widmungsbild in der Lebensbeschreibung Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde.

Im unteren Felde das Kaiserpaar, den Bamberger Dom dem in einer Mandorla thronenden Christus weihend.
Um 1150. Bamberg, Stadtbibliothek

[illegible] des [illegible]
[illegible] nannt [illegible]
[illegible]
[illegible] hatte
[illegible] der [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] War
[illegible]
[illegible] noch [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Gree
[illegible] XVIII.
[illegible] von [illegible]
[illegible] Die
[illegible] Reihe
[illegible]
[illegible] erschüttert.
[illegible]
[illegible] ihrer Spitze
[illegible] VIII. auf den
[illegible] und Romanus,
[illegible] Heinrich II.
[illegible] sollte
[illegible] war durch
[illegible] beschäftigt und
[illegible] die Macht der
[illegible] anzupassen
[illegible] VIII. als [illegible] zumal derselbe
[illegible] Vergangen-
[illegible] fanden
[illegible] Heinrich
[illegible] und König
[illegible] der Cluniacenser.
[illegible] der [illegible] Krieg
[illegible] zum zweitenmale [illegible]
[illegible] er mit Benedikt VIII.
[illegible] der Kirche unter Teil-



Widmungsbild in der Lebensbeschreibung Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde.

Im unteeen Felde das Kaiserpaae. den Bamberger Dom dem in einee Mandorla thronenden Christus weihend.
Um 1150. Bamberg, Stadtbibliothek

nahme des Abtes Odilo von Cluny. Dann zogen sie nach Rom; am 14. Februar 1014 empfing Heinrich dort aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone. Die Verbindung mit den Tusculaner Grafen erwies sich also als gleich vorteilhaft in weltlicher wie in kirchlicher Hinsicht. Um so fester zog Heinrich sie an und stärkte die Stellung des mächtigen Dynastengeschlechtes. Auch nach seinem Aufbruch zur Heimat blieb daher die Ordnung gewahrt. Italien war wie gewandelt: in der Lombardei hatte die nationale Opposition die Waffen gestreckt, über die Kirche verfügte Heinrich dort unumschränkt: deutsche Geistliche, vielfach Anhänger der Reform, setzte er den lombardischen Bistümern vor. Ein neuer Geist der Zucht und der Ordnung gewann die Herrschaft in der Kirche, und das Zusammenwirken des Kaisers mit dem kraftvollen Benedikt VIII. stellte eine friedliche Verjüngung derselben in Aussicht. 1020 kam der Papst selbst nach Deutschland und weihte auf des Kaisers Wunsch den Dom zu Bamberg, wo Heinrich 1007 ein glänzend ausgestattetes Bistum, seine Lieblingsstiftung, errichtet hatte. In dem deutschen Episkopate, wo der Sieg der cluniacenser Reformrichtung verstimmte, fand diese Schöpfung freilich wenig Beifall. Einmal hatte die neue Kirchenprovinz sich nur auf Kosten der älteren herstellen lassen, die in ihren Gebieten verkürzt worden waren, und dann verstimmte die Ausnahmestellung, die der Bamberger Kirche insofern eingeräumt wurde, als sie zwar in geistlichen Dingen dem Mainzer Erzbischof als Metropoliten untergeordnet blieb, in weltlicher Hinsicht aber gleichsam aus dem deutschen Reiche ausschied, da sie als unmittelbares Eigentum der römischen Kirche anerkannt wurde. In Bamberg erschien damals Herzog Melus, unter dem die Einwohner des unteritalischen Bari, von den Byzantinern verlassen, auf eigene Hand die Araber zu bekämpfen versucht hatten, von Benedikt VIII. durch Entsendung normännischer Ritter unterstützt, die als Pilger in Rom erschienen waren. Dieser trug sich mit großen Entwürfen: im Bunde mit Genua und Pisa hatte er bereits Sardinien den Arabern entrissen, war dann aber auf den Widerstand der Griechen gestoßen, die Herzog Melus bald hart ins Gedränge brachten, so daß er durch Vermittelung des Papstes Heinrich II. um Hilfe anging. Melus starb jedoch in Bamberg. Aber Heinrich nahm die gegebene Anregung zu neuem Einschreiten in Italien bereitwillig auf.

Im Herbst 1021 zog der Kaiser zum drittenmale auf der Brennerstraße über die Alpen. Nach längerem Aufenthalt in Ravenna teilte sich das Heer, das 60000 Mann stark geworden war. Unter Piligrim, einem im Dienste der kaiserlichen Kanzlei in die Höhe gekommenen Bayern, den Heinrich unlängst als Nachfolger Heriberts auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln erhoben hatte, erreichte ein Teil auf der westlichen Straße über Rom das zum Sammelplatz bestimmte Benevent; ein zweiter unter dem Patriarchen Poppo von Aquileja verfolgte den mittleren Weg; das Hauptheer unter dem Kaiser selbst hielt sich längs der adriatischen Küste. In Benevent wurde Heinrich vom Papste bewillkommnet. Während er dann das feste Troja einschloß und nach einem Vierteljahr zur Übergabe nötigte, beugte Piligrim von

Köln Kapua, Salerno, Amalfi und Neapel unter die kaiserliche Herrschaft. Diese Gebiete wurden als Reichsmarken gegen die Araber und Griechen eingerichtet. Auch die normännischen Ritter, die Benedikt Herzog Melus zu Hilfe geschickt hatte, wurden dort mit Land ausgestattet.

Auch in Italien waren, als Heinrich Ende des Jahres 1022 nach Deutschland zurückkehrte, die üblen Folgen von Ottos III. verkehrter Politik ausgeglichen: die Weiterführung der Pläne war ermöglicht, welche Otto II. in den letzten Wochen seines Lebens beschäftigt hatten. Aber eins hatte sich in diesen dreißig Jahren doch wesentlich geändert: die Kirche hatte die Abhängigkeit vom Kaisertum abgestreift; sie stand als gleichberechtigte Macht neben demselben und übte durch die Cluniacenser auf Heinrich II. auch in politischen Dingen vielfach bestimmenden Einfluß. So ergaben die Waffenerfolge Heinrichs auch einen Machtzuwachs für die Kirche, der Benedikt VIII. die Durchsetzung seiner Reformpläne erleichterte. In Gemeinschaft mit dem Kaiser, der, ohne den staatlichen Rechten etwas zu vergeben, doch die sittliche Autorität der Kirche dem Staate gegenüber unbedingt anerkannte, wollte Benedikt nun die deutsche Kirche nach den Ideen der Cluniacenser umgestalten. Aber auch jetzt verhielt diese sich dagegen ablehnend, und als sie mit Zwang bedroht wurde, erhob sie sich offen zur Abwehr. An ihrer Spitze stand dabei Aribo von Mainz, eine herrische, gewaltthätige Persönlichkeit, die nicht allein von kirchlichen Gesichtspunkten bestimmt wurde. Dabei begnügten sich die deutschen Bischöfe nicht mit der Abwehr der cluniacenser Neuerungen, sondern machten den Versuch, die ganze auf den pseudoisidorischen Dekretalen beruhende Machtstellung des römischen Bischofs zu Fall zu bringen und die Metropolitangewalt zu der alten Unabhängigkeit nach oben und der alten Geltung nach unten zu erheben. Mit seinen Suffraganen beschloß Aribo 1022 auf einer Provinzialsynode zu Seligenstadt die Herstellung der bischöflichen Sendgerichte und verbot die Appellation nach Rom, durch die den Bischöfen die Kirchenzucht allmählich entwunden war. Und an dieser Synode nahm nicht bloß Eberhard, der Vorsteher von Heinrichs Lieblingsstiftung zu Bamberg, teil, sondern auch Bruno von Augsburg (1008 bis 29), des Kaisers eigener Bruder. Heinrich, eben aus Italien heimgekehrt, berief ein Nationalkonzil; sein Verlauf ist nicht bekannt; den gehofften Eindruck hat es jedenfalls nicht gemacht. Bald nahm die bischöfliche Opposition gegen Papst und Kaiser noch schroffere Formen an. Wieder war es ein Ehehandel, der zu neuem, leidenschaftlichem Zusammenstoß der streitenden Prinzipien den Anlaß gab. Ein rheinischer Graf, Otto von Hammerstein, war wegen der mit einer Verwandten, Irmengart, eingegangenen Ehe schwerer kirchlicher Censur verfallen und endlich von Aribo zur Unterwerfung gebracht worden; seine Gattin aber appellierte an Benedikt VIII. und dieser nahm sich ihrer, so wenig die Sache an sich dazu geeignet war, mit größter Entschiedenheit an, obgleich der Kaiser früher den Spruch der deutschen Kirche gebilligt und dem Grafen gegenüber selbst mit Waffengewalt durchgesetzt hatte. Daß Rom den deutschen Episkopat in einer Sache zum Gehorsam zwingen wollte, wo er

zweifellos den bisher für die Kirche allein maßgebenden Standpunkt vertrat, Rom aber die entgegengesetzte Partei ergriff und eine nach dem strengen Recht der Kirche verworfene Sache zu der seinigen machte, überzeugte die deutschen Bischöfe vollends, daß es der Kurie nicht um die Sache, sondern nur um ihre Unterwerfung zu thun sei, und bestärkte sie in ihrem Widerstande.

Dieser Konflikt drohte auch Heinrich II. verhängnisvoll zu werden: auch von ihm, dem Bündner Benedikts VIII. und der Cluniacenser, wandte der deutsche Episkopat sich ab. Außerdeutsche Interessen spielten dabei mit, die in des Kaisers Beziehungen zu Burgund und Frankreich wurzelten. Auf ersteres hatte Heinrich bei der Kinderlosigkeit König Rudolfs III., des Bruders seiner Mutter Gisela, frühzeitig ein Nachfolgerrecht geltend gemacht und durch einen Vertrag anerkannt erhalten. Als dann aber Rudolf III. unter dem Einfluß des burgundischen Adels davon zurücktreten wollte, hatte Heinrich seine Anrechte energisch vertreten und bereits 1016 zu Straßburg die Belehnung mit Burgund empfangen, dessen Regierung Rudolf damals niederlegte. Alsbald erhob sich der burgundische Adel gegen die deutsche Herrschaft, Rudolf nahm die königliche Würde wieder an und erklärte den Erbvertrag für aufgehoben. Dieses Spiel wiederholte sich noch mehrfach und stürzte Burgund, gegen das die deutschen Feindseligkeiten fortdauerten, in wüste Fehde, der endlich die Geistlichkeit mit kirchlichen Friedensgeboten und der Verhängung kirchlicher Censuren gegen deren Übertreter Einhalt that. In diesem strengen Geiste, der den Klerus von Burgund, der Heimat der Cluniacenser, erfüllte, suchte nun der Kaiser einen Rückhalt gegen die deutschen Bischöfe. Auch die Kirche Frankreichs dachte er auf seine Seite zu ziehen, und eine persönliche Begegnung, die er im Sommer 1023 mit König Robert von Frankreich hatte, diente dem gleichen Zwecke. Heinrich II. plante nämlich die Berufung eines allgemeinen Konzils, welches die Reform der Kirche im Sinne der Cluniacenser durchführen sollte, bot also geradezu die Kirche Italiens, Burgunds und Frankreichs gegen die deutsche Kirche auf, um diese unter die pseudoisidorischen Prinzipien zu beugen, ihrer nationalen Sonderstellung zu berauben und Rom unterthänig zu machen. Wenn Heinrich II. gleichzeitig durch die Vereinbarungen mit Robert von Frankreich die Herstellung eines allgemeinen Friedenszustandes anbahnen und das Ideal eines Weltfriedens verwirklichen wollte, so war das augenscheinlich nur ein Mittel, um in Deutschland seine kirchlichen Reformpläne durchzusetzen. Für diese trat auch Benedikt VIII. ein: Aribo von Mainz verlor die Ehre des Palliums; seine Entsetzung wurde eingeleitet. Er blieb die Antwort nicht schuldig: im Frühjahr 1024 hielt er mit seinen Suffraganen eine Synode zu Höchst. Als Nationalsynode hatte er sie ausgeschrieben, aber die übrigen Kirchenprovinzen hielten sich fern; doch machte die dort beschlossene feierliche Verwahrung gegen die Übergriffe der Kurie um so tieferen Eindruck, als nun auch der Kaiser gegen die widerstrebenden Kirchen mit weltlichen Strafmandaten vorging, um sie durch Minderung ihres Besitzes zur Unterwerfung zu nötigen. Aber inzwischen war am 4. April 1024 Benedikt VIII.



gestorben; ihm folgte sein Bruder, der bisherige Senator Romanus, als Johann XIX., der bloß weltliche Interessen kannte und die reformatorische Richtung alsbald aufgab. Aribo und die Seinen hatten nun nichts mehr zu fürchten: das Papsttum gab den universellen Standpunkt wieder auf, zu dem es sich eben erhoben, und beschränkte sich freiwillig auf die Stadt und den Kirchenstaat als den Kreis seiner Wirksamkeit. Das war auch für Heinrich II. eine Niederlage: mochte er nun sehen, wie er sich mit dem deutschen Episkopat verständigte. Ohne schwere Opfer von seiten des Königtums war das gewiß nicht möglich, denn die deutschen Bischöfe hatten allen Grund, sich gegen ähnliche Gefahren für die Zukunft durch wirksame Bürgschaften zu sichern.

Heinrich II. ist diese Demütigung erspart worden. Er war schon körperlich leidend: der Zusammenbruch seiner Hoffnungen, das Scheitern seines kirchlichen und politischen Systems muß ihn schwer getroffen haben. Schnell schwanden seine Kräfte, und am 13. Juli 1024 beschloß er in der Pfalz zu Grona in der Nähe von Göttingen sein Leben. In Bamberg wurde er bestattet. Neben ihm hat man neun Jahr später seiner frommen Gemahlin Kunigunde die letzte Ruhe bereitet. Das Grabmal, das, mit den Bildnissen beider geschmückt, im Bamberger Dom bewundert wird, ist ein Werk des sechzehnten Jahrhunderts; das ursprüngliche hat bei dem Brande des Doms 1081 seinen Untergang gefunden.



Königssiegel Heinrichs II.
Nach einem Abdruck im Brit. Museum zu London.

Heinrich II. war zur rechten Zeit gestorben. Welche Anfeindung seiner gewartet hätte, läßt der vollkommene Umschlag erkennen, der jetzt in der deutschen Politik eintrat, veranlaßt und geleitet von dem deutschen Episkopat, mit der ausgesprochenen Absicht, das Lebenswerk des letzten sächsischen Herrschers zu zertrümmern und seine Wiederaufrichtung in Zukunft unmöglich zu machen. Im Gegensatz zu der hochkirchlichen Richtung, die Heinrich II. dem Reiche hatte aufnötigen wollen, wurde die Entscheidung über dessen Zukunft jetzt geflissentlich von durchaus unkirchlichen, den Cluniacensern feindlich entgegengesetzten Gesichtspunkten getroffen. Die deutsche Kirche wollte sich nicht entweltlichen lassen, wollte ihren reichen Besitz ungeschmälert bewahren und die politische Rolle nicht aufgeben, in die sie seit Otto I. hineingewachsen war, die sie vor den Kirchen Italiens und Frankreichs voraus hatte und die nicht bloß die Eigenart, sondern auch die Größe und Bedeutung ihrer Stellung begründete.

Von diesem Gesichtspunkte aus wurde die Wahl eines Königs eingeleitet,



Grabmal Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Dom zu Bamberg
Von Tylmann Riemenschneider (1460–1531)

[illegible] Bruder [illegible] der bisherige Senator Romanus, als [illegible] gewesen hatte und die reformatorische [illegible] die [illegible] hatten nun nichts mehr [illegible] jellen Standpunkt wieder auf, [illegible] sich [illegible] auf die Stadt und [illegible] Wirksamkeit. Das war auch [illegible] er nun sehen, wie er sich [illegible] schwere [illegible] von Seiten des Königtums [illegible] deutschen Bischöfe hatten allen Grund [illegible] Zukunft durch wirksame Bürgschaften [illegible]

[illegible] worden. Er war schon [illegible] Hoffnungen, das Scheitern seines kirchlichen [illegible] politischen Systems muß ihn schwer getroffen haben. Schnell schwanden seine Kräfte, und am 13. Juli 1024 [illegible] er in der Pfalz zu Grona in der Nähe von Göttingen sein Leben. In Bamberg wurde er bestattet. Neben ihm [illegible] man [illegible] Jahr später seiner frommen Gemahlin Kunigunde die letzte Ruhe bereitet. Das Grabmal, das, mit den Bildnissen [illegible] geschmückt, im Bamberger Dom bewundert wird, ist ein Werk des [illegible] zehnten Jahrhunderts; das ursprüngliche hat [illegible] dem Brande des Domes 1081 seinen Untergang gefunden.



[illegible] Heinrich II. [illegible]
[illegible] Abdruck im [illegible] zu [illegible]

Heinrich II. war zur rechten Zeit gestorben. Welche Anfeindung seiner [illegible] wartet hatte, läßt der vollkommene Umschlag erkennen, der jetzt in der deutschen [illegible] eintrat, veranlaßt und geleitet von dem deutschen Episkopat, mit der [illegible] Absicht, [illegible] Lebenswerk des letzten sächsischen Herrschers [illegible] zerstören [illegible] aufrichtung in Zukunft unmöglich zu machen. Im [illegible] Richtung, die Heinrich II. dem Reiche hatte auf[illegible] die Entscheidung über dessen Zukunft jetzt geflissentlich [illegible] den Cluniacensern feindlich entgegengesetzten Gesichts[illegible] Kirche wollte [illegible] entweltlichen lassen, [illegible] geschmälert bewahren und die politische Rolle [illegible] I. [illegible] war, die sie vor den [illegible] hatte und die nicht bloß die Eigenart, [illegible] ihrer Stellung begründete.

[illegible] die Wahl eines Königs eingeleitet,



Grabmal Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Dom zu Bamberg.
Von Tylmann Riemenschneider (1460—1531)

bei der es sich zugleich um die folgenschwere Berufung eines neuen Geschlechtes auf den Thron handelte. Doch scheint auch diesmal eine gewisse Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse genommen zu sein. Die beiden Männer, um die es sich von Anfang an allein handelte, entstammten beide einer Seitenlinie des sächsischen Hauses und leiteten ihre Abkunft gleichmäßig von Konrad von Lothringen und Luitgard, Ottos I. Tochter, ab. Otto, der Sohn des herzoglichen Paares, dem das dem Vater bei seiner Absetzung gelassene Familienerbgut bei Worms und Speier zugefallen war, hatte dem Sohne seines frühverstorbenen älteren Sohns Heinrich, Konrad, davon nur einen Teil zugewandt und die Hauptmasse seinem jüngeren Sohn Konrad überwiesen, der außerdem noch das Herzogtum Kärnten erhielt. Jener ältere Konrad war darüber mit seiner Familie zerfallen: aber Bischof Burkhard von Worms hatte sich seiner angenommen und ihn erzogen; auch mit Heinrich II. hatte er in Feindschaft gelebt, wozu auch die von der Kirche angefochtene Ehe mit seiner Verwandten Gisela beigetragen hatte, der Witwe Herzog Ernsts I. und von diesem Mutter des jungen Ernst II. von Schwaben. Die Verfeindung mit Heinrich II., die Freundschaft mit Burkhard von Worms und die durch beides bethätigte Ablehnung der cluniacenser Reformen ließen diesen Konrad jetzt den deutschen Bischöfen als den geeignetsten Thronkandidaten erscheinen. Ein nüchterner, praktischer Mann von straffem, soldatischem Wesen, aller Schwärmerei abgewandt, gewohnt, Menschen und Dinge ausschließlich nach weltlichen Gesichtspunkten zu beurteilen und ohne alle Idealität, bestrebt, den ihm umgebenden Verhältnissen möglichst vorteilhafte Seiten abzugewinnen, bildete er einen scharfen Gegensatz zu dem verstorbenen König. Mitbewerber war sein Vetter Konrad der Jüngere, ein Sohn Konrads von Kärnten, für den Piligrim von Köln und die Lothringer durch seine Mutter gewonnen waren, eine Schwester Giselas, die Gattin des älteren Konrad, die in zweiter Ehe mit Friedrich von Oberlothringen vermählt war. Da es aber in aller Interesse lag, eine einstimmige Wahl herbeizuführen, so kam es im September 1024, wo die Fürsten und Großen mit ihren Mannen bei Kamba am Rhein zusammentrafen, schnell zu einer Verständigung. Der jüngere Konrad war klug genug, sich in das Unabänderliche zu fügen, mochte auch sein lothringischer Anhang die Wahlstatt unzufrieden verlassen. Was von einem förmlichen Vertrage oder auch nur von Verhandlungen zwischen den beiden Kandidaten berichtet wird, entbehrt der historischen Beglaubigung.

Aber trotz seiner einstimmigen Wahl hatte auch Konrad II. (1024—39) bald mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Aribo von Mainz, der den Neugewählten krönte, verweigerte doch seiner Gemahlin Gisela, deren Ehe kirchlich angefochten wurde, die Ehre der Krönung. Durch ihre Gewährung setzte sich sein Nebenbuhler Piligrim von Köln in der Gunst des Königs fest. Die Lothringer verweigerten Konrad II., dem man fast überall bereitwillig huldigte, den Gehorsam und beugten sich ihm erst 1025. Dann aber wurde die Ruhe im Innern unter Konrad nicht weiter gestört, wenigstens nicht aus

Feindschaft gegen die bestehende staatliche Ordnung, sondern bloß aus irregeleiteter persönlicher Leidenschaft. Denn nun wurde den deutschen Interessen wieder ihr Recht und der Gegensatz kam in Wegfall, den das Vorwalten kirchlicher Interessen und universeller Tendenzen in die deutschen Angelegenheiten gelegt hatte. Das besserte auch die Stellung des Reiches seinen Nachbaren gegenüber, denen Konrad, wo er sich zur Gewalt nicht stark genug fühlte, zur Sicherung ehrlichen Friedens auch Zugeständnisse zu machen kein Bedenken trug. So schloß er im Norden mit Knud dem Großen, dem Herrscher Dänemarks, Norwegens und Englands, einen Frieden, der die ehemalige Mark Schleswig, die ja thatsächlich längst verloren war, demselben überließ, aber die zurückgenommene deutsche Grenze endlich sicherte und den schwer heimgesuchten deutschen Landen an der unteren Elbe Ruhe verschaffte. Jetzt erst erholten sich dieselben von den Schlägen, die sie gegen Ende der Regierung Ottos II. getroffen hatten. Auch an der Ostgrenze gegen Polen wurde Abhilfe geschafft. Dort setzte Boleslaws III. Nachfolger Miecislaw, der sich König nannte, seines Vaters Großmachtsstreben fort, und erst im dritten Jahre, 1031, brachte der gegen ihn geführte Krieg die Lausitz wieder in deutschen Besitz. Ein Übriges thaten Familienstreitigkeiten, die in dem polnischen Herrscherhause ausbrachen: Miecislaw, von seinem Bruder Bezbriem verjagt, erschien als Flüchtling bei Konrad, der ihn durch einen siegreichen Feldzug wieder herstellte, nun aber seine Lehenshuldigung empfing. Im Westen machte Konrad Rudolf III. von Burgund gegenüber die Ansprüche nachdrücklich geltend, die Heinrich II. durch seinen Erbvertrag für das deutsche Königtum erworben hatte. Durch Besetzung des burgundischen Basel erzwang er ihre Anerkennung und sicherte die künftige Erfüllung des Vertrages. Dadurch aber fühlte sich nicht bloß der größte Teil des burgundischen Adels beschwert, der das selbständige nationale Königtum erhalten wollte, sondern auch Konrads Stiefsohn Ernst II. von Schwaben erblickte darin eine Beeinträchtigung des Erbrechts, das ihm durch seine Mutter, die Tochter der burgundischen Prinzessin Gerberga, zustehen sollte. Zur Bethätigung kam die Feindschaft zuerst, während Konrad in Italien weilte, wo er im März 1027 von Johann XIX. die Kaiserkrone erhielt. Natürlich regten sich alsbald auch alle anderen Unzufriedenen. Mit Ernst von Schwaben stand namentlich auch Konrad der Jüngere, dann Welf II. von Ravensburg in Verbindung: aber Konrads schnelle Rückkehr nötigte sie die Ausführung ihres Vorhabens zu vertagen.

Konrads Erfolg bei Rudolf III. von Burgund reizte Ernst zu neuen Akten der Feindschaft: er wurde deshalb in sichern Gewahrsam genommen. Aber unter Vermittelung Giselas kam eine Versöhnung zu stande, vermutlich aus Anlaß der 1028 vollzogenen Wahl und Krönung des jungen Heinrich, des Sohnes Giselas und Konrads. An der Gesinnung Ernsts aber änderte sie nichts; auch gewann Konrad kein größeres Vertrauen zu ihm. So erneute sich der Konflikt bald in leidenschaftlicherer Weise: ein Anhänger Ernsts, Werner von Kyburg, der Graf im Thurgau, beharrte im Aufruhr gegen den König.

Daher stellte dieser auf einem Reichstage zu Ingelheim, Ostern 1030, seinem Stiefsohn die Wahl, entweder sich von dem Grafen feierlich loszusagen und selbst die Acht gegen denselben zu vollstrecken oder als Mitschuldiger auch die Strafe mit auf sich zu nehmen. Aber weniger einen Beweis todesmutiger Freundestreue als vielmehr tiefster Verbitterung gegen den Stiefvater und verzehrenden Ehrgeizes wird man darin erblicken, wenn Ernst die Partei des landfriedensbrecherischen Grafen ergriff und so den Bann der Kirche und die Acht des Reiches auf sich zog. Er entwich aus Deutschland, warb erst in Frankreich vergeblich, dann bei Odo von Champagne, dem Haupte der burgundischen Gegner Konrads II., um Waffenhilfe gegen den Vater. Zurückgekehrt sah er sich auch von seinen Lehensleuten verlassen und wird auf sein Werben um Hilfe vielfach eine ähnliche Antwort erhalten haben, wie sie die Überlieferung zwei schwäbischen Grafen in den Mund legt: sie seien ihm zwar zu Treue und Dienst verpflichtet, aber weit darüber stehe die Verpflichtung gegen den König, ihrer aller obersten Schutz- und Schirmherrn, die nicht verletzt werden dürfe. Ernsts Sache war zum voraus verloren, und der Kampf, den er mit wenigen Leuten gegen des Vaters Anhänger unternahm, konnte die Katastrophe nur beschleunigen: am 17. August 1030 fand der ritterliche Jüngling in dem Höllenthal im Schwarzwald unter den Schwertern der Königlichen seinen Tod, mit dem er wohl schweres Unrecht sühnte, in den Augen des Volkes aber, für das sich mit diesen Vorgängen die Erinnerung an das Schicksal Ludolfs von Schwaben vermischte, zu einem von der Sage verklärten Märtyrer wurde, dessen Bild mit um so größerer Vorliebe ausgemalt wurde, je mehr die weithin herrschende Abneigung gegen das schroffe und strenge Regiment Konrads mitwirkte.

Der Sicherung der sächsischen Marken und dem glücklichen Polenkrieg der Jahre 1030 und 1031, welche die Lausitz wieder an das Reich brachten, folgte dann die Erwerbung Burgunds. Dort erhob die nationale Opposition beim Tode Rudolfs III. 1032 alsbald Graf Odo von Champagne zum Gegenkönig. Aber Parteiungen unter dem burgundischen Adel und die Verschiedenheit der Interessen der französischen und deutschen Landschaften Burgunds lähmten den Widerstand; auch blieb die gehoffte französische Hilfe aus. So drang Konrad 1033 von Basel aus in Burgund ein, brachte die deutschen Landschaften in seine Gewalt und ließ sich in Peterlingen am Bodensee zum König wählen und krönen: er übertrug also den in Deutschland entwickelten staatsrechtlichen Brauch nach Burgund. Im folgenden Jahre brach er auch im westlichen Teile des Landes den Widerstand und konnte im Dom zu Genf, an der altüblichen Stätte, die Krönung als König von Burgund empfangen. Die Erwerbung Burgunds eröffnete glänzende Aussichten nach Süden und Westen. Frankreich, nun dauernd in der Flanke bedroht, hörte vollends auf dem Reiche gefährlich zu sein, und Überraschungen, wie noch Lothar III. sie Otto II. bereitet hatte, waren unmöglich. Auch Italien gegenüber gewann Deutschland, da es nun einen allezeit offenen Weg über die Westalpen hatte und sich gerade der

Berglandschaften bemächtigen konnte, die sowohl zur Zeit Berengars wie Arduins von Ivrea die Hauptstützen der nationalen Partei ausgemacht hatten. Dann ging von Burgund eine mächtige geistige Anregung auf Deutschland aus: denn dort war die Heimat der Cluniacenser. Der burgundische Klerus war von den jene Kongregation erfüllenden Ideen kirchlicher Reform durchdrungen; der Adel des Landes hatte bereits viel davon in sich aufgenommen und hier und da sogar seinen ritterlichen Brauch nach den Forderungen der Cluniacenser gewandelt, namentlich durch das Institut des Gottesfriedens, der die in des Heilandes Leidensgeschichte vorkommenden Tage als dauernd geweiht der Fehde entzog und diese so auf die Tage von Montag bis Donnerstag beschränkte. Diese Anschauungen und Bestrebungen waren dem deutschen Episkopat und dem deutschen Adel noch fremd. Jetzt erlangten sie Einfluß und bahnten eine Wandelung der deutschen Kirche an, die in ihren weiteren Folgen für die gesamte Reichsordnung entscheidend wurde.

Es ist nun merkwürdig, wie in derselben Zeit, wo der Geist der cluniacenser Reform von Burgund aus auch in Deutschland eindringt, dort die Organisation der Laienschaft, die zu dieser Strömung in offenem Gegensatze stand, einen Fortschritt machte, der dem Königtum eine Fülle der Mittel zuführte und es gegen alle möglichen klerikalen Prätensionen endgültig sicher zu stellen schien. Unberührt von dem schwärmerischen Geiste der Cluniacenser schuf Konrad II. durch seine Weiterbildung des Lehenswesens dem Königtum die Waffen zur Abwehr der daraus schließlich drohenden Gefahren. Daß auch auf diesem Gebiete bereits ein Wandel im Gange war, lehrt die Antwort jener beiden schwäbischen Grafen auf die Aufforderung Ernsts von Schwaben, ihm gegen Konrad Hilfe zu leisten. Eine konsequente Durchführung der ihr zu Grunde liegenden Auffassung des Lehenswesens beseitigte den ärgsten Mangel, an dem dieses und die auf ihm beruhende Verfassung des Reiches krankten. Dieser bestand darin, daß, wenn der Lehensmann seinem Lehnsherrn ausnahmslos gegen jedermann Hilfe zu leisten verbunden war, dem an der Spitze der Lehensordnung stehenden König überhaupt niemand unbedingt verbunden blieb, sobald die unmittelbar von ihm abhängigen Inhaber der großen Reichslehen sich ihm entzogen und ihre Vasallen bei Verlust ihres Lehens ein Gleiches zu thun anhielten. Da nun die großen Reichslehen längst erblich geworden, ihre Inhaber also in ihrem Besitze sicher waren, für die unteren Lehensstufen aber das Prinzip der Erblichkeit durchzuführen sich wohl hüteten, so waren die auf letzteren stehenden in derartigen Konflikten gezwungen, denen zu folgen, die sie von der Seite des Besitzes in der Hand hatten und durch Entziehung des geliehenen Gutes ruinieren konnten. Im Interesse des Königtums lag es, diese Kreise gegen solche Willkür zu schützen und ihnen die Möglichkeit zu geben, dem König die Treue zu wahren, auch wenn ihr Lehnsherr diesem absagte und sich ihrer Waffen gegen ihn bedienen wollte. Das war erreicht, sobald auch für die niederen Lehensstufen die Erblichkeit des Lehens anerkannt wurde. Viele Tausende von ritterlichen, waffentüchtigen Herren traten damit

in ein Verhältnis dankbar empfundenen Schutzes zu dem König, dessen Sache hinfort die ihrige war. Diese Neuerung hat Konrad II. eingeführt, in Deutschland, soweit wir sehen, nicht — wie in Italien — auf dem Wege der Reichsgesetzgebung, sondern indem er durch entsprechendes konsequentes Verfahren eine vollendete Thatsache schuf, der sich auch die großen Lehensinhaber nicht mehr entziehen konnten. Eine neue Parteigruppierung trat damit innerhalb des wehrfähigen Teiles der deutschen Nation ein: in dem Königtum, gegen das sie sich früher so oft hatten brauchen lassen müssen, verehrten die Aftervasallen hinfort eine Schutzmacht; dieses gewann in ihnen einen starken militärischen und politischen Rückhalt.

Diesen aber stärkte Konrad II. noch, indem er eine Entwickelung, die sich während des letzten Menschenalters in den Bistümern vollzogen hatte, auf das Königsgut und dessen Einsassen übertrug. Wie seit dem Anfange des elften Jahrhunderts die Bischöfe ihre Hofverwaltung in sich abgeschlossen und ihre Ministerialen zu besonderen Dienergemeinden organisiert hatten, indem sie Rechte und Pflichten derselben durch besondere Reglements, Hofrechte, festsetzten (eines der ältesten und lehrreichsten stammt vom Bischof Burkhard von Worms), so führte Konrad, was ihm sein Biograph Wipo als ein besonderes Verdienst nachrühmt, eine ähnliche, nur entsprechend umfassendere und politisch folgenreichere Organisation des Königsgutes und der königlichen Ministerialen durch. So wurden die Reichsministerialen, nach alter deutscher Auffassung unfreie Leute, zum Stamme eines Reichsbeamtentums, das bald in die Stellung einrückte, welche die Ottonen dem Episkopat angewiesen hatten. Indem er den Einsassen der Königshöfe bestimmte Pflichten im Dienste des Reiches und des Königs auflegte, machte er sie zu der Stütze, die das Königtum militärisch und finanziell bisher vorzugsweise bei den kirchlichen Lehensleuten und Kriegsmannen gefunden hatte, erhob sie aber zugleich durch die regelmäßige Teilnahme an den Reichsangelegenheiten auf eine höhere Stufe in der gesellschaftlichen Ordnung, welche ihre Unfreiheit allmählich vergessen machte. Völlige Gleichmäßigkeit war dabei natürlich nicht möglich, weil die aufzulegenden Pflichten sich in jedem einzelnen Falle nach der Besonderheit der auf dem betreffenden Königshofe betriebenen Wirtschaft richteten. Das Prinzip aber wird deutlich aus den Bestimmungen des Hofrechts, das 1029 für Weißenburg in Bayern erlassen wurde. Danach mußten die Söhne der dortigen Dienstleute dem König ein Jahr lang unentgeltlich dienen; erhielten sie dann das übliche Lehen von drei Hufen nicht, so durften sie ein Jahr andere Dienste nehmen; stand ein Zug nach Italien bevor, so mußten die Töchter der Dienstleute vom Montag bis Mittwoch Kleider u. a. m. verfertigen, wurden aber während der Arbeitszeit vom Hofe beköstigt; wenn er mit nach Italien zog, sollte der Dienstmann mit einem Reitpferd und einem Saumtier nebst Mantelsack und zwei Knechten und zehn Pfund ausgerüstet werden; bei anderen Zügen bekam er nur fünf Pfund, ein Pferd und zwei Ziegenfelle. Auf diese Weise machte Konrad nicht bloß die militärische Kraft der Ministerialen,

sondern auch die Arbeitskraft ihrer Angehörigen, sowie die auf den Königshöfen gewonnenen Naturprodukte für Königtum und Reich nutzbar. Es hängt damit zusammen, daß er sich der Kirche nicht entfernt so freigebig erwies wie andere deutsche Könige, sondern auch ihr gegenüber darauf ausging, das Krongut zurück zu gewinnen und nach Hofrecht zu seiner unbedingten Verfügung zu erhalten. Die Lasten aber, welche die Kirche zu tragen hatte, wurden darum nicht erleichtert: auch die Bischöfe mit ihren Mannen mußten Kriegs- und Hofdienste leisten, ohne im Reich eine so hervorragende Rolle zu spielen wie bisher; auch zu Naturallieferungen an den Hof und zur Übernahme finanzieller Beihilfen wurden sie angehalten. Endlich trug Konrad II. kein Bedenken, bei der Vergebung kirchlicher Würden sich den Dank der dazu Erhobenen durch reiche Geschenke abstatten zu lassen, — Simonie zu üben, gegen die schon Benedikt VIII. geeifert hatte und die in den Augen der cluniacenser Reformfreunde ein schweres Verbrechen war.

Nicht durch große, anspruchsvoll auftretende gesetzgeberische Akte, sondern durch ein unmerkliches, von Fall zu Fall gleichmäßig vorgehendes Verfahren, das durch die Schaffung einer Reihe von vollendeten Thatsachen dem neuen Prinzip Anerkennung verschaffte, schuf Konrad II. dem deutschen Königtume neue Grundlagen. Aber die Erblichkeit der Lehen wäre der Tod des Königtumes gewesen, wenn dieses auch in Zukunft bei jedem Thronwechsel den Zufällen einer Wahl ausgesetzt geblieben wäre: als logische Konsequenz erforderte sie auch die Erblichkeit der Krone. Daher hat Konrad II. auch auf dieses Ziel hingestrebt, ebenfalls nicht durch große Staatsaktionen, sondern auf dem langsameren, aber sichereren Wege der allmählichen Erwerbung aller dazu nötigen Positionen, so daß auch hier schließlich, scheinbar ungesucht und deshalb auch nicht bekämpft, eine vollendete Thatsache vorlag. Dazu genügte die bereits 1028 erreichte Wahl seines Sohnes Heinrich zum Nachfolger nicht: wie wenig eine solche Designation ohne eine Macht bedeuten wollte, die ihr Anerkennung zu erzwingen gewillt und befähigt war, hatten die Vorgänge nach Ottos II. Tod gezeigt. So suchte Konrad in der Hand des designierten Nachfolgers eine Machtfülle zu vereinigen, die, wenn er selbst starb, jede Anfechtung des Thronrechtes des Knaben ausschloß oder wenigstens aussichtslos machte. Dazu übertrug er die Herzogtümer, wie sie im Laufe seiner Regierung zur Erledigung kamen, sämtlich seinem Sohne, der so schließlich alle Stammgebiete, mit Ausnahme allein Sachsens und Lothringens, in seiner Hand vereinigte. Damit hörte das Herzogtum in seiner alten Bedeutung eigentlich auf: aus einer dauernden Gefahr für das Königtum wurde es, blieb dieser Zustand, dessen vornehmste Machtquelle.

Ähnliche Gegensätze nun, wie sie das Lehnwesen ausgebildet und Konrad II. durch eine neue Ordnung teils ausgeglichen, teils vorläufig unschädlich gemacht hatte, waren im Laufe der Zeit auch in Italien entwickelt, wo zudem die ausgleichende Einwirkung eines starken Königtums fehlte. In Oberitalien standen einander der hohe Adel der sogenannten Kapitäne und der niedere der

Valvassoren feindlich gegenüber. Ersterer hatte auch hier die Erblichkeit der Lehen längst zur Anerkennung gebracht, hielt aber den niederen Adel in lästiger Abhängigkeit, weil er keine Sicherheit des Besitzes hatte, sondern wegen Verletzung seiner Lehnspflicht desselben beraubt werden konnte. Vielfache Parteikämpfe hatten häufigen Mißbrauch dieser feudalrechtlichen Satzungen veranlaßt, welche die niederen Lehnsleute der Willkür der großen preisgaben. Nun versuchte der ehrgeizige Erzbischof Aribert von Mailand diese Verwickelungen zu benutzen, um eine größere politische und kirchliche Macht zu gewinnen. Gestützt auf die waffentüchtige, auf den Ruhm ihrer Stadt und ihrer Kirche stolze Mailänder Bürgerschaft suchte er Oberitalien kirchlich unter seinem Patriarchate zu einigen und auch politisch größere Macht zu gewinnen. Die Kosten trugen die Valvassoren, die auch von den dem Erzbischof verbündeten Kapitänen vielfach geschädigt wurden, und dann das Reich, das an Gütern und Rechten gekürzt wurde. Darüber entbrannte ein erbitterter Bürgerkrieg. Die Valvassoren riefen Konrad II. zu Hilfe, indem sie erklärten, falls er sie im Stich ließe, sich einen andern Beschützer suchen zu müssen. Deshalb zog Konrad gegen Ende des Jahres 1036 zum zweitenmale über die Alpen. In Pavia versammelte er geistliche und weltliche Große um sich; auch Aribert war erschienen. Von allen Seiten wurden Klagen gegen ihn laut: die Valvassoren bezichtigten ihn widerrechtlicher Bedrückung, willkürlicher Eingriffe in des Reiches Rechte und Gut. Des Kaisers Aufforderung, das unrechtmäßig Okkupierte herauszugeben, beantwortete Aribert mit der Erklärung, was er im Besitz des mailändischen Erzbistums vorgefunden habe, sei er entschlossen gegen jedermann zu verteidigen. Da ließ Konrad ihn verhaften. Er sollte als Staatsgefangener nach Deutschland abgeführt werden; unterwegs aber entkam er, kehrte nach Mailand zurück und stand bald an der Spitze der Bürgerschaft, die sich auf die Kunde von dem Geschehenen gewaffnet erhoben hatte. Nun ergriff Konrad offen die Partei des niedern Adels, mit dessen Hilfe allein er hoffen konnte dieser Rebellion Herr zu werden. Am 23. Mai 1037 erließ er ein Reichsgesetz, welches das Lehnwesen nach den Wünschen der Valvassoren ordnete, die längst ein geschriebenes Recht erstrebt hatten, um gegen die Willkür der Kapitäne gesichert zu werden. Es sprach die Erblichkeit der Lehen aus: hinfort konnte ein Herr seinem Vasallen das Lehnsgut nur entziehen, wenn derselbe von einem aus seinesgleichen bestehenden Lehnsgerichtshofe des Bruches der Lehnstreue schuldig befunden war; dem Verurteilten stand zudem Berufung an den Kaiser frei; namentlich wurde auch die Verwandlung von Lehnsgütern in Zinsgüter verboten, die für den davon Betroffenen eine Minderung der Freiheit zur Folge hatte. Auch in der Lombardei stand nun der niedere Adel auf der Seite des Kaisers, der seine so gut wie verlorene Autorität in Italien wieder zurückgewann. Aber dieselbe dem Erzbischof und der Bürgerschaft von Mailand gegenüber zur Anerkennung zu bringen gelang ihm nicht. Aribert wurde abgesetzt, aber in Mailand achtete dessen niemand; auch war die Ernennung des Kaplans Ambrosius zu seinem Nachfolger so zweifellos

rechtswidrig, daß selbst die Zustimmung des neuen Papstes, Benedikt IX., keinen Eindruck machte, zumal gegen den Wandel des dritten Tusculaner Grafen, den die Macht seines Hauses auf den Stuhl S. Peters erhob, vielfache Klagen laut wurden, welche die Cluniacenser eifrig aufnahmen. In Rom selbst gärte es. Dorthin eilte Konrad, zugleich den bedrohten Süden zu sichern. Pandulf von Kapua wurde beseitigt und die Grenzhut dem Normannen Raimund von Aversa anvertraut. In der Lombardei aber dauerte der Widerstand Mailands fort. Auch sonst trat die Opposition kecker auf: selbst viele Bischöfe erwiesen sich als unzuverlässig; Konrad ließ sie nach Deutschland führen und steigerte so die Erbitterung. Schließlich mußte er wegen des schlechten Gesundheitszustandes im Heere auf die Fortsetzung des Kampfes verzichten: die Valvassoren sollten ohne ihn den stolzen Mailänder bewältigen.

Dieses Mißlingen, das ihn im Süden getroffen, machte jedoch, so scheint es, im Norden keinen Eindruck, — ein Beweis, wie fest die königliche Macht dort begründet war. Konnte der Kaiser doch gerade damals seinem Sohne, König Heinrich, dem er eben zu Franken, Bayern und Kärnten auch noch das Herzogtum Schwaben übertragen, in Solothurn zum König von Burgund krönen lassen: die Erbmonarchie schien aufgerichtet, als Konrad II. am 4. Juni 1039 nach kurzer Krankheit in Utrecht starb.

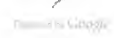
Fünftes Kapitel.

Der Höhestand des deutsch-römischen Kaisertums unter Heinrich III.

1039—1056.

Nicht bloß im Vergleich mit der Regierung des phantastischen Otto III., sondern auch mit der arbeitsreichen und mühevollen Heinrichs II., die sich, sobald sie einigermaßen Boden unter den Füßen fühlte, alsbald in den Dienst hochkirchlicher Bestrebungen stellte, erscheint Konrads II. Walten nüchtern und sozusagen prosaisch. Unberührt von den großen Ideen, die in der Zeit gärten und nach Gestaltung und Bethätigung rangen, hielt er sich an die gegebenen Verhältnisse, die er, ohne in den Mitteln und Wegen besonders wählerisch zu sein, rücksichtslos zum eigenen Vorteil ausbeutete und denen er eben deshalb so große Erfolge abgewann. Von Selbstsucht und Eigennutz erfüllt, militärisch durchgreifend und rücksichtslos erzeugte Konrad Furcht und erzwang Gehorsam, blieb aber allezeit unbeliebt: Trauer soll bei seinem Tode niemand empfunden haben.

In allen diesen Stücken war nun aber Heinrich III., der zweiundzwanzigjährig den Thron bestieg, das Gegenteil vom Vater. Im Besitz einer ausgezeichneten Bildung, erfüllt von tiefer Frömmigkeit, jeden Augenblick beherrscht von der Größe der auf ihm liegenden Verantwortung, gewohnt seinen Herrscherberuf als ein ihm von Gott anvertrautes Amt aufzufassen, für dessen Wahrnehmung er mit seinem eigenen Seelenheil einzustehen hatte, und dadurch zu einer Selbstbeherrschung gelangt, vermöge deren er schon in jüngeren Jahren die in ihm schäumende gewaltige Kraft bewunderungswürdig zu zügeln und zu harmonischem Wirken zu mäßigen wußte, ein Mann von durchaus idealer Gesinnung und seltener Fähigkeit, diese nicht bloß in Thaten umzusetzen, sondern durch deren Eindruck und das unwiderstehlich imponierende Wesen seiner glänzenden Persönlichkeit auch auf andere zu übertragen und selbst Widerstrebende durch sein sittliches Pathos mit sich fortzureißen. Die unvergleichliche Fülle der Macht, die Konrad II. seinem Hause erworben, erhielt in der Hand einer so außerordentlichen Persönlichkeit noch eine ganz andere Bedeutung: achtungsvoll beugte man sich einem Herrscher, der im Schmucke von drei Kronen und schließlich im Besitze einer des Namens würdigen Weltherrschaft selbstlos und uneigennützig blieb, in Leidenschaftlosigkeit und Friedfertigkeit, in Reinheit des



Wandels und Lauterkeit der Gesinnung allen ein Vorbild war und frei von den cäsaropapistischen Verirrungen Ottos III. seines Amtes wie ein in heiligem Eifer verklärter Priester waltete.

Als er zur Regierung kam, wurde der Thronwechsel überhaupt nicht als eine Änderung empfunden: seit Jahren hatte der frühreife Jüngling als Mitregent neben dem Vater gestanden, gelegentlich dessen hartes und gewaltthätiges Wesen mäßigend, freimütig seine abweichende Ansicht bekennend und bethätigend. Nirgends wurde der Friede gestört, doch wohl nicht bloß aus Furcht vor der Fülle der Macht, mit der Heinrich, König von Deutschland und Burgund und Herzog von Franken, Bayern, Kärnten und Schwaben, jeden Aufruhrversuch niederzuschlagen sicher gewesen wäre. Nicht der Übermacht des salischen Hauses, so scheint es, hatte die zu Ausgang der Regierung Konrads hier und da rege Opposition gegolten, sondern der Methode, mit der sie erworben war und gebraucht wurde. Denn als Heinrich III. im Januar 1040 in Augsburg Hof hielt, erschienen dort die lombardischen Großen, um ihm zu huldigen. Ostern geschah ein Gleiches zu Ingelheim von den Burgundern. Dort fand sich auch Aribert von Mailand ein und machte seinen Frieden mit dem jungen Herrscher, der die vom Vater erhobenen Forderungen fallen gelassen zu haben scheint. Vielleicht bestimmte ihn dazu die Rücksicht auf die Gefahren, welche dem Reiche nach wie vor von Osten drohten.

Denn während der Krieg gegen Ungarn, den im Auftrage des Vaters Heinrich geleitet hatte, ohne den gewünschten Erfolg geblieben war und die streitigen Grenzgebiete in dem Besitz der Feinde gelassen hatte, war in den slawischen Landen eine folgenschwere Änderung eingetreten, indem nach dem Tode Miecislaws, des von Deutschland wieder lehnsabhängig gewordenen Sohnes des großen Boleslaw III., Parteiungen im Königshause und wechselvolle Thronstreitigkeiten die Macht des polnischen Königshauses schnell zu Grunde gerichtet und Böhmen unter dem hochstrebenden Herzog Bretislaw die Möglichkeit zu einem gewaltigen Aufschwung gegeben hatten. Während um die Zeit des Thronwechsels in Deutschland in Ungarn die dem Christentume feindliche nationale Partei unter Aba die Gewalt an sich riß und den Nachfolger Stephans des Heiligen († 1030), seinen Neffen, König Peter, entthronte, eroberte Bretislaw von Böhmen einen großen Teil Polens und führte die Gebeine Adalberts von Prag von Gnesen nach der böhmischen Hauptstadt, die unter dem Schutze des Nationalheiligen Sitz eines Erzbistums und eines Königs werden sollte: die kirchliche und politische Emanzipation der Slawen von Deutschland that einen bedeutenden Schritt vorwärts, und die Politik Ottos III. drohte weitere verhängnisvolle Früchte zu tragen. Glücklicher als seine Vorgänger, durch keine innere Schwierigkeit gehindert, konnte Heinrich III. sich mit der ganzen Kraft des Reiches, die durch seines Vaters kluge Organisation der Reichsministerialen bedeutend verstärkt war, dieser nationalen Bewegung entgegenwerfen. Bereits im Frühjahr 1041 mußte Bretislav ihm für Böhmen, Meißen und Schlesien huldigen und Polen herausgeben, wo Kasimir, der

Sohn Mieclslaws und Richenzas, einer Nichte Ottos III., unter deutscher Hoheit als Herzog hergestellt wurde. Mühsam und weniger dauerhaft im Erfolge gestaltete sich der Ungarnkrieg. Erst nach drei Feldzügen drang Heinrich dort vorläufig durch. Zuerst zog er, nun auch von Bretislaw von Böhmen unterstützt, 1042 gegen den Usurpator Aba zu Felde und drang bis Gran vor; aber der von ihm eingesetzte König aus einer Seitenlinie des Hauses Stephans des Heiligen, ein Schützling Bretislaws, vermochte sich nicht zu behaupten und mußte Aba wieder weichen. Deshalb brach Heinrich 1043 zum zweitenmale in Ungarn ein, von einer Donauflotille unterstützt. Am Zusammenfluß von Raab und Rabaniza lagerte Aba, wandte aber den deutschen Angriff durch rechtzeitige Friedensanträge ab: er wurde in der Herrschaft gelassen, gab aber das Grenzgebiet an Fischa, Leitha und March an Deutschland zurück, das seine schwer gefährdete Ostgrenze nun wieder besser gedeckt sah. Bald jedoch erhob sich gegen das Gewaltregiment Abas heftige Opposition; ihre Häupter flohen zu Heinrich III., dem gegenüber Aba seinen Verpflichtungen auch nicht nachgekommen war. Im Sommer 1044 stand der König zum drittenmale in Ungarn und brachte den Feinden, die ihn durch eiligen Rückzug in das unwirtbare Innere zu locken suchten, am 5. Juli an der Raab trotz der Minderzahl seines Heeres eine schwere Niederlage bei. Wie ein Wunder erschien dieser Sieg: Heinrich feierte ihn durch ein kirchliches Dankfest, bei dem er unter frommen Bußübungen die Seinen veranlaßte, seinem Beispiel folgend allen ihren Gegnern zu vergeben und einander unverbrüchlichen Frieden zu geloben. Dann zog er nach Stuhlweißenburg, wo nun der entthronte Peter als deutscher Vasall wieder auf den Thron erhoben wurde. Die wankende Herrschaft desselben zu stützen, mußte Heinrich bereits im Frühjahr 1045 wieder in Ungarn erscheinen: unter dem Sinnbild einer goldenen Lanze übergab ihm Peter sein Königreich, um es alsbald als Lehen zurück zu erhalten. Die ungarischen Großen mußten Heinrich und seinem künftigen Nachfolger Treue schwören: wie ein Besitz des salischen Hauses erschien damit die ungarische Krone und der Ungarnkönig wie ein auf Lebenszeit bestellter Vertreter des deutschen Oberherrn. Jene goldene Lanze aber sandte Heinrich nebst anderen kostbaren Gaben nach Rom: aus ihrem Besitz haben die Päpste nachmals die Lehnshoheit der Kirche über das ungarische Reich herleiten wollen.

So beugten sich damals die drei östlichen Nachbarreiche Polen, Böhmen und Ungarn der Hoheit des deutschen Königs. Das Ideal kaiserlicher Weltherrschaft näherte sich der Verwirklichung gerade von der Seite her, wo bisher seine gefährlichste Schwäche gelegen. Das wirkte auch auf das Innere des Reiches und bahnte eine weitere Wandelung des Verhältnisses zwischen Königtum und Fürstentum an. Die gemeinsam gewonnenen großartigen Erfolge nach außen kamen beiden gleichmäßig zu gute: sie minderten den Gegensatz, in dem sie bisher zu einander gestanden hatten. Doch läßt sich nicht behaupten, daß Heinrich III. andere Ziele als sein Vater verfolgt habe. Auch sein Sinn stand auf den Besitz uneingeschränkter Macht; aber nicht die Macht an sich

lockte ihn: er begehrte sie um der idealen Ziele willen, die er mit ihrer Hilfe zu erreichen dachte.

Daher wandte er andere Mittel an als der Vater. Er verzichtete auf die Vereinigung aller Herzogtümer in seinem Hause, aber um so schärfer brachte er in der den Herzögen angewiesenen Stellung den Charakter eines Reichsamtes zum Ausdruck. Bayern gab er 1042 seinem Neffen Heinrich von Luxemburg; Schwaben erhielt 1045 der rheinische Pfalzgraf Otto, der Bruder der Polenherzogin Richenza, und nach dessen Tod 1048 der ostfränkische Markgraf Heinrich von Schweinfurt. So hat er dem Reich ein Jahrzehnt ungestörten inneren Friedens verschafft. Treubruch und Aufruhr, sonst regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen, kamen außer Übung, und in wetteifernder Dienstbereitschaft scharten sich Fürsten, Edelleute und Dienstmannen um den Herrscher, der ihnen allen ein leuchtendes Vorbild war in gewissenhafter Pflichterfüllung und selbstloser Hingabe an das Gemeinwohl.

Aber auch dieses gewaltig gebietende Königtum hatte seine schwache Seite, von der aus sein Bestand gefährdet werden konnte. Seine Grundlagen waren nicht zu völliger Einigkeit und Einheit zusammengefügt: denn zwischen Laienfürstentum und Episkopat waltete ein Gegensatz ob, der zwar das natürliche Ergebnis aus der bisherigen Entwickelung von Staat und Kirche war, aber doch den Keim ernster Zwietracht enthielt und namentlich Heinrichs idealer Denkweise anstößig sein mußte. Während im ottonischen Zeitalter das Königtum im wesentlichen auf dem deutschen Episkopate beruhte und in großen Krisen seiner unwandelbaren Treue die Rettung zu danken hatte, war in diesem Verhältnis mit Konrad II. eine Wandelung eingetreten. Obgleich dieser die Krone den Bischöfen verdankte, hatte er sie und mit ihnen die Kirche überhaupt aus der leitenden Stellung verdrängt: ohne Anteil an der Gewalt war die Kirche zu einer willkürlich ausgenutzten Magd des deutschen Königtums geworden, neben dem, sie in Rechten und Besitz vielfach verletzend, der Laienadel die erste Stelle einnahm. Ordnung und Sicherheit hatten dadurch nicht gewonnen: der deutsche Adel fühlte sich mehr als zuvor, er trat nicht selten mit herausforderndem Übermute auf, die willkürliche Selbsthilfe kam wieder in Übung und das Fehdewesen erreichte eine bedenkliche Höhe. Das war um so übler, als diese ritterlichen Kreise, deren Abbilder uns in den Helden des Nibelungenliedes und der Gudrun entgegentreten, nicht bloß an den Fortschritten, welche die geistige Kultur in Deutschland seit den Ottonen gemacht, wenig Anteil hatten, so daß ihnen ein Mann von der Bildung Heinrichs als ein Wunder von Gelehrsamkeit erschien, sondern noch vielfach an dem derben, oft rohen altdeutschen Brauch festhielten und daher sogar in manchen Stücken selbst das Heidentum noch nicht ganz losgeworden waren. Daraus entsprang ein Gegensatz zwischen Laientum und Geistlichkeit, der die Reichsordnung schädigte, wie vielfache Konflikte zwischen der kirchlichen Rechtsanschauung und der des Laienadels zeigten. Denn je mehr damals die Kirche unter dem Einfluß der Cluniacenser die großen Prinzipien christlicher Sittlichkeit auch im weltlichen Leben zur Herrschaft zu bringen

strebte, um so schwereren Anstoß mußte sie an der Art nehmen, wie in den Kreisen des Laienadels an dem gerichtlichen Zweikampf, an dem Fehderecht und dem furchtbaren Gebot der Blutrache festgehalten wurde, die, statt schwebende Streitigkeiten zu begleichen, immer neue und leidenschaftlichere Feindschaften erzeugten.

Niemand hat diesen Zwiespalt tiefer empfunden als Heinrich III. Wie sich aber in ihm außerordentlicher praktisch-politischer Sinn mit seltenem sittlichen Idealismus, hoher, thatenfreudiger Rittermut mit frömmster Sorge um sein Seelenheil vereinigte, so unternahm er es von sich aus in einer für seine originelle geistige Eigenart höchst charakteristischen Weise, ihn auszugleichen und der Nation die geistige und sittliche Einheit zu verleihen. In ihm war jener Widerspruch überwunden: denselben Weg innerer sittlicher Läuterung, der ihn in ernster Selbstprüfung dahin geführt hatte, wollte er jetzt den um ihn gescharten kriegerischen Adel Deutschlands führen, indem er ihm zugleich als König und Priester, als Feldherr und Erzieher gegenüber trat. Als im Oktober 1043 zu Konstanz der schwäbische Adel um ihn versammelt war und gleichzeitig eine Synode der deutschen Bischöfe tagte, scheint man sich vergebens mit der Auffindung von Mitteln abgemüht zu haben, durch die dem verderblichen Fehdewesen in Schwaben ein Ziel gesetzt werden könnte: es mußte als unmöglich erscheinen, weil niemand ein erlittenes Unrecht unvergolten lassen zu dürfen meinte, da er damit seiner Ehre etwas vergeben haben würde. Da trat am vierten Tage der Verhandlungen Heinrich selbst vor den in der Kirche versammelten geistlichen und weltlichen Großen auf die Kanzel, ermahnte mit beredten und allgemein verständlichen Worten zum Frieden und schloß mit dem Vorschlage, alle Anwesenden möchten, was sie einander etwa an Unrecht zugefügt hätten, vergeben und auf jede Genugthuung verzichten. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und erklärte, allen denen, die sich irgendwie gegen ihn vergangen hätten, volle Verzeihung zu gewähren. Als man auch da noch zögerte, drang er mit stürmisch bittenden Worten in die Versammelten, und den Widerstand derer, die sich da noch weigerten ihm zu gehorchen, brach er endlich durch Drohungen. Der Vorgang ist einzig in seiner Art. Heinrichs Verfahren entsprang weder der in Burgund gezeitigten cluniacenser Idee des Gottesfriedens, noch läßt es sich aus den Landfriedensverträgen herleiten, durch die man bereits zur Zeit Heinrichs II. in einzelnen Gebieten dem Fehdewesen, das zu beseitigen der König nicht stark genug war, Einhalt zu thun versucht hatte. Hier trat der König als der Befehlende, als Herr und Gebieter auf, aber er stellte seine Autorität in den Dienst einer in dem göttlichen Gebote wurzelnden Forderung, die nur der christlichen Sitte zu ihrem Rechte verhelfen wollte. Noch von Konstanz aus erging die gleiche Anordnung in die anderen Reichsteile. Es handelte sich also nicht um eine landschaftlich beschränkte, sondern um eine allgemeine und auf das ganze Reich berechnete Maßnahme. Ob dabei Heinrich als letztes Ziel ein Weltfriede vorgeschwebt, wie ihn Heinrich II. erstrebt hatte, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war der Gedanke

zu neu und für die damals herrschende Denkweise zu fremdartig, als daß er sogleich hätte durchdringen und den gewünschten Erfolg herbeiführen können. Obgleich Heinrich sein Friedensgebot und den Verzicht auf alle Vergeltung gegen die ihm Verschuldeten zu Ende des Jahres 1043 in Trier und dann aus Anlaß des Dankfestes nach dem Ungarnsieg an der Raab im Frühjahr 1044 wiederholte, dauerte hier und da das Fehdewesen noch fort. Namentlich in Lothringen lagen nach dem Tode Herzog Gozelos dessen Söhne Gotfried und Gozelo der Jüngere in Streit, weil, entgegen dem Anspruch des ersteren auf die Nachfolge in dem ganzen Herzogtume, der König dem jüngeren Bruder Niederlothringen zu Lehen gegeben hatte. Zur Verteidigung seiner vermeintlichen Rechte gewann Gotfried nicht bloß manche burgundische Große, sondern trat auch mit König Heinrich I. von Frankreich in Verbindung. Es bedurfte kraftvollen gewaffneten Einschreitens im Herbst 1044, um die Ordnung herzustellen und dem Friedensgebot auch dort im Westen Anerkennung zu erzwingen.

Indem er diesen Weg der Reform beschritt, bekannte sich Heinrich offen zu der Richtung der Cluniacenser. Dabei aber gelangte er bald an einen Punkt, wo der deutsche Episkopat sich ihm versagte, wie er sich früher dem verwandten Streben Heinrichs II. entgegengestellt hatte. Damals aber hatte in Benedikt VIII. ein reformeifriger Papst an der Spitze der Kirche gestanden, der dasselbe Ziel erstrebte; jetzt war in Rom die Reformpartei wieder um allen Einfluß gebracht und ein Zustand anstößigster Verweltlichung zur Herrschaft gelangt. Eine die Absichten Heinrichs fördernde Einwirkung der Kirche auf die deutschen Bischöfe war demnach nicht zu erwarten. Aber freilich hatte der König auch keinen Widerstand von dieser Seite zu befürchten, wenn er es von sich aus unternahm, die deutsche Kirche auf die Höhe des sittlichen Ideals zu erheben. Sein kirchlicher Sinn nahm Anstoß an der tiefen Verstrickung der deutschen Bischöfe in weltliche Interessen und weltliche Händel, die bei vielen auch eine Verweltlichung des Lebens erzeugt hatte. Auch die Bischöfe sollten sittlich veredelt und dazu erzogen werden, ihre Pflicht in dem idealen Sinne Heinrichs zu erfüllen. Diese Tendenz trat bei Heinrich III. besonders stark hervor, seit er sich im November 1043 mit Agnes von Poitou vermählt hatte, der jüngsten Tochter des Herzogs Wilhelm von Poitou, eines in seiner südfranzösischen Heimat hoch angesehenen Fürsten, der als Gönner der strengen kirchlichen Richtung und Beschützer der von ihr gepflegten ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen gefeiert war. Es ist bezeichnend, daß diese Verbindung von seiten des deutschen Klerus bekämpft wurde: denn von einer solchen Nachfolgerin der blonden Gunhild, des großen nordischen Herrschers Knud, schöner Tochter, der ersten Gemahlin Heinrichs, die 1038 auf dem Heimweg aus Italien gestorben war, versah er sich einer Stärkung der ihm anstößigen cluniacenser Richtung. Und wirklich gewann Heinrich in seiner Gemahlin eine ihm geistesverwandte Lebensgefährtin und verständnisvolle Mitarbeiterin und Beraterin auf dem Felde der kirchlichen Reform. Gewiß enthielt Heinrichs Thätigkeit auf diesem Gebiete die Gefahr, daß die Grenzen von Staat und

Kirche verwischt wurden und das Königtum oberpriesterliche Rechte übte, daß, wenn auch ohne phantastische Zuthaten und ohne eitle Selbstverherrlichung, doch ein gewisser Cäsaropapismus entstand, nicht der verzerrte, widersinnige Ottos III., sondern ein sittlich veredelter, ein idealisierter Cäsaropapismus. Wenn das nicht geschah, sondern trotz ihrer Unterwerfung unter den gewaltigen Herrscher und ihrer Reform durch denselben die Kirche ihre Würde wahrte und geistig die herrschende Macht blieb, so legt das nur des weiteren Zeugnis ab für den sittlichen Ernst und die Geistestiefe Heinrichs III., der die entwürdigte Kirche selbstlos aufrichtete und sie sich selbst wiedergab.

In Rom herrschte wüste Unordnung. Als Johann XIX. 1033 starb, machten die Tusculaner Grafen wiederum einen der Ihren, den Neffen des Verstorbenen, Theophylakt, Alberichs Sohn, als Benedikt IX. zum Papst. Er entehrte den Stuhl St. Peters durch ein lasterhaftes Leben, übte aber dennoch ein Jahrzehnt alle oberhirtlichen Rechte und wurde auch von Heinrich nicht angefochten. Aber schließlich erhob in Rom selbst eine Partei gegen ihn den Bischof Johannes von Sabina als Silvester III., der jedoch durch Benedikt IX. bald wieder verdrängt wurde. Endlich beschloß dieser, den geistlichen Stand aufzugeben und sich zu verheiraten und überließ seine Stelle durch einen förmlichen Kaufvertrag an den Erzpriester Johann Gratian von Porta Latina, einen ernsten und tüchtigen Mann, dem selbst die Cluniacenser die Sünde der Simonie nachsahen, die er auf sich nahm, um die Kirche von Benedikt IX. zu befreien: er nannte sich Gregor VI.; zu seinem Kaplan wählte er einen jungen, zu großen Dingen berufenen Geistlichen, Hildebrand. Benedikt trat jedoch von dem abgeschlossenen Handel zurück und nahm mit Hilfe der Bewohner von Trastevere und der Barone der Campagna, die immer seine Hauptstütze gebildet hatten, seine Stellung wieder in Besitz. Da aber auch Silvester III. nicht wich, so wurde die Kirche Gegenstand des Streites zwischen drei Päpsten. Da wandte sich eine Synode der römischen Geistlichkeit auf Anregung der Cluniacenser an Heinrich III. und lud ihn ein, als oberster Schutz- und Schirmherr die Ordnung herzustellen. An der entscheidenden Stelle konnte dieser nunmehr mit der Ausführung seiner Reformideen einsetzen: von dort aus war er sicher, auch den widerstrebenden deutschen Episkopat allmählich zu beugen. Auf einer Synode, die Pfingsten 1046 in Aachen stattfand, war es mit diesem bereits zu einem offenen Konflikt gekommen. Heinrich hatte die Absetzung des unlängst erst von ihm ernannten Erzbischofs Wigbert von Ravenna verlangt wegen der von diesem in Abänderung der kirchlichen Bräuche bewiesenen Eigenmächtigkeiten: sie wurde verweigert mit der Erklärung, einmal hätten die deutschen Bischöfe keine Jurisdiktion über die italienischen und dann sei die Aburteilung kirchlicher Vergehen überhaupt Sache des Papstes, nicht des Königs, der bloß weltliche Machtbefugnisse habe und dem sie nur Treue schuldeten, während sie dem Papste zum Gehorsam verbunden seien, — eine Erklärung, die sich dem von Heinrich bisher zur Geltung gebrachten Standpunkt prinzipiell entgegensetzte und die



königliche Autorität von dem Gebiete ausschloß, wo Heinrich sie in heiligem Eifer eben recht segensreich wirken zu lassen dachte. Ja, schuldeten die deutschen Bischöfe dem Könige wirklich nur Treue, dem Papst aber Gehorsam, dann hörte für den König überhaupt die Verfügung über die deutsche Kirche auf und die ganze Reichsordnung wurde in Frage gestellt. Eigentlich war damit bereits das Problem formuliert, um dessen Lösung dann im Investiturstreit Jahrzehnte lang mit Erbitterung gerungen worden ist.

Im Oktober 1046 erschien Heinrich in der Lombardei; alles beugte sich in Gehorsam: von weltlichen Sorgen frei, konnte er sich ganz der Ordnung der Kirche widmen. Diese wurde in strenge Zucht genommen: im Sinne der Cluniacenser sollte sie von ihrer Unwürdigkeit und der Notwendigkeit gründlicher Besserung überzeugt werden. Den zu Pavia um ihn versammelten Bischöfen hielt Heinrich vor, wie sie, meist durch Simonie zu ihren Stellen gelangt, eigentlich alle entsetzt werden müßten; auch den eigenen Vater schonte er nicht, der ungescheut Simonie geübt hatte; doch möge diesmal noch Gnade geübt werden, die Bischöfe aber sollten des unrecht Erworbene möglichst gut anzuwenden bemüht sein. Er selbst gelobte, auf jeden Gewinn bei der Verleihung geistlicher Stellen zu verzichten; für die Zukunft wurde Simonie mit Acht und Bann bedroht. Danach konnten auch Silvester III. und Gregor VI. nicht in ihrer Würde belassen werden: am 20. Dezember hielt Heinrich auf dem Wege nach Rom zu Sutri eine Synode, die beide des unrechtmäßig erworbenen Amtes entsetzte. Benedikt IX., der nicht erschienen war, wurde am 23. Dezember in Rom, wo Heinrich tags zuvor eingezogen war, von dem gleichen Spruche betroffen. Auf den Stuhl St. Peters erhob man nun am 24. Dezember Bischof Liudger von Bamberg: am Weihnachtstage wurde er als Clemens II. geweiht und setzte alsbald Heinrich die Kaiserkrone auf. Die Römer aber übertrugen dem Kaiser für die Zukunft das Prinzipat bei der Papstwahl, welche damit eigentlich in seine Hand gelegt wurde. Denn daß ein anderer als der, dem er seine Stimme gab, gewählt werden würde, war nach Lage der Dinge doch ausgeschlossen: Heinrich hatte hinfort eigentlich der Kirche ihr Oberhaupt zu ernennen. Damit war nun aber auch die Herrschaft der Reformpartei in Rom, war die Unterwerfung der deutschen Kirche unter sie entschieden. Ein neues Zeitalter begann für die Kirche: auf einer römischen Synode im Januar 1047 wurde die Simonie bereits für Ketzerei erklärt, eine Anzahl ihrer überführte italienische Bischöfe beseitigt und durch reformfreundliche deutsche Geistliche ersetzt. Auch die weltliche Papstmacht stellte Heinrich sicher, indem er die Tusculaner Grafen unterwarf, dem übermächtigen Herzog Waimar von Salerno in Pandulf IV. von Kapua einen Nebenbuhler und Aufseher setzte und die normännischen Edelleute Raimund von Aversa und Drogo von Apulien mit ihrem eigenmächtig erworbenen Besitz als Reichsvasallen belehnte.

Diese Zeit bezeichnet den Höhestand des mittelalterlichen Kaisertums. Das Ideal der kaiserlichen Weltherrschaft, wie man es damals faßte, konnte

im wesentlichen für verwirklicht gelten. Im Reiche herrschte Friede; Fürsten und Edelleute bemühten sich wetteifernd im Dienste des gewaltigen Herrschers, dem Böhmen, Polen und Ungarn huldigten; stolz auf eine so ehrenvolle Verbindung scharten sich um ihn die zahlreichen Reichsministerialen im Kriegs- und Hofdienst; die cluniacenser Reformpartei, die an der Spitze der die Zeit beherrschenden geistigen Strömung stand, feierte ihn als ihren treuesten Bekenner und thatkräftigsten Vorkämpfer; die römische Kirche dankte ihm die Befreiung von Sünde und Schande, und der anfangs widerstrebende deutsche Episkopat beugte sich in der Erkenntnis seiner Besserungsbedürftigkeit gehorsam seiner strengen Zucht. Aber nur kurze Zeit hat sich das Kaisertum auf dieser gebietenden Höhe behaupten können: in der Natur der Dinge lag es, daß der sich vollendenden Universalherrschaft die vom Untergange bedrohten partikularen Gewalten in neuer Erhebung entgegen traten. In mühsamer Abwehr ihres Ansturmes mußte Heinrich III. seit 1047 seine Stellung verteidigen und dabei die Erkenntnis gewinnen, daß diese Machtfülle ihrem ganzen Umfange nach nicht behauptet werden könne, daß er suchen müsse durch Nachlassen der allzustraff angezogenen Zügel die Gegner zu versöhnen.

Namentlich an drei Stellen begann die Opposition. In Ungarn war Heinrichs Lehnsmann, König Peter, entthront und lag geblendet im Kerker: die nationale Reaktion hatte Andreas aus dem Stamm Arpads zum König erhoben, der aber doch mit der christlichen Kultur zugleich das gute Verhältnis zu Deutschland aufrecht zu erhalten strebte und den Heinrich anerkannte, da er zur Zeit durch Schwierigkeiten im Westen des Reiches an gewaffnetem Einschreiten gehindert war. Denn in seiner Abwesenheit hatte sich Gottfried von Oberlothringen von neuem erhoben, um das ganze väterliche Herzogtum zu erkämpfen, und da die Grafen vom Hennegau, von Flandern und Holland seine Partei nahmen, so war der ganze Nordwesten des Reiches in Aufruhr. Obenein gärte es in Sachsen, wo kirchliche und politische Neuerungen Unzufriedenheit erzeugten. Es scheint, daß der Kaiser in Bezug auf dieses Land besondere Pläne verfolgt habe, welche die alte Sonderstellung desselben bedrohten. Noch Heinrich II. hatte diese durch Bestätigung des altsächsischen Rechtes anerkannt, jetzt aber wurden die Sachsen in höherem Maße als bisher zu den Reichslasten herangezogen, die auch Gemeinfreie und Bauern früher nur in besonderen Fällen getroffen hatten. Besonders scheint der von Heinrich III. begonnene Bau zahlreicher Burgen verstimmt zu haben, in denen man Stützen einer drohenden Gewaltherrschaft erblickte. Die Einzelheiten sind unklar: vielleicht trifft die Vermutung das Richtige, Heinrich habe Sachsen zum Zentrum seiner Herrschaft machen, dort dauernd Aufenthalt nehmen wollen. Dabei könnte dann die hohe Bedeutung mitgewirkt haben, welche die reichen Silbergruben des Harzes auch in politischer Hinsicht für das Königtum gewannen. In Verbindung damit standen wohl auch die stolzen Entwürfe, mit denen der Heinrich eng verbundene Erzbischof Adalbert von Bremen und Hamburg (1043 bis 72) sich trug: ihm schwebte ein nordisches Patriarchat vor, das Nord-

deutschland und die skandinavischen Reiche umfassen sollte. Viel lästiger empfanden es die Sachsen, daß er sie aus dem Mitgenuß des Kirchengutes zu verdrängen suchte und den reichen Besitz des Erzstiftes sowohl wie der sächsischen Klöster nicht mehr zu Lehen austhun, sondern unter erzbischöflicher Vogtei zusammenfassen wollte; namentlich mit den Billingern lebte Adalbert daher in Feindschaft.

Dennoch behauptete Heinrich III. zunächst seine Stellung. Den Aufstand im Nordwesten bewältigte er, indem er mit Frankreich, England und Dänemark Bündnisse einging, die den Rebellen die gehoffte ausländische Hilfe abschnitten, ihm selbst aber solche zur See eintrugen. Doch wurde inzwischen die Ordnung auch in Italien und in der Kirche gefährdet. Als nämlich im Oktober 1047 Clemens II. starb, suchten sich die Tusculaner Grafen der Gewalt wieder zu bemächtigen und Benedikt IX. kehrte nach Rom zurück. Heinrich aber ernannte den Bischof Poppo von Brixen als Damasus II. (1047—48) zum Papst. Derselbe eilte nach Italien, mußte aber bald nach Deutschland zurückkehren, da Markgraf Bonifaz von Tuscien ihm das Geleit nach Rom verweigerte. Erst auf des Kaisers Befehl führte ihn dieser, als er zum zweitenmal über die Alpen kam, nach Rom, wo Damasus am 17. Juli 1048 geweiht wurde: drei Wochen später (9. August) war er tot. Ende des Jahres 1048 gab ihm der Kaiser in Bischof Bruno von Toul einen Nachfolger, den die mit der Bitte um die Erneunung eines neuen Papstes erschienenen römischen Gesandten nach Italien geleiteten. In seinem Gefolge befand sich Hildebrand, der Kaplan Gregors VI., der diesen in die Verbannung nach Deutschland begleitet hatte. Im Februar 1049 zog Bruno im Gewande des büßenden Pilgers in der ewigen Stadt ein und wurde am 12. als Leo IX. (1048—54) geweiht, ein Eiferer für die neue reformatorische Richtung, für die er rastlos thätig war und welche die Sicherung in der Herrschaft wesentlich seiner teils agitatorischen, teils organisatorischen Thätigkeit zu danken hatte, wenn er auch mit seinem Kampf gegen Simonie und gegen Priesterehe zunächst noch auf zähen Widerstand stieß. In politischer Hinsicht die Stellung des Papsttums zu bessern, trat Leo IX. dem Wachstum der normännischen Macht, die sich dem Reiche bereits entzog, mit gewaffneter Hand entgegen. Aber in dem Feldzuge, den er im Januar 1053 nach dem Süden unternahm, erlitt er bei Civitale eine Niederlage und war eine Zeitlang wie ein Gefangener in den Händen der Gegner. Damit waren die Erfolge, die Heinrich III. 1047 im Süden gewonnen hatte, wieder verloren. Aber schon rüstete sich dieser dem Verfall Einhalt zu thun und auch dort seine wankende Herrschaft herzustellen.

Das Jahr 1050 hatte ihm den höchsten Glanz des Glückes gebracht. Der lothringische Aufstand war niedergeworfen; am 11. November gebar ihm Agnes von Poitou den ersehnten Sohn, Heinrich, der bereits in der Wiege, ohne Wahl und Krönung, für den Nachfolger des Vaters galt: das salische Haus schien beim Erbkönigtum angelangt. Alsbald aber türmten sich von allen Seiten drohende Wolken auf. Denn die bisher vereinzelten Gegner

schlossen sich nun zusammen zu gleichzeitigem Angriff von verschiedenen Seiten her. Gotfried von Lothringen war nach Italien entwichen: seine Heirat mit Beatrix von Tuscien, der Witwe des inzwischen verstorbenen Markgrafen Bonifaz, verknüpfte den Heinrich feindlichen Norden und Süden. In Lothringen griff Balduin von Flandern von neuem zu den Waffen. Im Osten fiel Ungarn ab, und daß Heinrich von drei gegen dieses unternommenen Feldzügen (1050—52) ohne durchschlagenden Erfolg heimkehrte, gab allen Feinden der salischen Herrschaft neuen Mut. Die Bewegung in Niederlothringen griff weiter um sich. In Bayern rebellierte Herzog Konrad: er wurde entsetzt und floh nach Ungarn; der Kaiser aber gab das Herzogtum seinem Sohn Heinrich, für den es der Bischof Gebhard von Eichstädt (1125—49) verwaltete. Diese Vorgänge zeigten, daß die salische Herrschaft doch nicht so fest stand und durch des Kaisers Tod ernstlich gefährdet werden konnte. So ließ Heinrich jetzt seinen dreijährigen Sohn zu Tribur ausdrücklich zum König wählen. Da kamen Unglücksbotschaften aus Italien: der Kunde von des Papstes Niederlage durch die Normannen folgte die von seinem Tode im April 1054. Aber die Kirche machte doch keinen Versuch sich der Herrschaft des Kaisers zu entziehen: wieder erbaten die Römer die Ernennung eines Nachfolgers. Von den deutschen Bischöfen aber mochte keiner eine Würde annehmen, die ihrem Inhaber so unheilvoll zu werden bestimmt schien, und auch Gebhard von Eichstädt stellte Bedingungen, die erkennen lassen, daß selbst er die Zukunft der Kirche nicht für hinreichend gewährleistet hielt, wenn sie ausschließlich in der kaiserlichen Macht beruhte. Sie von dieser unabhängiger zu machen und namentlich zu befähigen, ihre weltlichen Rechte in Italien selbst zu vertreten, außerdem vielleicht auch die Abneigung zu entwaffnen, welche dem Deutschen auf dem Stuhle S. Peters von den Römern entgegen gebracht wurde, forderte Gebhard von dem Kaiser die Herausgabe aller S. Peter zustehenden Rechte — eine deutbare Wendung, die nicht bloß auf den weltlichen Besitz bezogen zu werden brauchte, wenn sie zunächst auch wohl nur davon gemeint war —, dann die Überlassung von Camerino und Spoleto an ihn persönlich und endlich seine Ernennung zum Statthalter Italiens. Gebhard, nun Viktor II., (1054—57) hielt, so scheint es, den Bestand eines bloß universalkirchlichen Papsttums, das nicht gleichzeitig auch eine territoriale italienische Macht war, für unmöglich. Die Hauptsache aber war doch, daß der Kaiser selbst in Italien zu erscheinen verhieß.

Dort fand Heinrich keinen Widerstand. Gotfried von Lothringen ging nun über die Alpen zurück, um dort den Aufstand zu erneuern. Seine Gemahlin Beatrix beugte sich Heinrich, wurde aber nebst ihrer Tochter Mathilde vorläufig nach Deutschland abgeführt; der Tod ihres einzigen Sohnes Friedrich schien die Macht des tuscischen Hauses vollends unschädlich zu machen. In Florenz empfing den Kaiser Viktor II., der jetzt, der ihm erteilten Zusage gemäß, die der Kirche entzogenen Güter zum großen Teil zurück erhielt. Wegen eines gemeinsamen Krieges gegen die Normannen wurden auch mit den Griechen



Unterhandlungen angeknüpft. In Oberitalien stellte Heinrich Besitz und Rechte des Reiches kraftvoll her, mußte aber seine erfolgreiche Thätigkeit unterbrechen und nach Deutschland eilen, um eine dort entstandene Fürstenverschwörung unschädlich zu machen, welche seine Entthronung und Tötung beabsichtigte und den verjagten Bayernherzog Konrad zum König machen wollte. Seine Rückkehr vereitelte solche Entwürfe; aber die Unsicherheit blieb und die fortdauernde Gärung ließ einen neuen und schlimmeren Ausbruch befürchten. Heinrich traute sich doch nicht die Kraft zu, das bisher durchgeführte System gegen die



Das Kaiserhaus zu Goslar.

sich von allen Seiten erhebenden Widersacher mit Gewalt aufrecht zu erhalten: er zog es vor, durch Nachgiebigkeit die Gemäßigteren zu beschwichtigen und zu versöhnen und die Zahl der Gegner durch Gewährung von Gnade an die weniger Schuldigen zu vermindern. Er entließ die tuscische Markgräfin in ihre Heimat. Mit dem ungarischen Reiche leitete er ein freundschaftliches Verhältnis ein, indem er seine Tochter Judith dem Thronerben Salomon, dem Sohne des zuletzt vergeblich bekämpften Königs Andreas, verlobte. Ähnliche Absichten verfolgte er mit der Verlobung seines Sohnes, König Heinrich, mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa, eines der mächtigsten Dynasten Oberitaliens, an dem er eine Stütze gegen die tuscischen Markgrafen gewinnen wollte. Dagegen trat in Sachsen keine Änderung ein, wuchs vielmehr die

Unzufriedenheit. Der König selbst ging dorthin, um den trotzigen Stamm vollends der neuen Ordnung zu beugen. Goslar, den festesten Platz in der wichtigen Harzgegend, wählte er zum Aufenthalt. Auch Papst Viktor II. erschien dort an seinem Hofe. Gemeinsam zogen sie nach der Pfalz Bothfelde. Dort erschütterte die Meldung von einer Niederlage, welche die Liutizen seinem Heere an der Havelmündung beigebracht hatten, den schon kränkelnden Kaiser tief. Ende September nahm sein Leiden eine verhängnisvolle Wendung: frommen Sinnes und in würdigem Ernst, wie er gelebt, ging Heinrich dem Tode entgegen und bestellte sein Haus als Vater und als Herrscher. Den jungen Heinrich, den er von den Anwesenden noch einmal zum König wählen ließ, empfahl er insbesondere der Obhut des Papstes. Diesem beichtete er; von ihm mit dem Abendmahle versehen starb er am 5. Oktober 1056.

Sechstes Kapitel.

Kulturgeschichtlicher Umblick.



Initial mit Königsfigur in einer Abschrift des Flavius Josephus aus Kloster Zwifalten. Anfang des 12. Jahrh. Stuttgart, kgl. Bibliothek.

nderthalb Jahrhunderte waren vom Ausgange des tief gefallenen karolingischen Hauses bis zum Tode Heinrichs III. verflossen, dessen Regierung den Höhestand des deutschen Königtums und des ihm verbundenen römischen Kaisertums bezeichnet, nicht bloß rücksichtlich des Umfanges seiner Machtsphäre, sondern auch in Bezug auf die Art und die Ziele der darin geübten Gewalt, welche durch ihren religiösen und idealsittlichen Inhalt die höchsten geistigen Kräfte der Zeit in sich zusammenfaßte. Großes ist in diesen anderthalb Jahrhunderten auch in Bezug auf die steigende Entwickelung der Kultur geleistet worden, und wenn man den Zustand, in dem sich Deutschland zu Beginn der sächsischen Periode befand, mit dem um die Mitte des elften Jahrhunderts erreichten vergleicht, so erscheint der Fortschritt, der sich in dem wirtschaftlichen und dem gesamten geistigen Leben des deutschen Volkes vollzogen hatte, als ein wahrhaft großartiger, zumal gegenüber der Thatsache, daß er nicht in gleichmäßigem Gange gemacht wurde, sondern wiederholt durch lang andauernde Krisen unterbrochen war, die alles bisher Erreichte wiederum in Frage stellten und mit dem Untergange bedrohten. Bewundernswert ist, was das deutsche Volk damals inmitten großer innerer und äußerer Kämpfe geleistet hat, die Fülle physischer, geistiger und sittlicher Kräfte, die es in sich zeitigte, und die unverwüstliche Jugendfrische, mit der es die vor ihm sich aufthuende neue Welt sich zu eigen machte und bald selbstthätig an ihrem Auf- und Ausbau mitarbeitete.

Zu Beginn des zehnten Jahrhunderts schien die leitende Rolle bereits wieder ausgespielt, deren Träger die deutschen Stämme seit dem Anfang der Völkerwanderung gewesen waren. Selbst die Bewahrung ihrer politischen Einheit war nach dem Zerfall des karolingischen Reiches infolge der schärferen Sonderung der Herzogtümer in Frage gestellt. Die Ausbildung der Feudalität bedrohte durch die fortschreitende Minderung der Freiheit des gemeinen Mannes die deutschen Grundlagen von Staat und Gesellschaft, und der Charakter des Königtums erfuhr eine fortschreitende Umwandelung. Die Bildung, die ihrem Ursprunge gemäß in der Kirche wurzelte und eine kirchliche war, befand sich in einem Verfall, der die Zeit Karls des Großen als eine Periode höchsten Glanzes zurückersehnen ließ: Kirchen und Stifter lagen wüst und standen verödet, durch Normannennot an dem einen, den Ungarnschrecken an dem andern Ende auch wirtschaftlich ruiniert, und die Ausbreitung einer gewissen litterarischen Bildung in den Kreisen der Laien, auf die Karl der Große planmäßig hingearbeitet hatte, war wiederum völlig in Stillstand geraten. Das Bild, welches Deutschland, nach einem kurzen Anlauf zu höherem Aufschwung in die Barbarei zurückfallend, damals darbietet, erscheint vollends trüb und dunkel, wenn man ihm die erstaunliche Regsamkeit und Produktivität gegenüberstellt, welche um dieselbe Zeit bei den nordischen Germanen herrschte und sich nicht bloß in der Ausbildung eines zukunftsreichen Königtums auf demokratischer Grundlage, sondern auch in eigenartigen geistigen Schöpfungen im Anschluß an den unverlorenen Schatz der alten Sagen glänzend bethätigte. Auch wirtschaftlich war Deutschland damals in trauriger Lage und gegen die vielversprechenden Anfänge unter Karl dem Großen weit zurückgeblieben. Andere Erwerbsquellen als den Ackerbau kannte der Deutsche nicht, und auch dieser bewegte sich noch ausschließlich in der altväterischen Form der Dreifelderwirtschaft mit gemeinsamer Wald-, Moor- und Heidenutzung. Während in den weit fortgeschrittenen Gebieten des Westens Handel und Verkehr bereits durch zu festem Kurse umlaufendes Geld reguliert wurden und damit die Möglichkeit freierer Bewegung und größeren Umsatzes erhielten, war Deutschland noch ganz befangen in den schwerfälligen Formen der Naturalwirtschaft und des Tauschhandels und entbehrte noch — in den ehemals römischen Landschaften des Südens und Westens könnte man auch sagen: wieder — der Städte als der Zentren des wirtschaftlichen und zugleich des geistigen Lebens: dem Byzantiner und dem Araber mußte es damals als ein Land trauriger Unkultur erscheinen, für den kampffrohen Nordgermanen aber hatte es in seiner Armut eine lockende Beute zu sein aufgehört. Infolgedessen war nun mit der Zuversicht auch die Kraft des Heidentums wiederum gestiegen: die Mission war in Stillstand geraten, die Marken im Norden und Osten lagen verfallen und die nordischen und slawischen Heiden waren überall wieder im Vordringen begriffen, den christlichen und deutschen Besitzstand von allen Seiten her beunruhigend und bedrohend.

Heinrich I. hatte diesem Verfall Einhalt gethan, Otto der Große die

Grundlagen für eine neue staatliche und kirchliche Ordnung geschaffen, welche, durch seinen Sohn der Vollendung ganz nahe gebracht, durch seines Enkels phantastisches Treiben wiederum zerstört, von Heinrich II. aber in mühevoller Arbeit gerettet und von neuem zusammengefügt wurden. Konrad II. fügte, darauf weiter bauend, durch die Organisation der Ministerialen eine neue gesellschaftliche Ordnung hinzu, welche dem Königtum größere Unabhängigkeit von der Kirche und damit wirkliche Vollgewalt verschaffte. In diese neuen Formen hatte Heinrich III. den großen reformatorischen Geist seiner Zeit fassen und zu gleichmäßiger Durchdringung von Staat, Kirche und Gesellschaft stärken wollen. Es war ihm das nur teilweise gelungen: er war dabei auf Widerstand gestoßen, den zu überwinden er sich zur Zeit selbst als nicht stark genug erkannt hatte. Das hing zusammen mit den Wandelungen, die sich im Ausgang der sächsischen Zeit vollzogen hatten. Zunächst nämlich schieden sich innerhalb des Volkes die Stände schärfer als bisher: namentlich sonderte sich ein Stand berufsmäßiger Krieger von dem Bauern, in dem auch die Wehrkraft des Reiches ehemals beruht hatte. Darüber verfiel des weitern die alte Grafschaftsverfassung: der Bauer büßte die Verbindung mit dem öffentlichen Leben ein, die ihm bisher schon durch die Teilnahme am Kriegsdienst vermittelt worden war, er wurde nicht bloß unkriegerisch, sondern wurde auch von dem Strome der fortschreitenden Entwickelung nur noch ausnahmsweise berührt; er hielt infolgedessen an dem Althergebrachten fest und bewahrte die einfache Sitte der Vorfahren. Aber diese Absonderung führte weiterhin dann zu der geschlossenen Organisation der Bauernschaften zu eigenen Genossenschaften auf Grund der hofrechtlichen Satzungen, die ihre geistlichen und weltlichen Herren ihnen verliehen: namentlich erstere haben damit zum eigenen Vorteil frühzeitig den Anfang gemacht. Anderseits erlangte der Adel, vermöge der Lehnsverfassung neben und unter der Kirche um das Königtum geschart, eine höhere Bedeutung und wurde mehr und mehr der Wehrstand, auf dem die kriegerische Leistungsfähigkeit des Reiches nach innen und außen beruhte. Diese Entwickelung brachte Konrad II zum Abschluß, indem er auch den Dienstadel einer solchen bevorzugten Stellung teilhaftig werden ließ, denselben von dem höheren Lehnsadel emanzipierte und auf das engste mit den Interessen des Königtums verknüpfte. Gesteigert wurde die Wirkung dieser Neuerungen durch Wandelungen, die sich gleichzeitig in dem wirtschaftlichen Gebiete vollzogen. Dem Ausgange dieser Zeit gehören die Anfänge des städtischen und gewerblichen Lebens an. Ihre Sitze waren vornehmlich die bischöflichen Städte, wo die Bischöfe ihre Dienstleute durch hofrechtartige Satzungen zu einer Art von Gemeindeverbänden zusammenfaßten, welche, zunächst natürlich noch unfrei, doch durch die von ihnen gepflegte gewerbliche Thätigkeit allmählich wirtschaftlich mächtig wurden und von da aus dann auch ihre Stellung den bischöflichen Vögten und Beamten gegenüber besserten, um in späterer Zeit vollends zur Freiheit aufzusteigen.

So hatte sich in den anderthalb Jahrhunderten von Heinrich I. bis zum Tode Heinrichs III. innerhalb des deutschen Volkes eine neue soziale Gliederung

vollzogen, für deren vervielfältigende Weiterbildung auch bereits die Ansätze vorhanden waren. Aber auch nach der entgegengesetzten Seite hin war eine Änderung eingetreten, insofern die deutschen Stämme, die im Anfang dieses Zeitraumes auf dem Wege zu sein schienen sich vollends zu trennen, in dem Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit gestärkt und befestigt und eigentlich erst zu einem deutschen Volke verwachsen waren, ohne darum auf ein gewisses Sonderleben im einzelnen zu verzichten. Bekanntlich ist die Bezeichnung des Gesamtvolkes als des deutschen, ausgehend von der Gemeinschaft der Sprache, die trotz der dialektischen Verschiedenheit doch alle Stämme den umwohnenden Völkern als zusammengehörig entgegensetzte, erst im sächsischen Zeitalter aufgekommen: die gemeinsamen Großthaten der ottonischen Periode, die glückliche gemeinsame Abwehr der um die Wende des Jahrtausends von allen Seiten drohenden Gefahren, die mühsamen, aber erfolgreichen Kämpfe gegen Dänen und Slawen im Norden, Böhmen, Polen und Ungarn im Osten hatten den deutschen Stämmen eine solche Fülle gemeinsamer Erinnerungen, gemeinsamen Heldentums gewonnen, daß in den ritterlichen Kreisen die in der Stammessonderung begründeten Verschiedenheiten abgemindert wurden und an Wirksamkeit verloren. Nicht bloß ein stark ausgeprägter Korpsgeist hatte sich dort gebildet, auch eine stolze patriotische Gesinnung war dort entwickelt worden, die sich in Treue gegen den König und tapferem Kampf für Ehre und Recht des Reiches ruhmvoll bethätigte: sind es doch die deutschen Ritter dieser Zeit, welche den Heldengestalten des Nibelungenliedes als Original gedient haben. In den Formen freilich, in denen der diese Kreise erfüllende Geist zum Ausdruck kam, waren schon damals manche fremdländische Elemente vertreten, und seinen Anfängen nach findet sich schon um die Mitte des elften Jahrhunderts auch in dem deutschen Rittertum der sozusagen internationale Zug, der ihm wie dem Rittertum überhaupt in späteren Zeiten eigen war. Es fehlte ja nicht an mannigfachen Berührungen mit dem Auslande, das die ritterliche Eigenart auf Grund des Feudalwesens und der Vasallität schneller und vollständiger ausgebildet hatte als Deutschland. Auf der einen Seite vermittelte Lothringen eine dauernde Einwirkung des französischen Wesens, für das auf diesem Gebiete der normännische Einfluß bereits einen großen Fortschritt bewirkt hatte; mit Konrad II. begann die Verbindung mit Burgund, dem Lande, wo das ritterliche Wesen nach seinen romantischen Glanzseiten ebenso wie nach seinen Mißständen und Auswüchsen besonders entwickelt war, und dazu kam dann die immer erneute Verbindung mit Italien, das vermöge der Organisation der Romfahrten zur Kaiserkrönung vorzugsweise der Schauplatz wurde, auf dem das deutsche Rittertum sich in seiner Gesamtheit und nationalen Einheit selbstbewußt bethätigte.

Aber weit hinaus über diesen Kreis und das Gebiet, das er politisch und wirtschaftlich beherrschte, erstreckten sich die Wirkungen der namentlich durch ihn vermittelten Verbindung mit dem alten Kulturlande im Süden der Alpen. So tief Italien damals politisch zerrüttet sein mochte und so arg die sittliche

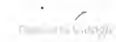
Verwilderung war, welche gerade die am höchsten stehenden Kreise ergriffen hatte, noch lebte auch in dieser verwilderten Gesellschaft ein kostbares geistiges Erbe des klassischen Altertums, das trotz seiner Zerstückelung und Entstellung für die von alledem noch unberührten Deutschen eine unerschöpfliche Fülle anregender, erweckender, bildender Elemente enthielt, welche auch an ihnen wie einst an ihren Vorfahren im Zeitalter der Völkerwanderung ihre siegreiche Kraft bewährten und die durch ihre Schwerter zu Herren Roms gewordenen Sachsen und Franken überwanden und zu dankbaren Schülern der römischen Kultur machten. Was Karl der Große in planmäßiger friedlicher Arbeit von dem Zentrum der Aachener Hofschule aus zu erreichen gedacht hatte, dessen vielversprechende Anfänge der Barbarei der nächsten Jahrzehnte erlegen waren, wurde durch die von Otto dem Großen erneute Verbindung Deutschlands mit Italien auf anderen Wegen zwar und vielleicht minder vollständig, aber doch in der Hauptsache mit dem gleichen Erfolge erreicht. Es ist dabei die merkwürdige Thatsache zu beobachten, daß gerade der von dieser höheren geistigen Kultur am wenigsten berührte Stamm der Sachsen durch die Vermittelung seines Herrscherhauses bei der Einbürgerung derselben in Deutschland eine hervorragende Rolle spielte, insofern namentlich der sächsische Klerus, dessen Glieder auch außerhalb ihrer engeren Heimat zu hohen kirchlichen Würden aufstiegen, sich ihrer mit Eifer annahm, angespornt durch die Vorliebe, welche die Ottonen und die hochgebildeten Frauen neben ihnen diesen wissenschaftlichen Bestrebungen zu teil werden ließen. Sächsische Kloster- und Kirchenschulen fingen damals an mit den altberühmten Pflegstätten kirchlicher Wissenschaft im Westen und Süden Deutschlands zu wetteifern, und sächsische Autoren nahmen unter den Geschichtschreibern der Zeit einen hervorragenden Platz ein. Dennoch ist diese Richtung damals dort nicht so erfolgreich durchgedrungen wie anderwärts, nicht bloß weil sie zu neu war und natürlich längerer Zeit bedurfte, um auf weitere Kreise zu wirken, sondern auch weil ihr ausgesprochen kirchlicher Charakter gerade in Sachsen bei der alten Vorherrschaft des Laienadels auf einen gewissen Widerstand stieß, jedenfalls weite Kreise ihr noch fern hielt. Späterhin aber wurde dieser Gegensatz noch durch andere Umstände verschärft. Seit Adalbert von Bremen und Hamburg in ernstem Zusammenwirken mit Kaiser Heinrich III. die in der Kirche herrschende Reformrichtung namentlich auch insofern zur Geltung brachte, als er den kirchlichen Besitz von der Ausnutzung durch den Laienadel befreite und unter die eigene Verwaltung und die ausschließliche Verwertung durch die Kirche zu bringen strebte, stieg die Spannung zwischen ihm und dem sächsischen Adel, obenan dem Hause der Billinger, und die Parteinahme des Kaisers für den Erzbischof trug nicht unwesentlich dazu bei, die Sachsen in die Opposition gegen das salische Herrscherhaus zu treiben. Schroffer als sonstwo im Reiche trat der Gegensatz zwischen Laienbildung und geistlicher Bildung auch in der Folge gerade in Sachsen zu Tage.

Darin aber stand doch Sachsen insofern im Einklang mit der Entwickelung der ganzen Zeit, als in den vierzig Jahren der Herrschaft der

ersten beiden Salier die eigentlich theologische Gelehrsamkeit, die in der ottonischen Zeit in raschem Aufschwung begriffen gewesen war, nicht bloß stillstehen blieb, sondern auch bald zurückging. Denn im Gegensatz zu dem Vorwalten hochkirchlicher Tendenzen im Ausgang der ottonischen Periode, welche auch die deutsche Geistlichkeit tiefer in die gelehrten theologischen Studien gezogen hatten, waren diese mit dem Vorwalten der weltlichen Gesichtspunkte unter dem ersten Salier wieder zurückgedrängt worden, und die entschiedene Opposition, welche die Mehrheit des deutschen Episkopats den Bestrebungen der Cluniacenser entgegensetzte, hat zur Minderung der im Erblühen begriffenen kirchlichen Gelehrsamkeit in Deutschland beigetragen. Erinnert man sich des stattlichen Kreises hervorragender Kirchenlehrer, der den ottonischen Hof umgab, so erscheint das salische Haus gerade nach dieser Seite hin ohne Interesse und ohne Verdienst. Auf diesem Gebiete wie in der Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens überhaupt bleibt Deutschland weit zurück, und die Trägerinnen des Fortschritts werden die gelehrten Schulen Italiens und Frankreichs, namentlich letzteres erhält durch die großartige Thätigkeit Lanfranks eine entscheidende Bedeutung für die gesamte Kirche, und auch die höher strebenden jungen deutschen Geistlichen wanderten zu ihrer Ausbildung dorthin.

Was damals in Deutschland an wissenschaftlichem Betriebe vorhanden war, verfolgte eine entschieden weltlich praktische Richtung, die auch in der nicht eben umfänglichen theologischen Litteratur vorwaltete: für die anderwärts so eifrig gepflegte theologische Spekulation hatte dieses realistische Zeitalter in Deutschland keinen Sinn. Wer von den jungen Klerikern, die höher hinauswollten, dergleichen Interessen verfolgte, der zog nach Frankreich und machte dort seine Studien. Ein lehrreiches Gegenstück dazu liefert die Thatsache, daß anderseits italienische Geistliche, die sich für das Geschäftsleben ausbilden wollten, also eine höhere kirchlich-politische Laufbahn im Auge hatten, dazu umgekehrt Deutschland aufsuchten, und zwar womöglich an dem kaiserlichen Hof selbst, d. h. in der Kanzlei längere Zeit Dienst nahmen. Bekanntlich trifft das auch bei Hildebrand zu, dem nachmaligen Papst Gregor VII., der im Gefolge des nach dem Norden verbannten Gregors VI. über die Alpen gekommen war und dort eine für seine gesamte Entwickelung äußerst wichtige Lehrzeit durchgemacht hat. Ein deutscher Bischof, Burkhard von Worms, war es, der zur Zeit Heinrichs II., zwischen 1012 und 1023, in Gemeinschaft mit Bischof Walter von Speier und mit Hilfe des Abtes Brunicho eine zwanzig Bücher umfassende Sammlung der alten Kirchengesetze zu stande brachte, im engsten, unkritischen Anschluß an die von ausgesprochen hierarchischen Tendenzen erfüllten verwandten Arbeiten des karolingischen Zeitalters.

Dem Vorwalten weltlicher Interessen in Deutschland während der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts entspricht es nun, daß man an Pflegstätten der Wissenschaften, namentlich also an den Klosterschulen, eigentlich nur diejenigen Disziplinen trieb, die nach dieser Seite hin nützlich werden konnten. Selbst in dem lateinischen Stil der Zeit spiegelt sich diese Richtung

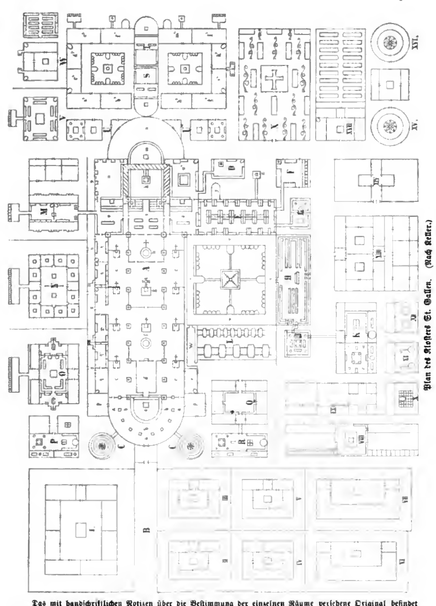


ab, insofern er sich im allgemeinen von allen Künsteleien, rhetorischem Pathos und biblischem Bilderreichtum, der so leicht zum Schwulst wird, frei hielt und, im wesentlichen korrekt, einen nüchternen, klaren, leicht verständlichen Ausdruck erstrebt und meistens auch erreicht. Namentlich den Geschichtschreibern der Zeit ist das zu gute gekommen, ganz besonders aber natürlich dem Kanzleistil, wie er uns in zahlreichen Urkunden und Briefen entgegentritt als besonders geeignet zur Verhandlung über die in Frage stehenden praktischen Dinge. Auch die lateinische Dichtung trägt den gleichen Charakter an sich, ja, sie läßt den weltlichen Zug, der durch die ganze Zeit geht, noch besonders darin erkennen, daß sie mit Vorliebe nationale Stoffe behandelte und trotz des durch die Sprache gegebenen fremden Gewandes das deutsche Leben der Zeit bis in die Einzelheiten hinein der Wirklichkeit entsprechend mit liebenswürdiger Realität zur Anschauung bringt. Auch die deutsche Sprache kam unter dem Einfluß dieser nationalen Richtung mehr zu ihrem Rechte als früher: selbst zu kirchlichen, zu gelehrt theologischen Zwecken suchte man sich ihrer zu bedienen. Ein Mönch zu St. Gallen, Notker Labeo, verfaßte zu Anfang des elften Jahrhunderts (er starb 1022) eine Übersetzung und Erklärung der Psalmen, für uns eine unschätzbare Quelle für die Kenntnis des althochdeutschen Sprachschatzes; auch des Boethius berühmtes Werk von den Tröstungen der Philosophie, das Alfred der Große einst seinen Angelsachsen zugänglich gemacht hatte, sowie das Organon des Aristoteles, die Grundlage und das Regulativ der gesamten wissenschaftlichen Thätigkeit des Mittelalters, und des der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts angehörigen Afrikaners Martianus Capella im Mittelalter vielgelesenes Gedicht von der Hochzeit der Philologie und des Merkur, die Einleitung zu desselben Encyklopädie der sieben freien

---

A Kirche: a unbedeckte Vorhalle. b Paradies. c Seitenkapellen. d Westlicher Chor. e Westliche Exedra mit dem Apostel Petrus geweihten Altar. f Taufstein, davor Altar des Täufers und der des Evangelisten Johannes. g Altar des Erlösers. h Evangelienkanzel. i Östlicher Chor mit Treppe zum Presbyterium. k Presbyterium mit dem Altar des h. Gallus, auf drei Seiten von einem gewölbten Gang umgeben. l Eingang zur Krypta. m Östliche Exedra mit dem Apostel Paulus geweihten Altar. n Vorhof oder Paradies. o Flügel des Querschiffs, zu Seitenkapellen bestimmt. p Vorhöfe. q Wohnung des Pförtners. q^1 Schlafzimmer des Pförtners. r Wohnung des Schulvorstandes, daneben dessen Studierzimmer. s Höfe. t Gastwohnung für fremde Klostergeistliche. u Schreiberstube, darüber die Bibliothek. u^1 Sakristei, darüber Aufbewahrungsort für Meßgewänder. v Großer Kreuzgang, dessen nördliche Halle (an der Mauer des Langhauses der Kirche) zugleich als Kapitelsaal in Gebrauch war. w Sprechzimmer. x Wohnung des Almosenpflegers. B Zugang. C Türme, von welchen man die ganze Anlage des Klosters überschauen konnte. D Gebäude zum Backen des h. Brotes und Zurichten des h. Öles. E Wohnzimmer, darüber Schlafzimmer der Mönche. y Ofen für Wohn- und Schlafzimmer der Mönche. z Schornstein dazu. F Latrinenbaus. G Wasch- und Badehaus. H Refektorium, darüber Aufbewahrungsort für Garderobe. J Küche. K Backhaus, daneben Brauhaus. L Kellerei, darüber Vorratskammer. M Wohnung des Abtes, daneben Ökonomie dazu. N Schulhaus. O Wohnung für vornehme Gäste. P Ökonomie für O. Q Wohnung für Pilger und Arme. R Ökonomie für Q. S Krankenkirche. a^1 b^1 c^1 d^1 e^1 f^1 Krankenhaus der Mönche, einen Kreuzgang umschließend. T Novizenkirche. g^1 h^1 i^1 k^1 l^1 m^1 Schulhaus für Novizen und Oblaten. U Bad und Küche für das Krankenhaus. U^1 Bad und Küche für die Novizenschule. V Operationsraum. W Wohnung des Arztes, daneben Arzneigarten. X Begräbnisplatz.

I Bestimmung dieser Gebäude in der nordwestlichen Ecke ist nicht festzustellen, da die diesbezügliche handschriftliche Notiz im Original zerstört ist. II Gesindehaus. III Schäferei. IV Schweinestall. V Ziegenstall. VI Gestüt. VII Kuhstall. VIII Wohnung der Hirten, daneben Pferde- und Ochsenstall. IX Drechslerei, daneben Böttcherei und Vorratshaus. X Malzdarre und Wohnung der Knechte. XI Stampfmühle. XII Handmühle. XIII Wohnung für Handwerker aller Art XIV Scheune. XV Hühner- und XVI Gänsestall, dazwischen Wohnung des Federviehzüchters. XVII Wohnung des Gärtners, daneben Gemüsegarten.



Plan des Klosters St. Gallen. (Nach Keller.)

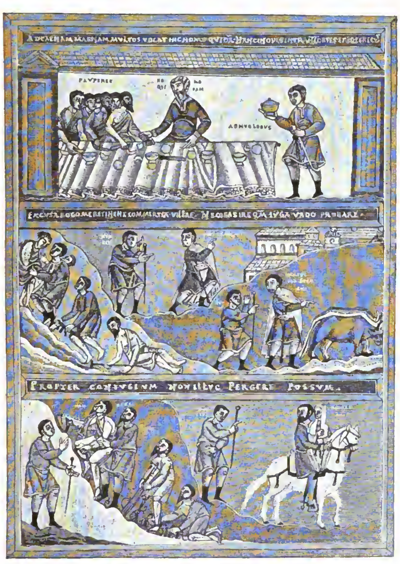
Das mit handschriftlichen Notizen über die Bestimmung der einzelnen Räume versehene Original befindet sich in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen; wahrscheinlich 820 vom Mönch und Baumeister Gerung gefertigt.

Erläuterung auf Seite 296.

Künste, hat dieser St. Gallener Mönch in seine Muttersprache übertragen und so mit Recht von seinen Genossen den ehrenden Beinamen des Deutschen erhalten. Einem jüngeren Zeitgenossen Notkers, dem Abte des bayrischen Klosters Ebersberg, Willimer, der in Fulda und in Paris gebildet war, verdankte man eine Übersetzung und Erklärung des Hohenliedes, die in ihrer barbarischen Mischung lateinischer und deutscher Verse und Sätze an sich schon ein Beweis ist für die Berechtigung der von dem Verfasser erhobenen Klage über den Verfall der theologischen Gelehrsamkeit in Deutschland.

Das ganze Leben derjenigen Stände und Kreise des Deutschen Reiches, die zu Ausgang des sächsischen und zu Beginn des salischen Zeitalters als die eigentlichen Träger der deutschen und, was damit ja fast zusammenfällt, der allgemeinen Geschichte für uns in der Überlieferung in eine hellere Beleuchtung gerückt sind, wird gekennzeichnet durch Züge kraftstrotzender und kraftfroher Lebens- und Thatenlust, die oft recht unkirchlich, nicht selten voll kecken Übermuts, gewaltthätig und zuweilen auch noch roh, doch immer Zeugnis ablegt von der Jugendfrische und Freudigkeit, welche das Bewußtsein wohlverdienter Macht und Ehre und der Glaube an ihre Erhaltung und Mehrung in jedem rasch aufsteigenden Volke zu erzeugen und nicht selten zur Trägerin neuer Großthaten zu machen pflegt. Der wissenschaftliche Aufschwung, den Deutschland nahm, vermehrte auch die Mittel dieser Kreise, und auf Schritt und Tritt begegnen wir daher den Zeugnissen dafür, daß das ritterliche und fürstliche Leben sich damals außerordentlich glänzend und gelegentlich üppig gestaltete und daß auch der Klerus, namentlich die fürstlich waltenden Bischöfe, ungeachtet des Eifers der Cluniacenser daran ihren reichgemessenen Anteil hatten. In Speise und Trank, in Wohnung und Kleidung, in Waffen und Gerät aller Art trat mit dem wachsenden Reichtum eine Steigerung des Aufwandes ein und die Neigung zu Pracht und Prunk wurde herrschend: die Bekanntschaft mit dem verfeinerten Leben der Italiener und Südfranzosen hat dazu ebenfalls beigetragen.

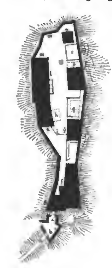
Von alledem, was die neu entstandenen und gesteigerten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen bestimmt war, ist ja sehr wenig oder nichts auf uns gekommen. Diese Seite in dem Charakter jener Epoche tritt uns unmittelbar nur noch entgegen in den der zerstörenden Wirkung der Zeit weniger ausgesetzten Werken der bildenden Kunst, namentlich der Baukunst. Aber auch da fehlt uns eine Anschauung von dem Wesen und der Leistungsfähigkeit der weltlichen Baukunst fast vollständig, und wenn wir von ganz allgemein gehaltenen, schatten- und schemenhaften Schilderungen absehen, scheint es an bedeutenden, von den Zeitgenossen selbst als bemerkenswert anerkannten Leistungen auf diesem Gebiete damals gänzlich gefehlt zu haben und in dem Bau der Städte sowohl wie in dem der Burgen und Pfalzen nur noch das Bedürfnis als Maßstab gegolten, eine reichere, zur Bethätigung erwachenden Kunstsinnes geeignete Entfaltung neuer Motive in Anlage und Dekoration jedoch nicht Platz gegriffen zu haben. Sehr bedeutendes hat dagegen bereits das sächsische



Aus dem Leben am Ende des 10. Jahrhunderts.

Darstellungen zur biblischen Parabel vom Gastmahl, in dem von Kaiser Otto III. an das Kloster Echternach geschenkten Evangeliar, angefertigt zwischen 983 und 991. Die einzelnen Szenen sind echte Kulturbilder der Zeit. Im oberen Abschnitt die Armen zu Gast bei dem Reichen; ein Speisenträger besetzt den Tisch. In den beiden anderen Szenen links Krüppel und Sieche aller Art, der mehrfach vorkommende Bote und ein zu Pferd reisendes Ehepaar. (Gotha, herzogl. Bibliothek.)

Zeitalter in dem Gebiete der Kirchenbaukunst geleistet, nicht bloß was die Menge der Neu- und Erweiterungsbauten angeht, sondern auch hinsichtlich der Entwickelung größerer Dimensionen, künstlicherer Kombinationen und reicherer Ornamentik. Vorzugsweise kommen dabei natürlich sächsische Kirchen und Klöster in Betracht. Es genügt an Quedlinburg, Pöhlde, Grona, Duderstadt und Enger zu erinnern, wo vermutlich die Königin Mathilde als Bauherrin wirkte, an den prachtvollen Neubau des Fuldaer Klosters, des 937 durch einen Brand zerstört war, und die Errichtung des dem heiligen Moritz geweihten Domes zu Magdeburg durch Otto den Großen. Bei manchen dieser Werke treten auch in der Technik Spuren hervor, welche die Bekanntschaft der Baumeister mit der antiken Baukunst erweisen: zur Ausschmückung des Magdeburger Domes ließ Otto prachtvolle Marmorsäulen aus Italien herbeiführen, die er, wie einst Karl der Große, den Palästen Ravennas entnommen zu haben scheint. Von alledem aber hat eine Feuersbrunst, die den Dom 1207 zerstörte, nur wenige dürftige Reste übrig gelassen. Dem Beispiel seines kaiserlichen Bruders folgte Erzbischof Bruno von Köln, der in seinem Sprengel ebenfalls als Kirchenbauherr eine reiche Thätigkeit entfaltete. Aber alle diese Anlagen erscheinen nur als bescheidene Anfänge gegen die erstaunlich reiche Produktion, die mit dem Beginn des elften Jahrhunderts in allen Teilen Deutschlands auf diesem Gebiete sich zu regen anfing und an der nicht sowohl die Könige und weltlichen Großen als namentlich die Bischöfe einen hervorragenden Anteil hatten, und noch heute bewundern wir ihre Denkmäler in den zahlreichen Werken des frühromanischen Stils, die damals aufgeführt worden sind. Das gefeiertste Werk der Zeit, der Bamberger Dom, ist freilich in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr erhalten: er brannte 1081 bis auf die Mauern nieder; aber man nimmt mit viel Wahrscheinlichkeit an, daß der neue Bau, der unter Bischof Otto von Bamberg, dem Apostel der Pommern (1103—39), aufgeführt wurde, die berühmte Schöpfung Heinrichs II. im wesentlichen treu reproduzierte. Wie damals der Schwerpunkt der deutschen Geschichte von Sachsen wegverlegt war, so trat dieses auch auf diesem Gebiete im elften Jahrhundert weniger bedeutend hervor und die hervorragendsten Werke entstanden in den fränkischen Landen, am Main und am Mittelrhein, demnächst in Bayern und Schwaben.



Grundriß der Wartburg. 1067—1075.
a Fahrweg. b Äußeres Thor. c Mauer eines späteren Außenwerkes. d Zugbrücke. e Thorturm f Ritterhaus. g Dirnitz. h Hauptturm. i Abschnitt. k Kemenate. l Landgrafenhaus. m Nebengebäude. n Südturm. o Brauhaus. p Zeughaus. q Garten. r Ringmauer mit Umgang.
(Nach Jähns.)



[illegible]

[illegible] …ger
[illegible] nicht
[illegible]



Der Dom zu Bamberg; Ende des 11. Jahrhunderts.

Drittes Buch.

Das Zeitalter des Investiturstreites.

1056—1152.

Die Quellen.

Zeiten erbitterter Parteikämpfe sind der Geschichtschreibung niemals förderlich: mag sie in ihnen zuweilen rücksichtlich der Form Fortschritte machen, weil sie im Interesse der Partei auch durch einen ansprechenden Vortrag auf weitere Kreise zu wirken und der von ihr vertretenen Sache Anhänger zu gewinnen streben muß, so wird dabei die geschichtliche Wahrheit doch immer zu kurz kommen, selbst wenn eine absichtliche Entstellung dem Berichterstatter fern liegt. Denn je größer die Gegensätze sind, die miteinander ringen, und je mehr sie infolgedessen in alle Gebiete des politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens hineingreifen, um so weniger ist selbst der nach Unparteilichkeit strebende Geschichtschreiber im stande, sich ihren befangenden Einwirkungen zu entziehen und über den Parteistandpunkt zu erheben. Dies steigt mit der Hitze der in solchen Zeiten entwickelten Leidenschaften und führt schließlich zu bewußter Geschichtsfälschung, welche die Gegner auch noch bei der Nachwelt um die Möglichkeit erfolgreicher Verteidigung zu bringen trachtet, im Falle des Sieges sogar dadurch, daß sie die das Gegenteil bezeugenden Denkmäler vernichtet und so die Überlieferung in die ungerechteste Einseitigkeit hineinzwängt.

Kaum in einem andern Zeitalter ist das in solchem Maße geschehen, wie in dem des gewaltigen Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum, der durch den Investiturstreit herbeigeführt wurde, namentlich in der Epoche, in deren Brennpunkten Heinrich IV. und Gregor VII. stehen. Der Sieg des hierarchischen Papsttums, das mit Hilfe des einheitlich von einem Willen geleiteten Heeres der Geistlichkeit und der durch sie rücksichtslos gehandhabten kirchlichen Machtmittel bis in die tiefsten Schichten und die geschlossensten Kreise einzuwirken vermochte, hat auch die gegnerische Litteratur nahezu dem Untergange preis gegeben, so daß fast der Schein erweckt wird, als ob Heinrich IV. keinen litterarischen Vorkämpfer, keinen opferfreudigen Anhänger gehabt hätte und von allen Zeitgenossen ebenso verurteilt worden wäre wie von den kirchlichen Eiferern. Von den entschiedenen Anhängern des Kaisers, deren es namentlich unter dem deutschen Klerus eine Menge gegeben hat, kommen infolgedessen in der geschichtlichen Überlieferung eigentlich nur zwei zu Worte, einmal der Verfasser des „Lebens Heinrichs IV.", der gleich nach dem Tode des von ihm aufrichtig verehrten Herrschers in kurzer, übersichtlicher Zusammenfassung von den Thaten desselben berichtete, ohne Ein-

gehen auf Einzelheiten mehr ein allgemeines Bild entwerfend, aber voll dankbarster Liebe und mit vortrefflichem Verständnis für das Eigenartige und Bedeutende in seiner Persönlichkeit und klarem Blick für die entscheidenden Momente in der Entwickelung der Zeit, dabei mit einer ungewöhnlichen Kunst der Darstellung und in reiner und schöner Sprache — dann der dem Namen nach ebenfalls unbekannte Verfasser eines „Gedichtes auf die Thaten Heinrichs IV. (Gesta Heinrici IV. metrice), welches von dem Kampfe des Königs gegen die Sachsen bis zu dem Siege bei Hohenburg am 9. Juni 1075 ein anschauliches Bild giebt, aber in der Beurteilung der dem Streite zu Grunde liegenden Anlässe natürlich einen den Aufständischen ungünstigen Standpunkt einnimmt. Man hat sich viel Mühe gegeben, für beide Werke unter den bekannten litterarischen Persönlichkeiten der Zeit bestimmte als Verfasser wenigstens wahrscheinlich zu machen: das Leben Heinrichs haben die einen dem dem Kaiser nahestehenden Bischof Otbert von Lüttich (1092—1117), die anderen dem Bischof Erlung von Würzburg (1106—21) zuschreiben wollen; andere wieder betonen die darin enthaltenen Beziehungen, die auf Mainz als Entstehungsort hinweisen. Das Gedicht auf Heinrichs Thaten, das man wegen des Fehlens alter Handschriften früher als unecht angefochten hat, ist neuerdings als ein Werk des Mannes in Anspruch genommen worden, der wegen einer andern großen Arbeit unter den Geschichtschreibern jener Zeit einen der hervorragendsten, wenn auch umstrittensten Plätze einnimmt, Lamberts von Hersfeld. Dieser merkwürdige Mann, um dessen Beurteilung sich allmählich eine umfängliche Litteratur gesammelt hat, gehörte seit dem Frühjahr 1058 dem genannten Kloster an, das er nur noch einmal zu einer Wallfahrt nach Jerusalem verlassen hat. Im Anschluß an ältere annalistische Aufzeichnungen, die in Hersfeld entstanden waren, schrieb er die Geschichte seiner Zeit von 1040 an mit von Jahr zu Jahr zunehmender Ausführlichkeit, die namentlich für die Zeit von 1069 und mehr noch von 1073 bis 1077 in ihrer Art geradezu einzig dasteht, aber wohl schließlich mit die Ursache wurde, daß das Werk unvollendet blieb und auch einen Fortsetzer nicht gefunden hat. Die große Genauigkeit von Lamberts Bericht, der tief in sonst von niemandem berührte Einzelheiten eingeht, hat den Anlaß gegeben, daß man ihn lange Zeit für besonders gut unterrichtet hielt und ihm das größte Vertrauen schenkte. Erst die neuere kritische Forschung hat dargethan, daß Lamberts Autorität außerordentlich überschätzt worden ist und daß man ihn nur mit Vorsicht als Quelle benutzen darf. Lambert ist nämlich ein entschiedener Gegner Heinrichs IV., nicht einer von den leidenschaftlichen, die durch wüste Schmähungen und durch handgreifliche Verleumdungen ihren Standpunkt sofort erkennen lassen und dadurch den Benutzer ihrer Berichte alsbald auf die bei ihnen vorwaltende Tendenz aufmerksam machen, sondern ein viel gefährlicherer, insofern als er durch den Schein strenger Sachlichkeit und leidenschaftsloser Unparteilichkeit seinen Angaben eine vertrauensvolle Aufnahme sichert. Lambert spielt nicht selten den tief Eingeweihten und giebt vor, von Dingen Kunde

zu haben, die ihrer Natur nach überhaupt von niemandem, also sicherlich auch nicht von einem Hersfelder Mönch, in Erfahrung gebracht werden konnten, z. B. Unterredungen hochgestellter Persönlichkeiten, die nach seinen eigenen Angaben unter vier Augen stattgefunden haben. Diese und andere Beispiele lehren, daß Lambert oft etwas zu wissen vorgiebt, wo er thatsächlich nichts weiß und einfach das meist völlig grundlose Gerede wiedergiebt, das im Anschluß an die nur halb bekannt gewordenen Zeitereignisse und diese noch weiter entstellend, damals namentlich in den Klöstern heimisch war und von den hin und her wandernden Mönchen mit Wohlgefallen weiter getragen wurde. Das schließt nicht aus, daß von den thatsächlichen Angaben Lamberts viele richtig sind und, durch andere Quellen bestätigt, doch mehr Einzelheiten bieten als diese, während in allem, was der Geschichtschreiber an Eigenem hinzufügt, um den angeblichen ursächlichen Zusammenhang der Dinge und die Motive und Absichten der handelnden Personen zu erklären, seine durchaus päpstliche Gesinnung offenbar wird, mag man auch zugeben müssen, daß er für die Fehler seiner eigenen Partei nicht blind ist und selbst gegenüber ihren Häuptern mit dem Tadel nicht zurückhält. In der Hauptsache aber geht die für Heinrich IV. ungünstige Auffassung jener Zeit, die lange unangefochten geherrscht hat, auf die weit überschätzte Autorität Lamberts zurück, und erst die erfolgreiche Anfechtung und Einschränkung derselben hat das Urteil der Nachwelt zu gunsten des Königs gewandelt.

Daß Lambert so lange Zeit so großes Ansehen genießen und auf die geschichtliche Darstellung so bestimmend einwirken konnte, findet seine Erklärung mit darin, daß sein objektiv scheinender Bericht trotz seiner Parteilichkeit den Eindruck der Glaubwürdigkeit macht im Gegensatz zu dem gehässigen, ja leidenschaftlichen Tone, der sonst von den päpstlich gesinnten Berichterstattern in der Schilderung Heinrichs IV. und seiner Thaten angeschlagen wird. Diese Richtung vertritt zunächst Bernold, ein Mönch des Klosters Reichenau, später zu Sankt Blasien und Schaffhausen, der im Anschluß an Hermann von Reichenau von 1074 an alles, was ihm zur Zeitgeschichte bemerkenswertes vorkam, aufzeichnete, in der Reihenfolge, wie ihm die einzelnen Notizen bekannt wurden, und ohne sie zu einer zusammenhängenden Darstellung zu verarbeiten. Dabei ist es bisher nicht gelungen, seine Arbeit von der eines ebenfalls auf Hermann zurückgehenden andern Reichenauer Mönches, Berthold, die er benutzt und fortgesetzt hat, genau zu scheiden. Viel schlimmer noch ist der der Magdeburger und dann der Merseburger Kirche angehörige sächsische Geistliche Bruno mit seinem Buche „vom Sachsenkrieg“, einer Arbeit, die im Interesse und in der Umgebung des Gegenkönigs Hermann von Salm entstanden, durchaus unter dem Bann der blinden Leidenschaft steht, die bei den Sachsen herrschte, und ohne jeden Sinn für historische Wahrheit nur darauf ausgeht, Heinrich IV. als den Abschaum der Menschheit darzustellen und deshalb alles, was irgend niederträchtiges gegen ihn gesagt wurde, sofort als zweifellos erwiesen weiter giebt, ja, damit nicht zufrieden, zu den schamlosesten Lügen

greift, um seinem wilden Parteihaß genug zu thun. Mehr als irgend ein Werk veranschaulicht Brunos Sachsenkrieg die geistige und sittliche Verwilderung, welche die erbitterten Kämpfe jener Zeit über weite Kreise brachten. Natürlich blieb auch die kaiserliche Seite von solchen Auswüchsen nicht frei: das lehren namentlich des Bischofs Benzo von Alba „sieben Bücher an Heinrich IV.", die, zu verschiedenen Zeiten entstanden, in einem damals für besonders kunstreich geltenden Gemisch von gereimter und rhythmischer Prosa sich in den ärgsten Beschimpfungen der Gregorianer und den niedrigsten Schmeicheleien gegen Heinrich ergehen und für das Gebiet des kirchlichen Kampfes in ähnlicher Weise zu den handgreiflichsten Lügen und den verwegensten Fabeln als Waffen greifen, wie das Bruno für einen Verteidiger der sächsischen Freiheit für erlaubt hielt.

Von großem Nachteil für die geschichtliche Überlieferung ist die Thatsache geworden, daß, entsprechend den Schwankungen des großen Kampfes, innerhalb desselben Werkes, ja, bei derselben Person das Urteil über Menschen und Dinge vielfach geschwankt und kaum zu vereinigende Wandelungen durchgemacht hat. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet die höchst verdienstvolle Weltchronik des Abtes Ekkehard von Aura. Ihr Verfasser, vermutlich in Bamberg, dann in Korvei gebildet, hatte gleich nach dem ersten Kreuzzug die Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht, auf dem Heimwege Rom besucht und 1106 dem Konzil zu Guastalla beigewohnt, als er 1108 durch Otto von Bamberg (1102—39) zum Abt des neu gestifteten Klosters Aura bei Kissingen bestellt wurde. In den folgenden Jahren verfaßte er seine große Weltchronik, in der er die gesamte geschichtliche Entwickelung bis auf seine Zeit einheitlich zusammenzufassen versuchte, unter Benutzung eines erstaunlich reichen Apparates von älteren Arbeiten ähnlicher Art wie Hieronymus, Beda, Orosius u. a. und Geschichten einzelner Zeiträume und Völker wie Paulus Diakonus, Einhard, Widukind, Liutprand u. a., indem er die Geschichte der letzten Jahrzehnte und seiner eigenen Zeit im wesentlichen auf Grund mündlicher Überlieferung hinzufügte. Sowohl durch die Konsequenz in Durchführung des universal-historischen Standpunktes als auch durch die Reinheit und Klarheit der Sprache und Ordnung und Übersichtlichkeit der Darstellung übertrifft Ekkehards Werk, die erste mittelalterliche Arbeit dieser Art in großem Stil, alle späteren ähnlichen Leistungen, die meistens auf ihm als ihrer ziemlich unverändert entlehnten Grundlage beruhen — ein Umstand, welcher beweist, daß dieses auch nach dem Urteil jener Zeit die vollendetste Leistung war und blieb. Von Ekkehards Weltchronik liegen uns nun fünf verschiedene Ausgaben vor: denn der Abt von Aura hat die anfangs bis 1100 reichende Arbeit nachher einmal zum Zwecke der Widmung an Kaiser Heinrich V. etwas umgestaltet, dann die ursprüngliche Fassung bis 1106 fortgesetzt, weiter zu einer von Heinrich V. verlangten Geschichte des römisch-deutschen Reiches seit Karl dem Großen umgemodelt und endlich durch die Teilung in fünf Bücher und Fortsetzung bis 1125 noch einmal erneuert. Während er nun anfangs den

kaiserlichen Standpunkt einnimmt, vertritt er nachher die päpstliche Partei, kehrt aber in der letzten Ausgabe wieder zu der ersten Auffassung zurück, um dann schließlich wiederum über den von ihm sonst fast schmeichlerisch gepriesenen Heinrich V. ein recht abfälliges Urteil zu fällen.

Eine ähnliche Arbeit unternahm gleichzeitig und unabhängig von Ekkehard ein Mönch des belgischen Klosters Gembloux, Sigebert, ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit und vielseitiger Bildung, der sich die milde Heiterkeit seines liebenswürdigen Gemütes und die Freiheit seines menschlich-unbefangenen Denkens durch den die Zeit erfüllenden kirchlichen Eifer nicht hat stören lassen und bei aller Kirchlichkeit der Gesinnung doch die Rechtlosigkeit und die Gefährlichkeit der gregorianischen Hierarchie erkannte und freimütig bekämpfte. So ist Sigebert von Gembloux denn auch in der Behandlung der neueren Geschichte in dem letzten Teil seiner Weltchronik, die auf den besten Quellen beruht, von wohlthuender Unparteilichkeit und hält mit seiner Mißbilligung des gregorianischen Systems nicht zurück. Das in seiner ursprünglichen Gestalt 1106 endende Werk, das bereits Ekkehard von Aura für die dritte Ausgabe seiner Weltchronik benutzen konnte, führte Sigebert späterhin durch eine eingehende Darstellung der Jahre 1106—1111 weiter, wobei er auch manche interessanten Aktenstücken einfügte. Es ist namentlich in den niederlothringischen Gebieten weit verbreitet gewesen und hat für zahlreiche ähnliche Arbeiten die Grundlage und den Leitfaden abgegeben, so daß es bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts hin in belgischen Klöstern zahlreiche und zum Teil sehr wertvolle Fortsetzungen gefunden hat.

Von beschränkterer, nur landschaftlicher Bedeutung sind einige andere Quellenschriften, auf deren Verfasser, dem Zurücktreten der großen kirchlich-politischen Streitfrage entsprechend, auch die durch sie entfesselten Leidenschaften weniger eingewirkt haben. Dahin gehört des Adam von Bremen Hamburger Kirchengeschichte. Ihr Verfasser, der dem glänzenden Adalbert von Bremen (1043—72) nahe gestanden haben muß, behandelt im Anschluß an die Geschichte seiner Kirche die von dort dem Christentume gewonnenen nordischen Lande. Er beruft sich dabei auf Erzählungen des Dänenkönigs Svend Estrithson, bei dem er offenbar längere Zeit verweilt hat. Daneben benutzt er aber auch, was an älteren litterarischen Arbeiten vorhanden war, sowie die Urkunden des erzbischöflichen Archivs. Von besonderem Wert für die Zeitgeschichte ist infolge von Adams Stellung zu dem Kirchenfürsten der letzte Teil, der Adalberts wechselnde Schicksale behandelt. Die Geschichte der Böhmen schrieb etwas später der 1125 gestorbene Prager Geistliche Cosmas durchaus in volkstümlichem Sinn und Ton, indem er die nationale Sage ohne Kritik als beglaubigte Geschichte behaglich erzählte; für die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, die Geschichte seiner Zeit, ist Cosmas reich an wichtigen Nachrichten, deren Wert freilich nicht bloß durch seine streng kirchliche Gesinnung, sondern auch durch seine nationale Antipathie gegen die Deutschen einigermaßen beeinträchtigt wird.

Zu diesen Quellen kommen dann zahlreiche Jahrbücher, welche je nach der Art und der Zeit ihrer Entstehung für die einzelnen Zeiträume und für einzelne Landschaften von verschiedenem Wert sind, zuweilen auch — wie die Niederaltaicher — nur in einer durch spätere Aufzeichnungen vermittelten Ableitung vorliegen. Nicht minder wichtig sind natürlich die zeitgenössischen historischen Aufzeichnungen, die damals ebenfalls überwiegend die Gestalt von Jahrbüchern einhalten: aber die späterhin so reich erblühte städtische Geschichtschreibnng war damals doch noch kaum den Anfängen nach vorhanden, und selbst in Italien waltete noch durchaus der kirchliche Gesichtspunkt vor, wie die Arbeiten der beiden Mailänder Geistlichen Arnulf und Landulf lehren, welche zugleich den Widerstreit der alt- und der neukirchlichen Richtung darstellen.

Noch immer bildet auch in dem Zeitraume bis zum Ende des ersten Viertels des zwölften Jahrhunderts die Biographie eine mit Vorliebe gepflegte Form historischer Darstellung. Aber die meisten der hierher gehörigen Denkmäler leiden an den allen mittelalterlichen Biographien anhaftenden Mängeln, nämlich der Vernachlässigung des weltlichen Gesichtspunktes über den der kirchlichen Erbauung. Das gilt sowohl von der Biographie des Erzbischofs Anno von Köln von einem Siegburger Mönch, als auch von denen der Bischöfe Benno von Osnabrück und Burkhard von Halberstadt. Augenscheinlich sind viele ähnliche Arbeiten verloren gegangen, wie überhaupt von der außerordentlich reichen Litteratur, die jene stürmisch bewegte Zeit hervorgebracht hat, nur ein kleiner Bruchteil auf uns gekommen ist.

Überaus reich ist das Material, das uns an Urkunden und Briefen aus der Zeit des Investiturstreites vorliegt. Zu den Gesetzen und Erlassen der Kaiser, den Beschlüssen der Konzilien und Synoden und den mit der steigenden Bedeutung des Papsttums zu immer größerer Massenhaftigkeit anwachsenden päpstlichen Urkunden aller Art kommt ein Schatz von Briefen sowie einige Sammlungen, die uns in den kirchlich-politischen Kampf mitten hinein führen. Dahin gehören zunächst die Briefe des Peter Damiani († 1072), des litterarischen Vorkämpfers Gregors VII., wenn er auch mit diesem nicht in allen Stücken einverstanden war und gewisse Konsequenzen seines Systems als eine Gefahr für die Kirche bekämpfte, wie er selbst sich nur widerstrebend aus der Stille seines fromm beschaulichen Lebens zu Fonteavellana bei Gubbio auf den Stuhl des Kardinalbischofs von Ostia hatte verpflanzen lassen. Vermöge seiner Stellung und seiner persönlichen Beziehungen tief eingeweiht, läßt uns dieser merkwürdige Mann nicht selten einen Blick in Vorgänge und Verhandlungen durchaus intimer Natur thun. Noch bedeutender aber ist für uns das sogen. „Register Gregors VII.“, welches in sieben Büchern nach Pontifikatjahren geordnet dreihundert Briefe des Papstes enthält, während ein augenscheinlich unvollendet gebliebenes achtes Buch noch sechzig Briefe ohne durchgeführte chronologische Ordnung bietet. Aus der Einhaltung der zeitlichen Folge bis zum Frühjahr

1081 hat man geschlossen, daß die Sammlung damals angelegt, und aus der mehr zufälligen Zusammensetzung der späteren Stücke, daß sie bald nach dem Tode Gregors VII. (1085) bereits in der vorliegenden Gestalt verbreitet, aber schon vorher — ohne das achte Buch — veröffentlicht gewesen ist. Daß es sich hier nicht um das schlechtweg sogenannte Register Gregors VII. handelt, d. h. um das Kopialbuch, in welches dem Brauche der päpstlichen Kanzlei gemäß die dort ausgefertigten Briefe und Erlasse, soweit ihre sachliche Bedeutung oder der Wunsch der Empfänger das nötig machte, unter Abkürzung der Formalien abschriftlich aufgenommen wurden, wird von keiner Seite mehr angezweifelt. Jedenfalls haben wir nur eine Auswahl vor uns, und zwar eine solche, die getroffen wurde, um durch Zusammenstellung der prinzipiell wichtigsten Äußerungen des Papstes seinen Anhängern und Vorkämpfern die Möglichkeit zu geben, auf Grund authentischer Materialien auch ihrerseits seinen Standpunkt mit den von ihm gebrauchten Argumenten zu vertreten. Abweichend von dem sonst im Mittelalter herrschenden Brauch ist es hier also einmal ein sachliches Interesse und nicht bloß das an der Form, was diese überaus wertvolle Sammlung veranlaßt hat. Daneben aber steht eine andere, deren Urheber, ein Bamberger Geistlicher Namens Udalrich, in der Absicht, jüngeren Kanzleibeamten Vorbilder für die Ausfertigung gewisser seltener vorkommender, aber besonders wichtiger Aktenstücke zu geben, in das von ihm angelegte Formelbuch, welches in buntem Durcheinander Briefe, Urkunden, Manifeste, Streitschriften u. a. m. vereinigt, namentlich auch eine Anzahl der wichtigsten Aktenstücke aus der Geschichte des Investiturstreites aufnahm: dieser 1125 entstandenen und dem kaiserlichen Gegenbischof Gebhard von Würzburg (1122—27) gewidmeten Sammlung verdanken wir die Kenntnis einiger der historisch bedeutsamsten Urkunden und Briefe. Im Fortgang der Forschung wird übrigens gerade diese Gattung historischen Quellenmaterials unausgesetzt durch neue Funde vermehrt.

Den Verhältnissen der Zeit entsprechend hat damals endlich auch die Publicistik eine sehr große Rolle gespielt. Denn obgleich die Vervielfältigung noch mühsam und ungenügend war, wurden die die Welt bewegenden großen Gegensätze doch auch litterarisch ausgefochten. Durch seine verschiedenen Stadien begleitet den Investiturstreit daher eine außerordentlich mannigfaltige Streitschriftenlitteratur, von der freilich auch nur verhältnismäßig dürftige Reste auf uns gekommen sind, da gerade auf diesem Gebiete die siegreiche Partei alles gethan hat, um die während des Kampfes so unbequemen Gegner nachträglich mundtot zu machen und mit ihren Ansichten gar nicht mehr an die Nachwelt kommen zu lassen. Daher hört diese gerade hier zumeist nur die Argumentation der Gregorianer und kann auf die von seiten der Gegner geltend gemachten Momente nur aus diesen schließen. Hierher gehört zunächst des Bischofs Bonizo von Sutri 1085 verfaßtes „Buch an einen Freund“: der Gräfin Mathilde von Tuscien gewidmet, will es das unbedingte Recht des Gregorianismus erweisen, indem es in durchaus tendenziöser Weise die

Geschichte der Bedrückungen der Kirche durch die weltliche Gewalt erzählt und dabei natürlich von den wechselnden Beziehungen zwischen Kaisertum und Papsttum ein arg verzerrtes Bild entwirft. Aber auch dem Kaiser und den von ihm eingesetzten Gegenpäpsten hat es nicht an gewandten und überzeugungstreuen litterarischen Vorkämpfern gefehlt. Mit den Sätzen des römischen Rechts sucht Petrus Crassus, ein juristisch-gebildeter Laie am Hofe Wiberts von Ravenna, Heinrichs IV. Recht zu erweisen, durch ein von ihm berufenes und geleitetes Konzil die durch Hildebrand frevelhaft verwirrte Kirche wieder gebührend zu ordnen. In ungewöhnlich maßvoller Weise, durch ernst sachliche Argumente und ohne das übliche Schmähen der Gegner verteidigt Bischof Wido von Ferrara in einer Schrift „Über das Schisma des Hildebrand" die Berechtigung des kaiserlichen Gegenpapstes Clemens und die kanonische Weihe der von ihm erhobenen Bischöfe. Auch deutsche Geistliche nehmen an diesen publicistischen Kämpfen teil. Bischof Walram von Naumburg (1089—1111) schrieb die Bücher „Über die Erhaltung der kirchlichen Einheit", von denen das erste die von Gregor VII. in einem Schreiben an Bischof Hermann von Metz (1073—90) ausgesprochenen Ansichten bekämpft, das zweite aus Anlaß der Polemik gegen eine Streitschrift gregorianischen Ursprungs eine außerordentlich lebendige und anschauliche Schilderung entwirft von dem wüsten agitatorischen Treiben der Gregorianer in Sachsen, Thüringen und Hessen während der Jahre 1081—1092, und das dritte, unvollendet gebliebene mit Leidenschaft für die Rechtgläubigkeit des von den Gegnern der Ketzerei beschuldigten Wibert von Ravenna eintritt.

Für die drei Jahrzehnte von dem Wormser Konkordat bis zum Beginn eines neuen Aufschwungs mit der Regierung Friedrichs I., des Staufers, kommen als Quellen, besonders zur Geschichte Lothars, mit dem noch einmal Sachsen eine leitende Stellung im Reiche gewann, namentlich sächsische Aufzeichnungen in Betracht, Jahrbücher zunächst, die, in dem St. Peterskloster zu Erfurt (Annales S. Petri Erphesfurdenses) entstanden, in der bekannten Weise nach anderen Klöstern verpflanzt, dort eine eigenartige Fortsetzung gefunden haben, z. B. als Erfurter (A. Erphesfurdenses) und Pegauer Jahrbücher (A. Pegavienses). Von ehemals vorhandenen Paderborner Annalen haben wir nur spätere Ableitungen in den Hildesheimer und in Abschnitten der großen Kölner Jahrbücher (A. Colonienses maximi). Dazu kommen ähnliche Aufzeichnungen aus Rosenfeld, Magdeburg und Stade. Von Biographien wären für die Zeit Lothars namentlich zu nennen die des Erzbischofs Norbert von Magdeburg, die Arbeit eines der ersten Schüler des großen Prämonstratensers und Missionars, die trotz des panegyrischen Tones sachlich sehr inhaltreich ist, und die des Pommernapostels Otto von Bamberg (1102—39), die in zwei freilich nur formal verschiedenen Bearbeitungen vorliegt. Nach Mitteilungen von Schülern und Freunden des Bischofs schrieb ein Bamberger Kleriker, Ebo, zu Beginn der zweiten Hälfte des

zwölften Jahrhunderts dessen Lebensgeschichte und legte sie der römischen Kurie vor, um die Kanonisation Ottos zu betreiben. Später hat ein anderer Bamberger Geistlicher, Herbord, dies Werk, indem er sich den Anschein einer ganz originalen Arbeit gab, in gelehrter Weise in die dialogische Form umgegossen. Die Thaten des Erzbischofs Adalbert von Trier (1132—52) erzählt warm und lebensvoll ein Geistlicher der Trierer Kirche, Baldrich. Gleichmäßig für die Zeit Lothars und Konrads III. wertvoll, wenn auch weniger zur Kenntnis der Thatsachen als der jene Zeit beherrschenden merkwürdigen geistigen Strömung ist die Chronik des Bischofs Otto von Freising. Ein Enkel Heinrichs IV., ein Sohn von dessen Tochter Agnes, der Witwe Friedrichs von Schwaben, aus ihrer kinderreichen Ehe mit Markgraf Leopold von Österreich, studierte Otto in Paris, wurde Mönch in dem Kloster Morimond, stand demselben 1136 und 37 als Abt vor und wurde dann zum Bischof von Freising erhoben. In der Chronik, die er zwischen 1143 und 46 verfaßte, zur Zeit der größten Ohnmacht des Staates und der Vorherrschaft der auch bereits verfallenden Kirche, schloß er sich eng an Augustin und Orosius an, indem er das demnächst erscheinende Reich Gottes dem einem baldigen Untergange geweihten Reiche dieser Welt entgegensetzte, wie das Werk denn auch ursprünglich „von den beiden Reichen“ (de duabus civitatibus) genannt war. Die Geschichte Lothars verdankt mannigfache Bereicherung der Kaiserchronik, dem ersten Geschichtswerke in deutscher Sprache, und zwar in gebundener Rede, welches, um 1150 vermutlich in Regensburg entstanden, einen Lothar und der Partei der Welfen besonders geneigten Mann zum Verfasser hatte, der namentlich Heinrichs des Stolzen Lob verkündete. Einen ähnlichen Standpunkt nimmt natürlich die Geschichte der Welfen ein, die um dieselbe Zeit in dem Kloster Weingarten, einer welfischen Familienstiftung, entstanden ist. Endlich gehört hierher noch die Slawenchronik Helmolds, eines Schülers und Gehilfen des Bischofs Vicelin von Oldenburg, der, als Pfarrer zu Bosau am Plöner See mit Land und Leuten aus eigener Anschauung vertraut, im Anschluß an Adam von Bremen und Ekkehard von Aura die Ausbreitung der deutschen Herrschaft



Königskostüm des 12. Jahrh.
Miniature in einer Handschrift des 12. Jahrhunderts zu Brüssel.
(Nach Lacroix.)

unter den Wenden, namentlich in Wagrien, bis zum Jahre 1170 höchst ansprechend dargestellt hat.

Unter den Briefen, die uns aus dieser Zeit erhalten sind, nehmen für die Geschichte Lothars und namentlich Konrads III. die Bernhards von Clairvaux und Wibalds, des Abtes von Stablo und Korvei, eines in die Reichsangelegenheiten tief eingeweihten und selbst handelnd daran vielfach beteiligten hochangesehenen Staatsmannes, eine hervorragende Stellung ein.

Erstes Kapitel.

Die hierarchische Reformation der mittelalterlichen Kirche durch Gregor VII. und die fürstliche Revolution in Deutschland.

1056—1076.

Zweimal war die römische Kirche aus tiefster Erniedrigung durch den starken Arm des deutschen Königs emporgerissen und zu besserer Erkenntnis und getreuerer Erfüllung ihres Berufes angehalten worden, zuerst durch Otto den Großen, dann durch Heinrich III. Nach Motiven, Zielen und Ergebnissen waren beide Vorgänge wesentlich voneinander verschieden. Der große Sachse hatte das Papsttum unter seinen Willen gebeugt, nicht um von sich aus eine geistige Hebung und sittliche Veredelung der Kirche anzubahnen, sondern weil er nur vermittelst des römischen Bischofs den deutschen Episkopat in die Dienstbarkeit bringen konnte, deren er zur Sicherung seiner Machtstellung bedurfte. Ihm war es um freie Verfügung über die finanziellen und militärischen Mittel der Kirche und die Personen ihrer Würdenträger zu thun gewesen: wenn er ihnen diese schaffen und aufrecht erhalten half, trug Otto kein Bedenken, einen Jüngling von dem bedenklichen Wandel Johanns XII. auf dem Stuhle S. Peters zu belassen. Daher hat sein Werk denn auch keinen Bestand gehabt, sondern die Kirche bald danach einen neuen, noch tieferen Fall gethan. Auf die Dauer konnte ihr doch nur durch eine Neugestaltung von innen heraus, eine geistige und sittliche Wiedergeburt geholfen werden. Diese nahm von Clugny ihren Ursprung, und in demselben Maße, wie die Cluniacenser an Ansehen und Einfluß gewannen, indem sie die Klöster nach ihrem Vorbild wandelten und immer mehr von den Ihrigen zur bischöflichen Würde aufsteigen sahen, wurde die Kirche in immer weiteren Kreisen mit der Erkenntnis von der Notwendigkeit einer gründlichen Erneuerung erfüllt. Der Sieg dieser reformatorischen Richtung konnte als entschieden gelten, als Heinrich III. sich zu ihr bekannte und nicht bloß seine weltherrschende Macht, sondern auch seinen unwiderstehlichen Idealismus in ihren Dienst stellte. Nur ließ sich eine solche geistige und sittliche Bewegung nicht beliebig aufhalten, sondern zog in gleichmäßigem Fortgange aus den in ihr wirkenden Ideen die letzten Konsequenzen und setzte sie selbst gegen den Widerstand des bisherigen Beschützers durch. Nun konnte aber eine Kirche,

welche die Ideale der Cluniacenser verwirklichte, eine Unterordnung unter die weltliche Gewalt, wie sie die aufstrebende Reformpartei unbedenklich auf sich genommen hatte, nicht ertragen, sondern mußte erst die volle Emancipation von der Staatsgewalt, dann die Herrschaft über dieselbe erstreben. Das ergab ihre Lehre von der Unterordnung alles Weltlichen unter das Geistliche. Zudem wirkten hier nationale Momente mit. Die Herrschaft des Staates über die Kirche stellte sich zugleich dar als die Herrschaft der Deutschen über die Italiener und Römer und wurde dadurch natürlich nicht leichter. Nur widerstrebend hatten die Kirche und die ewige Stadt sich den deutschen Päpsten gebeugt, die der gestrenge Heinrich III. ihnen gesetzt und mit der Fülle seiner Macht aufrecht erhalten hatte.

Es ist bezeichnend für die Natur und Richtung der Kräfte, die mit dem Tode des gewaltigen Herrschers alsbald in eine seinem Lebenswerk feindliche Thätigkeit traten, daß, als Viktor II., von des kaiserlichen Freundes Sterbebett nach Rom zurückgekehrt, im Sommer 1057 starb, der Bruder Herzog Gotfrieds von Lothringen, des nie völlig niedergeworfenen Führers der reichsfürstlichen Opposition, der als Gemahl der Beatrix von Tuscien zwischen den lothringischen und den italienischen Gegnern der Salier die Verbindung hergestellt hatte, Kardinal Friedrich von Lothringen, als Stephan X. (1057—1058) zum Papst erhoben wurde, ein Anhänger zwar der Cluniacenser, aber ohne Zusammenhang mit dem in Rom mißliebigen deutschen Episkopate, dessen Einfluß ein Ende gemacht werden sollte. Indem dieser seinen Bruder Gotfried zum Statthalter Italiens machte, griff die deutschfeindliche Bewegung auch auf das politische Gebiet hinüber. Das drohte unmittelbar einen Konflikt mit der Regentschaft in Deutschland, und leicht konnte damals deren Eingreifen alle Entwürfe der römischen Aktionspartei durchkreuzen. Doch erwirkte Hildebrand, der bereits unter Viktor II. eine leitende Stelle eingenommen hatte und mit den Verhältnissen Deutschlands und des kaiserlichen Hofes aus eigener Anschauung bekannt war, die Bestätigung der Wahl Stephans X., obgleich sie das Wahlprinzipat des deutschen Königs verletzt hatte. Aber noch ehe er zurückgekehrt war, starb Ende März 1058 Stephan X.: wenn er riet, mit der Neuwahl nicht vor Hildebrands Ankunft vorzugehen, so enthielt das nicht bloß das Eingeständnis, daß die Reformpartei sich ohne deutschen Schutz noch nicht behaupten konnte, sondern auch den Hinweis auf Hildebrand als den Mann der Zukunft.

Aber die Ratlosigkeit der augenblicklich führerlosen Reformpartei gab den Gegnern gewonnenes Spiel. Der Anhang der Tusculaner Grafen erhob sich von neuem, und mit Einsetzung des Kardinalbischofs Johann von Velletri, der sich Benedikt X. (1058—1059) nannte, ging die Gewalt in Rom und im Kirchenstaate wieder in deren Besitz zurück, — nicht aber die Gewalt in der Kirche, wo sich alsbald die Reformpartei erhob, um die großen Errungenschaften des letzten Jahrzehnts zu verteidigen. Einer ihrer eifrigsten Vertreter, Bischof Gebhard von Florenz, wurde auf Betreiben des herbeieilenden Hildebrand

zum Papste erwählt. Schon der Name, den er sich gab, — er nannte sich Nikolaus II. (1058—1061) — enthielt ein ganzes Programm, das für die deutsche Herrschaft ebensowenig Platz ließ wie die bloß nach weltlichen Gesichtspunkten verfahrende Politik der Tusculaner. Da aber von Deutschland aus eine Einwirkung nicht einmal versucht wurde, ja nicht versucht werden konnte, weil auch die Gegner der Cluniacenser doch nicht einer Erneuerung der tusculanischen Macht Vorschub leisten mochten, so ging die Krisis außerordentlich schnell vorbei. Gotfried von Lothringen zog gegen Rom, unterwarf es Nikolaus II. und verjagte Benedikt X. Nun gehörte der Reformpartei die Zukunft, und schon rüstete sie sich, auch dem deutschen Königtum gegenüber volle Selbständigkeit zu gewinnen. In der Vorbereitung derselben und der planmäßigen Schaffung der zu ihrer Wahrung nötigen Institutionen liegt die Bedeutung des Pontifikats Nikolaus' II; aber der leitende Geist war Hildebrand: ohne Papst zu sein, hat dieser merkwürdige Mann schon damals die Kirche regiert und ihr, weitschauenden Blickes und starker Hand, den Weg vorgezeichnet. Das nächste Menschenalter hat unter dem Banne seines Geistes gestanden.

Längst ist mit der völlig unhistorischen Anschauung gebrochen, die, unter dem Einfluß der zu gerechter Würdigung der katholischen Kirche in ihrer welthistorischen Bedeutung unfähigen Aufklärung eingebürgert, Hildebrand zu einem nur von Selbstsucht und Eigennutz geleiteten Intriganten machen wollte und als Lügner und Heuchler darstellte, und auch die Gegner der von ihm vertretenen Prinzipien erkennen in ihm eine der gewaltigsten Figuren des Mittelalters, die neben Nikolaus I. und Innocenz III. die Trägerin war für die welthistorische Größe des Papsttums. Daß es Hildebrand mit dem, was er als göttliches Recht für die Kirche in Anspruch nahm, heiliger Ernst war, daß er, indem er es der widerstrebenden Welt aufzwang, einem himmlischen Gebote zu folgen glaubte, wird niemand mehr in Abrede stellen. Aber auch wer seine historische Berechtigung und seine historische Größe anerkennt, wird sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Wirkungen, die von ihm ausgegangen, vielfach für die Kirche selbst verhängnisvoll geworden sind und ihre Entwickelung in Bahnen gelenkt haben, die in dem Aufsteigen zu schwindelnder Höhe auch schon den späteren tiefen Fall vorbereiteten. Um so bedauerlicher ist es, daß wir von dem allmählichen Werden dieses merkwürdigen Mannes keine irgend genügende Kenntnis haben, sondern nur einzelne dürftige und des rechten Zusammenhanges entbehrende Bruchstücke zu seiner Entwickelungsgeschichte besitzen.

Hildebrand kann noch nicht vierzig Jahr alt gewesen sein, als er, von Nikolaus II. zum Archidiakonus der römischen Kirche bestellt, thatsächlich die gesamte Leitung derselben übernahm. Als Sohn eines tuscischen Bauerngutsbesitzers zu Sovana geboren, war er von einem Oheim, der dem Marienkloster auf dem Aventin vorstand, in der strengen Richtung der Cluniacenser zum Geistlichen gebildet worden. Als der gleich denkende Erzpriester Johann Gratian von Porta Latina sich der Simonie schuldig machte, um als Gregor VI. das

Papsttum den Verbrecherhänden Johanns XIX. zu entreißen (S. 284), wählte er Hildebrand zu seinem Kaplan; als solcher begleitete ihn dieser nach der Synode von Sutri in die Verbannung nach Deutschland. So wurde Hildebrand aus eigener Anschauung mit den Verhältnissen des Reiches bekannt, die damals die volle Gewähr ungestörten Bestandes in sich zu tragen schienen. Wie alle Cluniacenser, so blickte auch er voll aufrichtiger Verehrung zu der Herrschergröße Heinrichs III. empor, den er noch mehrfach inmitten seines Hofes, umgeben von den huldigenden geistlichen und weltlichen Großen, von Antlitz zu Antlitz gesehen hat. Ob er nach dem Tode Gregors VI. nach Clugny gegangen und sich dort gleichsam an der Quelle von dem Geiste hochkirchlichen Reformeifers hat durchdringen lassen, ist zweifelhaft. Sicher ist, daß er erst zu Anfang des Jahres 1049 mit Bruno von Toul, als dieser als Leo IX. in härenem Büßergewande nach Rom pilgerte (S. 286), dorthin zurückkehrte, um neben diesem ersten echt cluniacensischen Papste alsbald eine einflußreiche Wirksamkeit zu entfalten. Denn wie er es veranlaßte, daß Leo IX. die kaiserliche Ernennung, der er seine Würde verdankte, durch einen nachträglichen Wahlakt bestätigen ließ, so scheint er auch in der Folge mehr als der fieberhaft thätige und rastlos hin und herziehende Papst der Träger der konsequenten Reformbestrebungen gewesen zu sein, welche die bisher von dem Kaiser geleitete Erneuerung der Kirche durch diese selbst nach ausschließlich kirchlichen Gesichtspunkten weiterführen sollte. Das war zwar der Anfang zur Emancipation der Kirche von der Autorität des Staates, aber nicht notwendig zur Unterordnung des Staates unter die Kirche, wie sie von ihm nachmals als die von Gott gewollte Ordnung verfochten worden ist. Daß Hildebrand bereits damals so weit hinausliegende Ziele vorgeschwebt hätten, ist nicht zu erweisen, auch nicht wahrscheinlich, da eine solche Verkehrung der bisherigen Ordnung bei der gegebenen Lage kaum für erreichbar gehalten werden konnte. Erst die Umwälzung, die mit dem Tode Heinrichs III. durch die Unmündigkeit seines Erben in Deutschland eintrat, hat Hildebrand weiter zu streben veranlaßt und ihn eine ganz andere Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche, von Kaisertum und Papsttum ins Auge fassen lassen. Erst die sich allmählich offenbarende Schwäche des Gegners ließ ihn die Kraft der Kirche voll erkennen, und die Unfähigkeit des unlängst noch der Welt gebietenden Staates zur Verteidigung ihm früher nie bestrittener Rechte hatte eine fortdauernde Steigerung der hierarchischen Ansprüche zur Folge, die schließlich darauf hinausliefen, daß — wie Pseudoisidor gewollt — das Papsttum an die Stelle des Königtums trat und alle weltliche Gewalt als ein Ausfluß der ihr übergeordneten geistlichen erschien.

Der erste Schritt in dieser Richtung geschah mit der Lateransynode von 1059, die den Sieg Nikolaus' II. auch äußerlich in imposanter Weise veranschaulichte: mehr als hundert Bischöfe waren um ihn versammelt, als Benedikt X. sich ihm reuig zu Füßen warf. Aber die Hauptsache war, daß eine Neuordnung der Papstwahl vorgenommen wurde, deren Spitze sich un-

mittelbar gegen das deutsche Königtum richtete und die Rechte aufhob, welche diesem nach dem Heinrich III. eingeräumten Wahlprinzipate zustanden. Nach dieser am 13. April 1059 verkündeten Bestimmung sollte die Wahl des Oberhauptes der Kirche hinfort nicht mehr durch das altübliche Zusammenwirken des Klerus, des Adels und des Volkes von Rom vollzogen werden, sondern einem rein geistlichen Wahlkörper zustehen, der die Bischöfe der sieben zum Sprengel des römischen Bistums gehörigen Bistümer, der sogenannten Suburbikarbistümer, mit den Priestern der achtundzwanzig Hauptkirchen der Stadt und den achtzehn Diakonen der römischen Hospitäler vereinigte. Mit dem deutschen Königtum hatten aber auch Rom und der römische Klerus Grund über Beeinträchtigung zu klagen, da die Wahl hinfort weder in Rom stattzufinden, noch auf einen Römer zu fallen brauchte, der städtische Charakter des Papsttums also beseitigt und aller Ton auf den universellen gelegt wurde. Auch sollten Minderheitswahlen gültig sein, wenn nur das dabei beobachtete Verfahren mit den neu erlassenen Vorschriften im Einklange wäre. So fand Nikolaus' II. Wahlordnung auch bei dem römischen Klerus nicht durchweg Beifall: denn wenn auch in Zukunft die Zustimmung von Klerus und Volk zur Gültigkeit der Neuwahl erfordert wurde, so mußte das bald zu einer leeren Formalität werden. Der Vorzug, der den Kardinalbischöfen eingeräumt war, verstimmte selbst in den auch ferner zur Teilnahme an der Wahl berufenen geistlichen Kreisen. Daher wurde in Italien frühzeitig, jedenfalls noch bei Lebzeiten Hildebrands, von der Wahlordnung Nikolaus' II. eine teilweise abgeänderte Fassung in Umlauf gesetzt, die einen solchen Vorzug der Kardinalbischöfe ebensowenig kannte, wie ein Recht von Klerus und Volk zu nachträglicher Zustimmung, ferner aber dem Kaiser statt des von der Lateransynode zugestandenen Bestätigungsrechts einen Anteil an der Wahl selbst einräumte.

Diese Wahlordnung war freilich geeignet das Papsttum von dem Kaisertum unabhängig zu machen. Doch blieb es fraglich, ob es damit gegen den Widerstand des deutschen Königtums durchzudringen vermöchte. Aber auch da hat der weitblickende Hildebrand klug vorgesorgt, und die Art, wie er das that, macht in seinem System, das auf lange hinaus für die Kurie maßgebend blieb, einen ebenso charakteristischen wie bedeutenden Zug aus. Die gewonnene Unabhängigkeit zu behaupten, bedurfte das Papsttum einer zuverlässigen militärischen Schutzmacht. Diese in der Weise zu schaffen, wie Erzbischof Aribert unlängst in der gewaffneten Bürgerschaft von Mailand gethan (S. 275), verboten ebenso die besonderen Verhältnisse der ewigen Stadt wie die Eigenart ihrer Bevölkerung. Deshalb knüpfte Hildebrand mit den dem Kirchenstaate südlich benachbarten Normannen an und gewann sie zu Beschützern des Papsttums zugleich gegen die Deutschen und gegen das unzuverlässige römische Volk.

Von unscheinbaren Anfängen hatte sich die normännische Macht in Unteritalien zu hoher Bedeutung entwickelt. Von Papst Benedikt VIII. zur Unter-



stützung des Herzogs Melus von Bari gegen die byzantinische Herrschaft gewonnen (S. 265) hatte eine kleine Schar der abenteuernden Ritter, die in aller Herren Ländern ihr Glück als Söldner versuchten, sich dort heimisch gemacht und durch Zuzug verstärkt in den wechselvollen Kämpfen zwischen Griechen, Arabern und einheimischen Dynasten in der Gegend des festen Aversa unter Rainulf eine selbständige Herrschaft begründet. Die Kunde davon lockte neuen Zuzug herbei: so kamen auch die zahlreichen Söhne des greisen Tankred von Hauteville, um ihr Glück zu machen, ebenso kühne Soldaten wie schlaue Diplomaten, weder hier noch dort wählerisch in den Mitteln, voll rücksichtslosen Eigennutzes und oft empörender Gewaltthätigkeit, den kleinsten Vorteil nicht verschmähend und jederzeit bereit, an einen großen Gewinn ihr ganzes Dasein zu setzen, Eigenschaften, die in den Brüdern Robert Guiscard und Roger in einer Weise zum Ausdruck kamen, die auf die entzündbare Phantasie der südländischen Zeitgenossen einen unwiderstehlichen Reiz ausübte und die von fahrenden Rittern zu mächtigen Fürsten aufsteigenden Abenteurer mit dem blendenden Schimmer romantischen Heldentums umgab. Auf dem Festlande Verbündete bald der lombardischen Herzöge, bald des Papstes gegen Araber und Griechen, fochten sie in Sicilien für die Griechen gegen die Araber, um nachher die Beute für sich zu behalten und sich als Herren auf der herrlichen Insel einzunisten. Gleichmäßig waren schließlich Griechen und Päpste durch diese zwischen ihnen emporgewachsene Macht gefährdet, die sich auch der Lehenshoheit des Reiches, in die Heinrich II. Raimund von Aversa aufgenommen hatte, bald wieder entzog. Als dann endlich Leo IX. die gefährlichen Nachbarn niederzuwerfen versuchte, war er 1053 von ihnen besiegt und genötigt worden, sie mit den bereits eroberten und den noch zu erobernden Landschaften Unteritaliens als Vasallen S. Peters zu belehnen. Unter der schützenden Autorität der Kirche, freilich nicht für diese und auch nicht zu ihrem Vorteil, vollendeten die Normannen nun unter Robert Guiscard und Roger in siegreichem Kampfe gegen Griechen und Araber die Eroberung Unteritaliens und Siciliens, so daß Robert auf dem Festlande, Roger über den größten Teil der Insel gebot. Als Streiter der Kirche fechtend gaben sie diesen Unternehmungen zugleich den Charakter eines Kampfes für den Glauben und führten so eine Idee ins Leben, die, bereits in den Entwürfen Ottos II. aufgetaucht, nachmals in den Kreuzzügen zu welthistorischer Bethätigung gelangen sollte. Nikolaus II. erneute nun die Verbindung mit dieser militärisch außerordentlich leistungsfähigen Macht, indem er den Bann, dem Robert Guiscard wegen Kirchenfrevels verfallen war, löste und ihn als „von Gottes und des heiligen Petrus Gnaden Herzog von Apulien" abermals belehnte, obgleich ihm über die bisher den Griechen und den lombardischen Dynasten gehörenden Gebiete doch ein Recht der Verfügung eigentlich gar nicht zustand und der als Anerkenntnis der kirchlichen Oberhoheit von den Normannen gezahlte Lehenszins nicht der päpstlichen Kasse gebührt hätte.

Unsicher freilich war und blieb das Bündnis mit den Normannen. So suchte die Kurie unter Hildebrands Leitung auch nach der anderen Seite hin Rückhalt auf Grund einer dauerhafteren Interessengemeinschaft, die nicht durch die Launen abenteuerlustiger Eroberer jeden Augenblick in Frage gestellt werden konnte. Eine solche aber bestand zwischen ihr und der nationalen Partei in Italien, die sich gegen Ende der Regierung Heinrichs III. um Beatrix von Tuscien und ihren Gemahl, Gotfried von Lothringen, gesammelt und durch Stephan X. bereits kurze Zeit über den Stuhl Petri verfügt hatte. Eine wertvolle Verstärkung gewann diese jetzt durch den Anschluß der lombardischen Städte, wo das Bürgertum zum Bewußtsein seiner Bedeutung und seiner Kraft gelangte und, um die weltliche Herrschaft der Bischöfe los zu werden, sich mit Eifer der reformatorischen Richtung anschloß, welche auch die Bischöfe ausschließlich dem Dienste der Kirche zurückgegeben sehen wollte. Dadurch wurden die eben in mächtiger Entfaltung begriffenen popularen Kräfte, namentlich des wirtschaftlich erblühenden, waffentüchtigen und geistig regsamen Stadtbürgertums der Sache des Papsttums gewonnen, so daß dieses vollends als der Träger der Zukunft Italiens überhaupt erschien — eine Politik, welche die Päpste in allen ähnlichen großen Krisen nachgeahmt haben, die aber für Italien selbst mehr als einmal verhängnisvoll geworden ist.

Die neue Ordnung der Kirche blieb freilich nicht unangefochten. Namentlich empfanden die bisher selbständigen kirchlichen Autoritäten lästig die ihnen drohende Abhängigkeit. Am meisten war das in Mailand der Fall: die Nachfolger des heiligen Ambrosius hatten von jeher den Anspruch erhoben, denen des heiligen Petrus nicht allzu viel nachzustehen, und die glänzende Rolle, die noch unlängst Aribert gespielt hatte, war demselben förderlich gewesen. Nun waren aber alle die Mißbräuche, gegen welche die in Rom siegreiche Cluniacenser Reformpartei ankämpfte, in der Mailänder Kirche besonders im Schwange, und ihre Beseitigung drohte dort eine Menge altbegründeter Interessen zu schädigen. Die kirchlichen Ämter waren dort zum Teil seit Generationen im Besitz bestimmter Familien und machten mit ihren reichen Einkünften einen Teil von deren Vermögen aus. Dem entsprach die sittliche Lockerheit, die bei dem höheren Mailänder Klerus herrschte: nirgends sollte die Simonie offener geübt, nirgends das Gebot der Keuschheit schamloser verletzt worden sein. Hier setzte Nikolaus II. ein: die Unterwerfung des Mailänder Erzbistums unter das Gebot S. Peters und die strenge Zucht der Cluniacenser sollte ihn zum Herrn der Kirche Italiens machen. Bei dem niederen Klerus und bei dem Volke, die an den kirchlichen und politischen Mißbräuchen gleichmäßig Anstoß nahmen, war er thatkräftiger Beihilfe gewiß, zumal gerade in seinen niederen Schichten die Cluniacenser zahlreiche Anhänger hatten. So wurde Mailand bald der Schauplatz eines erbitterten kirchlich-politischen und zugleich sozialen Kampfes. Unter der Führung von zwei reformeifrigen Geistlichen, Arialdo und Landulf, in denen religiöse Begeisterung und demagogisches Talent gleich mächtig waren, erhob sich die Partei der

Neuerer, die namentlich in den oberitalienischen Zünften der Tuchweber, der Patari, stark vertreten war und von den Gegnern daher, freilich mit einem üblen Nebensinn, Patarener oder die Pataria genannt wurden, gegen den mit dem höheren Klerus für das Alte eintretenden Erzbischof Guido und trotzten auch dem Bann, den dieser gegen sie aussprach. Von ihnen angerufen, griff Nikolaus II. ein: in seinem Auftrage erschienen zwei der eifrigsten und talentvollsten Vorkämpfer der Reform, Anselm, der später Bischof von Lucca wurde und schließlich den päpstlichen Stuhl bestieg, und Petrus Damiani, der, wie ein Heiliger verehrt, als Einsiedler zu Fontavellana bei Gubbio gelebt, aber auf Andringen Stephans X. die Würde eines Kardinalbischofs in Ostia angenommen hatte. Mit Hilfe der hoch aufwogenden popularen Bewegung, die zugleich die Formen einer politischen und sozialen Revolution annahm, brachen sie im Bunde mit Arialo und Landulf den Widerstand der Gegner und nötigten Erzbischof Guido und seinen Anhang sich dem römischen Bischof zu unterwerfen. Freilich dauerte die Gärung fort und die Besiegten warteten nur auf einen günstigen Zeitpunkt, um zu der alten Ordnung zurückzukehren und die lästige cluniacenser Strenge wieder abzuschütteln. Jede Erschütterung der päpstlichen Macht drohte auch eine neue Erhebung in der Lombardei hervorzurufen: für den Fall eines Konfliktes mit Rom hatte das deutsche Königtum dort nicht bloß sichere Bundesgenossen, sondern auch eine feste Operationsbasis zu andauerndem Kampf.

Großes hatte die Politik Hildebrands unter Nikolaus II. innerhalb weniger Jahre erreicht: die Abhängigkeit des Papsttums von dem deutschen Königtum war zu einem wesenlosen Schein verflüchtigt; der Sieg über die Mailänder Kirche hatte Roms Ansehen weit über die Grenzen Italiens hinaus gesteigert; aus der popularen Bewegung, namentlich in den oberitalienischen Kommunen, strömte ihm eine Fülle der Kraft zu; der Bund mit den Normannen stellte ihm für den Fall der Not ein kriegeübtes Heer zur Verfügung, das zusammen mit den Mannen der für die nationale Unabhängigkeit Italiens eintretenden Fürsten unter Gotfried von Lothringen und Beatrix von Tuscien jedem Gegner gewachsen war. Und alles das war geschehen, ohne daß von Deutschland, auf dessen Kosten doch diese ganze Entwickelung ging, auch nur der Versuch gemacht worden wäre, Einhalt zu gebieten und die Rechte des Reiches wahrzunehmen. Und als verspätet ein Anlauf dazu genommen wurde, da offenbarten sich die innere Zerfahrenheit und der tiefe Verfall, die seit Heinrichs III. Tod über das Reich hereingebrochen waren.

Heinrich III. hatte das Reich bereits in einer gewissen Gärung hinterlassen. Die Begünstigung des durch die Erblichkeit der Lehen zu größerer Unabhängigkeit gelangten niederen Adels hatte die Macht und den Einfluß der weltlichen Fürsten gemindert, die ohnehin schwer an der Strenge des gewaltigen Herrschers zu tragen gehabt hatten und eine Änderung herbeisehnten. Mit dem Episkopat stand es ähnlich: in seiner Mehrheit lehnte dieser die cluniacenser Richtung nach wie vor ab, weil er sich durch sie nicht bloß mit

unbequemer Abhängigkeit von Rom, sondern auch in seinen weltlichen Interessen bedroht sah, in denen die Bedeutung und der Reiz seiner Stellung beruhten. In diesen Kreisen wurde dem großen Kaiser daher kaum nachgetrauert und fand man auch wenig Gefallen an der Entwickelung der Dinge in Rom unter Nikolaus II. So standen eigentlich nur die Ministerialen zu dem salischen Königtum, mit dem im Bunde sie in die Höhe gekommen waren und allein die Behauptung ihrer Bischöfen und Fürsten gleich anstößigen Stellung hoffen durften. Es bestand also ein Widerstreit der Kreise, die für die Erhaltung und Weiterbildung der staatlichen Ordnung gleichmäßig in Betracht kamen und deren Zusammenwirken, durch ein starkes Königtum erzwungen, den Aufschwung Deutschlands während der letzten Regierung bewirkt hatten.

Unter solchen Umständen war die Stellung der Regentin Agnes von Poitou von vornherein schwierig. Denn ohne zuverlässigen Anhang über den Kreis der königlichen Ministerialen hinaus sah sie sich genötigt, meist Leute niederer Herkunft in die Regierung zu ziehen, da auch die Bischöfe, der Gönnerin der Cluniacenser grollend, sich dem Hofe demonstrativ fernhielten. Daß Heinrich II. von Augsburg (1047—1065) eine Ausnahme machte, gab bösen Zungen Anlaß zu ehrenrühriger übler Nachrede. So schien Agnes schon viel gewonnen zu haben, wenn sie die Opposition durch mäßige Zugeständnisse beschwichtigte und von Feindseligkeiten abhielt, denen erfolgreich entgegenzutreten ihr doch die Mittel fehlten. Als Fremde von Anfang an beargwöhnt, hatte sie vollends Grund zu behutsamem Auftreten. Eine Verständigung mit dem frondierenden Episkopat schlossen die Ereignisse in Rom aus: Agnes hat sich dort jeder Einwirkung enthalten, wohl weil sie die Reformen Nikolaus' II. als berechtigte Konsequenzen des cluniacenser Systems billigte. Aber die deutschen Bischöfe, die der Sieg der strengen Reformpartei in Rom mit Sorge erfüllte, legten unter Leitung Hannos II. von Köln (1056—1075) gegen die neue Ordnung der Papstwahl Verwahrung ein. Die Regentin mußte daher bei den weltlichen Fürsten einen Rückhalt suchen: aber das war nur möglich um den Preis von Zugeständnissen, welche die schon erschütterten Grundlagen des salischen Erbkönigtums völlig auflösten, und geschah zum Teil in Formen, welche das Ansehen der Reichsregierung schwer schädigten. Dem Entführer ihrer Tochter Bertha, Rudolf von Rheinfelden, mußte Agnes das Herzogtum Schwaben nebst Burgund auftragen und deshalb Berthold von Zäringen, dem Schwaben verheißen war, anderweitig entschädigen: er erhielt Kärnten und die Mark Verona. Geradezu verhängnisvoll aber wurde die Vergebung Bayerns an einen sächsischen Edelmann, Otto von Nordheim, der, echt sächsisch verschlagen, ränkevoll und von brennendem Ehrgeiz beseelt, in verwegenem Wechsel zwischen kecker Rebellion und scheinbar opferfreudiger Anhänglichkeit auf geheimnisvoll verschlungenen Schleichwegen eine leitende Stellung zu gewinnen trachtete und das Vertrauen des salischen Königshauses wiederholt in der schnödesten Weise mißbrauchte. Überall erhob sich das Reichsfürstentum zu neuer Selbständigkeit; durch kein königliches Friedensgebot

mehr gebändigt, regte sich vielfach wieder gewaltthätige Selbsthilfe und stürzte das Reich in bürgerliche Kämpfe. Namentlich in Sachsen entbrannte der Streit zwischen dem billingischen Herzogshause und Erzbischof Adalbert von Bremen heftiger und verschärfte auch den Gegensatz zwischen dem König und dem sächsischen Stamme. Unter solchen Umständen schwand natürlich auch Deutschlands Ansehen dem Auslande gegenüber, und die gebietende Stellung, die es zu Böhmen, Polen und Ungarn eingenommen hatte, geriet in Vergessenheit. Namentlich die Entthronung und Tötung des Ungarnkönigs Andreas durch seinen Bruder Bela traf unmittelbar das Ansehen des salischen Hauses, weil sein Sohn Salomon, der nun in Deutschland eine Zuflucht suchte, mit der Schwester des jungen Königs verlobt war, der diese Beleidigung ruhig hinnehmen mußte.

So drängte im Reiche bereits alles einer gewaltsamen Krisis zu, als neue kirchliche Verwickelungen eintraten. Im Juli 1061 starb Nikolaus II.: in Opposition gegen das Wahldekret von 1059 wandte sich der römische Adel um die Ernennung eines Papstes an die Regentin. Die lombardische Kirche glaubte den Augenblick gekommen, die Sonderstellung des Mailänder Erzbistums zu erneuern und die Herrschaft der Reformpartei abzuschütteln, die unter Hildebrands Leitung gerade ihren Besieger, Bischof Anselm von Lucca, als Alexander II. zum Papst erhob (1061—1073). Ihm stellte man Bischof Cadalus von Parma unter dem Namen Honorius II. (1061—1064) entgegen: ein Schisma zerriß die Kirche und drohte sie in die alte Abhängigkeit von dem deutschen Königtum zurückzuliefern, sobald nur die deutschen Bischöfe Cadalus' Partei nahmen. Aber trotz seines Gegensatzes zu der von Hildebrand geführten Reformpartei hielt sich der deutsche Episkopat dieser Sache ganz fern, ja trat der Regentin in offener Auflehnung entgegen, als sie den Willen und die Möglichkeit hatte, die römische Kirche wieder unter die deutsche Autorität zu beugen. Denn mit einer Synode der lombardischen Bischöfe, die sie 1061 in Basel hielt, erklärte Agnes sich für Honorius II. Ein Bürgerkrieg entbrannte in Italien, der namentlich die Lombardei mit allen Schrecknissen entfesselter kirchlicher und politischer Leidenschaften erfüllte. Alexander II. geriet in die höchste Bedrängnis; nur das kraftvolle Eintreten Gotfrieds von Lothringen wandte ein Äußerstes ab und ermöglichte einen Stillstand, während dessen — ein schmerzliches Zugeständnis für die Reformpartei — die beiderseitigen Ansprüche untersucht werden sollten. Sehr im rechten Augenblick für die bedrängte Reformpartei trat da in Deutschland ein Ereignis ein, welches die Regentin mit einem Schlage der Gewalt beraubte.

Obgleich sie sich freiwillig dem Hofe fern hielten, betrachteten die Bischöfe ihre Ausschließung von der Staatsleitung doch als ein ihnen zugefügtes Unrecht. Auch die weltlichen Fürsten sahen mit wachsendem Unmut niedrig geborene Leute im Rate der Regentin. Leicht fanden sich die Unzufriedenen zusammen: um Hanno von Köln, der sich herrschsüchtig nach dem Besitze der Gewalt drängte, vereinigten sich sein Neffe Bischof Burkhard von Halberstadt

(1059—1088) und Günther von Bamberg (1057—1065), dann der verwegen aufstrebende Otto von Bayern und Markgraf Eckbert von Braunschweig. Natürlich hatte auch der Lothringer Gotfried die Hand dabei im Spiele. Durch einen hinterlistigen Überfall brachten sie Pfingsten 1062 zu Kaiserswerth den königlichen Knaben in ihre Gewalt, um auf seinen Namen hin die Zügel der Regierung zu ergreifen. Aber alsbald kam es zu Streitigkeiten unter ihnen: Hanno sollte nicht allein herrschen; die anderen Bischöfe verlangten ihren Anteil an dem ohne sie gewonnenen Sieg. So kam es zu einem höchst bedenklichen Vergleich: während die Erziehung des jungen Königs dem harten und strengen Hanno befohlen wurde, sollte die Leitung der Staatsgeschäfte bei dem Bischof sein, in dessen Sprengel Heinrich IV. sich gerade aufhielt. Das mußte in kurzer Zeit der Ruin des Königtums werden, dessen Autorität so von dem es augenblicklich vertretenden Kirchenfürsten rücksichtslos zu seinem und seiner Kirche Vorteil ausgenutzt wurde. Nun sahen sich die Laienfürsten vollends von der Gewalt ausgeschlossen und auch die reichen Kirchengüter mehr und mehr ihren Händen entzogen, der königliche Dienstadel aber sah die Errungenschaften von Jahrzehnten gefährdet. Kurz, die neue Regentschaft, einseitig dem Interesse einer Partei dienend und dabei unbeständig und wechselnd, machte es niemandem recht. Hannos streng kirchliche Richtung erregte selbst bei den Bischöfen Anstoß: schickte er doch im Herbst 1062 Burkhard von Halberstadt nach Italien, um für die Anerkennung Alexanders II. thätig zu sein und der Reformpartei zum Siege zu helfen.

Bald von allen Seiten angefeindet suchte Hanno seine Stellung durch Heranziehung einflußreicher Bündner zu stärken. Erst gewährte er Erzbischof Siegfried von Mainz (1060—1084) einen Anteil an der Gewalt, dann zog er Adalbert von Bremen in die Regierung. Das bedeutete fast einen Systemwechsel: denn wie Adalbert im engsten Anschluß an das salische Haus in die Höhe gekommen war, Heinrich III. nahe gestanden hatte und wohl an dessen Sachsen betreffenden Plänen Anteil gehabt hatte, so hatte er auch seit des großen Kaisers Tod in harter Bedrängnis zwar, aber doch erfolgreich in seinem Geiste ein straffes Regiment geführt und seine Diöcese vor dem Zerfall bewahrt, der seit Einführung des bischöflichen Wechselregiments sonst überall herrschte. Im Gegensatz zu dem mönchisch finstern Kölner wird der prunkvoll glänzende Adalbert, der, selbst von makellosem Wandel, doch ein Freund stattlichen fürstlichen Lebens war, sich mit dem jungen König um so leichter verständigt haben, als dieser in ihm einen Vertrauensmann des Vaters und Träger der Traditionen aus der Zeit eines machtvoll gebietenden Königtums begrüßte. Bald hatte er alle anderen im Rate des Königs überflügelt und war die ausschlaggebende Persönlichkeit. Davon zeugte die zunehmende Energie des königlichen Waltens nach innen und außen. Ungarn wurde 1063 wieder abhängig gemacht und Heinrichs Schwager Salomon hergestellt. Die Mündigsprechung des jungen Königs im folgenden Jahre (1064) machte der Regentschaft förmlich ein Ende. Agnes von Poitou ging in ein Kloster;

Heinrich regierte, von Adalbert beraten, nach Willkür. Dieser Wandel machte sich auch in der kirchlichen Politik bemerkbar. Die durch Hanno herbeigeführte Entscheidung des Reiches für Alexander II. konnte zwar nicht rückgängig gemacht werden; aber der geplante Romzug wurde durch Adalbert hintertrieben. Das trug ihm die erbitterte Feindschaft der Reformfreunde ein. Sie verbanden sich mit den Fürsten, die, von der Gewalt ausgeschlossen, allmählich um ihre Unabhängigkeit sorgten, und mit den Bischöfen, die den Gewinn des Staatsstreiches von 1062 verloren sahen, zum Sturze Adalberts, der zum allmächtigen ersten Minister aufgestiegen war; die Sachsen drohten bereits ihren Forderungen durch offenen Aufruhr den nötigen Nachdruck zu geben. Im Januar 1066 kam das weitverzweigte Komplott zum Ausbruch. Auf einem Hoftage in Tribur traten die Fürsten, obenan Hanno von Köln, Siegfried von Mainz und Otto von Bayern vor den König mit dem Verlangen, entweder Adalbert vom Hofe zu entfernen oder die Regierung niederzulegen. So schwer es dem zum Bewußtsein seines königlichen Rechtes gelangten Jüngling ankam, er mußte sich dem demütigenden Zwange fügen und den Mann seines Vertrauens, den Träger des an des großen Vaters Erfolge anknüpfenden Systems, das sich eben glücklich zu entfalten begonnen hatte, aus seiner Umgebung verweisen. Niemals hat der König das verwunden. Das Verlangen, dafür Vergeltung zu üben, beeinflußte hinfort all sein Handeln und prägte ihm einen Zug der Erbitterung und der Leidenschaft auf, der selbst berechtigte und wohlgemeinte Handlungen in ein ungünstiges Licht rückte und den jede Blöße erspähenden Gegnern erwünschte Gelegenheit zu neuen verhetzenden Angriffen bot. Denn auch diesmal überdauerte die Einigkeit der Sieger von Tribur den Sieg nicht, und ihr Hader machte den König thatsächlich bald wieder unabhängig: trotz der Entfernung Adalberts wurde die Regierung in seinem Geiste weitergeführt, nur daß statt des staatsklugen, weitblickenden und von hohem Streben erfüllten Erzbischofs wiederum Leute von untergeordneter Stellung, junge Genossen des leichtfertigen Königs bei seinem zügellosen Leben, das entscheidende Wort führten und über Staat und Kirche verfügten. Namentlich Sachsen, wo Heinrich meistens Hof hielt und die Burgen mit starken Besatzungen belegte, klagte bald bitter über den gesteigerten Druck.

Freilich ist ja gerade in diesen Dingen die Überlieferung eigentlich ungenügend, weil beherrscht von den nachmals siegreichen Gegnern des Königs, die dessen Haltung in ein möglichst ungünstiges Licht zu rücken strebten und, mögen sie auch die Zustände richtig geschildert haben, doch die Motive, die Heinrich IV. leiteten, geflissentlich entstellten, namentlich aber verschwiegen, was sie selbst gegen den König gethan, wie sie ihn gereizt, herausgefordert, bedroht haben. Denn angesichts seiner späteren besonnenen und versöhnlichen Haltung, von der man freilich etwas den gemachten schweren Erfahrungen und der Reife des Alters zurechnen mag, wird man nicht annehmen können, daß Heinrich und seine Räte bloß aus Laune und Lust am Tyrannisieren ein so hartes Regiment geführt haben, wie ihnen schuld gegeben wird.

Wird doch unter den am Hofe besonders einflußreichen Leuten an erster Stelle der Bayernherzog Otto von Nordheim genannt, ohne daß wir zu sagen vermöchten, wie der bewegliche und verwandlungsfähige Mann dazu gekommen, was er damit bezweckt, wie sich seine Stellung zu der fürstlichen Opposition dadurch geändert haben mag. Schlecht kann es um die Aussichten des Königtums nicht gestanden haben, wenn der Nordheimer, dem der eigene Vorteil über alles ging, sich ihm so eng verband. Auch wird er mit seinen alten Genossen nicht endgültig gebrochen, sich die Rückkehr zu ihnen nicht unmöglich gemacht haben: das Unrecht kann demnach nicht in dem Maße allein bei Heinrich gewesen sein, wie die Gegner glauben machen wollen.



Siegel Heinrichs IV.

Der König sitzend auf einem Throne ohne Rücklehne, unten zwei Rundbogen; auf dem Haupte die Perlenkrone, in der Rechten Adlerscepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: † HEINRICUS DI GRA REX. (Nach Heffner und einem Abdruck im brit. Museum zu London.)

Aber gleich unwürdig erschien ihre Lage den geistlichen wie den weltlichen Fürsten. Ohne Einfluß im Reich waren erstere rücksichtsloser Maßregelung durch die kirchliche Reformpartei preis gegeben. 1068 mußte Hanno von Köln als Büßer in Rom erscheinen: mit dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Bamberg wurde er vor die Fastensynode 1070 geladen, um sich wegen Simonie zu verantworten. Heinrich IV. überließ sie ihrem Schicksal, obgleich er und seine Räte ungescheut Simonie übten. Dem Mainzer Erzbischof wollte er durch Überlassung des Zehnten in Thüringen seine Beihilfe zur Lösung der Ehe mit Bertha von Susa abkaufen, der er vom Vater als Kind aus politischen Rücksichten verlobt und von den Fürsten, kaum dem Knabenalter entwachsen, ungefragt vermählt worden war. Da stieß er in Rom auf Widerstand: im Auftrage Alexanders II. nötigte ihn Petrus Damiani auf sein Vorhaben zu verzichten. Aber es blieb eine tiefe Verbitterung der Thüringer, die nicht bloß in Sachsen den Unmut gegen den König steigerte. Heinrich glaubte sich jetzt stark genug, solchen Regungen gewaltsam

zu begegnen. Ein Aufstand des thüringischen Markgrafen Dedi wurde hart bestraft, dann plötzlich gegen Otto von Nordheim die Anklage erhoben, er habe dem König nach dem Leben gestanden. Ob dafür auch nur ein scheinbarer Anhalt vorhanden gewesen ist oder ob es sich wirklich nur um die Vernichtung des vielgehaßten Mannes um jeden Preis gehandelt hat, bleibt völlig dunkel. Otto stellte sich zu dem gerichtlichen Zweikampfe nicht; Bayern wurde ihm abgesprochen und an Welf III. gegeben, den Sohn des mit der letzten deutschen Welfin, Kuniza, vermählten Markgrafen Azzo von Este. Otto ergriff die Waffen, mit ihm Magnus, der Sohn des Sachsenherzogs Ordulf. Aber schon Pfingsten 1071 mußten sie sich unterwerfen: Otto verzichtete auf Bayern und blieb in Haft. Vermutlich entsprang dieses energische Verfahren des Königs dem Einfluß, den der um jene Zeit wieder am Hofe erschienene Adalbert von Bremen ausübte. Offenbar wurde an das 1066 durch das Attentat von Tribur Unterbrochene angeknüpft, und auch nach Adalberts Tod im März 1072 behielt Heinrich IV. sein System bei. Fürsten und Bischöfe waren ohne Einfluß am Hofe; die alte salische Antipathie gegen die unbequemen Sachsen wurde nachdrücklichst bethätigt: der Bau von Burgen an den Abhängen des Harzes nahm seinen Fortgang; was Heinrich III. geplant, ging seiner Verwirklichung entgegen: der König weilte meistens in Sachsen und hielt auf der Harzburg bei Goslar mit seinen lockeren Genossen prunkend Hof; das zügellose Treiben seiner in den Burgen lagernden Dienstleute und die schweren Naturallieferungen zu ihrem und des Hofes Unterhalt erzeugten auch in der großen Masse, bei den kraftvollen, waffenfähigen Bauern wachsende Unzufriedenheit: man sah die Freiheit bedroht und fürchtete hofrechtlicher Dienstbarkeit zu verfallen. Nun wurde gar nach dem Tode Herzog Ordulfs der junge Magnus nicht zur Nachfolge in dem väterlichen Herzogtum zugelassen, sondern blieb in Haft, während der König die Hauptfeste der Billinger, Lüneburg, okkupierte und die lange geplante Überlassung des thüringischen Zehnten an Siegfried von Mainz verfügte und dabei schon die Appellation dagegen mit dem Tode bedrohte. Als nun Heinrich gar für den Sommer 1073 den sächsischen Heerbann zum Krieg gegen Polen aufbot, da witterten die Sachsen darin nur neue Tücke: durch die Strenge des Kriegsrechtes sollte ihr Widerstand vollends gebrochen, durch die Sammlung des Reichsheeres in ihrem Lande dessen volle Unterwerfung unter des Königs Gebot angebahnt werden. Sich dem zu entziehen, erbaten die Sachsen Dispens von dem polnischen Zuge, indem sie auf die Belastung hinwiesen, die der andauernde Grenzkrieg gegen die Slawen für sie mit sich brachte. Sie wurden abgewiesen: das gab das Signal zur Erhebung. Bei Eisleben tagten Edelleute und Bauern und lauschten den Worten Ottos von Nordheim, der, bisher scheinbar resigniert sein Schicksal zu tragen entschlossen, jetzt als erfindungsreicher und zu allem bereiter Führer an die Spitze trat und die Sachsen durch den Ruf zur Freiheit mit sich fortriß. Dem Wort folgte die That: am 7. August 1073 erschien plötzlich das sächsische Volksheer vor der Harzburg, wo der König mit

geringem Gefolge weilte: nur nächtliche Flucht über unwegsame Waldberge rettete ihn vor der Gefangennahme — eine Demütigung, die er ebensowenig wie den Tag von Tribur vergessen, sondern den Sachsen unversöhnlich nachgetragen hat.

Aber noch übleres stand Heinrich bevor. Als er nun die gegen Polen aufgebotenen Fürsten gegen Sachsen führen wollte, erklärten diese, dazu seien sie nicht gerüstet. So blieb er zur Unthätigkeit verurteilt. Aber auch den Sachsen glückte es nicht ganz nach Wunsch, da die wichtigsten königlichen Burgen unbezwungen blieben. Da erboten sich die Fürsten zur Vermittelung. Aber auf einem Tage zu Gerstungen im November 1073 forderten sie vom König für die Sachsen Genugthuung und Straflosigkeit, ja, sollen sie bereits Heinrichs Absetzung erwogen haben. Ehemals hätte gegen solche Zumutungen dem König der Episkopat einen Rückhalt gewährt. Aber auch dieser versagte jetzt, obgleich eben in Rom eine Wandelung eingetreten war, die ihn um seiner eigenen Zukunft willen zu entschlossenem Zusammenstehen mit dem König antreiben mußte.

Im April 1073 nämlich war Alexander II. gestorben und unter offenbarster Verletzung der Wahlordnung von 1059 in durchaus tumultuöser Weise der bisherige Archidiakonus der römischen Kirche, Hildebrand, angeblich durch Inspiration zum Nachfolger erhoben worden; ein nachträglicher Wahlakt der Kardinäle suchte die Sache zu legalisieren. Von Heinrich IV., der für die große kirchliche Bewegung kein Verständnis hatte und die von dieser Seite drohenden Gefahren völlig übersah, bestätigt, empfing er als Gregor VII. am 29. Juni die Weihe in Gegenwart der Kaiserin Witwe Agnes von Poitou und der Markgräfin Beatrix von Tuscien. Die den deutschen Bischöfen so unbequeme Reformpartei ergriff damit in der Person ihres rücksichtslosesten Vertreters die Zügel zur Regierung der Gesamtkirche. Dennoch überließen die deutschen Bischöfe den König seinem Schicksal. Heinrich zog sich nach den oberrheinischen Landen zurück, in das Zentrum seiner Hausgüter, um auf Worms und die anderen Städte gestützt seine Krone zu verteidigen. Gerade in den aufstrebenden Bürgerschaften jener Städte regte sich damals ein lebhaftes Gefühl für die von geistlichen und weltlichen Fürsten so übel behandelte königliche Würde, in deren Träger sie ihren natürlichen Beschützer erblickten. Eine populare Bewegung wogte auf: trat Heinrich an ihre Spitze, so drohte ein politischer und sozialer Umschwung zum Nachteil des geistlichen und des weltlichen Fürstentums. Ihn zu vermeiden, bewilligte man nun dem König Hilfe. So drang Heinrich mitten im Winter bei eisiger Kälte verwüstend bis nach Hersfeld in Sachsen ein. Da riefen die Bischöfe ihre Mannschaften zurück, und im Februar 1074 kam durch fürstliche Vermittelung in Gerstungen ein Vertrag zu stande, der den Sachsen Straflosigkeit verbürgte, dem König aber, als ob er besiegt wäre, die Schleifung der sächsischen Burgen zur Pflicht machte: das deutsche Fürstentum nahm offen die Partei der Rebellen.

Heinrich wird es unter diesen Umständen als ein Glück angesehen haben, daß die Sachsen bei der vertragsmäßigen Schleifung der Harzburg sich ruch-

loser Greuelthaten schuldig machten, indem sie selbst Kapellen und Gräber entweihten, und ihn dadurch von dem Vertrag alsbald wieder lösten. Energisch nahm er nun die alten Entwürfe wieder auf, nachdem er noch im Herbst 1074 zur Herstellung seines Schwagers Salomon nach Ungarn gezogen war. Durch ihren Frevel hatten die Sachsen den Fürsten die Parteinahme für sie unmöglich gemacht: sie mußten nun dem König beistehen. So konnte dieser auf Grund einer Weihnachten 1074 zu Straßburg getroffenen Vereinbarung im Frühjahr 1075 mit einem stattlichen Reichsheer in Sachsen einfallen. Im Juni brachte er den überraschten Aufständischen an der Unstrut eine schwere Niederlage bei, für die die adlige Reiterei und das bäuerliche Fußvolk einander gegenseitig verantwortlich machten, so daß ihre Einigkeit zu Ende war und ein weiterer Einfall des Königs im Herbst ihre Widerstandskraft vollends brach. Zu Spier bei Sondershausen unterwarfen sich die Sachsen bedingungslos: die Führer wurden in Haft genommen. Heinrich IV. war damit Herr nicht bloß Sachsens, sondern auch des Reiches und hatte für das zu Tibur und Goslar Erlittene Genugthuung. Freilich lag die Gefahr eines Mißbrauchs des Sieges nahe, und ihn zu hindern hatten die Fürsten den Sachsen zugesagt. Aber wie hätten sie das jetzt wohl thun sollen, wenn der König sich nicht selbst mäßigte? Das aber geschah nicht: menschlich entschuldbar, war es politisch vom Übel, daß Heinrich nichts von Gnade wissen wollte. Mit den eingezogenen Gütern der Rebellen versorgte er seine schwäbischen und rheinischen Getreuen, die er wie eine Besatzung über das ganze Land verteilte. Die zerstörten Burgen stellte er wieder her und führte neue in großer Zahl auf. Schwer lag wieder auf dem Lande der Goslarer Hofhalt: nach der kurzen Zeit der Freiheit wurde die erneute Despotie doppelt schwer empfunden. Zudem sollte das so unterworfene Sachsen, wie es schien, der Grundstein werden zu einer neuen Art königlichen Regimentes im ganzen Reiche, die stark absolutistisch gefärbt war, aber einer Richtung der Zeit entsprach und in der Herrschaft ihr Seitenstück fand, welche eben die Normannen mit ähnlichen Mitteln und in ähnlichen Formen in England und in Unteritalien errichteten. Die Zukunft dieses neuen Fürstentums schien gesichert, als unter dem Eindruck seines Sieges Weihnachten 1075 die Fürsten auf einem Tage zu Goslar den erstgeborenen Sohn Heinrichs von Bertha von Susa, den Knaben Konrad, zum Nachfolger wählten.

Aber schon war die Verwickelung in ihr erstes Stadium getreten, die Heinrichs, seines Hauses, Deutschlands Verhängnis werden sollte. Gregor VII. entfaltete das hierarchische System bald in den letzten Konsequenzen und stieß da mit dem absolutistischen System zusammen, dem Heinrich eben auch die deutsche Kirche beugen wollte. Daß einer von beiden den Konflikt gesucht hätte, ist nicht zu behaupten. Gregors VII. Vorgehen war anfangs maßvoll und versöhnlich. Aber auch nicht die überstürzte Heftigkeit des im Vollgefühl der wiedergewonnenen Macht schwelgenden jungen Königs trug allein die Schuld: sie lag in den Verhältnissen, zumal mit der wachsenden Einsicht in

die erstaunliche Gunst des Augenblicks Gregor seine Forderungen ins Ungemessene steigerte und der ausbrechenden Leidenschaft seines Gegners einen unglücklichen Schein der Berechtigung gab. Mit den Erfolgen wuchsen seine Ansprüche, und so wurde er schließlich zu einem Revolutionär größten Stils, der Staat und Kirche gleichmäßig umstürzte. Wenn Gregor VII. auf der Synode, die er in den Fasten 1074 hielt, strenge Maßregeln gegen die der Simonie schuldigen Geistlichen verfügte, so befand er sich im Einklang mit den Bestrebungen, die einst Heinrich III. verfolgt hatte. Freilich war es geradezu demagogisch-revolutionär, wenn er nicht bloß die durch Simonie graduierten und die in Unkeuschheit lebenden Geistlichen vom Ministrieren ausschloß und zur Aufgabe ihrer Stellen aufforderte, sondern das Volk verpflichtete, den diesem Befehl ungehorsamen nicht mehr zu folgen. An Heinrichs Hof war die Simonie durchaus im Schwange, und schon Alexander II. hatte fünf königliche Räte deshalb gebannt. Aus gleichem Grunde schritt Gregor jetzt gegen König Philipp von Frankreich ein. Mit Heinrich aber unterhandelte er unter Vermittelung der Kaiserin Agnes, und nach dem Dank, den er dieser dafür ausspricht, daß sie den Sohn für die Gemeinschaft der Kirche gewonnen habe, muß auch eine Verständigung angebahnt sein. Heinrich wird sich nachgiebig gezeigt haben: aus der zweiten Hälfte des Jahres 1074 hören wir nichts von Konflikten zwischen König und Staat. Wohl aber entstanden solche in Menge zwischen Gregor und dem deutschen Episkopat, der in seiner Mehrheit die cluniacensischen Reformen nach wie vor ablehnte, während Hanno von Köln für sie eintrat. Ende des Jahres 1074 wurden Siegfried von Mainz und die Bischöfe von Straßburg, Speier, Bamberg, Magdeburg und Würzburg nach Rom citiert. Otto von Konstanz sollte sich wegen der Nachsicht verantworten, die er mit verheirateten Priestern gehabt hatte. Überhaupt sollten die Deutschen verheirateten Priestern den Gehorsam verweigern: das Cölibat warf bereits seine Schatten voraus. Durch den sächsischen Aufstand und die Treulosigkeit der geistlichen und weltlichen Fürsten hart bedrängt, nahm Heinrich das ruhig hin. Gregor dankt ihm in jener Zeit für den guten Empfang seiner Gesandten, für die Zusage der Mitwirkung gegen Simonie und Priesterehe, fügt aber doch den Wunsch hinzu, der König möge sich mit guten Räten umgeben. Bald darauf klagt er in einem Schreiben, das die Absicht zur Befreiung des heiligen Landes meldet und von den Rüstungen dazu berichtet, über Leute, die zwischen ihm und dem König Unfrieden zu säen trachteten. Er glaubte auf den König, dem eben neue Demütigungen drohten, einen Druck zu weiterer Nachgiebigkeit ausüben zu können. Jedenfalls aber meinte er von dieser Seite keinen Widerstand zu finden, wenn er mit der Ausbildung des hierarchischen Systems einen entscheidenden Schritt weiter ging. Das geschah durch die Fastensynode von 1075, an der nur burgundische und italienische Bischöfe teilnahmen, indem einmal das Verbot der Simonie in schärfster Weise erneut und wegen Übertretung desselben gegen fünf Räte Heinrichs, sowie König Philipp von Frankreich der Bann, gegen eine große

Anzahl von deutschen Kirchenfürsten und einige italienische Bischöfe die Suspension ausgesprochen wurde, dann das Gebot der Ehelosigkeit für die Geistlichen erging und endlich die Laieninvestitur unter Androhung des Bannes verboten wurde. War der Kampf gegen die Simonie berechtigt und verdienstlich, so drohten die beiden anderen Synodalbeschlüsse eine soziale und politische Revolution. Das Cölibatgesetz löste den Klerus aus der Verbindung mit seinem Volke und gab ihn widerstandslos dem Einfluß seiner Oberen preis. Ohne Rückhalt in der Familie, in der Gemeinde, in der bürgerlichen Gesellschaft, mit denen er hinfort nichts mehr zu teilen hatte, deren Denken und Fühlen er völlig fremd sein sollte, wurde der Geistliche ein willenloses Werkzeug im Dienste des die Gesamtkirche leitenden Willens: der päpstliche Absolutismus vollendete sich. Das hat man damals übersehen: angesichts der anstößigen Verhältnisse, welche die Priesterehen namentlich in Mailand hervorgebracht hatten, hieß man diese Neuerung im allgemeinen willkommen, wie ja noch während des Schismas des Cadalus die populare Partei unter dem als „Ritter der Kirche“ gefeierten Erlembald Cotta gegen die Priesterfamilien und ihren Anhang gewütet hatte. Dennoch hat es lange gedauert, ehe das Gebot der Ehelosigkeit für die Geistlichen in allen Teilen der Kirche gleichmäßig durchgeführt wurde, und vielfach begegnet man auch noch weiterhin den Spuren der altchristlichen Anschauung, die an den Priesterehen keinen Anstoß nahm und nur von den zu den höheren Weihen gelangten eheloses Leben forderte.

Viel einschneidender wirkte, wenn es durchgeführt wurde, sofort das Verbot der Laieninvestitur, wonach hinfort kein Geistlicher ein Bistum, eine Abtei oder sonst eine geistliche Stelle aus der Hand eines Laien empfangen, kein Laie eine Vergabung derart vollziehen sollte bei Strafe des Ausschlusses vom Kirchenbesuch. Denn da ein Verzicht der Kirche auf alles weltliche Gut, der ja auch daraus gefolgert werden konnte, natürlich Gregor VII. ganz fern lag, so bedeutete das bei der Stellung der deutschen Bischöfe nichts anderes, als daß dem König die Verfügung über das gesamte Kirchengut genommen wurde. Nicht minder hart aber traf eine solche Verfügung den Laienadel, an den gegen Übernahme der entsprechenden Dienste das Kirchengut weiter zu Lehen ausgethan zu werden pflegte. Viele Tausende von Edelleuten und Ministerialen bedrohte das Investiturverbot gewissermaßen mit Depossedierung. Freilich scheint das nicht in Gregors VII. Absicht gelegen zu haben, sondern zunächst eine sozusagen theoretische Deklaration haben gegeben, ein Prinzip haben aufgestellt werden sollen, von dem aus gegen einzelne Mißbräuche vorgegangen werden konnte. Denn einmal hat Gregor damals nicht versucht, praktische Konsequenzen aus dem Investiturverbote zu ziehen, dann aber auch Heinrich IV. eine schwere Bedrohung darin nicht gefunden. Beide waren vielmehr auf dem Wege zu gütlicher Verständigung. Gregor belobt im Juli 1075 den König, weil er sich den Simonisten tapfer entgegenstelle. In Augsburg wurde heimlich zwischen ihnen verhandelt, sicherlich doch auch über

diese für Reich und Kirche gleich wichtige Frage, und wenn Gregor noch 1077 zu Forchheim, als der Kampf bereits heftigst entbrannt war, sich von dem Gegenkönig nicht mehr zugestehen ließ, als daß die kirchlichen Ämter hinfort bloß auf Grund kanonischer Wahl vergeben und die Regalien vom Könige ohne Gegenleistung und ohne den Gebrauch von Ring und Stab erteilt werden sollten, so wird er zu Augsburg sicherlich nicht mehr verlangt haben. Aber im September klagt Gregor über die Zweideutigkeit des Königs, der die Verhandlungen öffentlich fortgeführt zu sehen verlange, versichert jedoch auch Heinrich seines Wohlwollens, verheißt ihm den Schoß der Kirche zu öffnen, ihn als Herrn, Bruder und Sohn aufzunehmen und ihm gebührende Hilfe zu leisten; ja, er wünscht ihm Glück zur Niederwerfung des sächsischen Aufstandes. Offenbar rechnete man auf einen Vergleich, der beider Interessen versöhnte. In so gemilderter Form war das Investiturverbot Heinrich erträglich; anderseits nahm Gregor VII. offenbar keinen Anstoß an den absolutistischen Neuerungen Heinrichs im Reiche.

Heinrich IV. aber war es offenbar gar nicht Ernst mit den Bemühungen um Verständigung: er hatte, wie es scheint, nur hinhalten, nur Zeit gewinnen wollen. Dann sollte die rücksichtslose Restaurationspolitik, die er im Reiche einleitete, auch der Kirche gegenüber durchgeführt werden. Die üblen Erfahrungen, die er eben mit dem deutschen Episkopat gemacht, konnten ihn darin nur bestärken. Einsicht in die Lage und politischen Takt beweist es, daß er die Entscheidung in der Lombardei suchte. Dort war die Opposition der Altkirchlichen nur mühsam niedergekämpft und herrschte noch eine Erregung, die zu erneutem gewaltsamen Ausbruch nur eines Führers bedurfte. Dort war Heinrich einer starken Bundesgenossenschaft sicher, mit deren Hilfe er die Reformpartei aus der Herrschaft über die Kirche zu verdrängen und diese sich zu unterwerfen hoffen durfte. Während er daher dem deutschen Episkopat gegenüber die Zügel wieder straff anzog, erschien sein Rat Eberhard von Nellenburg in der Lombardei, wo die Gregorianer eben durch Erlembald Cottas Tod führerlos geworden waren, und sammelte alle Gegner der Reformpartei zu gemeinsamem Handeln. Für das Erzbistum Mailand, das durch Guidos Tod erledigt war, ebenso wie für die Bistümer Fermo und Spoleto ernannte Heinrich neue Vorsteher. Mit dem Herzog von Apulien, Robert Guiscard, der seit Jahresfrist wieder im Banne lag, trat er in Verbindung. In Rom brach unter dem Adligen Cencius ein Aufstand aus, der Gregor für kurze Zeit in die Gewalt der Rebellen lieferte. Da erließ Gregor am 8. Januar 1076 ein Schreiben, worin er Heinrich über sein Verhalten ernste Vorstellungen machte und ihn namentlich tadelte, daß er die ihm angebotene Milderung des Investiturverbotes (die demnach in Augsburg verhandelt sein muß) nicht benutzt habe: er erinnerte ihn an die Geschichte Sauls und Davids und ließ durch die Überbringer mündlich nicht bloß die Ladung vor eine Synode, sondern auch die Bedrohung mit dem Bann hinzufügen, wenn er nicht gehorchen und namentlich die gebannten Räte nicht endlich entfernen würde.



Gewiß war das eine ernste und strenge Sprache. Aber man kann nicht behaupten, daß sie über das nach den Anschauungen der Zeit Erlaubte hinausgegangen wäre und eine Herausforderung an den König enthalten hätte: das frühere Entgegenkommen Heinrichs gab dem Papst ein Recht, so zu ihm zu sprechen. Heinrich aber empfand das als eine unerhörte Beleidigung: je stolzer er sich eben im Vollbesitz seiner wiedergewonnenen Macht fühlte und je eifriger er sie zu einer unbeschränkten zu erweitern dachte, um so mehr reizte ihn der Widerstand von seiten einer Autorität, die mit ihm selbst versagten Waffen stritt und die er insofern von vornherein als ihm überlegen erkennen mußte. Statt sie zu bekämpfen, dachte er sie deshalb zu vernichten. Er berief die deutschen Bischöfe zu einer Nationalsynode nach Worms; ihrer sechsundzwanzig erschienen. Auch einer der römischen Gegner Gregors, Kardinal Hugo, fand sich ein: er wird das Material geliefert haben, dessen man sich zur Begründung der unerhörten, weit über das Ziel hinausschießenden Beschlüsse bediente, zu denen Heinrich die Versammlung mit sich fortriß, welche durch den lange aufgesammelten Groll gegen die Reformpartei zu einer solchen Überschreitung ihrer Kompetenzen disponiert war. Aber nicht weil er Heinrich mit dem Bann bedroht hatte, auch nicht wegen des den Bestand des Reiches gefährdenden Investiturverbotes, sondern wegen seiner gesamten Amtsführung und insbesondere, weil er sich einer Untergrabung der bischöflichen Autorität schuldig gemacht habe, erklärte der König als Patricius der römischen Kirche im Einverständnis mit den um ihn versammelten Bischöfen Gregor für abgesetzt und that ihm das in beleidigenden Worten kund; in einem Kollektivschreiben kündigten die Bischöfe demselben den Gehorsam auf. Sofort wurde nach Italien Botschaft gesandt: zu Piacenza traten die lombardischen Bischöfe dem Wormser Dekrete bei, Gregor VII. aber sprach unmittelbar nach dem Empfang desselben, am 22. Februar 1076, gegen den König den Bann aus und exkommunizierte und suspendierte die an dem Beschlusse beteiligten Bischöfe.

Daß die Kirche den Geist der Zeit beherrschte, bewies der Erfolg dieses päpstlichen Spruches, der, wohl Gregors eigene Erwartung weit übertreffend, den eben im Vollbesitz der Macht triumphierenden König mit einem Schlage zu Boden warf, wenn es auch nicht überall Ehrfurcht vor dem Worte der Kirche war, was ihm Gehorsam verschaffte, sondern man vielfach den erwünschten Vorwand ergriff, um sich der königlichen Autorität zu entziehen. Als ob mit dem Bann sein königliches Recht erloschen sei, fiel der Laienadel einmütig von Heinrich ab, erhoben sich die eben so demütigen Sachsen unter Otto von Nordheim, griff in Schwaben und den Rheinlanden Herzog Rudolf zu den Waffen. Auch Herzog Welf III., bisher des Nordheimers Gegner, und Berthold von Zäringen schlossen sich an: fast das ganze Reich war der Gewalt des Königs entzogen. Wiederum zog sich Heinrich auf die rheinischen Städte zurück, um mit ihrer Hilfe den Kampf um die Krone zu wagen. Da aber sagten sich die Bischöfe von ihm los, die an dem Wormser Tage teil genommen hatten, und machten kleinmütig ihren Frieden mit der Kirche. Völlig

vereinsamt mußte Heinrich sein Heil in Unterhandlungen suchen. Von Oppenheim aus, wo er als Gebannter blieb, führte er sie im Oktober 1076 mit den in Tribur versammelten Fürsten. Dort wurden die alten Klagen über die königlichen Räte und deren unheilvollen Einfluß laut; man dachte an Heinrichs Absetzung: nur des Abtes Hugo von Clugny Fürsprache wandte sie ab, freilich um einen hohen Preis. Denn Heinrich mußte nicht bloß entwaffnen und Worms räumen, also seinen besten Rückhalt aufgeben, sondern auch die noch zu ihm haltenden Bischöfe und seine Räte entfernen, sich fürs erste jeder Regierungshandlung enthalten und den Streit mit den Fürsten der Entscheidung des Papstes anheimstellen, der dazu am 7. Februar 1077 in Augsburg zu erscheinen gebeten werden sollte. Falls er aber über Jahr und Tag noch im Bann liegen würde, sollte er ohne weiteres für abgesetzt gelten.

Tiefer als 1066 zu Tribur war Heinrich gedemütigt. Daß es auf seine Entthronung abgesehen war, lag offen zu Tage; nur sie förmlich auszusprechen scheuten sich die Fürsten noch und glaubten auf einem Umwege sicherer ans Ziel zu gelangen. Sie nahmen an, daß Heinrich die Lösung vom Banne in der gestellten Frist nicht erreichen könnte. Dieser aber sah gerade hier die einzige Möglichkeit zur Behauptung der Herrschaft, die ihm bleiben mußte, wenn er rechtzeitig wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen war. Bei ehrlicher Deutung des Triburer Abkommens traf das auch zweifellos zu; auch fiel ja, sobald er vom Bann gelöst wieder König war, nach Heinrichs Auffassung der päpstliche Schiedsspruch als gegenstandslos fort, und gerade er mußte vermieden werden, sollte das Ansehen des Königtums nicht aufs tiefste geschädigt werden. Heinrich stellte sich demnach ehrlich auf den Boden des ihm aufgezwungenen Vertrages und suchte von da aus den in jähzorniger Übereilung zu Worms begangenen schweren Fehler wieder gut zu machen: seine Person gab er preis, um die Würde zu retten, die sie darstellte. So entstand in Heinrich IV. der Entschluß, zum Papst zu eilen und die Lösung vom Banne und mit ihr Herstellung in den Regierungsrechten zu erwirken. Mit seiner Gemahlin Bertha, dem kleinen Konrad und wenigen Getreuen pilgerte er im tiefsten Winter durch Burgund über den Mont Cenis nach Oberitalien, wo Gregor VII. bereits des Geleites zur Reise nach Augsburg harrte. Dessen hatten sich seine Feinde nicht versehen: sie erwarteten einen Gewaltstreich. Und in der Lombardei empfingen den König mit lautem Jubel die zum Kampfe gewaffneten Gegner der kirchlichen Neuerungen: stellte er sich an ihre Spitze, so schien der Sieg gewiß und ein vollkommener Umschlag auch in den kirchlichen Machtverhältnissen unabwendbar. Es gereicht Heinrich moralisch zur Ehre, politisch aber war es, wie sich nachmals zeigte, ein schwerer Fehler, daß er diese Anträge abwies und den beschrittenen Weg selbstverleugnend bis zu Ende verfolgte. Denn seine Widersacher dachten nicht daran, ihm die Vorteile auch wirklich zuzugestehen, die er dem ihm auferlegten Vertrag abzugewinnen gewußt hatte.

Auch Gregor VII. erwartete, daß der König die Gunst der Umstände rücksichtslos ausnutzen würde: sich in Sicherheit zu bringen, floh er nach Canossa, einer Burg der Markgräfin Mathilde von Tuscien, der Tochter und Nachfolgerin der Beatrix von Tuscien. Hugo von Clugny, des Königs Anwalt zu Tribur, und Adelheid von Susa, Heinrichs Schwiegermutter, teilten den sorgenvollen Aufenthalt, wo man sich eines baldigen Angriffs durch den König und die Lombarden versah. Aber die anfängliche Verzagtheit machte herausforderndem Übermut Platz, als Heinrich, statt mit Heeresmacht, mit wenigen Getreuen am 25. Januar 1077 als Büßer an dem Burgthor anlangte. Man ließ ihn nur in den ersten Vorhof; auch die beiden folgenden Tage blieb er ausgeschlossen: es scheint, Gregor VII. habe ihm die Möglichkeit abschneiden wollen, durch Lösung vom Bann wieder regierungsfähig zu werden. Aber damit setzte er sich selbst vor der Welt ins Unrecht und lud einen moralischen Makel auf sich. Das werden ihm der Abt von Clugny, Mathilde u. a. vorgestellt haben. Nun erst ließ er sich zu Verhandlungen mit dem König herbei, freilich nur darauf bedacht, zurückzugewinnen, was ihm Heinrich durch die überraschende Bußfahrt abgerungen hatte, und das Schicksal des salischen Königtums von seinem Spruch abhängig zu machen, indem er durch Verletzung der Triburer Abrede dem deutschen Fürstentum den Weg zur Entsetzung des Königs bahnte. Am 28. Januar kam ein Vertrag zu stande, von dem man freilich schwer begreift, wie Heinrich ihn hat annehmen können: sein Streit mit den Fürsten sollte durch den päpstlichen Spruch entschieden werden, Gregor dazu ungehindert nach Deutschland kommen und seine Gesandten dort frei verkehren dürfen; ein Bruch dieses Paktes von seiner Seite sollte für Heinrich ohne weiteres den Verlust des Thrones zur Folge haben. Nun erst erhielt Heinrich Einlaß in die Burg, beugte vor Gregor das Knie, legte ein Schuldbekenntnis ab und empfing die Absolution und wohnte der vom Papste celebrierten Messe bei. Eine gemeinsame Mahlzeit folgte: noch an demselben Abend verließ Heinrich Canossa wieder.

Er hatte sich vergeblich gedemütigt: durch dieses Abkommen war statt der Person des Herrschers die königliche Würde selbst erniedrigt. Dieser verbitternden Erkenntnis konnte Heinrich sich nicht mehr verschließen. Zweideutig und wortbrüchig hatten die Gegner ihn überlistet, und nach wie vor lag das Schicksal des deutschen Königtums in der Hand des römischen Bischofs. Zu spät entschloß sich Heinrich nun die Hilfe anzunehmen, welche ihm die Lombarden bei seiner Ankunft vergeblich angeboten hatten. Natürlich erhob man alsbald gegen ihn die Anklage des Vertragsbruches: er gab seinen Widersachern eine Waffe in die Hand, während sein verspäteter Anschluß die Kampflust der Lombarden natürlich etwas abgekühlt hatte. Aber auch Gregor war ebenso wie die reichsfürstliche Opposition in Deutschland mit dem in Canossa Vereinbarten nicht zufrieden und wünschte sich von den eingegangenen Verpflichtungen zu lösen. Die deutschen Fürsten hatten mit großem Unmut die Kunde von des Königs überraschender Bußfahrt vernommen: sie fürchteten eine

Verständigung desselben mit dem Papste, deren Kosten sie zu tragen haben würden. Die Wiedereinsetzung Heinrichs in die königlichen Gerechtsame sollte um jeden Preis gehindert werden: so brachen die Fürsten offen das Triburer Abkommen und schlossen damit auch jede Möglichkeit aus, daß der Pakt von Canossa irgendwie zu einer Heinrich günstigen Entscheidung führen konnte. Im Februar tagten die süddeutschen Fürsten zu Ulm. Dort erfuhren sie, was in Canossa geschehen war: sie wurden für die Notlage verantwortlich gemacht, in die Gregor geraten sein wollte, weil sie ihm das Geleit zur Reise nach Deutschland nicht rechtzeitig geschickt hätten; beigefügt freilich war eine vieldeutige Ermahnung zum Ausharren in dem Begonnenen. Ihren Sinn erfaßten die versammelten Fürsten wohl richtig, indem sie für Mitte März einen neuen Tag nach Forchheim ausschrieben und auch Gregor dazu einluden. Seine Legaten trafen rechtzeitig ein; zahlreich erschienen die weltlichen Fürsten, mit zwölf anderen Bischöfen Siegfried von Mainz. Offenbar ist in Forchheim nicht mehr ernstlich verhandelt worden, sondern nur ausgeführt, was die leitenden Persönlichkeiten in der Stille vereinbart hatten. Allein die Entsetzung des tyrannischen Königs, so hieß es, könne Sicherheit geben. Widerspruch scheint nicht erhoben, niemand für den nun unbequem gewordenen Pakt von Tribur eingetreten zu sein. Man beschloß, sofort einen neuen König zu küren, obgleich die Legaten das gern bis zur Ankunft des Papstes aufgeschoben hätten. Die geistlichen Fürsten nannten Rudolf von Schwaben als Kandidaten; von den weltlichen wollten einige nur um den Preis bestimmter Zusicherungen ihm ihre Stimmen geben, ließen das aber auf Mahnung der Legaten fallen, die ihrerseits freilich keinen Anstand nahmen, von Rudolf der Kirche einen wichtigen Vorteil auszuwirken, indem sie ihn verpflichteten, sich bei der Vergebung der deutschen Bistümer jeder Einwirkung zu enthalten und dieselbe ausschließlich durch kanonische Wahl geschehen zu lassen und die so gewählten mit den Regalien zu belehnen, ohne Gegenleistung ihrerseits und ohne dabei Ring und Stab zu gebrauchen, die Sinnbilder der bischöflichen Hirtengewalt. Dies Zugeständnis hatte mehr formalen als materiellen Wert und beeinträchtigte nicht unmittelbar die Verfügung des Königs über das Kirchengut. Bedenklich freilich war, daß dem König — wie es scheint — weder eine Aufsicht über die Wahl der Bischöfe, noch ein Einspruchsrecht irgend welcher Art eingeräumt wurde. Viel größer und unmittelbarer war der Machtgewinn, den die Fürsten zu Forchheim machten, indem unter Zustimmung der päpstlichen Legaten als ein für alle Zukunft maßgebender staatsrechtlicher Grundsatz ausgesprochen wurde, daß die deutsche Krone nicht anders als durch Wahl zu vergeben sei, da den Söhnen des jedesmaligen Königs ein Erbrecht nicht zustehe. Deutschland wurde förmlich als Wahlreich konstituiert. Die siegreiche kirchliche Revolution und das rebellische Reichsfürstentum teilten sich in die Spolien des gestürzten salischen Erbkönigtums.

Zweites Kapitel.

Die kirchlichen, politischen und sozialen Kämpfe im Reiche unter Heinrich IV.

1077 — 1106.

Heinrichs IV. Gang nach Canossa hatte seinen Zweck nicht erfüllt, sondern der Demütigung, die der König mit anerkennenswertem sittlichem Mute als Mensch auf sich genommen hatte, eine Demütigung auch des Königtums hinzugefügt, welche die Gegner Heinrichs in den Augen der Welt als Sieger erscheinen ließ. Denn eindrucksvoller und augenfälliger als irgend ein früherer Vorgang hatte der Tag von Canossa die hierarchische Behauptung von der Überordnung der päpstlichen Gewalt über alle weltliche Autorität erwiesen. Was dort gegenüber dem deutschen Königtum, das bisher eine Weltherrschaft für sich beansprucht hatte, als Recht des Papsttums geltend gemacht war, sollte konsequenterweise auch sonst überall zur Anerkennung gebracht werden. Eine neue Welt- und Staatsordnung begann damit ins Leben zu treten, die alles, was bisher in Kirche, Staat und Gesellschaft Rechtens gewesen, änderte, zertrümmerte oder in sein Gegenteil verwandelte. Der revolutionären Umgestaltung, welche das Verhältnis von Papsttum und Königtum soeben erfahren hatte, folgte rasch vorwärtsstürmend eine kirchliche und politische Revolution, die bald auch die bisherige soziale Ordnung aufs tiefste erschütterte.

Bedeutung und Verdienst Heinrichs IV. liegen nun darin, daß er sich dieser kirchlichen Revolution entgegen warf, das Recht des deutschen Königtums und die Zukunft des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes gegen sie mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit und trotz vielfachen Mißglückens im einzelnen, doch in der Hauptsache erfolgreich verteidigte. Was er unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen geleistet, legt ein glänzendes Zeugnis ab nicht bloß für seine unverwüstliche Ausdauer, seine außerordentliche Gewandtheit und erfindungsreiche Klugheit, sondern auch für den hohen politischen Idealismus, der ihn erfüllte und selbst unter den härtesten Schicksalsschlägen und in der Zeit der hoffnungslosesten Trübsal den Glauben an das gute Recht und den endlichen Sieg der von ihm vertretenen Sache nicht verlieren ließ. So wenig man Heinrich IV. in dem ersten Stadium des gewaltigen Kampfes, der sein ganzes Leben ausfüllte, von dem Vorwurf leidenschaftlicher

Übereilung und despotischer Willkür freisprechen, so wenig man in Abrede stellen kann, daß er zuweilen dunkle Wege gegangen ist und bedenkliche Mittel angewandt hat, so entschieden muß für ihn während der späteren Jahre der Ruhm in Anspruch genommen werden, daß er sich mehr und mehr gleichsam über sich selbst erhoben, sich der persönlichen Interessen und Leidenschaften entäußert und in den Dienst der immer richtiger erkannten, immer liebevoller umfaßten gemeinsamen Sache des deutschen Volkes gestellt habe. Im Gegensatz zu der Unversöhnlichkeit des Hasses, in der ihn seine Widersacher mit den nichtswürdigsten Mitteln zu Grunde zu richten getrachtet und schließlich bis über das Grab hinaus verfolgt haben, hat er daher je länger je mehr die dankbare Liebe des gemeinen Mannes gewonnen und ist von ihm als der tapfere Verfechter seiner schwer bedrohten Rechte und der opferfreudige Vorkämpfer seiner Zukunft verehrt worden.

Denn wie die heillosen Wirren, die Deutschland dem unnatürlichen Bunde der kirchlichen Revolution und des rebellischen Reichsfürstentums preisgaben, im wesentlichen herbeigeführt waren durch den Zerfall der sozialen Ordnung, auf der das salische Königtum zu Ausgang der Regierung Heinrichs III. beruht hatte, so führte der große kirchliche Kampf, der mit dem Tage von Canossa seinen Anfang nahm, zugleich mit wilden politischen Streitigkeiten auch erbitterte soziale Kämpfe herbei, welche die letzten nahezu dreißig Jahre Heinrichs geradezu als ein Zeitalter der sozialen Revolution kennzeichnen. Dem Ringen zwischen Kaisertum und Papsttum im kirchlichen, dem von Königtum und Fürstentum im politischen Gebiete geben den rechten Inhalt und ihre folgenschwere Bedeutung erst die sich gleichzeitig abspielenden großen sozialen Kämpfe, in denen Heinrich an der Spitze der freiheitlich aufstrebenden und national denkenden Elemente des deutschen Volkes gestanden, aber auch die freiheitlich und national denkenden Elemente aus dem deutschen Klerus an sich zu ziehen gewußt hat. Hier waren es namentlich die Pfarrer, welche, durch das Cölibatsgesetz aus ihren natürlichen Verbindungen herausgerissen und durch die monarchisch-absolutistische Zentralisation der Kirche gleichmäßig in ihrer priesterlichen und ihrer menschlichen Würde bedroht, in ihrer überwiegenden Mehrheit mit ausdauernder Treue zu Heinrich standen, dort einmal der niedere Adel, dessen so wesentlich verbesserte Stellung im Reiche mit dem salischen Königtum stand und fiel, dann die Städte, besonders die rasch erblühenden bischöflichen Städte am Rhein und an der Donau, die sich damals der weltlichen Herrschaft ihrer geistlichen Hirten entzogen, und endlich die Masse der Bauern in den westlichen Landschaften, die unter dem Schutze des Königtums die schwer bedrohte Freiheit des gemeinen Mannes zu retten suchten. Diese Parteistellung des zahlreichsten, kraftvollsten und leistungsfähigsten Teiles des deutschen Volkes hat Heinrich die Ausfechtung eines Kampfes ermöglicht, in dessen Anfang sein ohnmächtiges Erliegen unabwendbar schien.

Jahre greuelvollen Bürgerkrieges hatte der Tag von Forchheim für das Reich zur Folge. Vergeblich forderte Heinrich von dem Papste unter Hinweis

auf die Abmachungen von Tribur und von Canossa ein Einschreiten gegen Rudolf von Schwaben, den die vertragsbrüchigen Fürsten als Gegenkönig aufgestellt hatten: er erhielt die fast wie Hohn klingende Antwort, erst müsse Rudolf doch gehört werden. Die Kirche maß eben durchaus mit zweierlei Maß, denn Heinrich rechnete sie sein Bündnis mit Gregors lombardischen Widersachern als schreienden Vertragsbruch an. So war das Reich bald erfüllt von einem verwüstenden Kampfe aller gegen alle, der sich in zahllosen kleinen Fehden abspielte und nur in einzelnen entscheidenden Momenten die Hauptgegner einander zu größeren Schlägen gegenübertreten ließ. Während der König namentlich Sachsen zu bewältigen suchte, strebten seine Gegner die wichtigste Position der Salier am oberen Rhein und am Neckar zu Fall zu bringen. Bereits im Sommer 1077 griff der Gegenkönig Würzburg an, richtete aber nichts aus. Bei einem zweiten Versuch auf die feste Stadt, der Heinrich zu Hilfe eilte, kam es am 7. August 1078 bei Melrichstadt zu einer zwar unentschiedenen, aber für den König doch vorteilhaften Schlacht. Auf dem einen Flügel siegte Otto von Nordheim, auf dem andern wurden Herzog Magnus und die sächsischen Bischöfe in die Flucht geschlagen und erlitten durch die nachsetzenden Königlichen und die zu deren Unterstützung zu den Waffen greifende Landbevölkerung schwere Verluste. Freilich wurde der Vorteil aufgewogen durch die vernichtende Niederlage, welche um dieselbe Zeit die Ritter Schwabens einem Heinrich zuziehenden Heere von 12000 Bauern am Neckar beibrachten. Um so mehr suchte der König in Schwaben Fuß zu fassen: statt Rudolf, der durch seinen Treubruch alle Rechte verwirkt hatte, verlieh er das Herzogtum dem tapfern Friedrich von Hohenstaufen, dem Grafen von Büren, dem er seine Tochter Agnes vermählte. Freilich schlug sich nun Berthold von Zäringen, der seine Ansprüche auf Schwaben abermals mißachtet sah, auf die Seite seiner Gegner. Bei einem neuen winterlichen Einbruch in Sachsen wurde Heinrich obenein am 27. Januar 1080 bei Flarchheim unfern Mühlhausen von Otto von Nordheim geschlagen. Das gab Gregor VII. Mut zu weiterem Vorgehen. Während der Synode, die er in den Fasten 1080 abhielt, erneute er auf Grund völlig unerwiesener Anklagen, die Rudolf von Schwaben vor ihm anbringen ließ, und ohne die Gesandten des Königs gehört zu haben, den Kirchenbann gegen Heinrich und alle seine Anhänger und sprach seine Unterthanen von dem Treueid los. Er wählte dafür eine ungewöhnlich feierliche Form, die ihres Eindruckes auf die um ihn versammelten Geistlichen gewiß nicht verfehlt hat, aber doch immer nur als eine künstlich zurecht gemachte und auf einen bestimmten Effekt berechnete theatralische Scene erscheinen wird. In der Einkleidung in ein Gebet, das er vor der Synode an den Apostelfürsten richtete, gab er eine durchaus wahrheitswidrige Darstellung von dem bisherigen Verlauf des Streites mit dem deutschen König und knüpfte daran die Darlegung des Programms für die Weiterführung der so glücklich begonnenen kirchlichen Revolution, welches das Heinrich IV. bereitete Schicksal allen anderen Fürsten in Aussicht stellte, indem er die

absolute Überordnung der Kirche und ihrer Organe über jede Art von weltlicher Gewalt proklamierte und zugleich das uneingeschränkte Recht der Verfügung über jede Art von weltlichem Besitz für sie in Anspruch nahm. Im Himmel zu binden und zu lösen berechtigt, so erklärte Gregor den versammelten Bischöfen, seien sie auf Erden befugt, Kaiser- und Königreiche, Fürstentümer und Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften, überhaupt jede Art von Besitz einem jeden zu geben und zu nehmen, wie er es verdiene; denn wenn sie Patriarchate, Erzbistümer und Bistümer Unwürdigen entzogen und Würdigen gegeben, also über geistliches verfügt hätten, so seien sie ohne allen Zweifel in noch viel höherem Maße befugt, ebenso mit weltlichem zu verfahren. Dessen, so schloß er mit einer verwegen allgemeinen Drohung, möchten die Könige und Fürsten dieser Welt sich bewußt werden, damit sie eingedenk dessen, was die Bischöfe seien und wie viel sie vermöchten, sich in Zukunft wohl hüteten ihre Befehle zu mißachten. In äußerster Schroffheit, in durchaus revolutionärem Radikalismus bis zu den letzten Konsequenzen vorwärtsdringend, enthüllte Gregor in diesen Worten die wahren Absichten des hierarchischen Papsttums. Wahrlich, nicht Heinrich und die Seinen waren die Neuerer, die Vorkämpfer einer alle Freiheit bedrohenden despotischen Weltordnung: so offen, so herausfordernd hatte noch kein Papst die Weltherrschaft für sich in Anspruch genommen. Und damit nicht genug: es scheint beinahe, als ob Gregor in dem berauschenden Gefühle der Macht, in dem Glauben, das, was er beanspruchte, bereits wirklich in seinem Besitz zu haben, von einer Art Schwindel ergriffen weit über die Grenzen menschlichen Vermögens hinaus gewachsen zu sein und überirdische Kräfte zu besitzen wähnte, wenn er bei der Wiederholung der Bannverkündigung in der Peterskirche die staunende Menge von der Unfehlbarkeit seines Siegs zu überzeugen dachte, indem er wie ein Prophet dem gebannten König die nahen Gerichte Gottes vorhersagte, nach denen derselbe bis zum nächsten Peters- und Paulstag entweder tot oder entthront sein würde.

Aber gerade gegenüber der Ungemessenheit solcher Ansprüche offenbarte sich recht schlagend die thatsächliche Beschränktheit der kirchlichen Machtmittel. Der Kampf, zu dem Gregor die um ihn versammelten Bischöfe aufgerufen hatte, galt nicht mehr Heinrich IV., nicht mehr dem deutschen Könige, sondern ohne Rücksicht auf Dynastien und Reiche der weltlichen Gewalt, allen Staaten, dem Staate überhaupt. Aber auch die Kirchen der einzelnen Länder sahen sich durch dies neueste Programm der weltherrschenden Hierarchie schwer bedroht, mit ihnen zugleich alle Weltlichen, die irgendwie an dem Kirchengute und seiner verschiedenartigen Verwertung Anteil hatten. Und wie wenige gab es, von denen sich hätte sagen lassen, daß sie daran ganz unbeteiligt waren. Welche bedrohliche Aussichten eröffneten sich allen diesen Tausenden, wenn das verschärfte Verbot der Laieninvestitur durchdrang, das Gregor in Gemeinschaft mit der Fastensynode mit Androhung des Bannes für jeden Zuwiderhandelnden an alle weltlichen Fürsten ergehen ließ, indem er nun neue Bestimmungen hinzufügte, die der schrankenlosesten Willkür Thür und Thor öffneten und selbst die geist-

lichen Wahlkörper auf Gnade und Ungnade in die Hand des Papstes gaben. Denn thatsächlich konnte keine Kirche mehr über ihren weltlichen Besitz verfügen, sondern that am besten, denselben einfach der römischen Kurie auszuantworten, wenn es hinfort wirklich so gehalten werden sollte, daß alle geistlichen Ämter, bei deren Vergebung die dazu zunächst berechtigten Geistlichen und die dabei beteiligten Laien sich von irgend welchen weltlichen Rücksichten bestimmen ließen, von dem römischen Stuhle oder dem ihnen übergeordneten Metropoliten vergeben werden sollten. Denn unter den unendlich dehnbaren Begriff von „weltlicher Rücksicht" ließ sich eigentlich alles und jedes einordnen, und unzählige Wege öffneten sich der römischen Kurie, sei es unmittelbar, sei es mit Hilfe in ihrem Sinne zuverlässiger und diensteifriger Metropoliten, die einzelnen Kirchen kurzerhand zu depossedieren. Nicht bloß für das Reich und den Laienadel, auch für den Klerus war eine solche Aussicht unerträglich: sie drohte eine radikale Umwälzung aller Besitzverhältnisse. So rief sie denn auch zahlreiche neue Gegner wider Gregor VII. auf den Plan, der jetzt erst auf einen energischen, organisierten, opferfreudigen Widerstand stieß und sich in dem Augenblick, wo er die reife Frucht des vermeintlichen Sieges zu pflücken dachte, mit einemmale von allen Seiten schwer bedroht und bedrängt sah.

Die kaum beschwichtigte Erhebung in der Lombardei brach mit erneuter Gewaltsamkeit aus. Überall, wo noch eine Erinnerung an die ehemalige größere Unabhängigkeit von Rom lebte, versuchte man jetzt die völlige Unterjochung noch abzuwehren. Auch im Erzbistum Ravenna lebten die alten Sondergelüste wieder auf; in der Romagna und in Tuscien kam die Bewegung zum Ausbruch. Vor allem aber bewirkte das Bekanntwerden der letzten Ziele Gregors in Deutschland einen Umschlag, namentlich in den Kreisen des Episkopats. Ostern 1080 erwogen die Bischöfe mit Heinrich in Bamberg bereits die Lossagung von Gregor; Pfingsten erfolgte sie auf einem Mainzer Tag. Die anwesenden Laienfürsten erklärten sich einverstanden; an die italienischen Bischöfe erging eine Einladung zum Anschluß. Der Bann brachte also keine Wirkung mehr hervor, niemand achtete seiner, niemand dachte daran, um seinetwillen Heinrich den Gehorsam zu versagen: die Autorität des Königs lebte wieder auf, und aus der Verteidigung konnte er zum Angriff übergehen. Denn die öffentliche Meinung war mit ihm. Tiefen Abscheu empfand das deutsche Volk, wenn es sah, wie die neue päpstliche Sittenlehre eigentlich alles in sein Gegenteil verkehrte, den treu zum König Stehenden der Untreue beschuldigte, den Eidbrüchigen wegen seiner Treue belobte und wie der Papst durchweg das Gegenteil von dem that, was man sonst für Aufgabe und Beruf eines Oberhauptes der Kirche zu halten gewöhnt war. Man nannte ihn einen Erschleicher des Papsttums, den fluchwürdigen Zerstörer göttlichen und menschlichen Rechts. Im Juni 1080 vereinigten sich die Bischöfe Deutschlands und Italiens, soweit sie — und das war damals die Mehrzahl — zum König standen, um Heinrich IV. zu einer Synode in Brixen. Gregors VII. alter Gegner,

Cardinal Hugo, der bereits an dem verhängnisvollen Wormser Beschluß teil gehabt hatte, erschien ebenfalls. Er wird auch hier den Unwillen geschürt und die mit einem dürftigen Schein kirchlicher Berechtigung umgebenen Anklagepunkte an die Hand gegeben haben. Von dem, was Gregor VII. mit Recht zum Vorwurf gemacht werden konnte, war darin freilich nichts enthalten; die wider den Papst erhobenen Anschuldigungen offenbarten nur die Wildheit des Hasses, so grundlos und maßlos waren sie: Plünderung, Mord, Brandstiftung und Meineid sollte Gregor begangen haben. Aber noch schlimmeres meinte man ihm vorzuwerfen, wenn man ihn des Zweifels an der Verwandlungslehre, heidnischen Aberglaubens und der Wahrsagerei und Zauberei beschuldigte. Einstimmig entsetzte ihn die Brixener Versammlung der päpstlichen Würde. Größere Schwierigkeiten machte die Erhebung eines Nachfolgers. Schon die Vorfrage, ob man überhaupt einen solchen Schritt thun solle, wurde sehr verschieden beantwortet. Welche Stürme auch die Kirche bereits erschüttert und welche außerordentlichen, mit Gesetz und Herkommen völlig unvereinbaren Thatsachen in ihr schließlich Anerkennung gefunden haben mochten, noch war doch niemals der Versuch gewagt, durch etwa zwei Dutzend lombardischer und deutscher Bischöfe, fern von Rom, ohne jede Beteiligung der römischen Kirche durch einen vorgeblichen Wahlakt über den Stuhl S. Peters zu verfügen. Ein solches Unternehmen war doppelt bedenklich, nachdem durch die Wahlordnung von 1059 und alles, was inzwischen geschehen, das Verhältnis zwischen Königtum und Papsttum so völlig verwandelt, zugleich aber ein beträchtlicher Theil der deutschen Kirche für die Reformpartei gewonnen war. Erst nach längerem Sträuben war daher die Brixener Versammlung zu diesem Schritt zu vermögen, mit dem sich der König durch eine neue Kompetenzüberschreitung ins Unrecht setzte. Die Wahl fiel auf Erzbischof Wibert von Ravenna, der sich Clemens III. nannte. Wandel und Begabung empfahlen ihn, aber schließlich war es doch nur der Ehrgeiz, der den eine erste Rolle zu spielen lüsternen ehemaligen Freund Hildebrands in das Lager der Gegner getrieben hatte und jetzt vermochte, sich zu einem so gewagten Spiel herzugeben. Daß er gegen den Brauch der Kirche seinem bisherigen Erzbistum nicht entsagte, erregte bei der eigenen Partei Anstoß: es schien fast, als ob er für den Fall des Mißlingens einen Rückhalt haben wollte. Zudem mußte ihm Heinrich versprechen, binnen Jahresfrist mit einem Heere zu seiner Unterstützung in Italien zu sein, während der junge König Konrad Wibert gleich nach Ravenna begleitete.

Am 29. Juni, eben dem Tage, bis zu welchem er nach Gregors VII. vermessenem Wort hatte entweder tot oder der Krone beraubt sein sollen, brach Heinrich von Brixen auf, um den Kampf gegen seine weltlichen Widersacher im Reiche aufzunehmen. Nachdem er mit den Erzbischöfen von Köln und Trier und zahlreichen Bischöfen zu Mainz die Absetzung Gregors bestätigt hatte, zog er mit dem Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen und Bayern und Lothringern durch Hessen und Thüringen gegen die Sachsen, deren stattliches Heer, die adlige Reiterei und das bäuerliche Fußvolk, an der oberen



Bronzene Grabplatte Rudolfs von Schwaben; im Dom zu Merseburg. (Nach Hefner.)

Unstrut lagerte. Durch Entsendung plündernder Streifscharen in ihren Rücken veranlaßte er einen Teil zum Abzug und brach dann mit Sengen und Brennen in die östlichen Landschaften ein, wo sich an der Saale die böhmischen Hilfsvölker mit ihm vereinigen sollten. Da eilten ihm die Sachsen nach. An der Elster, bei Hohenmölsen, nahe dem Schlachtfelde von Lützen und Großgörschen, kam es am 15. Oktober 1080 zur Schlacht. Anfangs waren die Königlichen im Vorteil; aber Otto von Nordheim fesselte den Sieg an die Fahnen der Sachsen, nahm das feindliche Lager und vollendete mit der Durchbrechung der lothringischen Abteilungen die Niederlage Heinrichs, der auf dem fluchtartigen Rückzug an der Elster noch schwere Verluste erlitt. Aber der Sieg war für die Sachsen so teuer erkauft, daß er politisch einer Niederlage gleichkam. Der Gegenkönig Rudolf von Schwaben war tot: der Verlust der rechten Hand und eine schwere Wunde im Unterleib hatten ihm das Leben gekostet. Ob er, wie die Überlieferung will, an-

gesichts des Todes die an seinem königlichen Schwager geübte Treulosigkeit bereut und die Bischöfe als seine Verführer bezeichnet hat, muß dahingestellt bleiben. Auf die Zeitgenossen machte sein Ende jedenfalls tiefen Eindruck: man sah darin ein Gottesgericht, dessen Spruch zugleich auch den mit seinen vermessenen Prophezeiungen so kläglich zu schanden gewordenen Papst getroffen habe. Daher hielt Heinrich den Augenblick für geeignet, um mit den Sachsen eine Verständigung zu versuchen und scheint ihnen mit seinen Anträgen so weit entgegengekommen zu sein, daß er die Schaffung eines besonderen sächsischen Reiches unter seinem Sohne Heinrich in Aussicht stellte. Aber selbst das genügte den Sachsen nicht: sie beharrten auf der Lösung von dem salischen Hause, da nach einem Worte Ottos von Nordheim auch Heinrichs IV. Sohn nicht besser regieren würde als der Vater, weil von einem bösen Bullen unmöglich ein gutes Kalb kommen könne. Immerhin waren die Gegner in Deutschland zur Zeit führerlos und zu energischem Handeln unfähig.

Deshalb eilte Heinrich nun nach Italien, indem er die Vertretung seiner Rechte in Deutschland Friedrich von Schwaben überließ. Auch dort waren die Aussichten günstig. Robert Guiscard, der Herzog von Apulien, war der Kirche zwar wieder versöhnt, aber er focht eben gegen die Byzantiner, denen er die ionischen Inseln zu entreißen dachte, und that nichts, um das deutsche Heer im Vormarsch gegen Rom aufzuhalten. So blieb Mathilde von Tuscien des Papstes einziger Schutz; aber sie war der eigenen Herrschaft nicht mehr sicher und sah den größten Teil des Landes zu ihren politischen und kirchlichen Gegnern abfallen. Beim Erscheinen Heinrichs stellten sich Lucca, Pisa, Siena und andere Städte auf die Seite des Königs und seines Gegenpapstes, der im Frühjahr 1081 von den lombardischen Bischöfen zu Pavia anerkannt worden war. Ungehindert zog Heinrich weiter südwärts: Pfingsten stand er bereits vor Rom. Aber Gregor VII. harrte mutig aus und die Bevölkerung hielt treu zu ihm. Die Stadt anzugreifen war Heinrich nicht stark genug: unverrichteter Sache mußte er Ende Juni wieder abziehen. Das hob den Mut seiner Gegner auch in Deutschland: in dem Grafen Hermann von Salm, einem in Lothringen und Franken begüterten tüchtigen Manne, gaben sie Rudolf von Schwaben einen Nachfolger im Gegenkönigtum, der trotz des anfänglichen Widerstrebens Ottos von Nordheim, der wohl gern selbst nach der Krone gegriffen hätte, noch gegen Ende des Jahres in Goslar die Krönung empfing, nachdem er im August den Schwabenherzog geschlagen, aber Augsburg erfolglos berannt hatte. Das Königtum Hermanns nahm also einen ausgesprochen sächsischen Charakter an, und man hat darin vielleicht eine Nachwirkung der Anträge zu sehen, die Heinrich bei den Verhandlungen nach dem Hohenmölsener Tage den Sachsen gemacht hatte.

Diese Vorgänge wirkten auch auf die italienischen Verhältnisse für Heinrich nachteilig ein. Über Mathilde von Tuscien trug der König einen entscheidenden Erfolg nicht davon, obgleich mit der Mehrzahl der lombardischen Bischöfe ein Teil der Städte und viele von den tuscischen Lehnsleuten zu ihm hielten.

Die Entscheidung lag doch nach wie vor in Rom: das wußte niemand besser als Gregor VII. Die Bedrängnis der großen Markgräfin und die Beschäftigung des pflichtvergessenen Normannen mit seinem byzantinischen Unternehmen ließen ihn auf Gewinnung anderweitiger Hilfe gegen Heinrich denken. Er richtete sein Augenmerk auf Wilhelm den Eroberer, den englischen König, der auf seiner Flotte mit Heeresmacht zur Deckung Roms herbeieilen sollte. Das mahnte auch Heinrich zu schnellem Handeln; gleichzeitig suchte er jetzt zur Bekämpfung der Hierarchie eine breitere Basis zu gewinnen. Um die Normannen Unteritaliens an dem von der Kurie gewünschten Einschreiten zu hindern, trat er nicht bloß mit dem griechischen Kaiser Alexius in Verbindung, sondern reizte auch die lombardischen Fürsten Unteritaliens zu Feindseligkeiten gegen Robert Guiscard auf. Er selbst zog mit den Kontingenten der oberitalienischen Bischöfe zu Beginn des Jahres 1082 wieder gegen Rom, das er in der Fastenzeit zu belagern begann, während der Gegenpapst in dem nahen Tivoli blieb. Dieser setzte den Angriff mit Hilfe der Barone der Campagna dann auch fort, als der König sich um Ostern unverrichteter Sache wiederum nach dem Norden hatte zurückziehen müssen. Nach Jahresfrist, Ostern 1083, erschien Heinrich zum drittenmale und griff die ewige Stadt von mehreren Seiten an. Die Kampflust und der Opfermut der Römer ließen nun doch allmählich nach. Weder die Normannen, noch Wilhelm von England, noch endlich Hermann von Salm waren im Anmarsch; dennoch wollte Gregor von Nachgiebigkeit nichts hören. Die Römer wurden des aussichtslosen Kampfes allmählich müde und ließen es an der anfänglichen Wachsamkeit fehlen. So gelang es den Königlichen, am 2. Juni in die unbehütete Leostadt einzudringen; schnell holten sie die Hauptmacht herbei, und der verspätete Versuch der Römer, sie wieder hinauszuwerfen, mißlang. Nun war Heinrich Herr der Peterskirche; wenn man von da aus die Engelsburg, in der der Papst selbst weilte, nicht berannte, so mußte man darin einen Zug klug berechneter Versöhnlichkeit erblicken. Auch die eigentliche Stadt ließ er unbehelligt. Das machte Eindruck auf die Römer: sie nahmen einen Vertrag an, wonach bis zum 1. November Waffenstillstand herrschen sollte; würde Gregor bis dahin nicht vermocht, Heinrich zum Kaiser zu krönen, so sollte ein neuer Papst erhoben werden, der dies zu thun bereit wäre. Gregor umzustimmen und so den Frieden herbeizuführen war nun Sache der Römer. Auf einen Erfolg ihrer Bemühungen freilich scheint Heinrich IV. nicht gerechnet zu haben, denn er ließ die Entscheidung vorwegnehmend vor seinem Abzug Wibert von Ravenna am 28. Juni zu S. Peter inthronisieren, die Leostadt aber entfestigen und neben der Peterskirche eine Burg aufführen, in der eine deutsche Besatzung unter König Konrad zurückblieb.

Diese halben Maßregeln hatten nicht den gehofften Erfolg. Sie steigerten bloß die Gegenwirkung der bedrängten päpstlichen Partei. Der Aufstand der lombardischen Großen in Unteritalien veranlaßte die Heimkehr Robert Guiscards. Seine finanzielle Beihilfe setzte Gregor in den Stand, die käuflichen Römer

von neuem an sich zu fesseln, und als der Waffenstillstand ablief und Heinrich wieder heranzog, konnte Gregor eine Synode halten und gegen alle diejenigen den Bann aussprechen, die den Papst am Verkehr mit den Gläubigen hinderten: damit wurde auch gegen Heinrich der Bann wiederholt, der ihn schon bei dem letzten Aufbruch vor Rom von neuem getroffen hatte. Dennoch unterhandelte man, als der König wieder bei S. Peter lagerte, über die mögliche Ausführung des vorjährigen Vertrages. Eine Verständigung aber war nach Lage der Dinge doch unmöglich, und es gab keinen Umweg, auf dem Gregor, ohne sich selbst gleichsam zu vernichten, die Kaiserkrone hätte an Heinrich gelangen lassen können. So wurde schließlich, nachdem kostbare Zeit nutzlos verloren war, doch die Wiederaufnahme des Kampfes unvermeidlich. Da wurden die Römer ungeduldig: sich für Gregor zu opfern, lag nicht in der Art dieser Bürgerschaft. Weil der Papst den Vertrag, den sie mit dem deutschen König geschlossen hatten, nicht ausführen konnte, sagten sie sich von ihm los und eilten, die drohende Belagerung durch verspätete Fügsamkeit gegen Heinrich abzuwenden. Geldmittel, die damals eintreffende griechische Gesandte ihm von Kaiser Alexius überbrachten, verwendete Heinrich namentlich, um die Partei des Friedens um jeden Preis in Rom zu stärken. Die Meldung, daß die Römer auf seine Anträge eingehen zu wollen erklärt hätten, veranlaßte ihn zu schleuniger Rückkehr von einem Zuge nach dem Süden. Am 21. März 1084 öffneten sich ihm die Thore und er hielt seinen festlichen Einzug, angesichts des in der Engelsburg sitzenden Papstes, dessen adlige Parteigänger auch sonst noch einige von den festen Punkten der Stadt in ihrer Gewalt hatten. Eine Synode wiederholte die Absetzung Gregors, sprach den Bann gegen ihn aus und erkannte Wibert von Ravenna als Papst an. Am 24. März wurde Clemens III. geweiht, gegen alles Herkommen ohne Teilnahme auch nur eines einzigen von den sieben Kardinalbischöfen. Am 31. März, dem Ostertage, setzte er darauf Heinrich und seiner Gemahlin die kaiserliche Krone auf, genau mit demselben Zeremoniell, das bei der Krönung seines großen Vaters beobachtet worden war. Dann suchte der Kaiser die Stadt vollends in seine Gewalt zu bringen: das Kapitol wurde genommen; aber die Besatzung der Engelsburg dachte nicht an Übergabe. Denn schon konnte der Papst sie voll freudiger Zuversicht auf die Nähe mächtiger Hilfe hinweisen: vom Monte Casino kam die Meldung, daß 30 000 Normannen unter Robert Guiscard im Anmarsch seien. Mit diesen konnte es der Kaiser nicht aufnehmen: die Römer sollten die Engelsburg weiter belagern und für ihre Einnahme auch belohnt werden. Heinrich selbst zog am 21. Mai nordwärts ab, indem er einen Teil seiner italienischen Mannen bei Clemens III. in Tivoli ließ.

Bereits am 26. Mai stand Robert Guiscard vor Rom; schon am 27. öffneten ihm seine Parteigänger drinnen zwei Thore. Ehe sich die Römer dessen irgend versehen hatten, war die Stadt in der Gewalt der gefürchteten Krieger, die den befreiten Papst nach dem Lateran geleiteten, dann aber in Rom hausten, als ob sie es nach verzweifeltem Widerstand mit Sturm ge-

nommen und seine Einwohner nach Kriegsrecht Leben und Eigentum verwirkt hätten. Die Erinnerung an den vandalischen Schrecken lebte in den Römern auf, als sie einen Teil ihrer Stadt in Flammen aufgehen, Frauen und Jungfrauen mißhandeln, die sich verteidigenden Bürger niederhauen, kostbare Beute und zahlreiche Gefangene fortführen sehen mußten, auf Anlaß und im Interesse des Mannes, für den sie dem Kaiser so lange widerstanden und um dessentwillen sie den vorteilhaften Anschluß an den ihnen so versöhnlich begegnenden, selbst im Kampfe so milde und schonend handelnden Kaiser von sich gewiesen hatten. Nie waren sie von der Kirche mit schnöderem Undank belohnt worden. In ihrer Erbitterung werden sie mit Schadenfreude Zeugen davon gewesen sein, wie die Normannen das feste Tivoli, wo der kaiserliche Gegenpapst saß, vergebens berannten. Als von ihren Verwünschungen gefolgt Gregor VII., der es nicht wagen konnte, inmitten dieser gärenden Massen zu bleiben, mit seinen räuberischen Beschützern südwärts nach Apulien zog, öffneten sie — zu spät freilich — Clemens III. die Thore. In den Augen der Welt war das ein großer Erfolg der kaiserlichen Sache, eine schwere Niederlage der päpstlichen. Ob Gregor VII. das auch so empfunden? Sein Verhalten spricht nicht dafür. Er beharrte auf seinem extremen Standpunkte und rüstete sich, für denselben gleichsam Himmel und Erde in Bewegung zu setzen. In Salerno nahm er seine Residenz. Aber die letzten schweren Zeiten scheinen seine Kraft doch gebrochen zu haben. Er kränkelte, und mit dem neuen Jahre trat ein so schneller Verfall ein, daß er selbst schon am 18. Mai sich nur noch acht Tage zu leben gab. So richtete er denn sein Sinnen und Denken auf die Zukunft der Kirche. Nichts von dem, was er gethan, hat er bereut, nichts zurückgenommen, kein Wort des Friedens und der Vergebung für seine Gegner gehabt: Kampf und Streit atmend, starr und unversöhnlich ist er hinübergegangen, bis zuletzt nur darauf bedacht, die Kirche für alle Zukunft in die Bahnen zu bannen, die er sie geführt hatte. Dem entsprachen auch die Ratschläge, die er seiner Umgebung in betreff seines Nachfolgers gab. Ein besserer Prophet in Bezug auf sich selbst als einst auf Heinrich IV., starb Gregor am 25. Mai 1085 zu Salerno. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt“, sollen seine letzten Worte gewesen sein, „und deshalb sterbe ich in der Verbannung.“ Sich in den Augen der Nachwelt mit dem Glorienschein des Märtyrers zu umgeben ist ihm aber doch nicht gelungen. Selbst in der katholischen Kirche hat sein Andenken zunächst keine besondere Pflege gefunden. Von den welthistorischen Wirkungen seines gewaltigen Geistes hat sich dieselbe nicht losmachen können, wenn sie sie auch durchaus nicht bloß als einen Segen empfunden hat. Erst als im Kampfe gegen die erneute evangelische Lehre eine der seinen verwandte Geistesrichtung in der katholischen Kirche zur Herrschaft kam und unter Leitung der Gesellschaft Jesu die Gegenreformation begann, hat man fünfhundert Jahre nach Canossa über Gregors Gebeinen im Dome Robert Guiscards zu Salerno ein großartiges Grabmal errichtet und ihn selbst den Heiligen der Kirche zugesellt.

Teile der Stickerei von Bayeux,

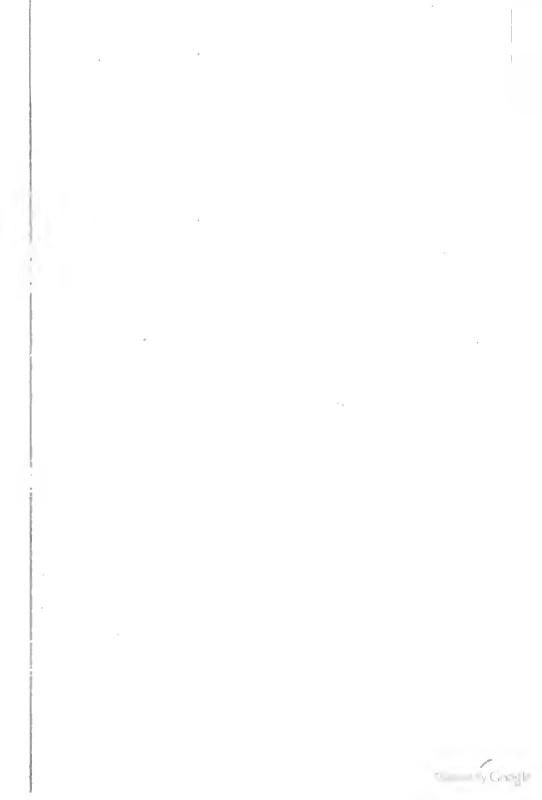
mit der Darstellung der Schlacht bei Hastings zwischen Wilhelm dem Eroberer und Harald (14. Oktober 1066).

Die Bayeux-Stickerei ist ein Leinenstreifen von 70 Meter 34 Centimeter Länge und 50 Centimeter Breite; auf demselben sind die Darstellungen, im Ganzen 1512 Objekte aller Art, mit der Nadel gestickt. Das Werk befindet sich in der Kathedrale zu Bayeux und ist wahrscheinlich auf Anordnung des Bischofs Odo durch normännische Arbeiter in der nächsten Zeit nach der Schlacht bei Hastings in Bayeux angefertigt worden. Die Darstellungen beziehen sich auf die normännische Geschichte von Edward dem Bekenner. bis zum Falle Haralds. Unsere Abbildung giebt die Schlußscenen: die Schlacht bei Hastings.

Die Ritter ziehen aus Hastings aus, um König Harald eine Schlacht zu liefern (HIC : MILITES : EXIERVNT : DE HESTENGA : ET : VENERVNT AD PRELIVM : CONTRA : HAROLDVM : REGE :).

In der nächsten Gruppe richtet Herzog Wilhelm an Vital die Frage, ob er Haralds Heer gesehen habe (HIC : VVILLELM : DVX INTERROGAT : VITAL : SI VIDI · SSET HAROLDI EXERCITV).

Nunmehr nahen sich beide Heere. Herzog Wilhelm sendet Harald die Bogenschützen entgegen. Gleich darauf kommt Haralds Heer; der Kampf mit Schwert, Axt, Kolben, Lanze und Wurfspeer entbrennt. Gefallene bedecken den Boden. Normannen und Franken fallen zu gleicher Zeit (HIC CECIDERVNT SIMVL : ANGLI ET FRANCI : IN PRELIO :). Die Normannen halten einen Hügel besetzt. Hinter demselben zeigt sich die Schlacht entschieden; die Angeln fliehen; Harald wird getötet; die Truppen Wilhelms des Eroberers sammeln auf dem Schlachtfelde die Waffen und ziehen den Gefallenen ihre Rüstungen aus.



Teile a





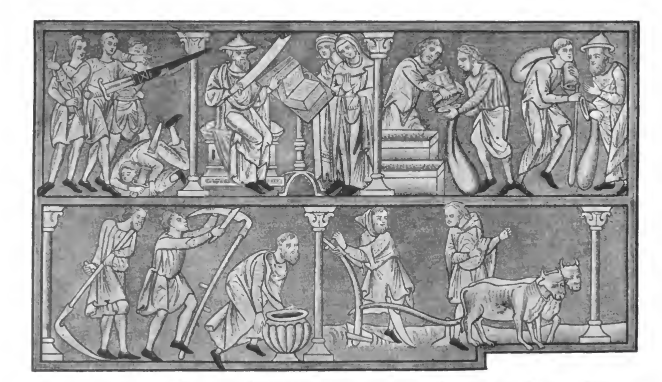
Fowke.)

In denselben Tagen, da sein gewaltiger Gegner, fern von seinem rechtmäßigen Sitze, gehaßt von den durch ihn ins Elend gestürzten Römern, als Schützling der unzuverlässigen Normannen, aber ungebrochenen Mutes und in dem festen Glauben an das göttliche Recht seiner Sache sein Leben beschloß, hielt Kaiser Heinrich im Mai 1085 eine Synode zu Mainz, welche nochmals die Entsetzung Gregors VII. aussprach und eine Reihe zu ihm stehender deutscher Bischöfe durch kaiserlich gesinnte Männer ersetzte, außerdem aber den seit zwei Jahren in der benachbarten Diöcese geltenden und segensreich wirkenden Gottesfrieden auch für das Mainzer Erzbistum verkündete. Heinrich IV. lenkte damit in eine Bahn ein, auf der ihm glückliche Erfolge und dem Reiche die endliche Befreiung von schwerster Heimsuchung beschieden sein sollten, und stellte sich mit überaus richtigem Gefühl, zu eigenem und zu seines Volks Gewinn, an die Spitze einer Bewegung, die aus der Tiefe wahrhaft christlichen kirchlichen Lebens quellend, fast die ganze deutsche Kirche und mit ihr die überwältigende Mehrheit des von der Leidenschaft des Kampfes noch nicht ganz verblendeten deutschen Volkes ihm zu erneuter Gemeinschaft in Treue verband und seine Herrschaft auch auf ganz neuen, wahrhaft volkstümlichen Grundlagen aufzuführen und auszubauen verhieß.

Ein mächtiger Umschwung hatte sich mit dem Beginn der achtziger Jahre in dem Denken und Fühlen des deutschen Volkes vollzogen. Die maßvolle, versöhnliche, ritterliche Haltung Heinrichs gewann ihm in immer weiteren Kreisen Sympathien. Die Unversöhnlichkeit, die Gehässigkeit, die Perfidie seiner Gegner öffneten immer weiteren Kreisen die Augen über die eigentlichen Beweggründe und die wahren Ziele der gregorianischen Partei und der reichsfürstlichen Opposition. Man wurde dessen allmählich inne, daß von dieser Seite wirklich der Meineid als Treue gepriesen, die Treue als Frevel bestraft wurde, daß die Kirche, ihres herrlichen Berufes uneingedenk, statt Frieden zu predigen, Zwietracht und Kampf säte, daß eine heillose Verwirrung aller moralischen Begriffe hereingebrochen sei, die schließlich alle Ordnung aufzulösen und einen Zustand greulicher Verwilderung herbeizuführen drohte. Mit Sehnsucht gedachte man der Zeiten, da der dritte Heinrich, die imposante Verkörperung kirchlicher Strenge und bürgerlicher Zucht, durch die sieghafte Gewalt seines moralischen Idealismus die Streitenden einander zu vergeben genötigt und durch Beseitigung aller Fehde einen nie gekannten Zustand allgemeinen Friedens herbeigeführt hatte. Durch die höchste kirchliche Autorität entfesselt, ja geflissentlich genährt erfüllte das Reich in allen Teilen ein unerträglicher Zustand andauernden kleinen Krieges, dem mit der bürgerlichen Ordnung zugleich jede Art von bürgerlichem Wohlstand und wirtschaftlichem Gedeihen zum Opfer fiel. Mit dem gemeinen Manne zusammen, auf den Feind und Freund gleichmäßig drückten, litt darunter namentlich die Kirche, die mit ihrer Würde die äußeren Bedingungen ihrer Existenz dahinschwinden sah. Noch aber war die deutsche Kirche, wenn auch nicht mehr wie im ottonischen Zeitalter die vornehmste Stütze des deutschen Staates, doch zweifellos die eigentliche Trägerin

der deutschen Kultur: der Fortgang der seit drei Jahren herrschenden wüsten Kämpfe bedrohte diese mit dem Untergange, der dem wirtschaftlichen und sozialen Ruin notwendig folgen mußte. In dieser äußersten Bedrängnis raffte sich die deutsche Kirche zu mutvoller Selbsthilfe auf und rettete dadurch dem in seinem Gewissen beunruhigten Volk die Segnungen, die ihm dereinst namentlich von Rom gespendet, nun aber in einen schwer lastenden Fluch verkehrt worden waren. Sie knüpfte dabei an die um die Mitte des Jahrhunderts in Burgund gezeitigte Idee eines Gottesfriedens an, die unter dem Einflusse der Cluniacenser praktisch dahin gestaltet worden war, daß die in der Leidensgeschichte des Heilands vorkommenden Tage ein für allemal als besonders geweiht galten und deshalb durch Fehde nicht entheiligt werden durften, also allwöchentlich die Zeit von Donnerstag Abend bis Montag früh eines kirchlich gebotenen und durch kirchliche Censuren geschützten Friedens genoß. Eine naheliegende Weiterbildung dieses Gedankens war es, daß gewisse Stände und Berufsarten, deren dem allgemeinen Wohl dienende Thätigkeit des Friedens bedurfte, in ähnlicher Weise gegen Störung durch Fehde gesichert und unter besonderen kirchlichen Schutz gestellt wurden: ihn genossen die Ackerbauer für ihre Personen, ihr Vieh, ihre Geräte u. s. w. Anklängen an dieses Institut, das sich in Burgund bewährt hatte, begegnen wir in Deutschland vereinzelt bereits unter Heinrich II. und Heinrich III., dessen Gemahlin ja aus dem Lande des Gottesfriedens stammte. Dann that Bischof Heinrich von Lüttich (1076—91) den entscheidenden Schritt, indem er 1081 den Gottesfrieden für seine Diöcese verkündete. Heinrich IV. erklärte sich von Italien aus mit dieser Maßregel einverstanden, und ein durchgreifender Erfolg rechtfertigte sie aufs glänzendste. Der Lütticher Spreugel genoß hinfort eines fast ungestörten Friedens, der dem wirtschaftlichen Gedeihen und der bürgerlichen Wohlfahrt seiner Einsassen reichlich zu gute kam, so daß man an der Schöpfung Bischof Heinrichs auch in der Folgezeit noch dankbar festhielt. Der Lütticher Gottesfriede von 1081 ist bis in das 14. Jahrhundert von Zeit zu Zeit immer wieder von neuem verkündet worden. Der Erfolg lud zur Nachahmung ein: bereits 1083 verkündete Erzbischof Sigiwin von Köln (1079—89) den Gottesfrieden auch für seine Kirchenprovinz, indem er — eine eigentümliche und bedeutende Wendung, die Wert und Wirksamkeit des Instituts beträchtlich steigerte — die sonst in den Händen der Kirche liegende Obhut darüber dem gesamten Volke befahl, dieses also an der strengen Durchführung des Friedensgebotes zu eigenem Gewinn unmittelbar interessierte.

Diese Bewegung fand Kaiser Heinrich im Gange, als er 1084 aus Italien heimkehrte. Mit aller Entschiedenheit trat er alsbald auf ihre Seite und begründete dadurch in glücklichster Weise zwischen Kirche und Staat, Bistum und Königtum, welche die revolutionäre Umgestaltung der Kirche durch Gregor VII. aus ihrer alten Verbindung gerissen hatte, eine neue, in der gemeinsamen Pflege der nationalen Wohlfahrt beruhende Gemeinschaft, die im Gegensatz zu dem hierarchischen Papsttum beide auch dem Herzen des auf-



Zur Kultur des 12. bis 13. Jahrh.: Miniature in einer Psalter-Handschrift aus dem 13. Jahrh.: Krieger, Gelehrter, Kaufmann und Ackerbauer. (Nach Lacroix.)

atmenden Volkes wiederum nahe rückte. Sein König und seine Bischöfe wurden für das deutsche Volk die Verteidiger seiner wirtschaftlichen Wohlfahrt, seines sittlichen Gedeihens und seiner fortschreitenden geistigen Kultur, deren Gegner es in der reichsfürstlichen Opposition und den Gregorianern hassen lernte. Eine ganz neue Parteischeidung vollzog sich, die Heinrich und seiner Sache eine Fülle der besten popularen Kräfte zur Verfügung stellte und die Bürgschaft des schließlichen Sieges in sich zu tragen schien. Denn bereits auf jener Mainzer Synode vom Mai 1085 wurde der Gottesfriede Sigiwins von Köln auch auf die Mainzer Diöcese ausgedehnt, an deren Spitze nach des unruhigen und machtbegierigen Siegfried Tode (18. Februar 1084) seit Jahresfrist der friedfertige Erzbischof Wezel (1084 bis 1088) stand.

In welchem Lichte mußte gegenüber diesem selbstlosen Friedensbemühen des gebannten Kaisers in Deutschland die Katastrophe erscheinen, die Gregor VII. durch seine normännischen Verbündeten über Rom gebracht hatte. Auch dem blödesten Auge mußte angesichts solcher Vorgänge klar werden, auf welcher Seite die höhere sittliche Berechtigung, die größere Menschlichkeit war. Selbst in den Reihen der Gregorianer erzeugte, allmählich durchdringend, diese Erkenntnis Unruhe und Mißbehagen, den Wunsch einzulenken und die Übertreibungen des Systems durch Gregor abzustellen. Gerade die wahrhaft kirchlichen Männer hatten daran längst Anstoß genommen, und selbst Petrus Damiani hatte vor dem verhängnisvollen Ehrgeiz dieses Mannes gewarnt, der für die Kirche nur verderblich werden könnte. Ein Sieg dieser gemäßigten Richtung war es auch, daß von den drei Kandidaten, die Gregor sterbend für die Tiara empfohlen hatte, keiner den Beifall der Kardinäle fand, sondern der zwar gregorianisch denkende, aber milde und versöhnliche Abt Desiderius von Monte Casino als Viktor III. gewählt wurde. Vergeblich suchte er sich der schweren Bürde, die man ihm auflegen wollte, selbst durch die Flucht zu entziehen: er wurde gezwungen, sich unter sie zu beugen, und ist schnell zu Grunde gegangen an dem unausgleichbaren Gegensatz zwischen seinem Wunsche nach Frieden und Versöhnung und der unbarmherzigen Logik der Thatsachen, die ihn in den Bahnen seines Vorgängers weiterzuwandeln nötigte. Die Zeit der Vermittelung war eben noch nicht gekommen, und als Viktor III. 1087 starb, kam mit dem Kardinalbischof Otto von Ostia, einem der drei von Gregor empfohlenen Kandidaten, wiederum die extreme Partei an das Ruder. Denn nur in den Mitteln, die er anwandte, unterschied sich Urban II. (1088—99) von Gregor, seine Ziele waren dieselben: statt in offener Gewalt, suchte er sie auf Umwegen, durch Ränke aller Art, Hinterlist und Verrat zu erreichen. Eine ähnliche Verbindung zwischen den deutschen und den italienischen Gegnern der Salier herzustellen, wie sie zur Zeit Heinrichs III. durch die Ehe Gotfrieds von Lothringen mit Beatrix von Tuscien zum größten Vorteil für die römische Kurie bestanden hatte, vermittelte er die Heirat des jugendlichen Welfs IV., des Sohnes des Bayernherzogs Welfs III., mit der ihm an Jahren

weit überlegenen Markgräfin Mathilde, der getreuen Dienerin und starken Beschützerin des hierarchischen Papsttums. Deshalb zog der Kaiser 1091 wiederum nach Italien: aber die nach langen Monaten gelungene Eroberung Mantuas wurde 1092 durch eine Niederlage wett gemacht, die er bei Canossa erlitt. Aber während er mit den lombardischen Städten zu neuem Angriff gegen die Markgräfin rüstete, traf ihn diese in Gemeinschaft mit Urbans II. im Dunkeln arbeitenden Aussendlingen mit einem Schlage, der ihn zu Boden zu werfen drohte. Durch sie verführt, erhob sich Ostern 1093 König Konrad im Aufruhr gegen den Vater und wurde von der päpstlichen Partei mit Jubel als Führer zum ferneren Kampf gegen den Gebannten begrüßt. Man begreift, daß der Kaiser bei dieser Kunde verzweifelnd Hand an sich selbst legen wollte. Und doch hatte sich die Niedertracht seiner Feinde noch nicht erschöpft: wie erst den Sohn, so machte man nun Heinrichs zweite Gemahlin, der edlen Bertha von Susa unwürdige Nachfolgerin, eine russische Fürstin, Adelheid oder Praxedis, an deren ehelicher Treue der Kaiser zu zweifeln Grund hatte und auf der der Verdacht der Buhlschaft mit dem Stiefsohne lastete, durch allerhand teils verlockende, teils ihr Gewissen beängstigende Einflüsterungen zum Werkzeug gegen Heinrich, indem man durch diesen wahrlich nicht glaubwürdigen Mund unter der beglaubigenden Autorität der Kirche die widerwärtigsten Anklagen in Bezug auf sonst schamvoll mit Dunkel gedeckte Vorgänge wider den Kaiser vorbringen ließ und dafür die Sünderin fast wie ein Gefäß der göttlichen Gnade feierte, die sich ihrer Verirrungen bediente, um den gottlosen König endlich zu Falle zu bringen.



Markgräfin Mathilde;
Bildnis in einer gleichzeit. Handschr. d. Vat. Bibl. zu Rom.
(Nach Lacroix.)

Aber selbst solche Mittel hatten nicht den gehofften Erfolg: vielmehr trat gerade in den folgenden Jahren eine für Heinrich günstige Wendung ein. Die Gottesfriedens-Bewegung im Reich nahm ihren Fortgang und gewann

all die Tausende und Abertausende, denen ihre Segnungen zu gute kamen, zu dankbaren Anhängern des Kaisers. Das aber waren vorzugsweise die niederen Klassen, bis hinab in die Schichten der Unfreien, für die nun bessere Zeiten aufzugehen anfingen. Dazu kam dann der Beginn der Kreuzzugsbewegung, welche, obgleich Deutschland verhältnismäßig weniger davon betroffen wurde, doch den Gemütern der bisher vorzugsweise dem Kampfe gegen Heinrich Lebenden vielfach eine andere Richtung gab, einen beträchtlichen Teil der unruhigen Elemente unter dem Zeichen des Kreuzes nach dem fernen Osten führte und dadurch Deutschland in wohlthätiger Weise entlastete. Selbst in den fürstlichen Kreisen vollzog sich ein Umschwung: der junge Welf löste die Ehe mit der tuscischen Markgräfin, Berthold von Zäringen gab seine Ansprüche auf Schwaben auf und machte mit Friedrich von Hohenstaufen Frieden, sogar Sachsen verzichtete auf weiteren Kampf und lebte thatsächlich mit dem Kaiser in ruhigem Verkehr. Ja, mehr noch, die Fürsten boten dem Kaiser die Hand, um den beispiellosen Angriff gebührend zurückzuweisen, den die Kurie durch die Verführung des Sohnes gegen ihn gemacht hatte, indem sie König Konrad absetzten und ihm jedes Nachfolgerecht absprachen. Konrad starb 1105. An seine Stelle aber neben dem Vater trat sein jüngerer Bruder Heinrich, der zu Beginn des Jahres 1099 zum König gewählt und gekrönt wurde. Die römische Kirche hatte, wie sie es verdiente, damals allen Einfluß in Deutschland verloren, das sie trotz ihrer gewaltthätigen störenden Einwirkung neu erblühen sehen mußte. Das Gedeihen auch von Handel und Wandel führte zu neuem wirtschaftlichen Aufschwung, in dem man die Jahre der Not und Trübsal schnell vergaß und dankbar darauf dachte die Segnungen des Friedens, die zunächst den Sprengeln von Lüttich, Mainz und Köln so zu gute gekommen waren, auch den anderen Teilen des Reiches zu erschließen. Die Ordnung der Dinge schien freilich verkehrt zu sein, wenn der gebannte Kaiser mit den aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßenen deutschen Bischöfen rastlos und erfolgreich bemüht war, dem Reiche einen seit Menschengedenken nicht gekannten Zustand des inneren Friedens zu sichern, der hoch und niedrig in gleicher Weise zu gute kam, das Oberhaupt der Kirche aber, das man bisher für berufen gehalten hatte, das Zerstreute zu sammeln, das Gebrochene wieder zu heilen und wie ein guter Hirte den Frieden zu erhalten, mit allen Mitteln dagegen anstürmte und den Bürgerkrieg von neuem zu entflammen trachtete. Denn des am 29. Juli 1099 verstorbenen Urbans II. Nachfolger Paschalis II. (1099—1118) blieb der Politik unversöhnlicher Feindschaft treu und wandte jedes Mittel an, das dem König irgend Abbruch zu thun verhieß. Mit dem Segen der Kirche versehen, erhob in Niederlothringen Graf Robert von Flandern eine grauenvolle Fehde gegen des Kaisers Anhänger, die er mit Mord und Brand heimsuchte. Heinrich aber hielt im Januar 1103 einen Reichstag zu Mainz: der für die Sprengel von Lüttich, Mainz und Köln verkündete Gottesfriede wurde dort für das gesamte Reich verkündet; mit Handschlag verpflichteten sich die Anwesenden, ihn die nächsten vier Jahre getreulich



Choransicht des Domes zu Mainz.

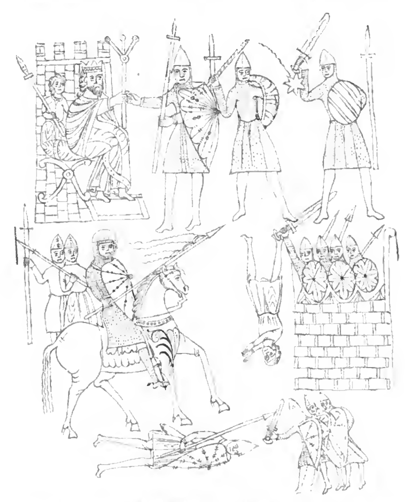
Älteste der heute in Deutschland noch erhaltenen „gewölbten Basiliken“; zuerst geweiht 1009, dann durch Feuer mehrfach zerstört; jetziger Bau 1081 begonnen, nach verschiedenen Unterbrechungen erst 1239 ganz vollendet. (Nach Lacroix.)

zu halten, und selbstverleugnend räumte der Kaiser das letzte Hindernis, das hier und da der Erfüllung dieses Gelöbnisses etwa entgegenstehen konnte, aus dem Wege, indem er, ähnlich wie einst sein Vater zu Konstanz und nach dem Ungarnsieg, allen, die gegen ihn gefehlt, vergab und die verwirkte Buße erließ. Und die päpstliche Antwort darauf? Am Gründonnerstag erneute Paschalis II. den Bann, indem er die alten, völlig unbegründeten Anklagen gegen Heinrich erhob.

Das Verhängnis aber des Kaisers und der um ihn als den Hort des Friedens gesammelten unteren und mittleren Schichten des deutschen Volkes, welche dankbar die Segnungen des Friedens genossen und unter ihrem Schutze mit wachsendem Gewinne ihrer bürgerlichen und bäuerlichen Erwerbsthätigkeit nachgingen, wurde der feindliche Gegensatz, der durch die politische und ständische Entwickelung der letzten zwei Menschenalter zwischen diesen Elementen und den allein der Führung der Waffen lebenden, gleichsam den Wehrstand bildenden Kreisen ausgebildet worden war. Die vielen Tausende von waffenfrohen Männern des deutschen Laienadels — auch die Ministerialen sind dazu zu rechnen —, die in dem öffentlichen Leben vermöge ihrer militärischen Leistungsfähigkeit eine Rolle spielen konnten, die nur im Krieg oder doch in der Fehde emporzukommen und Land und Leute zu gewinnen hoffen durften, seufzten unter dem Drucke des im Reich herrschenden Friedens, der ihnen, wie sie meinten, die ersten und vornehmsten Bedingungen standesgemäßen Daseins entzog. Der Verfasser des Lebens Kaiser Heinrichs IV. spricht es geradezu aus, daß diese Leute unter der neuen, von allen anderen dankbar begrüßten Ordnung der Dinge zu leiden hatten, da der Friede ihre Bedeutung minderte, ihre Existenzquellen verkürzte oder ganz abschnitt und sie der Verarmung entgegentrieb. Von prunkvollen Rüstungen, zahlreichen stattlichen Rossen, fast fürstlichem Leben war nicht mehr die Rede für sie, seit sie dem Kaufmann, der an ihrer Burg vorbeizog oder schiffte, nicht mehr eine Schatzung abpressen oder, zahlte er nicht, seine Waren wegnehmen und ihm in ihren Burgverließen ein hohes Lösegeld abnötigen konnten. Diese Elemente, die seit Konrad II. im Reiche eine leitende Stellung gewonnen hatten, aber durch die eiserne Hand seines Sohnes gebändigt worden waren, lehnten sich jetzt aus den allerniedrigsten Motiven des Eigennutzes gegen den Reichsfrieden auf und suchten auf die trügerischen Vorwände hin, welche ihnen die Kirche in schnöder Fälschung der Thatsachen an die Hand gab, in dem Kaiser den Hort des Friedens, das Hindernis der alten ritterlichen Fehdeherrlichkeit zu beseitigen. Die römische Kirche aber und die deutschen Fürsten entblödeten sich nicht zu solchem Unternehmen die Hand zu bieten, um nachher den Gewinn für sich allein zu behalten.

Der Mainzer Tag vom Januar 1103 mit seinem Reichsfriedensgebot bezeichnet den Höhepunkt Heinrichs IV. Ehemals verfolgten selbstsüchtigen Bestrebungen entsagend, frei von dem despotischen Zuge früherer Zeiten, der Vertreter des Friedens und der Versöhnung, hatte Heinrich damals das

Königtum, das in der sächsischen Periode auf dem Episkopate, in der salischen auf dem wehrhaften Laienadel beruht hatte, auf die breite Grundlage über-



Kriegerische Rüstung im 12. Jahrhundert.

Federzeichnung in einem Psalterium des 12. Jahrhunderts; Berlin, königl. Kupferstichkabinet.
Die Illustration behandelt die Geschichte von David und Urias. Unten ist der Tod des Urias dargestellt; darüber David, wie er aus der Hand eines Kriegers den Botenstab mit der Nachricht hiervon erhält.

tragen, welche die große Masse der zur Freiheit aufstrebenden Bürger in den erblühenden Städten und der zum Bewußtsein ihrer Kraft erweckten Bauern

darboten: sein Königtum war ein im besten Sinne des Wortes volkstümliches geworden. Den Bürger aber wollten die Bischöfe in der herkömmlichen Dienstbarkeit erhalten; an der Niederhaltung der Bauern hatten sie gemeinsam mit der Klostergeistlichkeit und dem Laienadel ein mehr als bloß finanzielles Interesse. Die im Bunde mit der Hierarchie einst siegreiche aristokratische Revolution sah alle ihre Errungenschaften gefährdet durch die großen sozialen und wirtschaftlichen Reformen, die Heinrichs letzte Erfolge eingeleitet hatten und eben zu vollenden verhießen: eine Reihe von Jahren getrennt, erhalten sie nun wieder ein gemeinsames Interesse. So erneut sich der durch Heinrich schon einmal glücklich gesprengte Bund zwischen dem Laienadel und den kirchlichen Gegnern des Königtums: er führte die Katastrophe herbei.

Die römische Kurie hatte bereits den Führer für den Entscheidungskampf gewonnen. Wie einst der ältere Bruder, so war auch König Heinrich dem Vater abwendig gemacht. Wie sich der Jüngling, der damals so unerhörtes unternahm, in der Folge gezeigt hat, war es sicher nur scheinheiliges Phrasenwerk, wenn er angab, durch den auf dem Vater lastenden Bann in seinem Gewissen beunruhigt zu sein und nur des Vaters Versöhnung mit der Kirche zu erstreben. Er wollte wirklich König sein, mit voller Gewalt an die Stelle des Vaters treten, um späterhin die alte Königs- und Kaisermacht zurückzugewinnen und zu herrschen, wie der Vater in jungen Jahren zu herrschen versucht hatte. So betrog er den Vater und zugleich die Kirche, die seinen Verrat als die Erfüllung einer heiligen Pflicht zum voraus rechtfertigte. Wie die That im einzelnen vorbereitet wurde, wie die Mitwisser sich verständigten, welche Verabredungen getroffen waren — all das entzieht sich unserer Kenntnis. Wie Heinrich IV. selbst, so tritt auch uns mit überwältigender Plötzlichkeit die vollendete Thatsache entgegen.

In Sachsen hatte sich die päpstliche Partei von neuem erhoben und den von Heinrich IV. ernannten neuen Erzbischof von Magdeburg, Hertwig, bisher Propst von Hersfeld, in ihre Gewalt gebracht. Ihn zu befreien, eilte der Kaiser Ende 1104 dorthin, mit ihm König Heinrich. Da entfernte sich dieser zu Fritzlar plötzlich von dem Vater: sein Gewissen verbiete ihm jede fernere Gemeinschaft mit dem Gebannten, erklärte er, trat aber thatsächlich an die Spitze der nun überall wieder aufstehenden kirchlichen und fürstlichen Gegner desselben. Namentlich der kriegslustige Adel Schwabens und Bayerns, der den Reichsfrieden los werden wollte, strömte ihm zu, während zum Kaiser außer seinen rheinischen und fränkischen Lehnsleuten und Ministerialen böhmische und österreichische Krieger eilten. Schon standen Vater und Sohn einander kampfbereit gegenüber: da sagte sich von ersterem sein Heer los, verführt durch des Sohnes Einflüsterungen und die Mahnungen der Kirche, die den Verrat, vor dem man Heinrich IV. heimlich warnen ließ, selbst erst gesäet hatte. Wieder suchte der Kaiser bei den treuen rheinischen Städten Zuflucht, erst in Mainz, dann in Köln, und hatte bald mit ihrer Hilfe ein neues Heer zusammengebracht: an der Mosel drohte zum zweitenmal die Feldschlacht zwischen

Vater und Sohn. Letzterer scheute davor zurück: des Vaters täglich wachsender Anhang bestimmte ihn zu trügerischen Friedensanträgen. In Koblenz trafen beide zusammen: durch des Sohnes gleißende Reden bethört, übertrug der Kaiser diesem seine Versöhnung mit der Kirche. Zu weiteren Verhandlungen zogen beide rheinaufwärts auf Mainz. In Bingen rastete man: da warf der König die Maske ab, ließ den Vater als Gefangenen das Nahethal hinauf führen und in dem festen Böckelheim bei Kreuznach in unwürdiger Haft halten. Indem man ihn quälte und ängstigte und selbst des erbetenen kirchlichen Zuspruchs nicht teilhaftig werden ließ, brachte man den Kaiser dahin, daß er sich zur Abdankung bereit erklärte und dem Sohne, der mit seinem Anhang Weihnachten 1105 in Mainz Hof hielt, die Reichskleinodien überlieferte. Dann wurde er nach der Pfalz zu Ingelheim geführt, wo der Schlußakt stattfinden sollte. Um den Kaiser, dem man nicht traute und dessen so oft bewährte Spannkraft man fürchtete, für alle Zukunft gleichsam unmöglich zu machen, nötigte man ihn dort ähnlich, wie es einst Ludwig dem Frommen durch seine Söhne und die Kirche geschehen war, zu einer Art von moralischem Selbstmord, indem man die Lösung vom Bann abhängig machte von der Verlesung eines von seinen geistlichen Todfeinden aufgesetzten Sündenbekenntnisses, das ihn als einen Abschaum der Menschheit darstellte und die nichtswürdigsten Verleumdungen als thatsächlich erwiesen bescheinigte. In die Gemeinschaft der Kirche aber wurde er nachher doch nicht aufgenommen; auch blieb er in enger Haft: erst nach dem förmlichen Verzicht auf die Krone sollte er frei werden, während in dem nahen Mainz der unnatürliche Sohn bereits die Huldigung empfing. Und als der Kaiser auch dieses Verlangen erfüllte, änderte sich seine Lage dennoch in nichts.

Da erstand ihm unerwartet thatkräftige Hilfe. In dem alten Kaiser liebte und ehrte nicht bloß der deutsche Bürger und Bauer, sondern auch der beste Teil des deutschen Klerus und mancher deutsche Fürst den Schöpfer und Hüter eines beglückenden Friedens, der mit seinem Sturze wiederum dem wüsten Treiben des kriegerischen Laienadels Platz machen sollte. Der gesunde Sinn und das warme Herz des gemeinen Mannes bäumten sich entrüstet auf angesichts des unerhörten Gewebes von Lüge und Gewalt, Eidbruch und gleißnerischer Scheinheiligkeit, durch das der Sohn den Vater seinem verbrecherischen Ehrgeiz zum Opfer brachte. Solche Schmach nicht geduldig geschehen zu lassen, griff man zu den Waffen. Namentlich in den niederrheinischen Landen erhob sich die kaiserliche Partei einmütig, obenan Bischof Otbert von Lüttich und Herzog Heinrich von Lothringen, ja selbst der so übel berufene einstige Parteigänger der Kirche, der wilde Graf Robert von Flandern, schlug sich jetzt auf die Seite des Rechtes. Da erschien der Kaiser, der Haft entflohen, in Köln, wallfahrtete von da, um seine thatsächliche Zugehörigkeit zur Kirche zu erweisen, nach Aachen und ging dann nach Lüttich, wohin seine Anhänger immer zahlreicher gewaffnet zusammenströmten, während ihnen von England und Dänemark Hilfe in Aussicht gestellt



wurde. Alsbald zog, ohne Rücksicht auf die österliche Festzeit, König Heinrich von Köln mit Heeresmacht heran, erlitt aber an der Maasbrücke bei Visé eine Schlappe, die ihn zum Rückzug auf Köln nötigte. Auch dort gewannen nun die Kaiserlichen die Oberhand, und der rebellische Sohn mußte weiter nach Bonn und dann nach Mainz zurückgehn. Ein vollkommener Umschlag schien bevorzustehen: selbst die römische Kurie lieh des Kaisers Vergleichsvorschlägen plötzlich ein willigeres Ohr. Da machte Heinrichs IV. Tod, der am 7. August 1106 in Lüttich eintrat, alle Hoffnungen wieder zu nichte.

Nicht bloß für jenen Augenblick, für die Zukunft Deutschlands fiel damit eine verhängnisvolle Entscheidung. Eben im Begriff, den von dem Kaiser zu neuer Erhebung geleiteten popularen Kräften der deutschen Nation zu erliegen und damit all den unrechtmäßigen Gewinn früherer Jahre wieder verloren gehen zu sehen, sah sich die hierarchische und reichsfürstliche Opposition mit dem ihnen verbündeten kriegerischen Laienadel ohne ihr Zuthun mit einemmale im Besitz eines endgültigen Sieges, der das Schicksal Deutschlands für die Zukunft in ihre Hand legte. Mit der volkstümlichen Entwickelung, die nach jähen Wechselfällen und gewaltsamen Erschütterungen schließlich siegreich zum Durchbruch gekommen, war es vorbei: eine rücksichtslose Reaktion griff Platz, die zunächst durch die gründliche Zerstörung der Schöpfungen der letzten zehn oder zwölf Jahre ihrer bloß ständischen Sonderinteressen dienenden Herrschaft Dauer zu verleihen trachtete. Das deutsche Bürgertum und die deutschen Bauern, die Schützlinge und Bundesgenossen Heinrichs IV., hatten den Haß der Sieger gegen den ihnen entgangenen Kaiser schwer zu empfinden, die mit allen Mitteln darauf ausgingen, ihnen ein Wiederaufkommen zu ähnlicher Bedeutung unmöglich zu machen.

Und das ist es, was auch das Urteil der Nachwelt über Heinrich IV. nicht aus dem Auge lassen soll. In der Überlieferung kommen fast ausschließlich des Kaisers Todfeinde zum Worte, und ganz vereinzelt klingt zu uns die rührende Totenklage herüber, die sein unbekannter Biograph in schlichten, aus der Tiefe eines dankbaren Herzens quellenden Worten dem geliebten Kaiser nachgesandt hat, wenn er den so plötzlich Dahingegangenen als seine Hoffnung und seinen einzigen Trost bezeichnet, ihn preist als den Ruhm Roms, die Zierde des Reiches und die Leuchte der Welt: niemals würde ihm das Leben wieder freundlich lächeln, kein Tag und keine Stunde ohne Thränen sein, denn niemals werde er des Heißgeliebten ohne Weinen Erwähnung thun können; nicht einen ihn allein betreffenden Schmerz bejammere er, ein öffentliches Unglück habe er zu beklagen, da mit Heinrich Gerechtigkeit und Friede die Welt verlassen und Lug und Trug die Stelle der Treue eingenommen hätten; die Münster hätten ihren Beschützer, die Klöster ihren Vater verloren. Dann rühmt er, was Heinrich auf diesem Gebiete großes geleistet, und gedenkt namentlich der Herstellung des trümmerhaften Mainzer und des prachtvollen Baues des Speierer Domes. Besonders sollen die Armen trauern, denn ihnen ist der Tröster gestorben, der sie speiste, wusch und ihre Blöße deckte,



Dom zu Speier; Inneres. (Nach Gailhabaud.)
Von Kaiser Konrad II. gegründet, der 1039 hier beigesetzt wurde; unter Heinrich IV. vollendet.

deren er sich namentlich in Zeiten des Mangels mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit annahm. Er täuscht sich nicht darüber, daß den Verstorbenen so rückhaltlos rühmen ihm selber Gefahr bringen kann; denn die Friedensstörer, die Heinrich Ruhe zu halten gezwungen, triumphieren jetzt; aber sein Schmerz sei zu mächtig, und er müsse den im Tode beweinen, der lebend seine Wonne gewesen. Das klingt übertrieben, wenn man das Bild dagegen hält, das die siegreichen Gegner von dem Kaiser zu entwerfen pflegen, findet aber doch wieder eine Bestätigung in der Schilderung tiefsten, fast leidenschaftlich ausbrechenden Schmerzes, mit dem von allen Seiten zusammenströmend, das Volk die Leiche des Kaisers zu Lüttich jammernd umdrängte und seine irdischen Reste fast wie die eines Heiligen ehrte. Die Wut der Gegner wurde dadurch freilich erst recht gereizt: Erzbischof Heinrich von Magdeburg (1102 bis 1107) interdizierte den Lütticher Dom, wo Bischof Otbert dem verehrten Herrn die letzte Ruhe hatte bereiten lassen. Auf einer Insel in der Maas nahm eine ungeweihte Kapelle den wieder ausgegrabenen Sarg vorläufig auf. Da gebot König Heinrich ihn nach Speier zu bringen; aber unbeirrt durch den Zorn des Königs, der den Vater doch wenigstens nicht über das Grab hinaus bekämpfen wollte, hinderte Bischof Gebhard von Speier (1105 bis 1107) auch dort die Beisetzung durch das Interdikt. Jahrelang blieb die Leiche in einer noch nicht geweihten Seitenkapelle stehen, und erst als sein Todestag zum fünftenmale wiederkehrte, wurde sie am 7. August 1111 durch den Sohn, der inzwischen zum Rächer des Vaters an der Kirche geworden war, mit allen kaiserlichen Ehren in der Gruft beigesetzt, die dem salischen Hause in der Krypta des Speierer Doms bereitet war.

Viel und leidenschaftlich gehaßt ist Heinrich IV., doch auch viel und innig geliebt und aufrichtig verehrt worden. Seine Anfänge mit seinem Ausgang verglichen lassen da einen vollkommenen Wandel erkennen. Ein Tugendheld ist Heinrich niemals gewesen: er bot den Gegnern Blößen genug, wo die Verleumdung einsetzen konnte, um an sich wahres maßlos zu übertreiben und ihm um kleiner Schwächen willen die greulichsten Laster anzudichten. Aber über die Gebrechen, die ihm anhafteten, wird man doch milder urteilen, wenn man die außerordentlich ungünstigen Verhältnisse erwägt, unter denen er aufwuchs und zum Herrscher reifte und die förmlich darauf angelegt waren, auch die besten Anlagen zu verderben und den reinsten Sinn auf üble Abwege zu leiten. Auch vergesse man nicht seine Gegner: ein Rudolf von Rheinfelden, ein Otto von Nordheim u. a. m. standen moralisch doch wahrlich nicht höher als der junge König. Und mit welchen Waffen haben sie ihn bekämpft! Jedes Mittel, auch das niederträchtigste, galt für erlaubt, für löblich, wenn es nur ihm Abbruch that, ihn nur zu Fall zu bringen verhieß. Man darf doch den König nicht oder wenigstens nicht allein verantwortlich machen für die sittlich zweifellos verwerflichen Gewaltthaten, mit denen er sich solcher Gegner zu erwehren suchte, die in seiner Bekämpfung nicht bloß von jedem Sittengesetz entbunden zu sein glaubten, sondern von der höchsten kirchlichen

Autorität selbst davon für gelöst erklärt und für Verrat und Treubruch, für Lüge und Meineid eines besonderen kirchlichen Lohnes versichert wurden. Nicht Heinrich hat die heillose Verwirrung aller sittlichen und Rechtsbegriffe verschuldet, die jene Zeit kennzeichnete, sondern die Kirche hat das durch den Mund Gegors VII., Urbans II. und Paschalis II. gethan.

Zum mindesten aber wird man Heinrich IV. den Ruhm nicht versagen können, daß er mit den größeren Zwecken, die sein Leben im Fortgang wechselvoller Kämpfe erfüllten, selbst gewachsen und auch innerlich geklärt und geläutert ist. Als Despot begann er, um als Schirmherr der Freiheit eines dankbaren Volkes zu enden. Der gehaßte Vergewaltiger der Sachsen wurde der Hüter eines von Klerus und Laien gleich freudig begrüßten segensreichen Friedens: in dem als Verfolger der Kirche gebrandmarkten Kaiser beklagte man den unermüdlichen Gönner der Kirchen, der Klöster und der Armen. So selbstsüchtig Heinrichs Politik während der ersten Hälfte seiner Regierung gewesen, so selbstlos und gemeinnützig war sie in der zweiten. Erst die bestehende Ordnung tyrannisch zu durchbrechen bestrebt, ist er nachmals ihr unermüdlicher Verteidiger und der maßvolle, sorgsame Förderer ihrer friedlichen Weiterbildung zu gunsten der bisher gedrückten niederen Stände gewesen und hat sich der rücksichtslos eigennützigen hierarchischen und aristokratischen Revolution entgegengeworfen als Verteidiger der durch ihn zuerst begriffenen und geltend gemachten Rechte des Bürgers und Bauern. Und wenn man, um gerecht zu sein, zugeben muß, daß im Beginne des verhängnisvollen Streites mit dem römischen Papsttum wenigstens in der Form das Recht nicht auf Heinrichs Seite war, daß er gerade da durch überstürzte Heftigkeit gefehlt hat, so hat er doch einmal die dafür verwirkte Buße in einer Weise ohne jede schwächliche Selbstschonung auf sich genommen, die ihm als Menschen zur Ehre gereichte, wenn sie sich auch hinterher durch die Perfidie der Feinde als ein politischer Fehler erwies, dann aber im Fortgang des Kampfes durch Versöhnlichkeit, Milde und Mäßigung alles gethan, was irgend zum Frieden führen konnte. Nicht ihn trifft die Verantwortung dafür, daß alles vergeblich blieb und die Glut der Leidenschaft und die Wildheit des Hasses ins Unermeßliche wuchsen.

Ebenso verhielt es sich auch mit dem Gegenstand des Kampfes. Das Investiturrecht in dem Sinne, in dem er es bisher geübt hatte, aufrecht erhalten zu wollen, war ein unbilliges Verlangen, das der durch seinen Vater wieder zum Bewußtsein ihrer Würde gebrachten Kirche zu nahe trat. Auch hätte der Ausgleich, den Gregor VII. damals vorgeschlagen zu haben scheint, die widerstreitenden, aber doch nicht trennbaren Interessen von Kirche und Staat wohl miteinander versöhnen können; aber mit den unverhofft großen Erfolgen, die ihm bei der Zerfahrenheit des Reiches zu teil wurden, steigerten sich auch die Ansprüche Gregors VII. und wuchsen schließlich zu einem Maße an, das anzuerkennen einfach der Selbstaufgabe des Königtums, der Auflösung des Reiches gleichgekommen wäre. Auch hier handelte es sich daher für

Heinrich in der Folge um weit höhere Ziele, um einen weit kostbareren Preis als im Beginn des Investiturstreites. Und daß er hier nicht wich, daß er hier seine eigene, seines Volkes, seines Reiches Existenz mutig eingesetzt hat, ist ein Verdienst, das ihm niemals vergessen werden soll. Daß Deutschland nicht ein Lehen des heiligen Petrus wurde und nicht zur Domäne der römischen Kurie herabsank, sondern seine Unabhängigkeit und sein Selbstbestimmungsrecht als nationaler Staat wahrte und damit die Möglichkeit zu neuem Erblühen, neuer Macht, neuer Weltherrschaft gewann, das ist Heinrichs IV. Verdienst: persönlich untergehend hat er doch der in ihm verkörperten Sache die Zukunft gerettet.

Drittes Kapitel.

Ausgang und Nachspiel des Investiturstreites unter Heinrich V., Lothar und Konrad III.

1106—1152.

Die Thronrevolution vom Jahre 1105 bereitete in ihrem Fortgang allen Parteien eine Enttäuschung, die herbste den kirchlichen Eiferern, die nun am Ziele und durch Heinrich V. Herren der Situation zu sein glaubten. Stellte sich doch bald heraus, daß aller Vorteil auf der Seite des Königtums war und daß nicht der Papst, sondern Heinrich V. die Entscheidung über die Zukunft von Kirche und Staat in der Hand hielt. Denn nicht wegen seiner kirchlichen Politik, nicht weil er im Investiturrecht den deutschen Staat der Hierarchie auszuliefern sich weigerte, hatte sich Heinrich der Jüngere gegen den kaiserlichen Vater empört, sondern nur um in den Vollbesitz der Macht zu gelangen, nach der er um so mehr brannte, als er von ihr den rücksichtslosesten Gebrauch zu machen entschlossen war. Seinen Rückhalt dabei bildeten der dem Frieden grollende Laienadel und das weltliche und geistliche Reichsfürstentum, die eine strenge Durchführung des Investiturverbotes mit sicherem Ruin bedrohte. Den Erwartungen der Kirche, die sein Unternehmen mit ihrer Autorität gedeckt hatte, zu entsprechen, hätte für Heinrich nichts anderes geheißen als die Elemente von sich stoßen, in denen seine Kraft beruhte. Allerdings waren auch die Vorkämpfer der extremen kirchlichen Richtung ihm zunächst noch unentbehrlich, und deshalb mußte er den Schein annehmen, als ob er ihnen zum Lohn für die gewährte Hilfe Zugeständnisse machen würde, die er in Wahrheit weder machen wollte noch machen konnte. Ihrerseits aber war diese Partei durch die gemeinsame Schuld noch an ihn gefesselt. Aber auch den bis zuletzt ausharrenden Anhängern Heinrichs IV. blieb nun nichts weiter übrig, als sich der vollendeten Thatsache zu fügen und dem Sohne die Treue zu halten, die sie dem Vater gelobt hatten. Soweit also ihre Interessen auseinandergingen und so ungemildert die alten Gegensätze zwischen ihnen fortdauerten, für den Augenblick waren alle Parteien um ihres eigenen Vorteils willen darauf angewiesen, zu Heinrich V. zu halten. Darin beruhte die eigentümliche Stärke der Stellung, in welche dieser aus harter Bedrängnis durch des Vaters Tod versetzt war. Die wenigen Parteigänger des alten

Kaisers, die sich ihm zu entziehen versuchten, wurden mit leichter Mühe zum Gehorsam gebracht; auch das reiche Köln unterwarf sich, wenn auch die Bürgerschaft in ihrer feindseligen Gesinnung verharrte.

Alsbald begannen die Unterhandlungen mit der Kurie. Heinrich sandte dazu den ihm besonders nahestehenden Erzbischof Bruno von Trier (1102 bis 24) nach Italien, wo Paschalis II. im Herbst 1106 unter dem Schutze der tuscischen Markgräfin zu Guastalla ein Konzil versammelt hatte. Indem er erklärte, er wolle die Kirche ehren wie seine Mutter, den Papst wie seinen Vater, — nach dem Geschehenen wahrlich ein bedenkliches Bild! — lud Heinrich Paschalis ein, zur Begleichung des Streites selbst nach Deutschland zu kommen. Auch sagte dieser für den November bereits sein Erscheinen in Deutschland zu. Man darf wohl zweifeln, ob das ernst gemeint war. Denn wenn Paschalis auch in Guastalla eine Anzahl schismatischer Bischöfe in ihrer Würde bestätigte, also versöhnlich auftrat, so erneute er doch zugleich das Verbot der Laieninvestitur in seiner strengsten Fassung. Daß Heinrich I. von England und König Kalmany von Ungarn unlängst auf die Investitur der Bischöfe ausdrücklich verzichtet hatten, steigerte offenbar die Zuversicht der hierarchischen Partei, die freilich übersah, daß ein solcher Schritt für das deutsche Reich eine ganz andere Bedeutung und viel weiter tragende Folgen haben mußte, als für jene beiden Staaten, wo ein geistliches Fürstentum nicht vorhanden war. Die Kurie hat sich denn auch bald davon überzeugt, daß von Heinrich nach dieser Seite nichts zu erwarten war: alsbald stand ihr Bündnis mit ihm in Frage und drohte die Erneuerung des mit dem Vater geführten Kampfes. Deshalb wandte sich Paschalis II. statt nach Deutschland nach Frankreich, wo er vor jeder Gewaltthat des Königs sicher war. Auf einem Konzil in Troyes sollte weiter verhandelt werden. Vorher traf der Papst in Chalons an der Marne mit des Königs Bevollmächtigten, dem Trierer Erzbischof und Herzog Welf von Bayern, zusammen, bekam aber nach vergeblichen Verhandlungen nur die Drohung zu hören, daß Heinrich die Sache in Rom selbst zum Austrag bringen würde, da einer französischen Synode doch eine Entscheidung über Angelegenheiten der deutschen Kirche nicht zustehe. Als zu Troyes das Investiturverbot dennoch erneut wurde, war man genau auf dem Punkte wieder angelangt, auf dem sich beide Teile zur Zeit Heinrichs IV. befunden hatten.

Zunächst aber konnte Heinrich V. die Drohung seiner Gesandten doch nicht ausführen, weil er vier Jahre lang im Norden der Alpen festgehalten wurde: 1107 hatte er einen Aufstand in Flandern zu bekämpfen, 1108 mußte er gegen die Ungarn zu Felde ziehen, 1109 in Schlesien gegen die Polen und 1110 gegen die Böhmen fechten. Ein großer Vorteil war es unter diesen Umständen für ihn, daß Sachsen durch das Erlöschen des Billingschen Hauses erledigt wurde und in Lothar von Supplinburg einen ihm anhängenden Herzog erhalten konnte. Während durch die Fluchtreise Paschalis' II. Frankreich zur Schutzmacht des hierarchischen Papsttums erhoben war, suchte Heinrich

Anlehnung bei dem aufstrebenden England, indem er sich mit Heinrichs I. Tochter, der achtjährigen Mathilde, verlobte. Erst im Herbst 1110 konnte er den Zug nach dem Süden antreten. Wetteifernd drängten sich alle zur Teilnahme: denn für die vielen Tausende waffentüchtiger und kampflustiger Männer, die durch Heinrichs IV. und der Bischöfe Friedensbemühungen gleichsam aus ihrem Element verdrängt waren und infolge der wüsten Parteiungen der letzten Jahre widereinander gestritten hatten, bot sich nun die ersehnte Gelegenheit, zu ihrem Berufe zurückzukehren im Dienste einer ihnen allen gemeinsamen Sache und im Bestreben nach einem ihnen allen gleichmäßig Gewinn verheißenden Sieg. So kam es, daß Heinrich V. Italien mit einer Armee betrat, wie sie keiner seiner Vorgänger dorthin hatte führen können, während man es in Deutschland als einen Segen empfand, der unruhigen und gefährlichen kriegerischen Massen entledigt zu werden, die der ein Menschenalter fast ununterbrochene Bürgerkrieg groß gezogen hatte.

Eigentlich war der Sieg schon in seiner Hand, als Heinrich V. vom Großen St. Bernhard her mit 30000 Mann Oberitalien betrat; über den Brenner kam ein böhmisches Hilfsheer unter Herzog Bretislaw. Gegen solche Macht war jeder Widerstand vergeblich. Nachdem das aufständische Novara hart bestraft war, beugte sich alles in willigem Gehorsam: Pavia, Mailand und Piacenza eilten Heinrichs Gunst zu gewinnen. Auf die Roncalischen Felder bei Piacenza entbot der König die sämtlichen Reichsvasallen mit ihren Lehnsleuten und Ministerialen zur Heerschau: selbst Mathilde von Tuscien leistete ihm dort die Huldigung, wurde aber billigerweise von der Teilnahme an dem Zuge nach Rom frei gelassen. Niemand gab es mehr, der das hilflose Papsttum vor dem harten Zwange schützen konnte oder wollte, unter den Heinrich es jetzt zu bringen entschlossen war. Darüber hat auch Paschalis II., der seit 1107 nach Rom zurückgekehrt war, sich nicht getäuscht, und aus dem verzweifelten Gefühl, auf Gnade und Ungnade in des gewaltigen Herrschers Hand gegeben zu sein, entsprang die überraschende Wendung seiner Politik, die sich mit allen bestehenden Verhältnissen in unausgleichbaren Widerspruch setzte und dadurch ihre Niederlage nur schlimmer und in den Augen der eigenen Genossen demütigender machte.

Daß Heinrich V. das uneingeschränkte Investiturrecht fordern würde, stand zum voraus fest, ebenso daß man es ihm vorzuenthalten völlig unvermögend war. Jeder Widerstand, von vornherein aussichtslos, konnte die ohnehin schon verzweifelte Lage der Kurie nur noch trostloser machen. Die Vertreter der extremen Richtung, die nach dem Vorbild Gregors VII. und Urbans II. auf der Forderung einer vorbehaltlosen Aufgabe des Investiturrechtes durch den König auch jetzt noch bestehen zu können meinten, hätten nur durch ein zweckloses Martyrium ihre Überzeugungstreue bethätigen können. Anderseits war ihnen ein Verzicht auf die so oft und so feierlich verkündeten Prinzipien und eine Anerkennung des bisher in Deutschland geltenden Brauches, wie sie die gemäßigte Richtung der nach dem einstigen Gegenpapst



so genannten Wibertisten empfahl, nicht zuzumuten, da er einer moralischen Selbstaufgabe gleichgekommen wäre. Da meinten sie durch eine radikale Maßregel der gewagtesten Art den Knoten durchhauen zu können. Der Streit über die Investitur fiel als gegenstandslos fort, sobald die Kirche sich des weltlichen Besitzes entäußerte: wenn sie auf die Regalien verzichtete, hatte das Königtum keinen Anspruch mehr an sie. Nun hatte es ja selbst unter den Gregorianern nicht an solchen gefehlt, welche die Kirche nur ungern mit weltlichem Besitz belastet und dadurch in weltliche Händel gezogen sahen, und die Forderung apostolischer Armut war stets ein Hauptpunkt in dem Programm reformeifriger Sektierer und volkstümlicher Prediger gewesen. Diese Richtung, die in arger Selbsttäuschung die als geschichtlich geworden thatsächlich gegebenen Verhältnisse mit einemmale aus der Welt schaffen zu können wähnte, glaubte dem ratlosen Paschalis II. einen sicheren, alle Schwierigkeiten lösenden Ausweg zeigen zu können: die Kirche sollte sich ihres weltlichen Besitzes entäußern und dem König damit jeden Vorwand nehmen, das Investiturrecht zu beanspruchen. Mit gutem Grunde wiesen Heinrichs Bevollmächtigte sofort auf die Unausführbarkeit dieses Gedankens hin: theoretisch berechtigt hätte er in Italien, wo freilich immer der Kirchenstaat selbst ein unlösbares Problem darbot, zur Not verwirklicht werden können, wo die Bischöfe in der Hauptsache weltlich-fürstliche Rechte teils nie besessen hatten, teils nicht mehr besaßen, für Deutschland aber hätte seine Durchführung, ihre Möglichkeit einmal angenommen, eine Revolution bedeutet, die an weittragenden und tief umgestaltenden Wirkungen hinter dem päpstlicherseits bisher gewollten Fortfall der Laieninvestitur nicht zurückgeblieben wäre. Die Kirche konnte des weltlichen Besitzes gar nicht entbehren: eine Menge von den Aufgaben, die selbst die kirchlich strengst Denkenden ihr zuwiesen, wäre für sie damit einfach unlösbar geworden. Zudem war man ja gar nicht darüber einig, was denn eigentlich unter Kirchengut zu verstehen sei. Während die einen dahin nur den Grundbesitz rechneten, nahmen die anderen auch alle Oblationen, Zehnten, Privatschenkungen u. s. w. dafür in Anspruch, so daß schließlich nur die Kirchengebäude selbst und die Altäre unmittelbar zur Verfügung der Kirche gestanden hätten. Es war daher schon ein Fortschritt und durfte als eine erfreuliche Annäherung der bisher diametral entgegengesetzten Ansichten gelten, daß die königlichen Bevollmächtigten die Ausschließung des beweglichen Gutes und der Privatschenkungen von dem herauszugebenden Kirchengut zugestanden, also einen Unterschied zwischen mittelbarem und unmittelbarem Kirchengut anerkannten. Die Schwierigkeiten aber waren damit in nichts gemindert. Einmal dachte die überwältigende Mehrheit des Klerus nicht daran, sich des weltlichen Besitzes zu entäußern, in dem für die einen ihre weltlich fürstliche Stellung, für alle ihr politischer Einfluß und ihre Bedeutung im Reiche beruhte. Dann aber waren an dem Kirchengut all die Tausende von Laien, Fürsten, Edelleute, Ministerialen, Bürger unmittelbar interessiert, die von den Bischöfen und Äbten, von Klöstern und Kirchen Lehen erhielten und deren politische

Stellung ebenso wie ihre militärische Bedeutung und ihr wirtschaftliches Behagen von der Erhaltung dieses Verhältnisses abhing. Gab die Kirche ihren weltlichen Besitz dem Reiche zurück, so waren alle Inhaber von Kirchenlehen gewissermaßen vor die Existenzfrage gestellt, ganz abgesehen zunächst davon, daß die Fürsten nur mit Sorge einen solchen riesenhaften Machtzuwachs hätten ansehn können, wie er dem Königtum durch den Heimfall alles Kirchengutes zu teil geworden wäre. Gegen den Entschluß, den Paschalis II. in seiner ratlosen Bedrängnis der Kirche aufnötigen wollte, war demnach von päpstlicher wie von weltlicher Seite der entschiedenste Widerspruch zu erwarten. Gehorsam zu erzwingen aber war die Kurie außer stande, und die Rebellion der Kirche gegen ihr Oberhaupt, die des Königs Unterhändler dem Papst vorhersagten, war nicht nur unvermeidlich, sondern auch des Sieges gewiß.

Im Januar 1111 waren zwischen Rom und Arezzo die Bevollmächtigten zwischen Kaiser und Papst hin und her gegangen; als Heinrich nach Sutri vorrückte, wo er nur noch zwei mäßige Tagemärsche von Rom entfernt war, der Papst aber weder von der tuscischen Markgräfin noch von den Normannen, noch endlich von den Römern, die den Ausgang des gregorischen Pontifikats noch nicht vergessen hatten, Hilfe gegen die drohenden Waffen der Deutschen zu hoffen hatte, da schloß er am 4. Februar 1111 den Vertrag, durch den er sich verpflichtete, alles Kirchengut herauszugeben, die sich dessen weigernden Bischöfe zu bannen und Heinrich zum Kaiser zu krönen, dieser aber den Verzicht auf die Investitur aussprach, — ein Vertrag, den Paschalis II. im Innern als einen Verrat an dem Heiligsten verwarf, der König aber mit den Seinen von Anfang an für undurchführbar hielt. Doch war Heinrich entschlossen, die Gunst des Augenblickes nicht ungenutzt zu lassen, mochte die Kirche sehen, wie sie sich den Fesseln entwand, die sie selbst sich anzulegen im Begriff war. Die feierlichen Bürgschaften und Eide, welche die Vollstreckung des Vereinbarten in ihren einzelnen Stadien sichern sollten, offenbarten ein gegenseitiges Mißtrauen, wie es dem Ausbruch eines neuen erbitterten Kampfes, nicht aber einem pomphaft verkündeten Friedensschluß voranzugehen pflegt. Im Lager Heinrichs hat offenbar niemand daran geglaubt, daß die im voraus ausgefertigte Vertragsurkunde überhaupt in Kraft treten würde.

Am 9. Februar leisteten Heinrich V. und die Fürsten die in dem Vertrag vorgesehenen Eide; das deutsche Heer schlug unmittelbar an der Stadt, am Monte Mario und auf den neronischen Wiesen sein Lager auf. Drei Tage danach sollte der feierliche Vollzug erfolgen. Aber gleich der Beginn verhieß Unheil. Die Römer murrten, weil Heinrich den Eid auf ihre Stadtprivilegien nur deutsch leistete. Heinrich, der aus seinem Mißtrauen kein Hehl machte, wollte Sicherheit durch militärische Besatzung von S. Peter: sie geschah, und damit befand sich der Papst in der Gewalt der Deutschen. Unter steigendem Mißbehagen nahmen die die Kaiserkrönung einleitenden Zeremonien ihren Anfang. Schon thronten Papst und König nebeneinander in der Mitte der Kirche und das herkömmliche zweite Gebet über den zu Krönenden

war gesprochen, als dem Abkommen gemäß die Erklärungen über die Rückgabe der Regalien und den Verzicht auf die Investitur abgegeben werden sollten. Paschalis II. ließ die betreffende Urkunde verlesen: mit wachsendem Erstaunen, mit steigendem Unwillen, der immer lauter zum Ausdruck kam, vernahmen sie die versammelten Geistlichen und Laien. In starken Worten schilderte sie die Verweltlichung des Klerus durch den weltlichen Besitz, um dessentwillen er selbst vor Krieg und Tötung von Menschen nicht zurückschrecke, aus einem Diener des Altars ein Höfling geworden und der ketzerischer Verirrung gleich zu achtenden Simonie verfallen sei; sie schloß mit dem Befehl zur Herausgabe der Regalien und dem Anathem gegen die sie Weigernden. Da kam die allgemeine Entrüstung stürmisch zum Ausbruch; namentlich die Fürsten und Ritter, die Kirchenlehen hatten, lärmten und drohten: indem er sich zu apostolischer Armut bekenne, mache der Papst sich der Ketzerei schuldig, aber den Kirchenstaat habe er sich wohlweislich bestätigen lassen und damit Rom den für alle anderen verpönten weltlichen Besitz gerettet! Nicht minder entrüstet äußerten sich die Bischöfe: die Kirche war, wie Heinrich V. vorhergesagt hatte, in offenem Aufruhr gegen ihr Oberhaupt, die Unausführbarkeit des Vertrags lag klar zu Tage. Heinrich war damit aller Verpflichtungen ledig. Die Gegner rangen in wirrer Ratlosigkeit: während die Kardinäle, die sich in der Deutschen Gewalt sahen, dem Papste rieten, jedenfalls die zugesagte und bereits begonnene Kaiserkrönung zu vollziehen, forderten die deutschen Bischöfe, von ihren weltlichen Lehnsleuten unterstützt, lärmend und drohend zuvor die ausdrückliche Annullierung der eben verlesenen Urkunde. Es gab heftige Hin- und Herreden, da auch Paschalis II. sich mit Eifer gegen den Vorwurf der Häresie verteidigte. Darüber zog sich Heinrich mit den Seinen aus dem Tumulte zurück: er beschloß gewaltsames Durchgreifen. Die deutschen Krieger, die S. Peter besetzt hielten, führten den Papst und die Kardinäle als Gefangene fort und brachten sie in der Nähe in sicheren Gewahrsam. Ein Angriff der Römer, die im Morgengrauen des folgenden Tages (13. Februar) die um S. Peter tumultuierenden Deutschen überfielen, wurde blutig zurückgewiesen. In Rom bleiben aber konnte Heinrich nach dem Geschehenen nicht. In der Nacht vom 15. zum 16. zog er ab; Paschalis II. und sechzehn Kardinäle wurden als Gefangene mit fortgeführt. Das römische Gebiet wurde mit Raub und Brand heimgesucht, ohne daß die Römer sich gebeugt hätten. Aber ihr Widerstand besserte die Lage des von aller Hilfe entblößten Papstes nicht: die offene Empörung der Kirche gegen seine Politik der Verzweiflung gab ihn auf Gnade und Ungnade in die Gewalt Heinrichs. Und dieser konnte warten. So kam der April heran: da endlich beugte sich Paschalis dem Unvermeidlichen. Er erkaufte seine und der mitgefangenen Kardinäle Freiheit, indem er Heinrich die Investitur der frei und ohne Simonie gewählten Bischöfe und die Kaiserkrönung zugestand, selbst aber für sich und den Besitz und die Getreuen S. Peters des königlichen Schutzes — unter Vorbehalt der Rechte des Reiches — versichert wurde. Am 11. April tauschte

man die feierlichen Eide; am 13. empfing Heinrich in würdeloser Hast die kaiserliche Krone.

Wie vollkommen hatte sich die Lage in wenigen Jahren gewandelt! Was Heinrich IV. in den Momenten, da sein Glück am höchsten stand, kaum zu beanspruchen gewagt, befand sich im unbestrittenen Besitz seines durch seine Gegner auf den Thron erhobenen Sohnes. Die Hierarchie war besiegt, die deutsche Kirche in die Hand des Kaisers gegeben; Italien lag ihm als eroberte Provinz zu Füßen. Kaum Heinrich III. hatte über eine solche Machtfülle verfügt. Aber obgleich er in die Höhe gekommen war als Werkzeug der Todfeinde eines gebietenden deutschen Königtums, den im Kampfe für dessen Rechte ergrauten Vater entthront und seine Anhänger mit eiserner Hand niedergeworfen hatte, lenkte Heinrich V. nun ganz in die Bahnen ein, die jener verfolgt hatte: er wurde der Beschützer der Ministerialen und der Gönner der Städte, von denen namentlich Speier und Worms durch ihn reiche Begünstigung erfuhren. Aber auch Sachsen gegenüber kehrte er zu dem System des Vaters zurück, indem er Lothar von Supplinburg an weiterer Machtgewinnung zu hindern strebte: er ließ so die Mäßigung im Glück vermissen, erzeugte neue Besorgnisse vor der Übermacht des Königtums und veranlaßte eine ähnliche Erhebung der dadurch zunächst Bedrohten, wie sie dem Vater verhängnisvoll geworden war. Bald stand Lothar von Supplinburg auf, und als der rheinische Pfalzgraf Siegfried von Ballenstädt sich durch Heinrich V. von der Erbschaft des ihm nächst verwandten erloschenen Grafenhauses von Weimar-Orlamünde ausgeschlossen sah, trat er mit jenem in Verbindung und einigte so die sächsische mit der rheinländischen Opposition. Hier wurde Erzbischof Adalbert von Mainz (1111—37), obgleich er im Dienste Heinrichs in die Höhe gekommen war, von ehrgeizigem Machtstreben erfüllt, die Seele aller Intriguen gegen den Kaiser. Nun zerfiel auch dessen Bündnis mit dem deutschen Episkopate und die hierarchische Partei sah sich mit einemmale vielverheißenden Möglichkeiten gegenüber. Zunächst freilich war der Vorteil noch auf der Seite Heinrichs: Erzbischof Adalbert, der im November 1112 auf einem Wormser Tage dem Kaiser die Herausgabe einer eigenmächtig okkupierten



Stadtsiegel von Speier; mit der Ansicht des Doms. 3/5 der Originalgröße. Berlin, kgl Geh. Staatsarchiv.

pfälzer Reichsburg verweigert hatte, wurde bald danach bei einer zufälligen Begegnung gefangen genommen und durch den Spruch eines Fürstengerichtes in Erfurt zur Einschließung verdammt. Den sächsischen Aufruhr schlug der kaiserliche Feldhauptmann Graf Hoyer von Mannsfeld 1113 bei Warnstädt so schwer aufs Haupt, daß die Teilnehmer durch schnelle Unterwerfung Gnade zu gewinnen eilten. Aber eine dumpfe Spannung blieb bestehen und verkündete die Nähe eines neuen Ausbruchs: ließ der Kaiser doch mitten in den Festlichkeiten, unter denen er im Januar 1114 zu Mainz seine Vermählung mit Mathilde von England beging, den Landgrafen Ludwig von Thüringen plötzlich gefangen setzen. Trotz der dadurch gesteigerten Gärung aber folgte er mit dem Reichsheer dem von ihm gegen die Friesen vorausgeschickten Herzog Lothar. Da gab die eigenmächtige Heimkehr der mitaufgebotenen bürgerlichen Wehrmannschaften von Köln das Signal zu dem allgemeinen Ausbruch. Das mächtige und reiche Köln, das seit der Demütigung von 1106 unversöhnt grollte, erhob sich; Erzbischof Friedrich (1099 — 1131) machte mit der Bürgerschaft gemeinsame Sache. Alsbald griff auch der Adel der Rheinlande zu den Waffen; in Sachsen erneute sich die kaum niedergeschlagene Rebellion, und als dort Graf Hoyer von Mannsfeld 1115 am Welfesholze geschlagen wurde, befand sich der Kaiser in der größten Bedrängnis. Entscheidend aber wurde doch erst, daß jetzt auch die 1111 niedergeworfene Hierarchie wieder auf dem Kampfplatze erschien und durch Erneuerung der alten Bündnisse mit den deutschen Widersachern des salischen Kaisertums alles Verlorene zurückzugewinnen versuchte.



Krieger aus dem Ende des 11. Jahrhunderts. Fragment einer Miniaturmalerei auf Pergament. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Denn was an dem denkwürdigen 12. Februar 1111 in der Peterskirche geschehen war, hatte Nachahmung im größten Stil gefunden. Wie dort die deutschen Bischöfe, so hatte in der Folge die Gesamtkirche ihrem Oberhaupt den Gehorsam aufgekündigt. In dem Vertrag über die Rückgabe der Regalien und in der Einräumung des Investiturrechtes an den Kaiser sah die gregorianische Partei einen von Paschalis II. an der heiligen Sache der Kirche verübten Verrat, der für diese selbst unverbindlich sei. Nicht bloß das Kardinalskollegium, wo namentlich Bruno von Segni diese Ansicht vertrat, drang auf Zerreißung der gewaltsam angelegten Fesseln; besonders eifrig wirkte dafür der südfranzösische Episkopat unter den Erzbischöfen Jocerain von Lyon

und Guido von Vienne. Dort wurden, als ob die Satzungen Pseudoisidors niemals Geltung gewonnen hätten, ohne Nachfrage in Rom Synoden gehalten, die sich auf das entschiedenste gegen Paschalis II. und seine Zugeständnisse an den Kaiser erklärten. Gewiß war der Papst im Herzen mit diesen Eiferern einer Ansicht: aber der geleistete Eid und namentlich das Gelöbnis, Heinrich nicht bannen zu wollen, machte ihm jedes Handeln unmöglich. Heftig prallten die Ansichten auf einer Synode zusammen, die im März 1112 im Lateran stattfand; doch fand man schließlich einen Ausweg, den auch der Papst, durch sophistische Trugschlüsse sein Gewissen beschwichtigend, mitzugehen bereit war. In Kraft des heiligen Geistes erklärten die Kardinäle und Bischöfe den Vertrag vom 11. April 1111, als durch Gewalt abgezwungen, für unverbindlich. Den ausdrücklich ausgeschlossenen Widerruf meinte man damit nicht zu begehen — oder gab wenigstens vor, das zu glauben. Paschalis II. stimmte bei und erklärte, alles, was er in dieser Sache gethan hatte, kurzweg verleugnend, sein Einverständnis mit den Dekreten Gregors VII. und Urbans II., verdammte also mittelbar die von ihm geübte schwache Nachsicht in betreff der Laieninvestitur. Damit hatte er zu gunsten der extremen Partei abgedankt: durch den Mund des Erzbischofs Guido ließ diese auf einer Synode zu Vienne in den denkbar schärfsten Ausdrücken gegen den Kaiser als einen zweiten Ischarioth den Bann aussprechen und machte seine Lösung abhängig von dem Verzicht auf das Investiturrecht und voller Genugthuung an die mißhandelte Kirche. Es war freilich nicht bloß cluniacensischer Eifer, der gerade die burgundischen Bischöfe zu so leidenschaftlichen Gegnern der Laieninvestitur machte; für sie handelte es sich zugleich um sehr weltliche Interessen: sie wollten nach der einen Seite hin ihre Unabhängigkeit von dem Landesfürstentum wahren, nach der anderen die Abhängigkeit befestigen, in welche ihre Suffraganen auch in politischer Hinsicht von ihnen gekommen waren.

Anfangs freilich blieben alle diese Maßregeln in Bezug auf Deutschland so gut wie ohne Erfolg. Denn der deutsche Episkopat hielt sich der Bewegung fern, obgleich Paschalis II. das zu Vienne Geschehene in allgemeinen Ausdrücken, die ihn mit dem dem Kaiser geleisteten Eide wenigstens nicht in offenbaren Widerspruch brachten, gut hieß. Erst mit dem Ausbruch des neuen Aufstandes besserten sich die Aussichten: der allgemeine Abfall, zu dem die Erhebung Kölns 1115 das Zeichen gab, ließ die Gregorianer noch größere Hoffnungen fassen. Heinrichs V. Lage war ganz ähnlich wie die seines Vaters zur Zeit des Bündnisses der hierarchischen Revolution mit der reichsfürstlichen Opposition: nur die Staufer und Herzog Welf III. von Bayern standen noch zum Kaiser. Vollends kritisch aber wurde seine Stellung, als um dieselbe Zeit, im Juli 1115, Mathilde von Tuscien starb und ihr reiches Erbe der Kirche vermachte, für die sonst etwas Ernstliches zu thun sie seit 1110 durch Heinrichs V. erdrückende Übermacht gehindert worden war. Kam dieser reiche Territorialbesitz an das Papsttum, so erhielt dieses einen Zuwachs an weltlichen Machtmitteln, dem gegenüber das Kaisertum um die Behauptung seiner

Stellung in Italien ernstlich besorgt sein mußte, und es drohte sich dort in der ungünstigsten Weise die Kombination zu erneuern, an der Heinrich IV. im Süden der Alpen eigentlich gescheitert war. Dort lag nach des Kaisers Auffassung die Hauptgefahr, gegen die selbst die Schwierigkeiten in Deutschland zurücktraten. So zog er bereits 1116 wiederum über die Alpen. Und das Glück war ihm unerwartet günstig. Als Bestätiger und Beschützer ihrer jungen Freiheit, die sie durch Beseitigung der weltlichen Herrschaft ihrer Bischöfe gewonnen hatten, zog er die erblühenden Städte Oberitaliens in sein Bündnis. Venedig und Pisa schlugen sich auf seine Seite. Auch in Rom gestalteten sich die Dinge überaus verheißungsvoll. Paschalis II., der sich auf der Fastensynode 1116 vollends von den ihm einst aufgezwungenen Verpflichtungen losgesagt hatte, war mit der römischen Bürgerschaft über die Wahl des Stadtpräfekten in Streit geraten und aus der Stadt nach Trastevere entwichen; dennoch lehnte er die friedlichen Erbietungen Heinrichs ab, wenn er auch jede Verbindung mit den deutschen Aufrührern in Abrede stellte. Bei des Kaisers Anmarsch im Frühjahr 1117 ging er nach Benevent. Auch die weiteren Verhandlungen blieben erfolglos, da die Kurie von dem Investiturverbot nicht ablassen und den Bann nur durch eine Synode aufheben lassen wollte. Dagegen bereiteten die Römer dem Kaiser einen glänzenden Empfang, und der Erzbischof von Braga in Portugal, Burdinus, ein Südfranzose von Geburt, der angeblich zu vermitteln versucht hatte, setzte Heinrich am Osterfeste zu S. Peter die Kaiserkrone auf. In der Hauptsache aber ohne Erfolg, zog dieser im Sommer nach Oberitalien zurück. Inzwischen dauerte der Kampf der Päpstlichen gegen das aufsätzige Rom fort; während desselben starb Paschalis II. am 21. Januar 1118.

Damit boten sich dem Kaiser nun freilich die glänzendsten Aussichten. In Rom entbrannte mit gesteigerter Leidenschaft der Streit der Parteien. Gegen die Extremen, denen Paschalis II. bis zuletzt viel zu milde gewesen war, und ihren als Gelasius II. (1118—19) auf den päpstlichen Stuhl erhobenen Führer, den Kardinalbischof Johann von Gaeta, griffen die mächtigen Frangipani mit ihrem Anhang zu den Waffen und bemächtigten sich für kurze Zeit der Gewalt in der Stadt. Da erschien im März 1118 Heinrich V. vor Rom; Gelasius II. entfloh nach Gaeta. Heinrich erbot sich, seine Weihe nicht zu stören, wenn er sich seinerseits endlich zur Herstellung des Friedens mit dem Reiche verpflichten wollte. Natürlich kam man nicht zum Abschluß. Die Römer mißbilligten Gelasius' Hartnäckigkeit; auch fürchteten sie ein neues Eingreifen der Normannen. So ging Heinrich zur Einsetzung eines Gegenpapstes vor. Der an den Verhandlungen der letzten Zeit besonders beteiligte Burdinus von Braga wurde als Gregor VIII. erhoben. Gebessert freilich war damit nichts: nach Heinrichs Abzug konnte sich Burdinus in Rom doch nicht behaupten. Aber auch für Gelasius II., der gegen Heinrich und seinen Gegenpapst den Bann aussprach, war der Aufenthalt in der gärenden Stadt auf die Dauer nicht möglich: im Herbst ging er zu Schiff über Pisa nach

Genua und dann nach Südfrankrich, wo ja seit 1111 eigentlich die Leitung der Kirche ohnehin schon lag. Dort begann nun eine gesteigerte Agitation: in Vienne wurde eine Synode gehalten; aber schon am 18. Januar 1119 starb Gelasius II. in Clugny. Dort, im Ausgangspunkt und Zentrum der reformatorischen Bewegung, wurde nun das Haupt der kirchlich Extremen Südfrankreichs, Erzbischof Guido von Vienne, als Kalixtus II. (1119—24) zum Papst gewählt, ohne daß die Unregelmäßigkeit der Wahl von irgend einer Seite angefochten worden wäre.

Fast überraschend erscheint nach des neuen Papstes Vergangenheit, die einen Kampf bis zum Äußersten erwarten ließ, die nun eintretende friedliche Wendung: aus dem leidenschaftlichen Agitator, der die des Friedens bedürftige Kirche mit sich fortgerissen hatte, wurde ein ruhig überlegender und gemessen handelnder Staatsmann, der an dem einmal proklamierten Prinzip zwar fest hielt, aber den Verhältnissen auch Rechnung zu tragen wußte und dem widerstrebenden Geschick nichts Unmögliches abzugewinnen versuchte. Auch der Kaiser, der seine Bereitwilligkeit zu billigem Vergleich noch in Rom bethätigt hatte, war nach wie vor geneigt zur Verständigung. Auch sonst offenbarte sich wachsende Unlust zur Fortführung des Kampfes. Der Bann fand kaum noch Beachtung im Reich, wo der Kaiser nach der Rückkehr aus Italien die aufgestandenen Gegner streng zum Gehorsam zurückgeführt hatte. Ein Triburer Reichstag verkündete Ende Juni 1119 einen allgemeinen Reichsfrieden: also auch hier nahm Heinrich V. die Traditionen des Vaters auf. Sogar eine päpstliche Gesandtschaft erschien dort, und mit Rücksicht auf ein Konzil, das Kalixt II. für den Herbst nach Reims ausgeschrieben hatte und von dem man wichtige Beschlüsse erwartete, ging der Kaiser nach Straßburg. In dem Wunsche, das ersehnte Friedenswerk zu fördern und eine für das Konzil annehmbare Grundlage dafür zu gewinnen, hatten dort — freilich nicht in päpstlicher Vollmacht — Bischof Wilhelm von Chalons und der Abt von Clugny mit ihm und seinen Räten eingehende Besprechungen. Sie meinten aus den obwaltenden Schwierigkeiten einen Ausweg gefunden zu haben, wenn man die in Frankreich bestehende Ordnung in dem Reiche einführte: dort habe der König kein Investiturrecht. Ob aber die beiden Friedensboten sich darüber klar waren, daß die französischen Bischöfe auch keine Regalien, d. h. keine eigentlich landesfürstlichen Rechte besaßen, möchte man beinahe bezweifeln. Ebensowenig scheint Heinrich V. von den doch wesentlich anders gearteten Zuständen Frankreichs ein richtiges Bild gehabt zu haben, wenn er sich mittelbar zur Nachahmung derselben bereit erklärte, nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß in jedem Fall die Rechte des Reiches über die kirchlichen Oberen gewahrt bleiben müßten. Über diese vermeintliche Einigung, die nur scheinbar war, da beide Teile von ganz verschiedenen und obenein gleichmäßig unzutreffenden Voraussetzungen ausgingen, wurde ein Protokoll vereinbart, an dem schleunigst herbeigerufene päpstliche Bevollmächtigte teilnahmen. Eine persönliche Begegnung zwischen Kaiser und Papst sollte den Frieden, den man erreicht zu haben



glaubte, feierlich besiegeln. Die in Reims versammelten Bischöfe gerieten in freudige Bewegung, aber nur um schmerzlich enttäuscht zu werden. Denn als Kalixt II. gegen Ende Oktober zu der geplanten Begegnung mit dem Kaiser nach Mouzon kam, erfüllte ihn schon die Kunde von dem Erscheinen eines starken deutschen Heeres in der Nähe der Grenze mit ängstlichem Mißtrauen und die Vorbesprechungen der beiderseitigen Bevollmächtigten ergaben, daß man von dem Inhalt und dem Werte der Straßburger Vereinbarungen ganz ungleiche Vorstellungen hatte: der Kaiser erklärte einfach, das niemals zugesagt zu haben, was der Bischof von Chalons und der Abt von Clugny zugesagt erhalten haben wollten. Es hatte also ein Mißverständnis obgewaltet; die Begegnung kam nicht zu stande und der Papst kehrte von Mouzon nach Reims zurück. Dort war man mit diesem Ausgang höchst unzufrieden: denn in immer weiteren Kreisen hatte sich doch die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß das unbedingte Investiturverbot Gregors VII. und Urbans II. für das Reich völlig unannehmbar und daher überhaupt nicht durchführbar sei. Deswegen erhob sich Widerspruch gegen die einfache Erneuerung desselben und die Bedrohung der Investierenden mit dem Bann und der Investierten mit Amtsentsetzung. Zum erstenmale stieß die extreme Partei auf entschiedenen Widerspruch: sie lenkte alsbald ein, das Dekret wurde gemildert und das Verbot der Laieninvestitur auf Bistümer und Abteien beschränkt, — eine Wendung, die der Aufgabe des strengen gregorianischen Prinzips ziemlich gleich kam, an die niederen kirchlichen Rangstufen und die an deren weltlichem Besitz interessierten Laienkreise ein wichtiges Zugeständnis machte und damit für eine weitere friedliche Wendung gute Aussichten eröffnete.

Die Leidenschaften hatten sich doch einigermaßen abgekühlt, und wenn der Kampf auch zunächst noch fortdauerte, so wurde er doch nicht entfernt mehr mit der alten Heftigkeit geführt. Auch der Kaiser wünschte ehrlich den Frieden, zumal ihm 1121 ein neuer Aufstand der Sachsen ernste Schwierigkeiten bereitete und im Bunde mit ihm die andauernde Feindschaft der Erzbischöfe Adalbert von Mainz und Friedrich von Köln eine gesteigerte Bedeutung erhielt. Als es nun gar dem nach Italien zurückgekehrten Kalixt II. gelang, den Gegenpapst Gregor VIII. in Sutri zu bewältigen und als Gefangenen in ein Kloster einzuschließen, da regten sich auch die kirchlichen Widersacher Heinrichs in Deutschland mit steigender Zuversicht und nötigten ihn noch einmal zur Entfaltung aller seiner Kräfte. Mit Schwaben, Bayern und Lothringern, seinem sächsischen Anhang und zahlreichen Reichsministerialen zog er um Pfingsten vor Mainz, das Zentrum und den Hauptstützpunkt seiner vom Erzbischof Adalbert geleiteten weltlichen und geistlichen Gegner. Die sächsischen Aufständischen eilten dem Erzbischof zu Hilfe: unter den Mauern von Mainz stand eine große Entscheidungsschlacht bevor. Aber beide Teile schreckten doch vor der Verantwortung zurück, die sie damit auf sich nehmen sollten: so kamen die Friedensworte der vermittelnden Bischöfe endlich zum Gehör. Man verzichtete auf den Kampf: zwölf fürstliche Bevollmächtigte von jeder Seite

sollten den Frieden zwischen Reich und Kirche entwerfen; seine Bestätigung blieb einem im Herbst nach Würzburg berufenen Reichstage vorbehalten. Sie erfolgte ohne Schwierigkeiten. Danach wurden die Reichsfürsten in ihrer Gesamtheit förmlich zu Vermittlern zwischen Kaiser und Papst bestellt, um einen dauerhaften Frieden zu ermöglichen, der jedem von beiden Teilen seinen rechtmäßigen Besitz für die Zukunft sicherte. Heinrich leistete Kalixt II. die Obedienz, der seinerseits die kanonisch gewählten und geweihten Bischöfe — also ohne Rücksicht auf das Verhalten des einzelnen in Sachen der Investitur — ungestört im Amte ließ; nur in betreff der Bischöfe von Speier und Worms blieb die Entscheidung formell noch offen. Alle Gefangenen und Geiseln erhielten die Freiheit. Damit war dem augenblicklichen Kriegszustand ein Ende gemacht. Die letzte Ursache desselben, der Investiturstreit, sollte von den Fürsten so beglichen werden, daß des Reiches Ehre ungemindert bliebe. Etwaige Thaten der Vergeltung von seiten des Kaisers versprachen die Fürsten ihrerseits abzuwenden.

Mit der Vollstreckung dieses Würzburger Abkommens begann für Deutschland endlich eine Zeit der Ruhe und des Friedens. Das Unrecht, dessen sich alle Teile während der letzten Jahre schuldig gemacht hatten, wurde rückgängig gemacht: jeder erhielt den ihm entzogen gewesenen Besitz zurück und wurde damit unter den Schutz des neuverkündeten allgemeinen Reichsfriedens gestellt, zu dessen strenger Durchführung geistliche und weltliche Fürsten in nie gekannter Harmonie zusammenwirkten. Auf ihre Einladung schrieb Kalixt II. ein Konzil nach Worms aus, wo auf Grund des Würzburger Vorvertrags der Friede zwischen Reich und Kirche verhandelt werden sollte; der Papst ließ sich dabei durch den Kardinalbischof Leo von Ostia vertreten. Dieser lud auch den Kaiser zum Erscheinen ein. So tagten in der alten Bischofsstadt nebeneinander ein allgemeines, thatsächlich aber deutsches Konzil und ein glänzender Reichstag, und trotz der Intriguen, durch die Adalbert von Mainz auch jetzt noch das Friedenswerk zu hindern strebte, kam man in achttägigen Verhandlungen damit glücklich zum Abschluß. Daß die früher unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten jetzt verhältnismäßig leicht überwunden, die einst für unausgleichbar geltenden Gegensätze in so kurzer Zeit beglichen wurden, erklärt sich aus der fortschreitenden Annäherung, die sich zwischen den einander anfangs diametral entgegengesetzten Ansichten im Laufe von nahezu fünfzig Jahren infolge unausgesetzter publizistischer Erörterung der großen kirchlich-politischen Probleme vollzogen hatten. Zwischen der extremen kaiserlichen und der extremen päpstlichen Auffassung des bei der Investitur in Betracht kommenden Kirchengutes hatte im Anschluß namentlich an die Schriften der Bischöfe Ivo von Chartres und Wido von Ferrara eine gewisse mittlere Ansicht allgemeinere Geltung gewonnen. Sie ging davon aus, daß in dem deutschen Bistum zwei wesentlich verschiedene Qualitäten vermischt seien, nämlich das geistliche Hirtenamt und die seit der ottonischen Zeit ihm als Ausstattung hinzugefügte weltliche Herrschaft über einen Teil des Reiches.

Diese konnte füglich nur vom Reichsoberhaupt ausgehen, jenes bedurfte einer Übertragung durch den Papst; danach entsprang alles Unheil aus der üblich gewordenen Verleihung beider durch einen Akt und ergab sich eine ebenso einfache wie sachgemäße und wirksame Lösung, wenn auch in der Investitur die beiden in dem Bistum vereinigten Befugnisarten gesondert und jede dem neuen Bischof durch einen besonderen Akt übertragen wurde. Das war prinzipiell durchaus richtig, bot aber in der Praxis noch manche Schwierigkeit, insofern, ganz abgesehen von der Möglichkeit zwiespältiger Wahlen, dem Reichsoberhaupt doch nicht zugemutet werden konnte, jeden zum Bischof gewählten auch mit den Regalien auszustatten, anderseits aber die Kirche nicht gewillt war, die Erteilung der bischöflichen Befugnisse von der vorangegangenen Anerkennung durch die weltliche Autorität abhängig zu machen. Hier galt es erst eine Vermittelung zu finden, die nicht bloß den begründeten Ansprüchen beider Teile genügte, sondern auch ihre begreifliche Empfindlichkeit schonte und so möglichen Konflikten thunlichst vorbaute. Dazu bedurfte es der Rücksichtnahme auf die thatsächlich ja sehr verschiedenen Verhältnisse der Kirche und ihres weltlichen Besitzes in den einzelnen Hauptteilen des Reiches: in Deutschland lagen diese Dinge ganz anders als in Italien, dort wieder anders als in Burgund, und der Kirchenstaat endlich nahm für sich eine ganz besondere Stellung ein.

Auf diesen Erwägungen beruhen die Festsetzungen, durch die man mit dem Wormser Konkordat vom 23. September 1122 dem Investiturstreit ein Ende zu machen, Reich und Kirche ein friedliches Nebeneinander und Freiheit in ihren besonderen Rechts- und Interessensphären zu sichern meinte, eigentlich aber doch nur in Deutschland eine strenge Scheidung der bisher vermischten Gebiete durchführte. Dort sollten die Bischöfe — eventuell in Gegenwart eines königlichen Bevollmächtigten — frei gewählt, danach vom König unter dem Bilde des Scepters mit den ihnen als Reichsfürsten zustehenden weltlichen Hoheitsrechten, den Regalien, belehnt werden und ihm dafür das Gebührende, d. h. die Huldigung zu Treue und Mannschaft leisten, um darnach erst vom Papste mit Ring und Stab ihre kirchliche Hirtengewalt zu empfangen. Das Entscheidende war, daß die Rechte des Reiches auf das Kirchengut voll anerkannt wurden und die gesamten weltlichen Mittel der deutschen Kirche zur Verfügung des Königs blieben. Der Versuch der Gregorianer, die deutsche Kirche dem Reiche zu entziehen, war abgeschlagen. Dagegen wurde die Sache für Italien und Burgund so geordnet, daß der freien Wahl zunächst die Weihe der Erwählten folgen, diese darauf binnen sechs Monaten bei dem König die Belehnung mit dem Weltlichen nachsuchen sollten: unterließen sie das oder wurde die Belehnung ihnen verweigert, so waren sie in der Übung des in den Regalien beruhenden weltlichen Rechtes dennoch nicht behindert. Das war ohne besondere politische Bedeutung für Italien, wo die Bischöfe die an sie gekommenen Königsrechte zum Teil bereits an die städtischen Gemeinden verloren hatten, den Rest ebenfalls bald an diese

abtreten mußten. Für Burgund jedoch hatte diese Ausschließung des königlichen Einflusses die Folge, daß die Erzbischöfe und Bischöfe die Rechte, die sie ehemals auf Grund königlicher Belehnung geübt hatten, als ihnen auch ohne dieses, kraft ihres kirchlichen Amts zustehende ansahen und gebrauchten und so allmählich volle Landeshoheit erwarben. Auch der Schein ist da bald nicht mehr gewahrt worden. Eine besondere Ordnung endlich machte die Stellung des Kirchenstaates nötig, wo die Kurie einer Kürzung der päpstlichen Landeshoheit niemals zustimmen konnte: in Anerkennung derselben sollten daher nach dem Wormser Konkordat die Bischöfe des römischen Gebietes, soweit sie überhaupt Regalien hatten, von dem Papste als dem Landesherrn investiert werden. Den Charakter eines Kompromisses trägt das Konkordat also nur in Deutschland, wo hinfort der König kein Recht mehr auf Erteilung der Investitur mit Ring und Stab besaß und der Papst über den weltlichen Besitz der Kirche nicht mehr verfügen konnte. In Italien und Burgund aber hatte die kirchliche Partei ihre Forderungen durchgesetzt: trotz des rein theoretischen, praktisch bald als völlig wertlos erwiesenen Vorbehaltes war dort der kirchliche Besitz von der weltlichen Autorität emanzipiert.

Mit dem Abschluß des Wormser Konkordats glaubte die kampfesmüde abendländische Welt in eine Aera des Friedens und des Glücks einzutreten, in der die Erneuerung der nun beglichenen feindlichen Gegensätze unmöglich wäre. Nur für den Augenblick traf diese Meinung zu, und die schmerzliche Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Zwar bestätigte Kalixt II. auf einer Lateransynode im März 1123 das mit seinem Bevollmächtigten zu Worms Vereinbarte, erneute freilich auch die Dekrete gegen Simonie und Priesterehe, sowie zum Schutze der freien Wahlen und des Kirchengutes, verkündete aber auch gleichzeitig einen allgemeinen Gottesfrieden, unter dessen Schutz die Christenheit sich von neuem zum Kampf für das heilige Land waffnen sollte. Weniger günstig gestalteten sich auch nach dem Frieden mit der Kirche die Dinge in Deutschland. Der Kampf mit den Sachsen unter Lothar von Supplinburg dauerte fort; durch seine Verschwägerung mit dem englischen Königshause wurde Heinrich V. in dessen Streit mit den Kapetingern hineingezogen, richtete aber auf einem Zuge gegen Frankreich nichts aus. Der Vorteil lag entschieden auf der Seite des Papsttums, das durch Kalixts II. umsichtige und thatkräftige Politik seinen Besitzstand in Mittel- und Unteritalien wiederherstellte und auch in dem Gebiete des geistigen Lebens mehr und mehr die herrschende Macht der Zeit wurde. Als Kalixt II. Ende 1124 starb, hinterließ er die Kirche in der denkbar günstigsten Stellung und der Zukunft gewiß. Heinrich V. dagegen, der am 23. Mai 1125 zu Utrecht starb, konnte sich darüber nicht täuschen, daß das Königtum, dessen schwer bedrohte Stellung seine rücksichtslose Thatkraft wenigstens in Deutschland noch gewahrt hatte, jetzt auch dort schwer bedroht sei und das 1077 proklamierte Prinzip des fürstlichen Wahlrechtes zum erstenmal uneingeschränkt zur Geltung kommen mußte. Kaiserin Mathilde hatte ihm keinen Erben geschenkt: mit ihm erlosch

sein Haus, das Deutschland auf die höchste Stufe der Macht zu erheben und mit ihm den tiefsten Fall zu thun berufen gewesen war.

Beim Tode Heinrichs V. atmete man in Deutschland auf, froh der Befreiung von dem Tyrannen. Nicht anders dachte man in Rom, wo Kalixt II. inzwischen Honorius II. (1124—30) gefolgt war. Jetzt erst ließ man dort offenbar werden, wie man zu dem Wormser Konkordat eigentlich stand: man wollte darin nie etwas anderes gesehen haben als ein mit Heinrich V. für die Dauer seiner Regierung getroffenes Abkommen, durch das man, ohne jede prinzipielle Verpflichtung, diesem Kaiser eine Reihe von persönlichen Zugeständnissen gemacht hätte. Daher galt es nun sofort als erloschen und die Kurie hielt sich für berechtigt, dem neuen König in betreff der Investitur die größtmöglichen Zugeständnisse abzudringen, um auch im Reiche volle Freiheit zu gewinnen. Deshalb ging die hierarchische Partei alsbald wieder mit der reichsfürstlichen Opposition zusammen: in Adalbert von Mainz fanden beide ihren Vertreter, während Honorius II. eilends Legaten abordnete, um die bevorstehende Königswahl in seinem Interesse zu beeinflussen. Aber auch das Ausland mischte sich jetzt ein: nicht bloß wegen Heinrichs V. Bündnis mit England, sondern auch weil Frankreich seit Paschalis' II. und Kalixts II. Fluchtreise die Schutzmacht des Papsttums geworden war, erschien Suger, der Abt von St. Denis, damals der vornehmste Rat des klugen Ludwigs VI. (1108 bis 1137), als sich die deutschen Stämme im August 1125 in Mainz zur Königswahl versammelten. Zwar lehnte Graf Karl von Flandern die ihm von dem Mainzer zugedachte Krone ab; dennoch nahmen die Verhandlungen alsbald eine Richtung, als ob nur die Wahl eines Gegenkönigs in Frage käme. Wirklich kamen ja auch nach altem Brauch die dem salischen Hause nächst verwandten Staufer für die Nachfolge zuerst in Betracht, wie auch das salische Hausgut, namentlich in den mittelrheinischen Landen, an sie überging. Aber die beiden Männer, die damals an der Spitze dieses Geschlechtes standen, Herzog Friedrich II. von Schwaben, durch seine Mutter Agnes ein Enkel Heinrichs IV., und sein Bruder Konrad, waren zu sehr als getreue Vorkämpfer des salischen Königshauses und namentlich als entschiedene Gegner der hierarchischen Ansprüche bekannt, als daß man nicht alles hätte aufbieten sollen, um sie von der Nachfolge auszuschließen. Wie sich die Dinge im einzelnen gestaltet haben, ist bei der offenbar tendenziösen Parteilichkeit des einen uns vorliegenden genauen Berichtes nicht mit Sicherheit zu ersehen. Nur so viel ist klar, daß die Ausschlag gebenden Persönlichkeiten zum voraus gegen die staufische Kandidatur entschieden waren und wohl nur eine Form suchten, um ihre Ausschließung mit dem Schein der Rechtmäßigkeit zu umgeben. Auch scheint es, als ob der Schwabenherzog in eine ihm dazu gelegte Falle gegangen sei und durch allzu zuversichtliches Auftreten den Gegnern noch in die Hände gearbeitet habe.

Schon äußerlich kam die herrschende Parteiung zum Ausdruck: die Sachsen unter Herzog Lothar und die Bayern unter Heinrich dem Schwarzen, dem

Welfen, lagerten rechts, die Schwaben und Franken unter Herzog Friedrich links vom Rhein. Zur Vorbereitung der Wahl wurde ein Ausschuß gebildet, in den jeder der vier Stämme zehn Fürsten abordnete. Dieser nannte als Kandidaten den Schwabenherzog, Lothar von Supplinburg und Markgraf Leopold von Österreich; als die beiden letzteren ablehnten, schien die Wahl Friedrichs gesichert. Da verlangte Adalbert von Mainz, die drei Genannten sollten sich zum voraus feierlich verpflichten, die Wahl, wie sie auch ausfallen möge, widerspruchslos anzuerkennen. Lothar und Leopold gaben die gewünschte Erklärung ab; Friedrich von Schwaben aber, von dem Adalbert obenein noch verlangte, daß er, wie die beiden anderen, die Krone ebenfalls ausdrücklich ablehnen sollte, hielt damit zurück und wollte sich erst mit den Seinen besprechen. Was ihn dann bewog, an dem zum Vollzug der Wahl bestimmten 27. August nicht zu erscheinen, wissen wir nicht. Auch Heinrich der Schwarze, mit dessen Tochter Judith er verheiratet war, hielt sich fern: vielleicht wußten beide, daß ein Handstreich drohte, und dachten ihn am ehesten durch Enthaltung zu vereiteln. Wirklich wurde inmitten der Verhandlungen in formloser Weise Lothar von Sachsen aus der Menge heraus zum König ausgerufen, ungeachtet seines eigenen Widerspruchs und des lauten Protestes der anwesenden Bischöfe. Die Bayern wollten durch Austritt die Fortsetzung der Verhandlung hindern; mit Mühe hielten die päpstlichen Legaten sie davon zurück: wohl oder übel mußten die Urheber der mißlungenen Überrumpelung die Ungesetzlichkeit des Geschehenen anerkennen. Die Entscheidung lag bei dem Bayernherzog, der als Schwiegervater Friedrichs von Schwaben und Schwiegersohn des letzten billingischen Sachsenherzogs den beiden Parteien innerhalb des weltlichen Fürstentums gleich nahe stand. Eifrigst wurde er daher umworben, schlug sich aber schließlich zu den Gegnern des Staufers, vermutlich als Lothar ihm die Hand seiner einzigen Tochter, der künftigen Erbin der billingischen und der supplinburger Hausgüter, für seinen Sohn Heinrich zusagte. Höher noch war der Preis, um den Lothar die Beihilfe der Kirche erkaufte. Einer Aufgebung des Wormser Konkordats kam es gleich, wenn er nicht bloß auf das Recht zur Beaufsichtigung der kirchlichen Wahlen, sondern auch auf die Leistung der Mannschaft von seiten der Bischöfe verzichtete und sich mit dem Treugelöbnis begnügen zu wollen erklärte. So wurde er am 30. August von den zu Mainz versammelten Fürsten einstimmig zum König erhoben.

Seine Wahl war ein Sieg des Reichsfürstentums und der Kirche über das deutsche Königtum. Aber wenn Lothar auch die wichtigsten Bestimmungen des Wormser Konkordats preisgegeben hatte, so zeigte sich doch bald, daß er nur einen sozusagen theoretischen Verzicht geleistet hatte: denn thatsächlich übte er die königlichen Rechte bei den Bischofswahlen, investierte auch die Bischöfe, wie Rechtens, und erhielt von ihnen sowohl Treue als auch Mannschaft geleistet; ja, es gelang ihm mit der Zeit, über das Wormser Konkordat hinausreichende Befugnisse zur Anerkennung zu bringen. Auch das Fürstentum sah sich durch die Entwickelung von Lothars Herrschaft schließlich



enttäuscht. Wie Lothar in die Höhe gekommen war als Vorkämpfer der fürstlichen Selbständigkeit gegen Heinrich V. und insbesondere als Vertreter der alten Sondergelüste des sächsischen Stammes, so beruhte auch seine königliche Stellung zunächst eigentlich auf dem sächsischen Herzogtume. Dessen Mittel erwiesen sich doch aber zu erfolgreicher Geltendmachung nicht ausreichend. Ein Thronstreit, der im Frühjahr 1125 in Böhmen ausgebrochen war, veranlaßte Lothar, sich des aus seinen Rechten verdrängten Otto von Mähren gegen Herzog Sobieslaw anzunehmen und zu Beginn des Jahres 1126 dorthin zu ziehen. Die Unternehmung endete mit einer empfindlichen Niederlage, bei der auch der Prätendent fiel, so daß Lothar mit Anstand Frieden machen und den bisher bekämpften Usurpator gegen Leistung der Lehnshuldigung anerkennen konnte. Dieser unglückliche Ausgang des böhmischen Krieges wirkte nun auch auf Lothars Stellung im Reiche ungünstig ein, zumal der seit dem Wahltage drohende Ausbruch offenen Kampfes mit den Staufern inzwischen erfolgt war. Den Anlaß dazu gab des Königs durch einen Spruch des Fürstengerichts als begründet erachtetes Verlangen, die Staufer sollten die von Heinrich V. dem Herkommen gemäß zu dem königlichen Allod geschlagenen konfiszierten Güter Geächteter, die mit dem salischen Erbe an sie gekommen waren, als dem Reiche zustehend anerkennen und herausgeben: dadurch hätte Lothar in den oberrheinischen Landen festen Fuß gefaßt. Natürlich weigerte sich Herzog Friedrich dessen: ein reichsrechtliches Verfahren wurde gegen ihn eingeleitet, infolgedessen er Ende des Jahres 1125 in Straßburg geächtet wurde. Die Vollstreckung des Spruches gab das Signal zum Bürgerkrieg, für den der König außer Heinrich dem Stolzen, dem neuen Bayernherzog, dem er mit der Hand seiner Tochter Gertrud reiche sächsische Lehen aufgetragen hatte, namentlich die alte zäringische Feindschaft gegen die glücklichen Nebenbuhler in Schwaben zur Bundesgenossin aufrief, indem er Herzog Berthold im Frühjahr 1127 die durch die Ermordung Wilhelms, eines Onkels des Zäringers, erledigte Grafschaft Burgund zu Lehen gab, die freilich auch erst mit Waffengewalt gewonnen sein wollte.

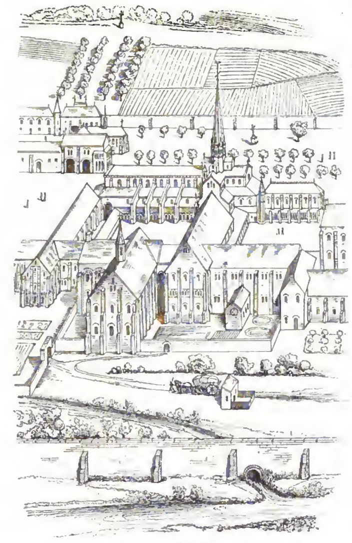
Der Kampf Lothars und der Welfen und Zäringer gegen die staufischen Brüder nahm bald große Ausdehnung an. Denn während der König im Zentrum der ehemaligen salischen Machtstellung am Oberrhein deren Hauptstützen Worms und Speier zu Fall zu bringen suchte, Heinrich der Stolze aber Schwaben bedrängte, wählten Ende des Jahres 1127 die Großen Schwabens und Frankens Herzog Konrad zum Gegenkönig. Zur Zeit der letzten Königswahl auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande begriffen, war dieser an den damaligen Vorgängen unbeteiligt und daher auch Lothar durch keinen Eid verpflichtet. Deshalb sprachen die deutschen Bischöfe unter Adalbert von Mainz zu Würzburg den Bann gegen die staufischen Brüder aus: noch also stand die hierarchische Partei geschlossen zu Lothar, obgleich er seine Zusagen in betreff der Investitur nicht erfüllt hatte. Bei ihren zwar besiegten, aber unversöhnten Gegnern beschloß der Gegenkönig Konrad Hilfe zu suchen. Deshalb

ging er nach Oberitalien, während sein Bruder ihre Stellung in Deutschland verteidigte. Aber der Verlauf des Unternehmens entsprach dem vielverheißenden Anfange nicht. Zwar fand Konrad beträchtlichen Anhang; namentlich erklärte sich der mit Rom verfeindete Erzbischof Anselm von Mailand für ihn, und Ende Juni 1128 wurde der Staufer erst in Monza und dann in Mailand zum König von Italien gekrönt. Aber die Mathildischen Güter an sich zu bringen und so eine gesicherte Machtstellung zu gewinnen gelang ihm doch nicht. Mit aller Energie warf sich inzwischen Lothar auf den Schwabenherzog: mit Worms und Speier auf der einen, Nürnberg auf der anderen Seite brachte er 1130 die Hauptstützen der staufischen Macht in seine Gewalt und konnte nun, im Rücken gedeckt, einen Zug zur Unterwerfung des wieder abgefallenen Böhmen unternehmen. Aber noch war die staufische Partei nicht völlig unschädlich gemacht und beharrte im Widerstand, als eine große kirchliche Krisis die Politik Lothars vor eine wichtige Entscheidung stellte, indem sie ihre inneren Widersprüche aufdeckte und sie unhaltbar zu machen drohte.

Ungeachtet der bei seiner Wahl eingegangenen Verpflichtungen übte Lothar nach wie vor die ihm nach dem Konkordat zustehenden Rechte aus: je größerer Mittel er zur Niederwerfung der Staufer bedurfte, um so entschiedener mußte er die volle Dienstbarkeit der deutschen Kirche erstreben. Das führte zum Bruch mit Adalbert von Mainz und Friedrich von Köln (1099—1131). Aber während er als König der Hierarchie entgegentrat, stand er als Herzog von Sachsen mit ihr in engster Verbindung zu ersprießlichem Zusammenwirken. Auch in ihr war seit etwa zwei Jahrzehnten eine neue Richtung aufgekommen, deren Träger die sich schnell ausbreitenden Kongregationen der Cistercienser und Prämonstratenser waren. Von dem Mutterkloster Citeaux bei Dijon ausgehend erstrebte erstere, deren Seele der 1115 zum Abt des Klosters Clairvaux erhobene heilige Bernhard war, die Erneuerung des Mönchtums durch harte Strenge der Regel, in der namentlich die Pflege des Ackerbaues eine hervorragende Rolle spielte. In Deutschland zuerst zu Altencamp bei Köln eingeführt, breitete sie sich schnell über Deutschland aus, indem sie bis hinauf zu dem fernen Nordosten ihre Waldklöster errichtete, von denen aus das Land der Kultur erschlossen wurde. Ergänzend traten den Cisterciensern die Prämonstratenser zur Seite, die von ihrem Mutterkloster Premontré aus eine Reform des bischöflichen Klerus erstrebten und dabei nicht bloß die eigentlich geistliche Disziplin im Auge hatten, sondern auch eine bessere Verwaltung der kirchlichen Güter erstrebten, also ebenfalls kirchlich-praktische Ziele verfolgten und damit verwandte weltliche Interessen förderten. Ihr vornehmster Vertreter in Deutschland war Norbert von Xanten, der seit 1126 dem Magdeburger Erzstift vorstand, einem Gebiete also, für welches bei seinen Beziehungen zu den Slawen gerade die den Prämonstratensern eigentümliche, mit wirtschaftlicher Kulturthätigkeit gepaarte Mission besonders ersprießlich werden mußte. Nicht aus kirchlicher Gesinnung, sondern aus weltlichen Rücksichten, und zwar besonders um das wirtschaftliche Gedeihen Sachsens und die Mission

bei den Slawen zu fördern, trat Lothar mit Norbert und den Prämonstratensern in enge Verbindung. Die Mission nahm einen fröhlichen Aufschwung, namentlich durch den gelehrten Bischof Anselm von Havelberg (1129—55). Auch in den Landschaften jenseits der unteren Elbe, bei den Holsaten und Stormarn machte das Christentum endlich wieder Fortschritte, späterhin besonders durch den eifrigen Vicelin mit Erfolg verkündet. Daraus ergab sich reicher Gewinn für die deutsche und christliche Kultur, die bei der verhängnisvollen Ablenkung der sächsischen Volkskraft während des Investiturstreites dort keine Fortschritte mehr gemacht hatte. Lothar aber geriet als Verbündeter und Gönner der Prämonstratenser, die bei all ihrer weltlichen Brauchbarkeit Vertreter der streng hierarchischen Richtung blieben, in einen eigentümlichen Widerspruch mit sich selbst, da er als König durch Richterfüllung der bei seiner Wahl eingegangenen Verpflichtungen eben dieser Partei nach Kräften Abbruch zu thun suchte, — ein Verhältnis, das die Unklarheit der gesamten kirchlich-politischen Lage erweist und zeigt, wie das Wormser Konkordat, weit davon entfernt ein Friede zu sein, kaum für einen unsichern Waffenstillstand gelten konnte.

Da brach mit einem durch die hochkirchliche Partei übermütig provozierten Schisma eine schwere Krisis über die Kirche herein. Unter Honorius II. hatte sich auch der Kirche eine gewisse Erschlaffung bemächtigt, wie sie Zeiten übermäßiger Anstrengung und fieberhafter Erregung zu folgen pflegt. Auch ihre politische Situation war ungünstig gewandelt, seit mit dem Tode Robert Guiscards Apulien mit Sizilien unter Roger zu einem normännischen Reiche vereinigt war. Auch im Kardinalkollegium gewann eine gemäßigte Richtung, welche die hierarchischen Prinzipien weniger herausfordernd betonte, die Mehrheit. Sie einigte sich nach Honorius' II. Tod im engsten Anschluß an das Wahldekret von 1059 im Februar 1130 auf den Kardinal Petrus Pierleoni, einen Mann von kirchlicher Gesinnung und fleckenlosem Wandel, gegen den auch seine Herkunft aus einem reichen Banquierhause ursprünglich jüdischen Glaubens damals von niemand geltend gemacht worden ist. Die extreme Minderheit hatte bereits zugestimmt; unmittelbar vor dem formellen Vollzug der Wahl aber fiel sie wortbrüchig ab und erhob in völlig illegaler Weise mit nur fünf Stimmen den Kardinaldiakon Gregor von St. Angelo als Innocenz II. zum Papste. Im Bewußtsein ihres guten Rechtes wich die Mehrheit aber nicht zurück: Peter Pierleoni wurde als Anaklet II. inthronisiert. Für ihn traten nicht bloß Adel und Volk der ewigen Stadt ein, auch die Mailänder Kirche und in Deutschland namentlich Adalbert II. von Bremen (1123 bis 48) erklärten sich für ihn. Roger von Apulien und Sizilien gewann er durch Verleihung einer von St. Peter abhängigen Königskrone. Die streng kirchliche Partei dagegen sah, trotz der zweifellosen Illegalität seiner Wahl, die in Rom selbst nur die Corsi und Frangipani anerkannten, in Innocenz II. das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche, und in der Verteidigung seiner Sache fand Bernhard von Clairvaux hinfort seinen vornehmsten Beruf, in dessen



Das Kloster Citeaux.
(Nach Jahreshefte des Württembergischen Altertumsvereins.)

siegreicher Erfüllung er allmählich in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens seiner Zeit trat und die Ausschlag gebende Persönlichkeit für die Entwickelung der römischen Kirche wurde. Er gewann zunächst den weitverzweigten einfluß-

reichen Cistercienserorden, dann den Klerus von Frankreich, weiterhin König Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich I. von England für Innocenz.

Aber die Entscheidung lag doch bei Deutschland, und insofern bot das Schisma Lothar unerwartet günstige Aussichten. Anaklet II., der dem Normannen die Krone bewilligt, würde unbedenklich die Anerkennung des deutschen Königs und damit die Mehrheit der Reichsfürsten durch die Herstellung des Wormser Konkordats erkauft haben, aus der ihm von der eigenen Partei ein Vorwurf nicht gemacht werden konnte. Lothar aber ließ hier die Gunst des Augenblicks unbenutzt: seine Verbindung mit Norbert von Magdeburg und die Verknüpfung der sächsischen Interessen mit denen der strengkirchlichen Partei nahmen ihm die Freiheit der Entscheidung, der Herzog trug über den König den Sieg davon. Nun sprach sich im Oktober 1130 eine Synode der deutschen Bischöfe in Würzburg für Innocenz II. aus, der inzwischen nach Frankreich geflohen war. Von dort aus vereinbarte er mit Lothar eine Zusammenkunft, die in Gegenwart zahlreicher Geistlicher aller Rangstufen im Februar 1131 in Lüttich stattfand und der kirchlichen Partei eine höchst schmerzliche Überraschung bereitete. Denn ihr Verlangen nach gewaffneter Unterstützung des rechtmäßigen Papstes beantwortete Lothar mit dem Hinweis auf die Schädigung, die das Königtum durch den ihm abgenötigten Verzicht auf die Investitur erlitten habe, und machte jedes Eingreifen abhängig von der Herstellung des alten Investiturrechts, d. h. von der Anerkennung des thatsächlich bestehenden Brauches als eines rechtlich begründeten und nicht bloß ihm persönlich nachgesehenen. In seiner Bedrängnis war Innocenz II., wie es scheint, bereit das Opfer zu bringen: aber der energischen Verwendung Bernhards von Clairvaux, der sich nach dem Bericht seines Biographen Lothar wie eine Mauer entgegenstellte, verdankte die Kirche den schließlichen Verzicht des Königs auf sein Verlangen, der aber an dem thatsächlich herrschenden Zustand natürlich nichts änderte, so daß Staat und Kirche auch fernerhin für ihre wichtigsten Beziehungen einer anerkannten Grundlage entbehrten und jeder von beiden Teilen in jedem Augenblick die Durchsetzung seiner weitergehenden Ansprüche versuchen konnte. Nunmehr aber sagte Lothar den gewünschten Zug nach Italien zu.

Während der König im Herbst 1131 einen glücklichen Zug gegen Dänemark unternahm, durch den er, bis zum Danewerk vordringend, die Mörder des ihm verbündeten Knud Laward von Schleswig, König Niels und seinen Sohn Magnus, zur Zahlung einer hohen Geldbuße und Huldigung nötigte, und dann in Transalbingien die Wagrier unter Pribislaw und die Abodriten unter Niclot unterwarf, hielt Innocenz II. in Reims ein Konzil, dessen Glanz ihn vor den Augen der Christenheit als das allein berechtigte Oberhaupt der Kirche hinstellte. Daß Ludwig VI. von Frankreich seinen Sohn Ludwig durch ihn zum König krönen ließ, steigerte sein Ansehn und zog von den Anhängern Anaklets II., obgleich dieser sich des Aufenthaltes zu Rom rühmen konnte, immer mehr auf seine Seite. Um so ungeduldiger drängte man bei Lothar auf Einlösung seines Wortes: aber noch war mit den staufischen Brüdern und

ihrem Anhang kein Friede geschlossen und die Fehden dauerten namentlich im Süden des Reiches fort. Zudem hatte niemand recht Lust, sich einer Sache dienstbar zu machen, deren Förderung eigentlich gegen Deutschlands Interessen war und deren Sieg dem Königtum nur neue Beschränkungen aufzuerlegen drohte. So waren es schließlich nur 1500 Ritter, meist sächsische Lehnsleute Lothars, die ihm im Herbst 1132 nach dem Süden folgten, so daß die ganze Unternehmung eigentlich als eine sächsische erschien: denn auch von geistlichen Fürsten schlossen sich außer dem Fuldaer Abte nur Erzbischof Norbert von Magdeburg, Adalbert II. von Bremen und Amseln von Havelberg, von weltlichen nur Albrecht der Bär, der Markgraf der Nordmark, dem Heere an. Aus Böhmen kamen 300 Ritter.

Große Erfolge waren mit so geringer Macht um so weniger zu gewinnen, als seit Heinrichs V. letzter Anwesenheit in Italien die Emancipation von der deutschen Herrschaft beträchtliche Fortschritte gemacht hatte. Verona und Mailand verschlossen Lothar ihre Thore, während Pavia, Cremona und Brescia zu ihm hielten. Dagegen hatte Innocenz II. die reiche mathildische Erbschaft zum größten Teil in seine Hand gebracht, auch Pisa und Genua zur Unterstützung des Zuges gegen Rom und König Roger gewonnen, welch letzteren gerade ein Aufstand der apulischen Großen schwer bedrängte. So eilte Lothar im Frühjahr 1133 weiter südwärts; unterwegs schloß sich ihm Innocenz II. an. Ende April zogen beide in Rom ein: da aber die Leostadt mit der Peterskirche noch in der Gewalt Anaklets II. und der Seinen war, so nahm der König seinen Sitz auf dem Aventin, Innocenz im Lateran. Beider Einverständnis aber war schon nicht mehr das beste: Lothar sah alle seine Entwürfe dadurch vereitelt, daß der Papst schon vor seiner Ankunft eine Stellung gewonnen hatte, die ihm die deutsche Hilfe entbehrlich machte, so daß er jedenfalls den hohen Preis dafür nicht zahlte, den Lothar fordern wollte. Sein Versuch, ohne Rücksicht auf die schon zu Lüttich und Reims erfolgte Entscheidung den Streit der beiden Päpste nach dem Vorbild Heinrichs III. durch seinen Spruch zum Austrag zu bringen, mußte scheitern; die angeknüpften Verhandlungen endigten mit Anaklets Ächtung. Freilich blieb dessen Stellung gleich unangreifbar, und der Mai ging zu Ende, ohne daß man auch nur einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Die Sachsen verlangten heimzukehren: ohne die Kaiserkrone aber wollte Lothar Rom nicht verlassen, da ein so erfolgloser Ausgang seine Stellung in Deutschland schädigen mußte. Da aber St. Peter gesperrt war und blieb, entschloß er sich auf Anraten Norberts von Magdeburg, die Krönung in der Kirche des heiligen Johannes am Lateran vollziehen zu lassen. Nachdem ihm Sicherheit des Leibes und Lebens und Wahrung seiner Freiheit gelobt war, vollzog sie Innocenz II. dort am 4. Juni 1133. Wenn von kirchlicher Seite nachmals behauptet worden ist, Lothar habe zuvor dem Papste Mannschaft leisten müssen, die Kaiserkrone also als päpstliches Lehen empfangen, so entbehrt das jeglicher thatsächsächlichen Begründung und läßt nur erkennen, wie sich nach dem Wunsche der

hochkirchlichen Partei die Dinge eigentlich hätten gestalten müssen. Vielmehr trat damals eine Wendung zu gunsten des Kaisertums ein. Bei den mit Innocenz II. geführten Verhandlungen wiederholte nämlich Lothar das Verlangen nach Herstellung des königlichen Investiturrechtes; mußte ihm doch bei der andauernden Unsicherheit der Zustände in Deutschland, wo die Staufer noch in Waffen standen, an der ausdrücklichen Anerkennung der einen wesentlichen Grundlage seiner Herrschaft durch den Papst sehr viel liegen. Selbst Innocenz konnte sich dem nicht verschließen und war geneigt des Kaisers Wunsch zu erfüllen. Die hierarchische Partei aber erhob Einsprache, besonders eifrig Norbert. Schließlich kam es zu einem Kompromiß, der wegen seiner Verdienste um die Kirche Lothar für seine Person zugestand, was er als königliches Recht gefordert hatte. Geflissentlich aber gebrauchte man dabei Wendungen, deren Sinn verschieden gedeutet werden konnte. Denn am 8. Juni 1133 bestimmte Innocenz II. urkundlich, es solle im Deutschen Reich hinfort niemand, der an die Spitze eines Bistums oder einer Abtei berufen sei, sich die Regalien anmaßen, ohne sie von Lothar erbeten und ihm das dafür von Rechtswegen Schuldige geleistet zu haben, — unklare und gewundene Worte, die Lothar doch nur sehr ungefähr die Befugnisse zusprachen, die ihm nach dem Wormser Konkordat zweifellos gebührten. Vielleicht hätte Lothar trotz Norberts Widerspruch mehr erreichen können. Aber er ließ, wie es scheint, die prinzipielle Frage fallen um den Preis eines materiell außerordentlich bedeutenden Zugeständnisses der Kurie. Denn durch eine zweite Urkunde vom 8. Juni gab der Papst Lothar und seiner Gemahlin Richenza die, wie gleichsam im Vorbeigehen bemerkt wurde, bekanntlich der römischen Kirche gehörigen mathildischen Güter zu Lehen. Der Kaiser verpflichtete sich dafür seinerseits jährlich hundert Pfund Silber als Lehenszins zu entrichten, dem Papste und seinem Gefolge dort jederzeit gebührende Aufnahme und Geleit zu gewähren, die Einsassen dem h. Petrus Treue schwören und sich zum Zeichen all dessen von dem Papste selbst durch den Ring die Investitur erteilen zu lassen. Materiell gewann Lothar damit unfraglich sehr viel; im übrigen aber war der Vorteil durchaus auf der Seite des Papsttums, in einem solchen Maße, daß man fast annehmen möchte, Lothar sei dabei in eine Falle gegangen, welche die Kurie ihm stellte. Denn nicht genug, daß das bisher bestrittene Besitzrecht der Kirche auf die mathildischen Güter in unzweideutigen Worten anerkannt, das Recht des Reiches darauf preisgegeben wurde, war es doch höchst bedenklich, daß der Kaiser Vasall des Papstes wurde. Er war es ja freilich nur als Inhaber der mathildischen Güter, nicht als Kaiser: aber die Kirche that sicherlich alles, um diese Unterscheidung zu verwischen und vergessen zu machen, und ein Bild, das nachmals im Lateran gezeigt wurde, stellte demgemäß Lothar dar, wie er nach Beschwörung der römischen Stadtrechte für die Kaiserkrone Mann des Papstes wird.

Bald danach trat Lothar den Heimweg an. Die hierarchische Partei war mit ihm nicht allzu zufrieden. Der Gegenpapst residierte auch ferner in

Rom; der apulische Aufstand, ohne Unterstützung gelassen, erlag König Roger; Innocenz II. mußte, seinem rechtmäßigen Sitze fern, in Oberitalien verweilen und über Pisa nach Cremona und Mailand gehen. Bald sah er sich zu neuen Hilferufen an Lothar genötigt. Dessen Stellung aber war durch die Romfahrt doch wesentlich gebessert. Dem heimkehrenden Kaiser beugten sich nun endlich die staufischen Brüder: Herzog Friedrich unterwarf sich in Bamberg, der Gegenkönig Konrad in Mühlhausen. Ein zehnjähriger Landfriede wurde für das Reich verkündet, unter dessen Schutz die Mission und



Siegel von Lothar III. 1125—1137.

Der Kaiser auf einem Throne ohne Rücklehne; auf dem Haupte eine Laubkrone mit Perlengehängen zu beiden Seiten; das Scepter einem Baumzweige ähnlich. Umschrift: † LOTHARIVS DEI GRATIA III. ROMANOR. IMPR. AVG. (Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.)

die Ausbreitung deutscher Kultur in den slawischen Grenzlanden sich fröhlich entfalteten. Auch auf die Nachbarreiche im Osten, Polen, Böhmen und Ungarn, gewann Deutschland wieder größeren Einfluß. Es trat überhaupt wieder in den Mittelpunkt des abendländischen Staatensystems und kehrte zu der leitenden Rolle zurück, die ihm mit der Kaiserkrone zustand. Der griechische Hof suchte sein Bündnis gegen die Normannen, bei dem die venetianische Seemacht mitwirken sollte. Indem er auf solche Entwürfe einging, erneute Lothar die alte Kaiserpolitik und streckte die Hand nach der vollen Kaiserherrschaft aus.

In seinem Auftrag ging Bischof Anselm von Havelberg nach Konstantinopel, während in Italien der rastlose Bernhard von Clairvaux mit Feuereifer thätig war, um Innocenz II. endlich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Dazu bedurfte es aber vor allem der Züchtigung König Rogers, der nach wie vor Anaklet II. aufrecht erhielt. In diesem Punkte fielen die Interessen Lothars und der Kirche wieder zusammen, um im Moment des ersten entscheidenden Erfolges alsbald wieder auseinanderzugehen. Das bestimmte den Verlauf von Lothars zweitem Zug nach Italien, der namentlich der Eroberung Unteritaliens galt, also an ottonische Traditionen anknüpfte.

Mit einem stattlichen Heere zog Lothar 1136 von Würzburg aus südwärts. Unter den Reichsfürsten, die ihm diesmal in großer Anzahl folgten, ragte neben seinem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen von Bayern namentlich der Staufer Konrad hervor, der bald hohes Ansehen gewann. Im Bunde mit Mailand züchtigte Lothar zunächst Cremona. Durch die oberitalischen Reichsvasallen verstärkt zog er zu Anfang des Jahres 1137 weiter: mit dem einen Teil des Heeres nahm er den Weg längs der Ostküste, mit dem andern ging der Bayernherzog, dessen Geleit Innocenz II. sich anvertraut hatte, durch Tuscien. Nach der Vereinigung beider in Bari wurde Apulien, wo der Adel wieder gegen König Roger aufstand, schnell erobert. Mit pisanischer Hilfe wurden dann Neapel, Amalfi und Salerno bezwungen; Roger zog sich auf seine Insel zurück: das Festland gehorchte dem Kaiser. Aber mit der Einigkeit zwischen diesem und der Kirche war es bereits wieder zu Ende, da Lothar von der Lehnshoheit der Kirche keine Notiz nahm und das Eroberte einfach als Reichsland behandelte. Die kirchlichen Ansprüche, für die im Rat des Kaisers namentlich Erzbischof Adalbert von Trier (1131—52) eintrat, steigerten die Verstimmung der weltlichen Fürsten. Es war doch nur eine notdürftige Verhüllung des entbrennenden Konfliktes und mußte die gegenseitige Verbitterung schärfen, daß schließlich dem Haupte der apulischen Rebellen, Raimund von Alife, König Rogers Schwager, Papst und Kaiser gemeinschaftlich Apulien zu Lehen auftrugen, indem bei der Investitur beide die das Herzogtum darstellende Fahne anfaßten. Auf dem Rückweg nach Rom kam es dann über das Kloster Monte Casino zu offenem Streit, als nach dem unfreiwilligen Rücktritt des zum Gegenpapst haltenden Abtes Lothar die Ernennung eines Nachfolgers durch den Papst nicht zuließ, sondern die Reichsfreiheit und das Wahlrecht der Mönche erfolgreich schützte und einem Deutschen, dem Abte Wibert von Korvei und Stablo, zur Abtswürde verhalf. Unmittelbar bedroht aber sah sich die Kurie, als Lothar, freilich ganz im Einklange mit der Urkunde vom 8. Juni 1133, die mathildischen Güter seinem Schwiegersohne zu Lehen gab, der als Erbe der Estes in Ober- und Mittelitalien schon eine ansehnliche Macht inne hatte. Offenbar bereitete Lothar, der selbst keinen Sohn besaß, damit planmäßig dem Welfen die Nachfolge auf den Thron und verschaffte ihm zum voraus eine Macht, welche die Durchführung der erneuten Kaiserpolitik sicherte.

Mit banger Sorge sahen die Päpstlichen der Zukunft entgegen. Aber das Glück erwies sich ihnen noch einmal unerwartet günstig. Von Krankheit ergriffen eilte Lothar, nachdem er sich in Farfa von dem tief enttäuschten Papste getrennt und sein Heer im Oktober in Bologna aufgelöst hatte, nach Deutschland zurück, während nicht bloß Anaklet II. sich in Rom behauptete, sondern auch König Roger Apulien im Fluge zurückeroberte. Kaum hatte er deutschen Boden betreten, als sein Zustand sich verschlimmerte; in Breitenwang im bayrischen Gebirge mußte er liegen bleiben. Sterbend übergab er seinem Schwiegersohn das Herzogtum Sachsen und bezeichnete ihn durch Auslieferung der Reichskleinodien als den von ihm empfohlenen Nachfolger. Am 4. Dezember 1137 starb er; auf sächsischer Erde, in Lutter, einem von ihm gestifteten Kloster, wurde er seinem Wunsche gemäß bestattet.

Ursprung und Anfang von Lothars Herrschaft standen mit ihrem Fortgang und Abschluß in Widerspruch. Der Kirche zu dienen, durch ihren Einfluß auf den Thron erhoben, hatte er, dem Zwange der bestehenden Verhältnisse weichend, eine Politik verfolgt, welche die von der Kirche so heftig bekämpften salischen Traditionen aufnahm und erfolgreich erneute. So kam sein Tod der Kirche, die sich in ihm so schwer getäuscht hatte, erwünscht und ihr ganzes Streben ging dahin, seine Entwürfe vollends zu vereiteln. Darin aber begegneten sich ihre Absichten wie nach Heinrichs V. Tod mit denen der deutschen Fürsten, welche die Erhebung Heinrichs des Stolzen scheuten, der Bayern und Sachsen und in Italien die mathildischen und estensischen Güter inne hatte und sie mit einem übermächtigen Königtum bedrohte. Deshalb waren beide einig in der Ausschließung des Welfen, der sich zudem während des apulischen Feldzuges durch seinen Stolz viele Feinde gemacht hatte. Ihr Kandidat war der einstige Gegenkönig Lothars, der Staufer Konrad, der sich zu der Rolle eines Pfaffenkönigs hergab, so sehr sie den Traditionen seines Hauses widersprach. Dieselbe Koalition, die 1125 die Staufer von der Nachfolge ausgeschlossen hatte, bediente sich ihrer jetzt gegen das drohende übermächtige Königtum der Welfen und half ihnen, um dieses zu meiden, in völlig ungesetzlicher Weise zum Thron.



Brakteat von Konrad III.

Umschrift: † CVNRATVS † LAMPERTVS (Lampert ist entweder der Münzmeister oder ein Abt von Helmstädt). Neben dem Kopfe REX. Im Felde das Brustbild des Königs, unbärtig, gekrönt und geharnischt; in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Fahne, dargestellt über einer Säulenstellung zwischen zwei Thürmen Silber; Originalgröße Berlin, königl. Münzkabinett.

Die Leitung der Intrigue lag, da die erzbischöflichen Stühle von Mainz und Köln erledigt waren, in der Hand Adalberts von Trier. Unter gröblicher Verletzung des Herkommens, ohne Teilnahme der Sachsen und Bayern wurde am 7. März 1138 Konrad zum König gewählt. Besondere Verpflichtungen in betreff der Investitur scheint man ihm nicht auferlegt zu haben: wie wenig solche einer kraftvollen, von dem Zuge der Zeit erfüllten Persönlichkeit bedeuteten,

hatte die Kirche ja eben erfahren. Mit einer schwachen und lenksamen Persönlichkeit war sie durch eine geschickte Politik von Fall zu Fall des Erfolges auch ohne solche zum voraus sicher. Wirklich ließ der König dem Erzbischof Konrad von Salzburg (1106—47) die Regalien, obgleich er die Leistung der Mannschaft verweigerte; dagegen empfing der neue Mainzer Erzbischof Adalbert II., Graf von Saarbrücken (1138—43), die Investitur in herkömmlicher Weise. Die Gestaltung des Verhältnisses hing also davon ab, mit welchen Ansprüchen die Kirche Konrad begegnete und wie sie auf denselben beharrte. Zunächst aber galt es die welfische Macht zu brechen, und daß dies Konrad während seiner ganzen Regierung nicht gelang, wurde entscheidend nicht bloß für sein Schicksal, sondern auch für das der ihm verbündeten Hierarchie. In diesem erfolglosen Kampfe haben sich beide aufgerieben. Heinrich der Stolze hatte sich wohl oder übel gefügt, die Reichsinsignien ausgeliefert und die Bestätigung in seinen Reichslehen nachgesucht. Da wurde geltend gemacht, daß zwei Herzogtümer nicht in einer Hand vereinigt sein könnten. Nach kurzen Verhandlungen erfolgte der nach Lage der Dinge unvermeidliche Bruch. Noch im Sommer 1138 wurde der Welfe geächtet und des Herzogtums Sachsen entsetzt, das Konrad an den Ascanier Albrecht den Bären gab, der seit 1122 der Nordmark Brandenburg vorstand. Ein neuer Bürgerkrieg entbrannte, in dem Lothars Witwe, die männlich entschlossene Kaiserin Richenza, Sachsen gegen Albrecht zu decken suchte. Nun ließ der König dem Rebellen auch Bayern absprechen und gab es seinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold von Österreich, einem der zahlreichen Söhne von Heinrichs IV. Tochter Agnes aus der nach dem Tode ihres staufischen Gemahls mit dem Babenberger Leopold von Österreich eingegangenen zweiten Ehe. Auch in Italien nahm er den Kampf mit dem Welfen auf, indem er Ulrich von Attems zur Einziehung Tusciens entsandte. Konrad III. selbst machte zu Anfang des Jahres 1139 einen vergeblichen Versuch zur Bewältigung Sachsens. Aber schon im Sommer erneute er ihn mit einem stattlichen Reichsheere. Heinrich der Stolze zog ihm entgegen. An der Werra bei Kreuzburg stießen beide zusammen: aber die Bischöfe, die im Interesse der Kirche Konrad nicht zu mächtig werden lassen wollten und für sich selbst am meisten hoffen konnten, wenn Staufer und Welfen einander die Wage hielten, sie selbst aber der Ausschlag gebende Faktor blieben, vermittelten sehr zur Unzufriedenheit Albrechts von Brandenburg und Leopolds von Österreich einen Stillstand bis Pfingsten 1140. Während desselben, am 20. Oktober 1139, starb Heinrich der Stolze, und all die Pläne wurden hinfällig, mit denen der hochstrebende Mann nach dem Erfolge des ersten Waffenganges sich tragen mochte. Sonst änderte sein Tod eigentlich nichts. Sein zahlreicher Anhang, obenan die Sachsen, fochten unter Leitung Richenzas weiter für seinen neunjährigen Sohn Heinrich, den ihm Gertrud geboren hatte. Albrecht der Bär, der jetzt Sachsen an sich zu bringen dachte, wurde aus dem Lande gejagt. In Bayern erlag Leopold von Österreich dem tapfern Bruder des Verstorbenen, Herzog Welf VI., der die schwäbischen Gebiete des Hauses



[illegible] König Konrads III. im Dom zu Bamberg

hatte [illegible] einer [illegible] und [illegible] Persönlich-
keit [illegible] von Fall zu Fall des Erfolges auch ohne
[illegible] der König dem Erzbischof Konrad von
[illegible], obgleich er die Leistung der Mannschaft
[illegible] neue Mainzer Erzbischof Adalbert II., Graf
[illegible] die Investitur in herkömmlicher Weise. Die
[illegible] ab, mit welchen Ansprüchen die
[illegible] und wie [illegible] denselben beharrte. Zunächst aber
[illegible] und daß dies Konrad während seiner
[illegible] entscheidend nicht bloß für sein
[illegible] verbündeten Hierarchie. In diesem
[illegible] aufgerieben. Heinrich der Stolze
[illegible] Reichsinsignien ausgeliefert und die
[illegible] Da wurde geltend gemacht, daß
[illegible] sein konnten. Nach kurzen Ver-
[illegible] Dinge unvermeidliche Bruch. Noch im
[illegible] und des Herzogtums Sachsen entsetzt,
das [illegible] den Bären gab, der seit 1122 der
[illegible] vorstand. [illegible] neuer Bürgerkrieg entbrannte, in dem
[illegible] die männlich [illegible] Kaiserin Richenza, Sachsen gegen
Albrecht zu decken suchte. [illegible] der König dem Rebellen auch Bayern ab-
[illegible] und gab es [illegible] dem Markgrafen Leopold von Öster-
reich, einem der [illegible] von Heinrichs IV. Tochter Agnes aus der nach
dem Tode [illegible] mit dem Babenberger Leopold von Öster-
[illegible] Auch in Italien nahm er den Kampf mit
[illegible] von Attems zur Einziehung Tusciens ent-
[illegible] zu Anfang des Jahres 1139 einen ver-
[illegible] Sachsens. Aber schon im Sommer erneute
er [illegible] Reichsheere. Heinrich der Stolze zog ihm ent-
gegen [illegible] der Werra bei Kreuzburg stießen beide zusammen: aber die Bischöfe,
[illegible] Interesse der Kirche Konrad nicht zu mächtig werden lassen wollten
[illegible] sich [illegible] am meisten hoffen konnten, wenn Staufer und Welfen ein-
[illegible] hielten, sie selbst aber der Ausschlag gebende Faktor blieben,
[illegible] zur Unzufriedenheit Albrechts von Brandenburg und Leopolds
[illegible] einen Stillstand bis Pfingsten 1140. Während desselben, am
20. [illegible] 1139, starb Heinrich der Stolze, und all die Pläne wurden hin-
fällig, mit denen der hochstrebende Mann nach dem Erfolge des ersten Waffen-
ganges sich tragen mochte. Sonst änderte sein Tod eigentlich nichts. Sein
zahlreicher Anhang, obenan die Sachsen, fochten unter Leitung Richenzas
weiter für seinen neunjährigen Sohn Heinrich, den ihm Gertrud geboren hatte.
Albrecht der Bär, der jetzt Sachsen an sich zu bringen dachte, wurde aus dem
Lande gejagt. In Bayern erlag [illegible] dem tapfern Bruder
des Verstorbenen, Herzog Welf VI., [illegible] Gebiete des Hause



Reiterstatue König Konrads III. im Dom zu Bamberg.

inne hatte, und erst Ende des Jahres 1140 trat wenigstens dort im Süden eine Wendung zu gunsten des staufischen Königtums ein. Mit einem schwäbisch-rheinischen Aufgebot belagerte Konrad III. das feste Weinsberg und brachte Welf VI., als er die Stadt entsetzen wollte, eine schwere Niederlage bei. Weinsberg öffnete nun die Thore, aber die bekannte Erzählung von der Treue der Weinsberger Weiber, die, ein Wort des Königs schlau deutend, ihre Männer auf dem Rücken aus der Veste tragen und so vor dem Tode retten, entbehrt jedes historischen Kerns und gehört zu den zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten wiederkehrenden Wandersagen, hat auch erst Jahrhunderte später in der geschichtlichen Überlieferung Aufnahme gefunden. Ebenso ist der Bericht, der die Entstehung des Parteirufs „Hie Welf! Hie Weibling!“ auf diese Schlacht zurückführt, eine Erdichtung späterer Zeit, welche eine nachmals so viel gehörte und so verderbliche Parole gleich mit dem ersten Kampf verknüpfen sollte, der zwischen Welfen und Staufern ausgefochten war.

In Süddeutschland war die welfische Sache erlegen. Auch im Norden machte ihren Vorkämpfern der Tod der energischen Richenza (Juni 1141) einen Vergleich möglich, der für Konrad durch den Tod Leopolds von Österreich erleichtert wurde. So kam es im Mai 1142 in Frankfurt am Main zum Frieden. Sachsen verblieb Heinrichs des Stolzen gleichnamigem Sohne, Bayern kam an des verstorbenen Leopold Bruder Heinrich, der auch in Österreich nachfolgte und des Sachsenherzogs Witwe Gertrud ehelichte. Doch hatte der Friede nicht lange Bestand, da die hierarchische Partei ihn für die Kirche auszunutzen versuchte und dadurch zu neuen Verwickelungen Anlaß gab.

In Italien waren inzwischen wichtige Veränderungen eingetreten. Zwar hatte König Roger gleich nach Lothars Abzug Apulien wiedererobert, aber der Tod Anaklets II. hatte endlich im Januar 1138 dem Schisma ein Ziel gesetzt und Innocenz II. die Rückkehr nach Rom ermöglicht. Wenn die Anhänger des Gegenpapstes sich diesem jetzt beugten und in den Schoß der geeinigten Kirche zurückkehrten, so war das zum großen Teil das Werk Bernhards von Clairvaux, der eigentlich viel mehr als Innocenz II. selbst der Vorkämpfer der hierarchischen Sache war. Aber diese Leute überschätzten ihre Kräfte. Im Vollgefühl des Triumphes über die Schismatiker meinten sie, uneingedenk der von Leo IX. gemachten üblen Erfahrungen, auch deren Beschützer, den Normannenkönig, niederschmettern zu können: 1139 zog Innocenz II. gegen diesen, wurde aber bei San Germano, angesichts Monte Casinos, eingeschlossen und zu dem demütigenden Frieden von Mignano genötigt, in dem er nicht bloß Kampanien bis zum Garigliano den Normannen abtreten, sondern auch die königliche Würde Rogers anerkennen, also gut heißen mußte, was der Gegenpapst diesem als Preis für seinen Schutz gewährt hatte. Zwar suchte er die Demütigung vor den Augen der Welt zu mindern, indem er den Ursprung des sizilischen Königtums statt auf Anaklet II., der ja für die Kirche offiziell nicht vorhanden war, auf dessen Vorgänger Honorius II. zurückführte und es



angeblich durch diesen bereits verliehen sein ließ. Immerhin vollzog die Kurie damit einen jähen Parteiwechsel und verbündete sich eng mit der Macht, die sie bisher gemeinsam mit dem deutschen Königtum aufs heftigste bekämpft hatte. Das war ein auf die Dauer unmögliches Verhältnis, aus dem Konrad III. die Kurie zu befreien dachte, indem er selbst als ihr Helfer in Italien erschien und die Normannen in ihre Schranken zurückwies. Dazu ging er mit dem griechischen Reiche ein Bündnis ein, aber die steigende Verwirrung im Reiche hinderte sein Vorhaben immer von neuem. Wiederholtes Eingreifen in einen polnischen Thronstreit zu gunsten des mit seiner Halbschwester vermählten Herzogs Wladislaw hatte keinen Erfolg; Österreich litt unter der Feindschaft des Königs Geisa von Ungarn. Im Westen lag Adalbert von Trier mit dem Grafen Heinrich von Namur, im Süden Konrads Neffe, Friedrich, der Sohn des Schwabenherzogs, mit Konrad von Zäringen in Fehde, während Sachsen seine eigenen Wege ging, indem der junge Herzog Heinrich im Bunde mit Adolf von Schauenburg, dem Holsteiner Grafen, das Werk der Mission und der Kolonisation in den slawischen Grenzlanden den Prämenstratensern und Cisterziensern aus der Hand nahm und zum Vorteil des weltlichen Fürstentums nach weltlichen Gesichtspunkten weiterführte. Damit stand der Welfe im entschiedenen Gegensatze zu der Politik des Königs, die sich in eine größere Abhängigkeit von der Kirche begab und immer ausschließlicher nach kirchlichen Gesichtspunkten verfuhr. Das entsprach freilich der hochkirchlichen Richtung der Zeit, die in Bernhard von Clairvaux ihren Vertreter fand. Sein Ideal war die Verwandlung der menschlichen Gesellschaft in eine einzige große Mönchskongregation, die Unterordnung des Staates unter die zur Weltherrschaft berufene Kirche, da nur so der Sünde Einhalt gethan und Rettung und Besserung des einzelnen und der Gesamtheit ermöglicht werde — eine Auffassung, die nach den furchtbaren Erschütterungen des Investiturstreites unzähligen ruhebedürftigen Seelen allein einen Weg zum Heil zu öffnen schien und daher mit Begeisterung ergriffen wurde. Trotz ihrer eigenen Ohnmacht und Hilflosigkeit verdankte die Kirche dieser Disposition der Zeit einen nahezu schrankenlosen Einfluß, der sie mit dem zuversichtlichen Gefühl unbegrenzten Könnens erfüllte und dazu verleitete, die Verwirklichung des Ideals päpstlicher Weltherrschaft bereits ganz nahe zu glauben.

Da traf das Abendland die Kunde von der schweren Gefährdung der christlichen Herrschaft im heiligen Lande durch den Verlust Edessas. Ein neuer Kreuzzug sollte zu seiner Rettung unternommen werden: mit Feuereifer rief Bernhard von Clairvaux in Frankreich und Deutschland dazu auf, und auch Konrad III., der den dringenden Hilfsbitten Innocenz' II. noch immer nicht hatte nachkommen können, ließ sich schließlich durch Bernhards eindringliche Mahnungen ebenfalls zur Annahme des Kreuzes fortreißen, obgleich die steigende Gärung im Reiche ein solches Unternehmen als höchst gewagt widerriet. Noch ehe Konrad nach dem Osten aufbrach, forderte der junge Welfe, Heinrich der Löwe, die Herausgabe des Herzogtums Bayern, und

während der König in Palästina, vom Mißgeschick verfolgt, sein Unternehmen kläglich scheitern sah, kehrte des Sachsenkönigs Oheim, Herzog Welf VI., der den Tag von Weinsberg noch nicht vergessen hatte, aus dem Morgenlande heim, knüpfte in Sizilien mit dem Normannenkönig, der Konrad von Italien fern halten wollte, Verbindungen an, erhielt von dort Geld, von der zweideutigen römischen Kurie kirchliche Förderung und griff, als Konrad kaum heimgekehrt war, von neuem zu den Waffen, wurde aber von dem jungen König Heinrich, Konrads III. Sohn und designiertem Nachfolger, dem Abt Wibald von Korvei in der Regentschaft zur Seite stand, bei Flochberg geschlagen. Der Friede aber, den Konrads III. Neffe, der junge Schwabenherzog Friedrich III., vermittelte, hatte keine Dauer, denn Heinrich von Sachsen, dessen Macht durch glückliche Bekämpfung der Slawen und namentlich durch die Unterwerfung der von dem frommen Vicelin bekehrten Holsaten und Stormarn und durch seinen wachsenden Einfluß auf das von Thronstreit und Bürgerkrieg zerrissene Dänemark schnell gewachsen war, rüstete von seinen schwäbischen Landen aus zum Einfall in Bayern. Konrad, der davon Kunde erhielt, brach inzwischen Ende des Jahres 1151, unterstützt namentlich von Albrecht dem Bären, der jetzt Sachsen zu gewinnen dachte, in des Welfen Herzogtum ein und belagerte Braunschweig. Aber Heinrich des Löwen überraschende Heimkehr veranlaßte ihn, sich plötzlich nach Süddeutschland zurückzuziehen.

Das Königtum hatte eine neue Niederlage erlitten, die Konrads ohnehin schon erschütterte Autorität vollends zu Grunde richtete. Ungestraft spottete man seines Gebots, und die Geltung des deutschen Namens in den Nachbarlanden war völlig dahin: seines Schwagers Wladislaw Herstellung in Polen war trotz zweier Feldzüge nicht erreicht; die Ungarn beharrten in der Feindschaft gegen Österreich und Bayern; in Dänemark wütete der Thronstreit zwischen den Prätendenten Knud und Swen und brachte die deutsche Hoheit vollends in Vergessenheit; im Südwesten drang Konrad von Zäringen mit seinen Ansprüchen auf Burgund nicht durch: im Nordosten lag Heinrich von Sachsen, der eben vor Braunschweig über den König triumphiert hatte, mit Albrecht dem Bären in Fehde über die Erbschaft des Grafen von Plötzke und Winzenburg und mit Erzbischof Hartwig I. von Bremen (1148—68) über die Grafschaft Stade. Mit seiner inneren und äußeren Politik hatte Konrad III. gleichmäßig Schiffbruch gelitten: schwer rächte sich an ihm der Abfall von den Traditionen seines Hauses, das im Bunde mit dem salischen Königtum und im Kampfe gegen die Hierarchie in die Höhe gekommen war. Selbst sein Neffe, der Schwabenherzog, wandte sich mehr und mehr von ihm ab und machte kein Hehl aus seiner Mißbilligung der kurzsichtigen welfenfeindlichen Politik, in der Konrad befangen blieb. Dazu kam der Tod seines Sohnes, des hoffnungsvollen Königs Heinrich. Mehr und mehr ging unter diesen Schicksalsschlägen Konrad die Erkenntnis auf von der Unhaltbarkeit des im ungelohnten Dienst der Kirche verfolgten Systems, und er überzeugte sich von der Notwendigkeit eines vollkommenen Wandels. Diesen zu vollziehen, war ihm selbst

nicht mehr beschieden; auch wäre er wohl kaum der Mann dazu gewesen. Seine Kraft war zu Ende; aber als er den Tod nahen fühlte, da empfahl er zum Nachfolger nicht den ihm noch gebliebenen jüngern Sohn Friedrich, sondern seinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, der nach Vergangenheit, Anlagen und Parteistellung berufen schien, dem Reiche den innern Frieden wiederzugeben und den aufsätzigen Nachbarreichen gegenüber sowohl, wie gegenüber der ebenso übermütigen wie ohnmächtigen Hierarchie zu seinem Rechte zu verhelfen. Es war das beste, was Konrad nach einer trostlos verfehlten Regierung für Land und Volk gethan: am 25. Februar 1152 starb er zu Bamberg und fand im Dom neben Heinrich II. sein Grab.

Erläuterungsblatt zu: Keltische Denkmäler. (Nach Gailhabaud.)

1. **Dolmen** (keltisch, = Steintafel) bei Locmariaker in der Bretagne, „table de César“, oder „table des marchands“, auch „Dolvarchant“ genannt. Die Platte ist 8,70 m lang, 4 m breit und 1 m dick und ruht in der Richtung von Ost nach West auf den Spitzen dreier aufrechtstehenden Steine. An der unteren Seite der Steintafel waren früher Skulpturen sichtbar, welche die Zeit inzwischen zerstört hat. Die Dolmen hatten eine religiöse Bestimmung; wahrscheinlich waren es Opfertische, die, öfters ausgehöhlt, das Blut der Opfer, auch wohl Menschenopfer, aufnahmen.

2. **Keltisches Grab** bei Hérauval (Eure), ca. 1 m unter der Erde aus sechs Steinplatten, die sich je zu zweien mit ihren oberen Seiten dachartig aneinander lehnen und sich gegenseitig als Stütze dienen, gebildet. Es wurden sechs Skelette in demselben (1839) aufgefunden.

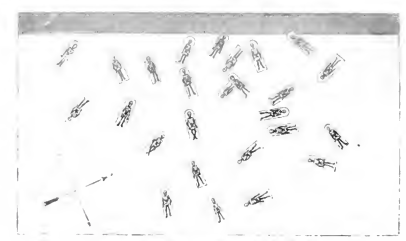
3. **Keltische Grabhügel** (Tumulus) bei Tirlemont in Belgien. Diese aus Erde oder kleinen Steinen aufgeschütteten Hügel kommen in verschiedenen Größen, einzeln, in Gruppen und — wie in diesem Falle — in Reihen vor. Die Zeit ihres Entstehens scheint über das zweite Jahrhundert n. Chr. nicht hinauszureichen. Sie dienten theils als Einzel-, theils als Massengräber, sind demgemäß von geringeren oder größeren Dimensionen und öfter — auf Familiengräber hindeutend — in mehrere aus Steinen gebaute Gänge und Kammern eingeteilt. Die Gebeine, an welchen sich zuweilen Feuerspuren entdecken lassen, sind meistens geordnet, freilich nach verschiedenen Systemen, hineingelegt. Manchmal sind diese Hügel wohl auch Denkmäler, wo dann die Wichtigkeit des Ereignisses, zu dessen Gedenken sie errichtet, ihre Größe bestimmte. Andere dienten als Gerichtsplätze zur Verkündigung und Vollstreckung des Urteils.

4. Die „**pierres plates**“ zu Locmariaker am Golf von Morbihan, ein Gangbau von 2,40 m Breite, 21,50 m Länge und einer Höhe bis zu 1,74 m. Nach Süden mündet derselbe in ein kleines, von nur einer Steinplatte bedecktes Gemach. Der Eingang befindet sich meerwärts, an der Nordseite. Fünf von den als Stütze dienenden, jetzt zerstörten Steinen trugen früher auf der Innenseite unverständliche Figuren. Solche verdeckte Gänge, vom Volke „Feengrotten“ genannt, die sich meistens nach dem Ende zu erweitern und in ein rundes oder viereckiges Gelaß münden, dienten wahrscheinlich religiösen Zwecken.

5. Der „**schwingende Stein**“ bei Perros-Guyrech (Côtes-du-Nord), 14 m lang, 7 m dick, der größte seiner Art; er ruht mit der Spitze, in die er unten verläuft, auf einem platt am Boden liegenden noch größeren Steine und hat bei einer Schwere von etwa 500,000 kg eine so vollkommene Beweglichkeit, daß ein einzelner Mensch imstande ist, ihn in Schwingungen zu versetzen. Seine Oberfläche ist abgeplattet; in ihrer Mitte befindet sich eine Aushöhlung, von welcher eine anscheinend durch Menschenhand gegrabene Rinne ausgeht.

6. **Die Steine von Kervarican; Druidendenkmäler bei Carnac** im Departement Morbihan (Niederbretagne). Die Abbildung zeigt einen Teil der bei Carnac (keltisch, carn = Stein) gelegenen umfangreichsten Stätte druidischer Denkmäler. Dieselden bestehen aus ungefähr 1200 in den Boden gepflanzten rohen Granitobelisken, von denen die höchsten 6—7 m, viele 3—4 m, einige nur 1—2 m hoch sind und die schwersten auf 40,000 kg Gewicht geschätzt werden. Sie sind in parallele und rechtwinkelig sich schneidende Colonnaden geordnet, an deren südlicher Seite ein 20 m hoher konischer Tumulus liegt, unter welchem 1862 ein Gemach mit menschlichen Gebeinen und keltischen Altertümern gefunden wurde. Die Bedeutung dieser Denkmälerstätte ist noch nicht erklärt.

7. **Plan einer gallischen Gräberstätte zu Somsois** (Marne). Wie die meisten alten Gräber, so ist auch diese am Abhange eines Hügels unweit eines alten Weges gelegen. Im Bereiche von 21 m Länge und 12 m Breite liegen in einer Tiefe von 1,30 m die einzelnen durchschnittlich 2 m langen und 65 cm breiten Gräber ohne ausgesprochene Anordnung verstreut. Die Skelette ruhen in ihrer natürlichen Stellung horizontal in denselben. Neben ihnen fanden sich Lanzen, Schwerter, Finger- und Armringe u. dergl.



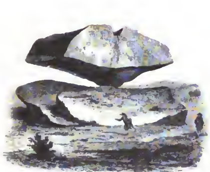
7. Plan einer gallischen Gräberstätte zu Somsois (Marne).



1. Keltischer Dolmen bei Locmariaker in der Bretagne.



3. Keltische Grabhügel bei Tirlemont in Belgien



5. Der schwingende Stein bei Perros-Guyrech (Côtes-du-Nord).



Keltische Denkmä





2. Keltisches Grab bei Hérouval (Eure).



4. Keltischer Gangbau zu Locmariaker.



6. Druidendenkmäler bei Carnac im Departement Morbihan.

(Nach Gailhabaud.)

Viertes Kapitel.

Frankreich und England vom Ausgang des zehnten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Die Entsetzung Karls des Dicken und die Erhebung Arnulfs von Kärnten auf den ostfränkischen Thron hatten zu der endgültigen Trennung des karolingischen Reiches in ein östliches und ein westliches, ein deutsches und ein romanisches geführt. Langsamer und weniger vollständig als in ersterem die deutschen Stämme zu einem nationalen Verbande verwuchsen, entstand in letzterem aus der Verschmelzung sehr ungleichartiger Bestandteile das französische Volk. Aber für seine Kulturentwickelung hatte dieses vor dem deutschen Volke insofern einen bedeutenden Vorsprung voraus, als es in ununterbrochener Folge und daher in viel wirksamerer Weise an der nachlebenden römischen Kultur teil hatte und in einem wirtschaftlich bereits hochentwickelten Lande lebte, während die Deutschen den Boden, auf dem sie leben wollten, zum guten Teil erst einer noch ungebändigten Natur abringen mußten. Dem werdenden deutschen Volke legte die Begründung seiner materiellen Existenz mühselige Arbeit auf, zu einer Zeit, wo sein westlicher Nachbar, trotz tiefen innern Verfalles und schwerer äußerer Heimsuchung, bereits in der glücklichen Lage war, auch höheren geistigen Interessen nachzugehen, deren Pflege hier auf einen engen Kreis beschränkt war.

Das französische Volk ist aus sehr ungleichartigen Bestandteilen erwachsen. Der Zahl nach überwog als die grundlegende Schicht die romanisierte celtische Bevölkerung des alten Gallien, über die sich infolge der fränkischen Eroberung eine ungleiche Schicht germanischen Volkstums gelegt hatte. Am stärksten war diese in den nordöstlichen Gebieten, deren die Franken sich am frühesten bemächtigt hatten, und nahm nach Süden und Westen hin allmählich ab. Dem entsprach auch die Verschiedenheit des Verhältnisses, worin in dem aus der Mischung beider entstehenden Volkstum germanische und romanische Elemente vertreten waren. Am gleichmäßigsten werden sich beide in dem Gebiete an Marne und Seine zusammengefunden und daher dort auch am gründlichsten miteinander vermischt haben, so daß dort der Unterschied zwischen den besiegten Romanen und den erobernden Franken schließlich fast ganz verschwand und beide zu einem neuen, eigenartigen Volkstum zusammenwuchsen. Daher lag auch gerade in jenem Gebiete der Schwerpunkt des

Reiches, in Francien, dem späteren Isle de France, unter dessen Herren die Nachbarlandschaften allmählich in immer weiterem Umkreise politisch zusammengefaßt wurden. Dazu aber kamen als ein fremdartigeres Element, dessen Assimilation größere Schwierigkeiten machte, bedeutende Reste der alten celtischen Einwohnerschaft, die bei der Abgeschlossenheit ihres Gebietes auch von der römischen Kultur wenig beeinflußt worden waren, im Westen die kriegerischen Bretonen und im Süden das tapfere Bergvolk der Iberer. Zu einer ganz eigentümlichen, aber höchst bedeutenden Rolle waren dann nachmals die nordischen Germanen berufen, die sich zu Anfang des zehnten Jahrhunderts in der nach ihnen benannten normännischen Halbinsel niederließen.

Viel ärger als im ostfränkischen Reiche war die Zersplitterung, die mit Ausgang des neunten Jahrhunderts über das westfränkische hereinbrach, da infolge der raschen Entwickelung der Feudalität die dem Namen nach von dem König abhängigen Herzöge, Grafen und Herren thatsächlich in ihren Territorien eine selbständige fürstliche Autorität gewannen und auch die Kirche mit ihrem reichen Gute, das in Deutschland zur Verfügung des Königtums blieb, ganz in ihre Gewalt brachten. Die Folge davon war ein erschöpfender Fehdezustand, unter dem namentlich Bürger und Bauern zu leiden hatten und der schließlich jeder staatlichen Ordnung ein Ende zu machen drohte. Auch der gefeierte Verteidiger von Paris gegen die Normannen, den eine Partei unter den Großen Westfrankens an Stelle Karls des Dicken auf den Thron erhoben hatte, war dem gegenüber ohnmächtig. Zwar mißlang des ehrgeizigen Guido von Spoleto Versuch mit Hilfe des Odo verfeindeten Erzbischofs Fulco von Reims die Krone zu gewinnen, aber weder der in der Bretagne zum König erhobene Häuptling Alan noch Graf Ramnulf von Aquitanien wurde ihm unterthänig; Hoch- und Niederburgund blieben verloren. Die Normannennot dauerte fort, und der Reimser Erzbischof mit seinem Anhang stellte schließlich den letzten Sproß des westfränkischen Karolingerstammes, den nach des Vaters Tode geborenen Sohn Ludwigs des Stammlers, Karl den Einfältigen, 893 als Gegenkönig auf. Aber erst als Odo 898 starb, kehrte das ganze Reich zu dem legitimen Herrscherhause zurück, freilich ohne seine Lage dadurch gebessert zu sehen. Von Rouen aus vereinigte Herzog Rollo die einzelnen normännischen Haufen und trug Raub und Mord bis in die Auvergne. Karl der Einfältige (898 bis 929) schloß mit ihm 912 einen Vertrag, nach dem Rollo zum Christentum übertrat und, hinfort Robert genannt und einer Tochter Karls vermählt, die Küstenlandschaft an der unteren Seine als Lehnsherzogtum erhielt, um von da aus namentlich die Grenzhut gegen die Bretonen zu übernehmen. In mehr als einer Hinsicht erwies sich dieses Abkommen als außerordentlich nützlich. Das Land, das man den Normannen abtrat, war eigentlich



Münze von Karl dem Einfältigen.
Vs. Umschrift: GRATIAD-REX †, im Felde KAROLVS als Monogramm
Rs. DVOS IEM-LLISMT †; im Felde ein Kreuz. (Nach de Witt.)

längst in deren Gewalt und konnte kaum noch als Besitz des westfränkischen Königs gelten. Um einen sehr geringen Preis also hatte man die gefürchteten Feinde zu Bundesgenossen gewonnen, die im Laufe des nächsten Menschenalters auch die Bretagne niederkämpften. Vor allem aber erwiesen sich die kriegerischen Nordlandssöhne auch hier überraschend empfänglich für eine höhere Kultur. Einmal seßhaft und durch Herzog Robert mit unnachsichtiger Strenge zu Zucht und Ordnung gewöhnt, nahmen sie in kurzer Zeit Sitte, Sprache und Bildung der Franken an und entwickelten bei ihrer geistigen Beweglichkeit und Bildsamkeit auf der Grundlage ihrer frischen jugendlichen Kraft die charakteristischen Eigenschaften des erst entstehenden französischen Volkes so früh und so scharf, daß sie auf die fernere Gestaltung desselben maßgebenden Einfluß übten. Insbesondere bildeten sie im Anschluß an ihre alte kriegerische Organisation die Feudalität mit eigentümlicher militärischer Straffheit aus und steigerten sie zu ungekannter Leistungsfähigkeit. Dem Königtum freilich erwuchs daraus zunächst kein Vorteil. Inmitten der Parteikämpfe zwischen den übermächtigen Großen, unter denen namentlich Herzog Robert von Francien gefährlich war, sank dieses immer tiefer. Als Robert, zum Gegenkönig ausgerufen, 923 gegen Karl bei Soissons gefallen war, setzte sein Sohn Hugo der Große den Kampf gegen das legitime Königtum fort, und nur der Streit der im Siege hadernden Gegner befreite Karl vorübergehend aus der Gefangenschaft, in die er geraten war; bald aber befand er sich wieder in Haft, während sein Schwager, Herzog Rudolf von Burgund, mit wechselndem Glücke die usurpierte Krone zu verteidigen suchte. Als dieser aber 929 starb, erhoben die Großen des Reiches des bereits 928 verstorbenen Karl des Einfältigen Sohn Ludwig, den seine Mutter nach England geflüchtet hatte, auf den Thron. Auch dieser, Ludwig IV. (936—54), der als unreifer Jüngling, aus der Verbannung zurückgerufen und deshalb der Überseeische (d'Outremer) genannt, zur Regierung kam, hatte fast unausgesetzt mit Aufständen zu ringen, in denen der mächtige Hugo der Große von Francien eine bedeutende Rolle spielte. Dennoch benutzte er später den Bruderstreit, der in Deutschland zwischen König Otto und Heinrich ausgebrochen, und die Anteilnahme Giselberts von Lothringen daran zu dem vergeblichen Versuch das zur Zeit Karls des Einfältigen an das östliche Reich zurückgefallene Lothringen wieder an sich zu bringen. Als er dann nach der Ermordung des Herzogs Wilhelm durch den Grafen Arnulf von Flandern die Normandie an die Krone zu bringen versuchte, wurde er gefangen genommen und an Hugo von Francien ausgeliefert. Da wandte er sich um Rettung an den deutschen König Otto, dessen Schwester Gerberga, die Witwe Giselberts von Lothringen, er ge-



Münze von Ludwig IV. d'Outremer.
Vs. Umschrift: GRATIA DI REX, im Felde kreisförmig LVDOVICVS. Rs. in zwei zwischen zwei Kreuzen stehenden Zeilen PARISI CIVITA. Silberdenar. (Nach de Witt.)

heiratet hatte. Aber mit dem Zug, den er 946—47 nach Frankreich unternahm, hatte Otto keinen Erfolg und mußte sich damit begnügen, zwischen Hugo, der ihm durch die Ehe mit seiner Schwester Hedwig ebenfalls verschwägert war, und dem aus der Haft entlassenen König einen unsicheren Stillstand zu vermitteln. In Übereinstimmung mit der römischen Kurie wollte er den Streit dann 948 vor einer Synode in Ingelheim zum Austrag bringen. Ludwig selbst erschien dort; aber auf Hugo von Francien machte die Androhung des Bannes keinen Eindruck. Auch der Bann selbst schüchterte ihn nicht ein, und erst nach mehrjährigen Kämpfen gelang es Otto, mit Hilfe des Herzogs Konrad von Lothringen und der Geistlichkeit einen leidlichen Stillstand zu vermitteln.

Nur durch neue Opfer an Land und Leuten ließ sich daher nach Ludwigs Tode Hugo von Francien die Anerkennung des unmündigen Lothar III. (954—86), des Sohnes Ludwigs von Gerberga, abkaufen, den die Großen unter Einwirkung des Erzbischofs Bruno von Köln zum König erhoben. Aber schon 956 starb er, und die Teilung seiner reichen Besitzungen, von denen sein ältester Sohn, Hugo mit dem Beinamen Capet, Francien nebst den Grafschaften Paris und Orleans, der zweite, Otto, Burgund erhielt, minderte die gefährliche Übermacht des francischen Herzogshauses. Während der Streitigkeiten, die nach Otto des Großen Tode in Lothringen ausbrachen, als Giselberts Neffen, des Grafen Reginar von Hennegau Söhne, ihr Erbe zurückzugewinnen trachteten, versuchte Lothar III. 978 durch plötzlichen Überfall Lothringen zu erobern. Aber sein Zug bis nach Aachen wurde durch das Erscheinen eines deutschen Heeres unter den Mauern vor Paris reichlich vergolten, und der Friede ließ Lothringen beim Deutschen Reich. Die Erneuerung des Angriffs 983 nach dem Tode Otto II. hatte keinen bessern Erfolg. Den Thron seinem Geschlecht zu sichern, nahm Lothar III. seinen einzigen Sohn Ludwig V. zum Mitregenten an. So fand dessen Nachfolge nach dem Tode des Vaters keinen Widerspruch, aber auch seine Autorität galt nur in einem ganz beschränkten Gebiete, der Stadt Laon und ihrer nächsten Nachbarschaft. Als er nach wenigen Monaten, im Mai 987, einem frühzeitigen Tode erlag, da endlich griff das mächtige Geschlecht der Herzöge von Francien selbst nach der Krone. Der ältere Sohn Hugos des Großen, Hugo Capet, wurde in Noyon von den Großen zum König erhoben und in Reims gesalbt und gekrönt. Freilich stand gegen ihn Karl von Niederlothringen auf, der Bruder Lothars III., im Bunde mit seinem Halbbruder Arnulf, der sich des Reimser Erzbistums bemächtigt hatte, und auch Herzog Wilhelm von Aquitanien ergriff ihre Partei. Aber durch die listige Gefangennahme Karls und Arnulfs beraubte Hugo Capet die Bewegung ihrer Häupter und nötigte die übrigen



Münze von Hugo Capet.

Vs. Umschrift: † GRATIA DI DVX, im Felde das Monogramm HVGO. Rs. im Felde PARISI CIVITA in zwei Zeilen zwischen zwei Kreuzen. Silber. (Nach de Witt.)

Teilnehmer zur Unterwerfung. Arnulf wurde durch Gerbert von Aurillac ersetzt, Karl von Niederlothringen und sein Sohn beschlossen ihr Leben als Staatsgefangene: der Übergang der Herrschaft von dem lange tief entwürdigten Hause der Karolinger auf die Capetinger fand allgemeine Anerkennung.

Zunächst war damit freilich nur wenig geändert. Bei der hilflosen Ohnmacht der letzten Karolinger bedeutete die Erwerbung der Krone für die Capetinger weder einen Zuwachs an Gebiet noch an Autorität. Wohl aber kam der reiche Besitz, den die Capetinger im Laufe der Zeit erworben und noch zuletzt durch die den karolingischen Königen abgepreßten Abtretungen vermehrt hatten, dem Königtum zu gute und ermöglichte ihm die kräftigere Geltendmachung seiner Befugnisse: denn von dem Herzogtum Francien gingen zu Lehen die Grafschaften Anjou, die alle anderen an Umfang und Bedeutung übertraf, Touraine, Blois, Chartres, Gatinais, Maine und Senlis; dazu gehörten die von Paris, Etampes, Melun und Orleans, und daher gebot kein anderer von den französischen Dynasten über ein so stattliches Vasallenheer wie sein Inhaber. Eine praktisch politische Bedeutung erhielt das nun durch die besondere Entwickelung der Feudalität gerade in Frankreich. Während in Deutschland die den Eintritt in den Lehnsverband bezeichnende Huldigung bald als Formalität angesehen wurde, der eine ernstlich verbindliche Kraft nicht beiwohnte, verknüpfte man damit in Westfranken eine höhere Vorstellung, die ihr auch eine größere politische Wichtigkeit verlieh. Durch die kirchliche Salbung und Krönung empfing der französische König eine Weihe, die ihn weit über die ihm an Macht gleichstehenden Großen erhob und diesen gewisse moralische Verpflichtungen auferlegte, die sie nicht ungestraft verletzen durften. Dem König als dem Gesalbten des Herrn waren sie durch eine von der Kirche sanktionierte Pflicht moralisch verbunden; ihm die Treue brechen hieß zugleich gegen die Kirche fehlen und die Strafe des Himmels herausfordern, und da nun der König an der Spitze der gesamten Lehnsordnung stand und auch die niederen Vasallen in ihm den Lehnsherrn ihrer Lehnsherren ehrten, so entwickelte sich schließlich die dem deutschen Lehnsrecht allzu früh abhanden gekommene Vorstellung, daß dem König sich widersetzen zugleich eine Widersetzlichkeit gegen den eigenen Lehnsherrn enthalte, dem König die Treue brechen einem Treubruch gegen den eigenen Herrn gleichkomme und demgemäß gebüßt werden müsse. Diese Anschauung verlieh dem König hier trotz seiner geringen Macht eine höhere Autorität, da der Lehnsverband durch die Vermittelung der Kirche gewissermaßen im Sittengesetze wurzelte: als der oberste Hort der Lehnstreue, über die der von ihm geleitete oberste Lehnshof wachte, erlangte der König allmählich eine politische Autorität, die von der der großen Lehnsherren ihrem Wesen nach verschieden war. Befördert wurde diese Entwickelung durch den frühzeitigen Wegfall des Wahlrechts der Großen, das die Capetinger dadurch allmählich entwerteten und schließlich beseitigten, daß regelmäßig jeder König seinen erstgebornen Sohn schon bei Lebzeiten zum Mitregenten annahm und als solchen krönen ließ: bei dem Tode des Vaters rückte

derselbe dann ohne weiteres in den frei gewordenen ersten Platz ein, und nur eine sehr schattenhafte Erinnerung an das ehemalige Wahlrecht lebte in der Huldigung fort, welche die Großen dem neuen König leisteten, — einem Akte der förmlichen Anerkennung einer im übrigen nicht weiter anfechtbaren Thatsache. Diese früh entwickelte und konsequent verfolgte Hauspolitik der Capetinger hat Frankreich unvermerkt zur Erbmonarchie geführt: sie gab einmal dem Königtum, obgleich sich unter seinen Trägern bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts nicht eine einzige über das Mittelmaß hinausreichende Persönlichkeit befunden hat, eine innere Stetigkeit und damit ein steigender Wirksamkeit gewisses Schwergewicht, wie sie dem deutschen Königtum trotz seiner großen und genialen Träger versagt geblieben sind, und schuf zwischen den Interessen des Herrscherhauses und denen der Nation eine Einheit, die Deutschland selbst in den Zeiten seiner glänzendsten Entfaltung nicht gekannt hat. So erschien das Königtum hier in gleichmäßiger Folge Menschenalter hindurch als die berufene Vertretung der gesamten Nation.

Von nicht geringerer Bedeutung für die Gestaltung des französischen Staatswesens war ferner die andersgeartete Stellung, welche dort im Vergleich mit Deutschland die Kirche einnahm. Ein geistliches Fürstentum hat Frankreich nicht gekannt, vielmehr gab es dort nur vereinzelte Bischöfe, die eine ähnliche Doppelstellung einnahmen wie die deutschen. Denn nur der Erzbischof von Reims und die Bischöfe von Laon, Langres, Beauvais, Noyon und Chalons hatten in einem Teil ihrer Sprengel auch landesherrliche Befugnisse, alle anderen, so reich begütert sie sein mochten, waren trotz ihrer früh erworbenen und sorgsam gehegten Immunität politisch durchaus abhängig vom Königtum und dem Staate dienstbar geblieben und besaßen Grafschaftsrechte nicht über den Umfang des zur Ausstattung ihrer Kirchen bestimmten Landes hinaus. Dementsprechend ernannte in den unmittelbar der Krone unterstellten Gebieten der König, in den großen Kronlehen der Landesherr die Bischöfe und verfügte so über die militärischen und finanziellen Mittel der betreffenden Kirchen. Daher hat Frankreich denn auch an dem Investiturstreit unmittelbar keinen Anteil gehabt: es herrschte dort in Bezug auf die Punkte, die für Deutschland so heftig umstritten wurden, ein gewisser mittlerer Brauch, der dem staatlichen und dem kirchlichen Standpunkte gleichmäßig gerecht wurde und der Kurie um so eher annehmbar schien, als sie des französischen Königtums als ihres wichtigsten Rückhaltes gegen Deutschland nicht entbehren konnte. War ein Bistum erledigt, so wählte nach eingeholter königlicher Erlaubnis das betreffende Kapitel einen neuen Hirten, der nach Empfang der Weihe zur Entgegennahme der Belehnung mit dem Weltlichen am Hofe erschien. Hier fehlte der Gegensatz, in den die deutschen Bischöfe durch ihre weltlichen Machtinteressen so leicht zu der Krone gerieten: ohne weltlich-fürstliche Rechte und Ansprüche waren die französischen auf engen Anschluß an die Krone hingewiesen und haben daher auch in den großen inneren Krisen meist zu ihr gestanden.

Gewiß war die Stellung des französischen Episkopates natürlicher und gesünder als die des deutschen und des burgundischen: sie bewahrte den Klerus vor tieferer Verstrickung in rein weltliche Händel und ermöglichte ihm eine ungestörte, verdienstvolle Thätigkeit auf dem Gebiete, auf das die Kirche ihrem Beruf nach vornehmlich hingewiesen ist. Die deutsche Kirche des zehnten bis zwölften Jahrhunderts hat treffliche Regenten und bedeutende Staatsmänner hervorgebracht, jedoch niemanden fast, der auf die theologische Wissenschaft und das kirchliche Leben überhaupt ähnlich epochemachend eingewirkt hätte, wie das eine ganze Reihe französischer Kleriker gethan hat. Die reformatorischen Bewegungen, welche die Wendepunkte in der Geschichte der mittelalterlichen Kirche bezeichnen, entsprangen ausnahmslos in Frankreich. Die Cluniacenser so gut wie die Prämonstratenser und die Cistercienser sind von dort ausgegangen, und die theologische Wissenschaft jener Zeit hat die entscheidenden Impulse und die maßgebenden Formen ihrer Gestaltung jederzeit von dorther empfangen. In Paris ist die Scholastik zu dem System ausgestaltet, welches das Geistesleben des Abendlandes, Jahrhunderte lang beherrschen konnte. Dort lag das geistige Zentrum des Abendlandes, und die dortige Theologenschule war der Hort der Orthodoxie, zugleich freilich auch die Stätte, wo im Kampfe der Geister freiere Richtungen zuerst kühn hervortraten.

An innerer Einheitlichkeit, Stetigkeit der fortschreitenden Bewegung und Lebensfähigkeit des Ergebnisses übertrifft die Entwickelung Frankreichs die Deutschlands bei weitem, mag sie ihr an historischem Interesse und dramatischer Bewegtheit nachstehen. In Deutschlands Geschichte üben einzelne große Persönlichkeiten entscheidenden Einfluß, indem sie den Gang der Entwickelung beinahe gewaltsam durchbrechen und in eine bestimmte Richtung abzulenken versuchen. In Frankreich folgen die meist mäßig begabten capetingischen Könige jener Zeit dem Zuge, den die nationale Entwickelung in Kirche und Staat einschlug, und gewinnen von da aus an moralischer Autorität und politischer Bedeutung. Dadurch wurden auch die nachteiligen Wirkungen aufgehoben, die einzelne heftige Krisen im Innern, die freilich meist persönliche Anlässe hatten, auf den Fortgang der an das Königtum geknüpften nationalen Entwickelung auszuüben drohten.

Der Nachfolger Hugo Capets, der im Oktober 996 starb, war sein Sohn Robert (996—1031). Unter Gerbert von Reims gelehrt gebildet, hatte er mehr für kirchliche und litterarische Interessen Sinn als für die mannigfachen Händel, die Frankreich mit wüstem Waffenlärm erfüllten, kam aber durch die eigenmächtige Scheidung seiner ersten Ehe und die Heirat mit Bertha von Burgund, einer Nichte der Kaiserin Adelheid, welche die Kirche wegen Verwandtschaft der Gatten verwarf, mit der römischen Kurie in einen heftigen Streit, in dem er sich schließlich dem Spruche Gregors V. (996—999) beugen mußte. Ihm folgte sein dritter Sohn Heinrich I. (1031—60), der bisher das Herzogtum Burgund inne gehabt hatte, das er nun seinem jüngeren Bruder Robert überließ: dennoch empörte sich dieser, um die Krone an sich



Angebliche Statue
Herzog Roberts von der Normandie;
in der Kathedrale zu Gloucester. (Nach Stothard.)

zu bringen. Anfangs in harter Bedrängnis, ja zur Flucht aus dem Lande genötigt, gewann Heinrich mit Hilfe des Herzogs Robert von der Normandie — der als des Brudermords verdächtig vom Volke der Teufel genannt wurde und 1035 auf einer Bußfahrt nach dem heiligen Lande in Nicäa starb — die Herrschaft wieder und behauptete sie auch in mannigfachen Kämpfen mit den rebellischen Großen.

Ernste Schwierigkeiten brachte Frankreich die Regierung des dritten Capetingers, des trotz seiner Unmündigkeit noch bei Lebzeiten seines Vaters mit großem Prunk zum König gekrönten Philipp I. (1060—1108). Anfangs unter der Regentschaft des tüchtigen Grafen Balduin von Flandern, geriet er später auf Abwege, die ihn namentlich auch mit dem hierarchischen Papsttum in einen schweren Konflikt brachten. Schlaff und unkriegerisch hatte er keinen Anteil an dem begeisterten Aufschwung, den unter dem Einfluß der Kreuzzugsbewegung das thatenlustige französische Rittertum nahm; durch einen anstößigen Ehehandel bereitete er dem Papsttum, das ihm in der Investiturfrage aus Rücksicht auf Deutschland mit großer Nachsicht begegnet war, einen Triumph, der nicht bloß seine Person, sondern das Königtum als solches empfindlich traf. Nach zwanzigjähriger Ehe hatte er seine Gemahlin Bertha, die Tochter Roberts des Friesen, des mächtigen Grafen von Holland und Flandern, der auch der Schwiegervater Wilhelms von der Normandie war, unter nichtigen Vorwänden verstoßen und in ein Kloster verwiesen und sich

mit Bertrade, der von ihm entführten schönen Gattin des reichen Grafen Fulco von Anjou, vermählt. Den Mahnungen der Geistlichkeit bot er Trotz; auch der Bann, den eine Versammlung der französischen Bischöfe aussprach, machte keinen Eindruck auf ihn. Da kam 1095 Urban II. selbst nach Frankreich und erneute die Exkommunikation auf dem Konzil zu Clermont, das die Waffnung der abendländischen Christenheit zur Befreiung des heiligen Landes beschloß. Nun erst gehorchte Philipp, bald aber kehrte Bertrade in sein Haus zurück; von neuem schritt die Kirche strafend ein, um doch nur vorübergehend Gehorsam von ihm zu erzwingen. Bei der hohen Bedeutung, welche die kirchliche Weihe dem französischen Königtum gab, that dieser durch arge sittliche Verschuldung herbeigeführte Konflikt mit der Kirche der Krone schweren Abbruch, zumal in einer Zeit, wo infolge der Eroberung Englands durch den von der Kirche bevollmächtigten Normannenherzog das französische Königtum durch die Übermacht eines Vasallen, der jenseits des Kanals Souverän war, ohnehin schon ernstlich bedroht wurde.

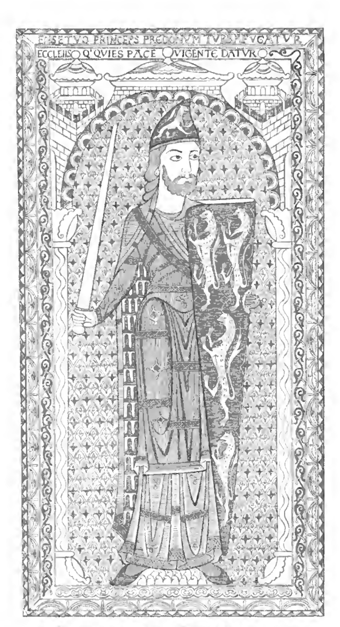

Brakteat des Königs Philipp. (Nach Essenwein.)

Mit Philipps Sohn, Ludwig VI. (1108 bis 1137), begann eine bessere Zeit. Nachdem er sich mit Hilfe der Geistlichkeit, namentlich des Bischofs Ivo von Chartres, die Nachfolge, von der die Großen ihn auszuschließen wünschten, gesichert hatte, trat er mit rücksichtsloser Strenge dem wüsten Fehdewesen entgegen, das unter dem schwachen Vater furchtbar überhand genommen hatte. Deshalb griff ein Teil des Adels gegen ihn zu den Waffen. Mit Hilfe der Rebellen versuchte seine Stiefmutter Bertrade einem ihrer Söhne, obgleich dieselben einer kirchlich annullierten Ehe entstammten, die Krone zu verschaffen. Dazu kam dann ein mehrjähriger Krieg mit Heinrich I. von England, der seinem Neffen Wilhelm, dem Sohne Herzog Roberts, die Normandie entriß, deren dauernde Vereinigung mit England bereits als eine schwere Gefahr für das französische Königtum erkannt war. Schließlich vermittelte Papst Kalixtus II. den Frieden, der freilich die Gegensätze nicht ausglich. Auch Ludwigs Versuch Flandern enger mit Frankreich zu verbinden, hatte nach wechselvollen Kämpfen schließlich keinen Erfolg. Glänzende Aussichten glaubte Ludwig VI. seinem Hause zu erschließen, als er seinen Sohn Ludwig, der ebenfalls bereits Krönung und Salbung empfangen hatte, mit der reichsten Erbin Frankreichs vermählte, der schönen und heißblütigen Eleonore, der Tochter Herzog Wilhelms X. von Aquitanien, der auf einer Pilgerreise nach dem Grabe des heiligen Jacobus zu Compostella fern der Heimat gestorben war. Sie brachte ihrem Gemahl die Anwartschaft auf die reichen Landschaften im Süden der Loire zu, Guienne, Poitou und Gascogne. Schließlich wurde diese Ehe für Frankreich und die Capetinger die Quelle endloser Kriege und der aller-

schwersten Bedrängnis. Denn während Ludwig VII. (1137—80), beraten von dem staatsklugen Abte Suger von S. Denis, im Innern die Politik seiner Vorgänger weiterführte und in den vielfach begünstigten Städten einen Rückhalt gegen die großen Vasallen und die mit den Städten hadernden Bischöfe fand, nach außen durch engen Anschluß an das hierarchische Papsttum auf Schwächung des deutschen Königtums hinarbeitete, führte die Leichtfertigkeit Eleonorens, die ihn auf dem zweiten unglücklichen Kreuzzuge begleitete, zur Lösung der Ehe, die ohnehin von kirchlicher Seite wegen der Verwandtschaft der Gatten angefochten war und den König in seinem Gewissen beunruhigte. Ein Beweis strenger Rechtlichkeit, aber politisch ein schwerer Fehler war es, daß Ludwig VII. nun auch auf all die Rechte verzichtete, die ihm mit Eleonorens Hand auf Südfrankreich zu teil geworden waren. Denn als Eleonore sich danach mit Heinrich von Anjou verheiratete, dem Sohne der Witwe Kaiser Heinrichs V. aus ihrer Ehe mit Gotfried Plantagenet von Anjou, erhielt dieser, der bereits die englische Krone beanspruchte, jene reichen Gebiete, deren bald danach erfolgte Vereinigung mit der Normandie und England das französische Königtum zu völliger Ohnmacht herabzudrücken drohte.

Mit der Erhebung der Plantegenets auf den Thron Englands gewinnt dieses für länger als ein Menschenalter die leitende Stellung in Westeuropa, obgleich es der nationalen Einheit noch entbehrte und in seinen festländischen Teilen, wenn auch nicht gerade französisch, so doch sicher romanisch war.

In einem nationalen Heldenkampfe hatte Alfred der Große die Grundlagen des angelsächsischen Staates gegen den zerstörenden Ansturm der Normannen verteidigt. Seine Nachfolger waren weniger tüchtig und weniger glücklich: sie vermochten nicht die erneute Dänennot von dem Lande abzuwehren. Alfreds Sohn Edward (901—24) sicherte des Vaters Erfolge durch die Anlegung von Grenzburgen und gab so vielleicht dem deutschen König Heinrich, dessen Sohn Otto seine Tochter Edith heiratete, Anregung und Vorbild zu den Verteidigungsanstalten, die Sachsen gegen die Ungarn deckten. Sein Sohn und Nachfolger Äthelstan erfocht 937 bei Brunanburg einen herrlichen Sieg über die verbündeten Dänen und Schotten und unterwarf die aufständischen Northumbrier. Dauernd aber wurden diese erst durch Äthelstans Nachfolger, seine jüngeren Brüder Edmund (941—46) und Edred (946—57), unterworfen. Dann folgt eine Zeit schnellen Verfalls, in der die Erfolge Alfreds des Großen unaufhaltsam verloren gehen. Edreds Nachfolger, Edwin (955—59), der Sohn Edmunds, geriet infolge eines anstößigen Liebeshandels in einen schweren Konflikt mit der angelsächsischen Geistlichkeit, die des Königs persönliche Verstöße benutzte, um das Königtum zu demütigen. So übertrug die hierarchische Partei, an ihrer Spitze Dunstan, der Abt von Glocesterbury, den Streit auf das politische Gebiet: bei einem von ihr veranlaßten Aufruhr wurde der König getötet und durch seinen Bruder Edgar (950—975) ersetzt. Tapfer und glücklich im Kampfe mit Iren und Dänen, im übrigen aber von lockerer Sitte und vor-



Gotfried Plantagenet, Earl von Maine und Anjou. † 1149.
Grabplatte in Schmelzarbeit. Ehemals in der Kathedrale St. Julien zu Mans, jetzt im Museum zu Mans.
(Nach Stothard.)

nehmlich galanten Abenteuern nachgehend, überließ dieser die Leitung von Staat und Kirche den Männern, denen er die Krone verdankte, obenan dem zum Erzbischof von Canterbury aufgestiegenen Dunstan. Sein Tod und die Unmündigkeit seines Sohnes Edward (975—78) gaben die Herrschaft vollends in die Hand dieser Leute, veranlaßten aber auch ein heftigeres Gegenstreben, so daß das Reich von leidenschaftlichen Parteikämpfen zerrissen wurde. Auf Anlaß seiner Stiefmutter wurde Edward ermordet und sein Stiefbruder Äthelred II. (978 — 1018) erhoben: die fast vierzigjährige Regierung desselben führte zu tiefem Verfall des Reiches, besonders seit 988 Dunstan gestorben war und der junge König seiner zwar eigennützigen, aber kraftvollen Leitung entbehrte. Die inneren Wirren veranlaßten nun auch die Dänen zur Erneuerung ihrer Einfälle, denen die Angelsachsen sich nicht mehr gewachsen zeigten. Durch schmähliche Tributzahlungen suchten sie die übermütigen Feinde abzukaufen, um immer nach einiger Zeit mit neuen Anforderungen heimgesucht zu werden: bald mußte eine besondere dauernde Abgabe auf das Land gelegt werden, das „Dänengeld“, aus dessen Ertrag die sich immer schneller wiederholenden Däneneinfälle abgekauft werden sollten. Der Erfolg war natürlich unbefriedigend: die Einrichtung lockte vielmehr immer neue Dänenscharen in das Land. Die Grenzlandschaften wurden allmählich ganz von den fremden Eindringlingen okkupiert, die den angelsächsischen Grundherren und Bauern durch Raub, Erpressung und Mißhandlung aller Art zum äußersten brachten. Nach geheimer Verabredung erhoben sich diese endlich an einem und demselben Tage, überfielen die Fremdlinge und machten ihrer, soviel sie konnten, meuchlings nieder und schonten in ihrer leidenschaftlichen Erbitterung selbst Weiber und Kinder nicht. Dieser Dänenmord vom Tage des heiligen Briccius (13. November) 1002 beschleunigte die Katastrophe des angelsächsischen Reiches: denn um Blutrache zu üben, fielen die Dänen nun erst recht über das meuchelmörderische Volk her, das nach wie vor von inneren Parteiungen zerrissen und durch das Dänengeld ausgesogen, zu erfolgreichem Widerstand allmählich ganz unfähig wurde. So konnte der Dänenkönig Sven im Jahre 1013 ohne besondere Schwierigkeit die förmliche Eroberung zu Ende führen: die meisten angelsächsischen Großen erkauften durch Huldigung des Siegers Gnade, Äthelred floh nach der Normandie, deren Herzog Wilhelm ihm seine Schwester Emma vermählt hatte. Sein Versuch nach Svens frühem Tod 1014 sein Reich zurückzugewinnen, wurde durch dessen großen Sohn Knud wieder vereitelt; er selbst starb darüber, sein tapferer Sohn Edmund behauptete sich mühsam im südlichen Teile des Landes. Als er 1016 starb, wurde der Däne Knud in feierlicher Reichsversammlung auch von den angelsächsischen Großen als ihr König anerkannt.

König Knud, der mit der Herrschaft über England die über Dänemark und Norwegen verband, gehört zu den bedeutendsten Herrschergestalten des Mittelalters und ist nicht mit Unrecht als der Große bezeichnet worden. An der Spitze eines wilden Erobervolkes hatte er doch volles Verständnis für die



[illegible] die Leitung von [illegible] Krone verdankte, obenan dem [illegible] Dunstan. Sein Tod und die [illegible] gaben die Herrschaft vollends [illegible] aber auch ein heftigeres Gegenstreben [illegible] Parteikämpfen zerrissen wurde. Au[illegible] ermordet und sein Stiefbruder [illegible] die fast vierzigjährige Regierung des [illegible] besonders seit 988 Dunstan ge[illegible] zwar eigennützigen, aber kraftvollen [illegible] veranlaßten nun auch die Dänen [illegible] Angelsachsen sich nicht mehr gewachsen [illegible] suchten sie die übermütigen Feinde [illegible] mit neuen Anforderungen heimgesucht [illegible] dauernde Abgabe auf das Land gelegt [illegible] Ertrag die sich immer schneller wieder[illegible] sollten. Der Erfolg war natürlich [illegible] lockte vielmehr immer neue Dänenscharen [illegible] wurden allmählich ganz von den [illegible], die den angelsächsischen Grundherren und [illegible] und Mißhandlung aller Art zum äußersten [illegible] geheimer Verabredung erhoben sich diese endlich an einem [illegible] Tage, überfielen die Fremdlinge und machten ihrer, soviel [illegible] nieder und schonten in ihrer leidenschaftlichen Er[illegible] nicht. Dieser Dänenmord vom Tage des [illegible] 1002 beschleunigte die Katastrophe des [illegible] um Blutrache zu üben, fielen die Dänen nun [illegible] Volk her, das nach wie vor von inneren Parteiungen [illegible] und durch das Dänengeld ausgesogen, zu erfolgreichem Widerstand allmählich ganz unfähig wurde. So konnte der Dänenkönig Sven im Jahre 1013 ohne besondere Schwierigkeit die förmliche Eroberung zu Ende führen; die meisten angelsächsischen Großen erkauften durch Huldigung [illegible] floh nach der Normandie, deren Herzog Wilhelm [illegible] Emma vermählt hatte. Sein Versuch nach Svens [illegible] zurückzugewinnen, wurde durch dessen großen [illegible] selbst starb darüber, sein tapferer Sohn Edmund [illegible] Teile des Landes. Als er 1016 starb, [illegible] feierlicher Reichsversammlung auch von den angel[illegible] König anerkannt.

König [illegible], der mit der Herrschaft über England die über Dänemark und [illegible] verband, gehört zu den bedeutendsten Herrschergestalten des Mittelalters und ist nicht mit Unrecht als der Große bezeichnet worden. An der Spitze eines rohen Erobervolkes hatte er doch volles Verständnis für die



König Edgar.

Malerei auf Purpurgrund in einer angelsächsischen Handschrift des 10. Jahrh., die Schenkung des Königs an das Bistum Winchester 966) darstellend. London, brit. Mus. (Nach Westwood)

Segnungen friedlicher Kultur; im Heidentume aufgewachsen, erkannte er doch im Christentume die Macht, der die Zukunft gehörte. Durch beider bildenden Einfluß wollte er seine Dänen aus der nordischen Barbarei erlösen. So trat er zum Christentume über, machte 1026 eine Wallfahrt nach Rom und knüpfte damit eigentlich an die großen, kulturgeschichtlich so wichtig gewordenen Traditionen der besten angelsächsischen Zeit an, bestrebt, den im Laufe von Menschenaltern aufgesammelten nationalen Haß zwischen Dänen und Angelsachsen zu entwaffnen und beide Völker zu friedlichem Nebeneinander zu gewöhnen und von da aus vielleicht allmählich zu dauernder Lebensgemeinschaft zu führen. Dazu bedurfte es freilich eines ernsten Willens, einer festen und ruhigen Hand und gleichmäßiger Strenge gegen beide Teile. All das aber besaß Knud der Große in reichem Maße, so daß auch die Angelsachsen sich in ihr Schicksal fanden und nach dem trostlosen Wirrsal der letzten Jahrzehnte sich des Friedens und der Ordnung freuten, die des Dänenkönigs straffes Regiment ihnen gewährte. Indem er Äthelreds Witwe, die Normännin Emma, heiratete, bahnte Knud im königlichen Hause selbst die Ausgleichung der nationalen Gegensätze an. Aber eben hier entsprang neues Unheil.



Siegel von Edward dem Bekenner.
Umschrift: SIGILLVM EADVVARDI ANGLORVM BASILEI +
Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Denn als Knud 1035 einem frühen Tode erlag, trat eine Dreispaltung des Reiches ein. Nicht genug, daß die Angelsachsen Äthelreds Sohn Edward zum König ausriefen, auch die Dänen waren uneinig: die einen machten Knuds erstgeborenen Sohn Harald, die anderen den Knaben, den Emma geboren, zum König. Durch Haralds frühen Tod erlangte letzterer bei allen Dänen Anerkennung, untergrub aber seine Herrschaft durch tyrannische Willkür. Sein Tod 1042 bahnte Edward den Weg zum Throne. Aber dieser war nicht bloß in engherziger kirchlicher Denkweise befangen und nach Neigungen und Lebensweise mehr zum Mönch als zum Fürsten eines kriegerischen Volkes geeignet, sondern er war infolge seiner Erziehung in der Normandie auch dem angelsächsischen Volkstum entfremdet und hing an der fremden normännisch-

französischen Sitte, die er an seinem Hofe zur Geltung zu bringen suchte. Die Erhebung normännischer Geistlicher zu den höchsten Würden der angelsächsischen Kirche drohte diese ihres nationalen Zuges zu berauben. Erst eine Volkserhebung unter Graf Goswin von Wessex that 1052 diesem gefährlichen Treiben Einhalt, verurteilte aber Edward, den seine kirchlichen Freunde mit dem nicht eben als Ruhm zu deutenden Beinamen des Bekenners belegten, vollends zu trauriger Unbedeutendheit. Selbst die Aufzeichnung der alten angelsächsischen Gesetze, aus der ihm die Nachwelt mißverständlicher Weise ein besonderes Verdienst hat machen wollen, ist ihm durch seine meuternden Unterthanen abgezwungen, um der weiteren Einschleppung fremder Rechtsbräuche einen Damm entgegenzusetzen. Wie sehr Edwards schwächliche und unvolkstümliche Regierung das angelsächsische Volk dem Königshause entfremdet hatte, zeigte sich, als nach seinem Tode 1058 nicht der letzte Sproß des legitimen Königshauses, der Sohn von König Äthelreds tapferem Sohne Edmund, Edgar Ätheling, sondern Harald, der Sohn des Führers der nationalen Opposition gegen Edward den Bekenner, auf den Thron erhoben wurde. Doch war die Entartung des angelsächsischen Volkes schon so weit vorgeschritten, daß es in ihm eine starke Partei gab, die um ihres besonderen Vorteils willen ein kriegerisches nationales Königtum, wie es Harald verhieß, gar nicht wünschte. So dachte außer einzelnen eigensüchtigen Großen, welche die unter dem schwachen Bekenner erlangte Unabhängigkeit bewahren wollten, namentlich die Mehrheit der hohen Geistlichkeit, die seit Edwards Zeiten stark mit normännischen und hierarchischen Elementen durchsetzt war. Ihre Wünsche begegneten sich so mit den Entwürfen des Herzogs Wilhelm von der Normandie, der aus der Verschwägerung seines Hauses mit dem der angelsächsischen Könige Erbansprüche herleitete, thatsächlich aber doch nur nach alter Normannenart als kriegsgewaltiger Eroberer ein Glück machen wollte, wie es seinen Volksgenossen in Unteritalien und Sizilien, seinen Vorfahren in der Normandie zu teil geworden war. Einen Bundesgenossen fand er dabei in dem hierarchischen Papsttum, das die nationalen Kirchen zu beseitigen, nach der römischen Schablone umzugestalten und ganz von sich abhängig zu machen strebte und die Gelegenheit benutzte, um die Theorie von der Überordnung des Papsttums über alles weltliche Fürstentum samt seinem Rechte, Staaten und Kronen zu vergeben, einmal thatsächlich zur Anerkennung zu bringen. So wurde Wilhelm von Papst Alexander II., als ob es einen Kampf gegen Ungläubige gälte, feierlich zum Kriege gegen die Angelsachsen geweiht und zog unter einer aus Rom übersandten Fahne und mit kostbaren Reliquien ausgerüstet gegen Harald zu Felde, den die Kirche als Usurpator bannte. Durch einen Aufstand des eigenen Bruders beschäftigt, konnte Harald die Landung des gewaltigen Heeres nicht hindern, mit dem Herzog Wilhelm im Herbste 1066 über den Kanal setzte. An der südlichen Küste von Sussex, bei Hastings, kam es am 14. Oktober 1066 zu der Entscheidungsschlacht, in der sich unter Haralds heldenmütiger Führung die alte Tapferkeit des angelsächsischen Volkes zwar noch einmal

glänzend bewährte, aber schließlich der überlegenen Kriegskunst der Normannen erlag. Harald und die Blüte des angelsächsischen Adels haben die Katastrophe ihres nationalen Staates nicht überlebt.

Denn eine solche war mit dem Siege von Hastings erfolgt, und viel schlimmer als zur Zeit des großen Dänen Knud brach die Fremdherrschaft mit allen ihren Schrecken und Demütigungen über die Besiegten herein. Unbarmherzig wurden Staat und Kirche normännisch gemacht, d. h. romanisiert. Wiederholte Aufstände und der erbitterte Widerstand, den die Angelsachsen in den nördlichen Landschaften leisteten, steigerten mit der Wut der Sieger nur die Leiden



Harald, Wilhelm dem Eroberer schwörend.
Eine Gruppe aus den Darstellungen der Stickerei von Bayeux; 11. Jahrh. Dom zu Bayeux.
(Nach F. R. Fowke.)

der Besiegten. Normännische Geistliche erhielten die Bistümer und Abteien, an ihrer Spitze als Erzbischof von Canterbury Lanfranc, der aus Italien gebürtige Vorsteher des Stephansklosters zu Caen. Die angelsächsische Sprache wurde im Gottesdienst nicht mehr geduldet, der vielfach eigenartige Brauch der angelsächsischen Kirche wich den römischen Kultformen. Radikaler noch war die Umwälzung in den Besitzverhältnissen und der auf ihnen beruhenden militärisch-politischen Ordnung des Staates. Denn wenn auch Wilhelm der Eroberer, der sich 1066 in der Peterskirche in London und dann noch einmal 1068 in York zum König krönen ließ, sein Recht auf die Krone lieber aus seiner Verwandtschaft mit Edward dem Bekenner als aus der Eroberung herleitete, so handelte er doch bei der Organisation von Land und Volk rück-

sichtslos nach dem Rechte der Eroberung. Das ganze Königsgut, der Besitz Haralds und alles Eigen der im Kampfe überwundenen angelsächsischen Fürsten und Großen galten nach Kriegsrecht als ihm verfallen: er that es zu Lehen aus an seine normännischen Waffengefährten gegen die Verpflichtung zu weiterem Waffendienst. In ganz gleicher Weise wurden auch die Güter der in ihrem Besitz belassenen Angelsachsen und der Kirche für den König militärisch nutzbar gemacht. Wer von den so Belehnten von dem ihm aufgetragenen Land wieder zu Lehen austhat, verpflichtete seine Aftervasallen zur



Siegel Wilhelms des Eroberers. Vorderseite.
Nach einem Abdruck im britischen Museum zu London.

Übernahme der entsprechenden Dienste, so daß hier thatsächlich der gesamte vorhandene Landbesitz zum Kriegsdienst herangezogen wurde, und zwar mußte jeder einzelne, gleichviel ob er mittelbar oder unmittelbar unter dem König stand, ohne Rücksicht auf die Stellung seines nächsten Herrn, dem Ruf des Königs zu den Waffen Folge leisten. So klar das Prinzip der von Wilhelm durchgeführten Ordnung ist, so wenig sicher ist die Überlieferung von der Gestalt, die diese Dinge damals im einzelnen angenommen haben werden. Namentlich giebt das berühmte Domesdaybook, in dem man früher einen kostbaren Rest des Grundbuchs von England mit der durch den Eroberer vollzogenen Landaufteilung, dann eine Übersicht des zu Ausgang der angelsächsischen Periode vorhandenen Landbesitzstandes hat sehen wollen, nur ein Bild dieser

Verhältnisse, wie sie sich etwa zwanzig Jahre nach der Eroberung gestaltet hatten. Bei der nachmaligen Abteilung dieses Grundbesitzes in Rittergüter wurde nicht bloß der ertragfähige Acker eingeschätzt, sondern jede Art von Nutzen mit in Rechnung gezogen, der aus Wald, Wiese, Weide u. s. w. gewonnen werden konnte, und danach dann bestimmt, was davon an Schilden, d. h. Kriesmannen zu stellen und an Lehnsgefällen zu entrichten war. In gleicher Weise wurde aller irgendwie nutzbare Besitz eingeschätzt und belastet: ein Rittergut stellte demnach in dem Normannenstaate in England nicht einen



Siegel Wilhelms des Eroberers. Rückseite.
Nach einem Abdruck im britischen Museum zu London.

bestimmten Landbesitz dar, sondern ein Besitzquantum, welches seinem Inhaber sei es an Naturalien, sei es an Geld, sei es durch die Dienste der darauf sitzenden Hörigen eine jährliche Einnahme von 15 und später von 20 Pfund Silber gewährte und von dem dem Könige bei Strafe der Konfiskation ein Ritter zu vierzigtägigem Dienste gestellt werden mußte.

So wurde England ein auf der genauesten Einschätzung jeglicher Art von Ertrag beruhender militärischer Feudalstaat, in dem die normännischen Ritter und die zu ihnen übergegangenen angelsächsischen Großen als der herrschende Kriegerstand der großen Menge der unterworfenen und zu harter Dienstbarkeit gebeugten Angelsachsen gegenüberstanden. Es war ein einziges großes, nach dem Besitze gegliedertes Heer, obenan der König, durch den ihm

vorbehaltenen reichen Landbesitz mit einem glänzenden Hof ganz unabhängig gestellt, dann die geistlichen und weltlichen Kronvasallen, von denen die am meisten begüterten in verschiedenen Grafschaften reiche Besitzungen hatten, weiterhin die etwa 8000 Edelleute, die wiederum von den großen Kronvasallen belehnt waren, während die gesamte sonstige Bevölkerung, auch die persönlich freien Leute, außerhalb dieser streng geschlossenen Lehnsordnung standen und sei es mit ihren Diensten, sei es mit der von ihnen zu entrichtenden Schatzung zu den unter jene verteilten Ritterlehen gehörten und von deren Inhabern im Falle des Aufgebotes mit zu den Waffen gerufen wurden. Das gab eine für jene Zeit unvergleichliche Wehrkraft: an Lehnsleuten allein brachte des Königs Wort sofort ungefähr 8000 Mann unter die Waffen, ein allgemeines Aufgebot stellte ihm alsbald 60 000 Mann ins Feld. Auch die Verwaltung und Rechtspflege, für welche die alten angelsächsischen Grundlagen beibehalten wurden, war von dem straffen Geiste militärischer Zucht und Ordnung erfüllt und namentlich die fiskalische Genauigkeit der Finanzverwaltung und die unnachsichtige Härte polizeilicher Präventiv- und Strafmaßregeln in einer Vollkommenheit ausgebildet, wie sonst in keinem Staate des Mittelalters. In beiden Hinsichten beruhte die Verwaltung wesentlich in dem Amte der den einzelnen Grafschaften vorgesetzten Sheriffs, die, von oben sehr kurz gehalten, einen ähnlichen Druck auch nach unten hin ausübten. Mit Sehnsucht gedachten die Angelsachsen der alten Freiheit, und nur in finsterm Groll fügten sie sich dem eisernen Zwange, der auf sie gelegt war: in bitterer Feindschaft standen sie den übermütigen Siegern gegenüber, und Menschenalter vergingen, ohne daß auch nur der geringste Schritt zur Annäherung zwischen beiden geschah.

Am 7. Dezember 1087 starb Wilhelm der Eroberer. Streitigkeiten innerhalb des königlichen Hauses selbst verschoben alsbald auch das Verhältnis der in dem Reiche vereinigten Nationalitäten. Denn der Eroberer hatte eine Teilung verfügt, so daß die Normandie, die ihm als Haupt- und Stammland galt, seinem älteren Sohn, Herzog Robert, England dagegen dem jüngeren, Wilhelm, zufallen sollte. Die normännischen Barone aber, die England auch ferner ausbeuten wollten, waren gegen eine solche Trennung. Sich zu behaupten suchte Wilhelm II. daher die Angelsachsen zu versöhnen, indem er die durch seinen Vater eingeführten Mißbräuche abzustellen versprach. Damit aber war es zu Ende, sobald Wilhelm II. die normännische Adelsopposition nicht mehr zu fürchten hatte. Namentlich die Kirche hatte über vielfache Vergewaltigung zu klagen, und selbst die Mahnungen des edlen Anselm von Bec, der Wilhelms Lehrer Lanfranc auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury gefolgt war, bewirkten immer nur eine vorübergehende Besserung. Trotz der kriegerischen Tüchtigkeit, die er im Kampfe gegen die Schotten in der Mark Cumberland und gegen die Walliser bethätigte, blieb Wilhelm allgemein verhaßt: auch bei seinen Normannen wurde sein Tod (2. August) 1100 mit unverhohlener Freude begrüßt. Da er keinen Erben hinterließ, wählten geistliche und weltliche Große unter Zustimmung des Volkes mit Übergehung Roberts von der Nor-

mandie, der zudem auf dem Kreuzzuge abwesend war, des Eroberers dritten Sohn Heinrich zum König und ließen ihn zu Westminster krönen. Mehr noch wie sein Vorgänger bedurfte Heinrich (1100—25) zur Sicherung seiner Herrschaft gegen die Ansprüche des erstgeborenen Bruders der Anhänglichkeit der beiden in seinem Reiche vereinigten Volksstämme. Deshalb gelobte er



Kupferplatte mit Schmelzarbeit aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, darstellend Heinrich von Blois, Bischof von Winchester. London, brit. Museum.

den Angelsachsen die Aufrechterhaltung der sogenannten Gesetze Edwards des Bekenners und vermählte sich mit Mathilde, der Nichte Edgar Äthelings, der Enkelin Edwards, des gegen Knud gefallenen Sohnes König Äthelstans, deren Mutter, der letzte Sproß aus Alfreds Stamm, des Schottenkönigs Malcolm Conmore Gattin geworden war. Als dann Robert aus dem Osten heimgekehrt sein Erstgeburtsrecht mit den Waffen zur Anerkennung zu bringen versuchte, wurde er 1108 besiegt und gefangen und blieb bis an sein Ende

1134 in ehrenvoller Haft. Auch seines Sohnes Wilhelm Clito Versuch, mit Hilfe Frankreichs die Normandie zurückzugewinnen, scheiterte: das Herzogtum blieb seitdem ein Herd der Opposition gegen die englischen Könige und damit der Schauplatz immer erneuter Aufstandsversuche und Adelsfehden. Auch für England, das sich mit Heinrich I. gedeihlich entwickelte, wurde dessen Tod der Anlaß zu einer ernsten Krisis.

Wie König Heinrich erst mit dem Bruder um die Krone zu kämpfen gehabt hatte, so geriet er später über die Nachfolge in Streit mit der einzigen Tochter. Sein Sohn Wilhelm war 1120 auf der Überfahrt nach der Normandie ums Leben gekommen; seine Schwester Mathilde, die Witwe Kaiser Heinrichs V., nunmehr die Erbin Englands und der Normandie, heiratete den reichbegüterten Grafen Gotfried von Anjou, erregte dadurch aber nicht bloß Unzufriedenheit bei den normännischen Großen, sondern zerfiel in der Folge auch mit dem Vater, der mit Recht Bedenken trug, eine Frau an die Spitze eines ausgesprochenen Kriegerstaates zu stellen. Daraufhin erhob Graf Stephan von Blois, der Sohn Adelens, der Schwester des Königs, die dem am ersten Kreuzzuge beteiligten Grafen Stephan von Blois vermählt war, Ansprüche auf die Nachfolge, durch seine Erziehung am englischen Hofe im Lande heimisch und durch seine angenehme Persönlichkeit auch bei den Großen beliebt. Ein Bruder von ihm war Bischof von Winchester. Durch dessen Vermittelung leistete die römische Kurie Stephans Werbungen Vorschub, und wenige Wochen nach Heinrichs I. Tod (im Dezember) empfing der Graf von Blois Weihnachten 1135 die Krönung. Da er aber unter diesen Umständen nicht mit der Energie auftreten konnte wie sein Vorgänger, so lockerte der Lehnsverband sich schnell, und bald war infolgedessen die ganze staatliche Ordnung in Frage gestellt. Nicht genug, daß König Stephan durch eine erweiterte Anerkennung der angelsächsischen Gesetze dem unterworfenen Stamme zu gesteigerter Geltung verhalf, Ostern 1139 mußte er zu Oxford dem Klerus und Adel gegenüber Verbindlichkeiten eingehen, die auf eine nachträgliche Wahlkapitulation hinausliefen. Denn indem er der Kirche nicht bloß alle ihre damaligen sowie alle noch fernerhin zu erwerbenden Besitzungen und Rechte bestätigte, sondern auch auf den dem König bisher zugestandenen Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Würden Verzicht leistete, dem Adel aber Abstellung aller Bedrückungen und Ungerechtigkeiten und genaue Beobachtung des guten alten Brauches zusagte, geschah der erste Schritt zur Einschränkung des bisher nahezu absoluten normännischen Königtums, das der Eroberer in der Form eines kriegerischen Feudalstaates geschaffen hatte. Begünstigt aber wurde diese Entwickelung, als Mathilde und ihr Gemahl sich mit ihrem Anhange zur gemeinsamen Durchsetzung ihres Rechtes auf die Krone erhoben und so das Signal zu einem mehrjährigen Bürgerkriege gaben, den auch die Schotten und die räuberischen Walliser zu neuen Einfällen benutzten. Erst als König Stephan es mit den Bischöfen verdarb, neigte sich der Sieg auf die Seite Mathildens, die ihren Gegner 1142 in einer Schlacht bei Lincoln gefangen nahm und als Königin

gekrönt wurde. Bald aber machte sie sich durch unbesonnene Begünstigung des normännischen Wesens zahlreiche Gegner, so daß der der Haft entlassene Gegenkönig mit seinem Anhange im Felde erscheinen konnte. Zehn Jahre noch erfüllte ein verwüstender Bürgerkrieg England. Entschieden wurde er erst durch eine folgenreiche Änderung der Machtverhältnisse auf dem Festlande. Der Sohn Mathildens und Gotfrieds von Anjou, der hochstrebende, ritterliche Heinrich, der von dem Ginsterzweig, den er als Helmzeichen trug, den seinem Geschlecht gebliebenen Beinamen Plantagenet erhielt, eroberte die Normandie; als er damit nach des Vaters Tod Anjou und Maine und dann durch seine Ehe mit der von Ludwig VII. von Frankreich geschiedenen Eleonore von Poitou auch deren reiches, den größten Teil von Südfrankreich umfassendes Erbe vereinigte, befand er sich im Besitze einer solchen Machtfülle, daß Stephan an fernerem erfolgreichen Widerstand verzweifelte. Deshalb knüpfte er, als der Plantagenet im Herbst 1153 in England landete, Unterhandlungen an, und es kam zu einem Vertrag, nach dem Stephan bis zu seinem Lebensende König bleiben, dann aber unter Ausschluß seines zweiten Sohnes Wilhelm (der ältere, Eustach, war während des Krieges gestorben) der von ihm adoptierte Sohn Mathildens, Heinrich von Anjou, auf den Thron Englands und in der Normandie folgen sollte, der gleich jetzt als Mitregent neben ihn trat. Kaum ein Jahr bestand dieses Verhältnis: am 25. Oktober 1154 machte ihm Stephans Tod ein Ende.



Ruinen der Abtei St. Hilda bei Whitby in der Grafschaft York.
Um 650 durch König Oswald von Northumberland gegründet; unter den Nachfolgern Wilhelms des Eroberers ausgebaut. (Nach photographischer Naturaufnahme.)

Fünftes Kapitel.

Die mohammedanische Welt, das byzantinische Reich und die ersten Kreuzzüge.

Im achten und neunten Jahrhundert hatte sich auch in der mohammedanischen Welt ein tiefgehender Wandel vollzogen. Bisher fast in der ganzen langgestreckten Linie vom fernen Westen bis nach Vorderasien, in der sie sich mit dem christlich-romanischen Kulturgebiet im südlichen Europa und mit den Byzantinern berührte, erobernd im Vordringen begriffen, hatten die Araber infolge teils gesteigerten Widerstandes, teils beginnender Zersetzung ihrer staatlichen und militärischen Organisation damit erst einhalten, dann bereits stellenweise zurückweichen müssen. Im Zentrum ihrer Angriffsstellung gegen das christliche Abendland waren Unteritalien und Sizilien verloren gegangen; im Osten war durch die Verwandlung des Kalifats von Bagdad in einen von zuchtlosen Söldnern fremden Stammes beherrschten Kriegerstaat die arabische Nationalität aus ihrer leitenden Stellung verdrängt, und im Westen, in der pyrenäischen Halbinsel, verdeckte eine blühende materielle Kultur doch kaum den Prozeß der Auflösung, der auch dort den Christen den Weg zu siegreichem Vordringen öffnen sollte. Dazu kam seit der Mitte des elften Jahrhunderts der Aufschwung der römischen Kirche, die bereits unter Gregor VII. das hierarchische Ideal der Weltherrschaft auch gegen die Ungläubigen zu bethätigen dachte. Bald danach begann unter bestimmender Einwirkung auch rein weltlicher Momente jene große Angriffsbewegung der bisher in der Defensive befindlichen abendländischen Christenheit gegen den Islam, die wir als Kreuzzüge zu bezeichnen pflegen. Fast zwei Jahrhunderte lang die vornehmste gemeinsame Kraftbethätigung der abendländischen Christenheit haben sie trotz des schließlichen Mißlingens für deren Kulturentwickelung die wichtigsten Wirkungen gehabt.

Der durch die Schlacht bei Xeres de la Frontera in die Gewalt der Araber gefallene größere Teil der pyrenäischen Halbinsel hatte in Abderrahman, dem einzigen Omejaden, der den Mörderhänden des Abul Abbas entgangen war, einen gemeinsamen Herrscher und in dem prächtigen Cordova ein politisches und geistiges Zentrum erhalten. So herrlich dort die arabische Kultur noch einmal erblühte, im Gebiete des wirtschaftlichen Lebens nicht minder wie in jeder Art von geistiger Thätigkeit, so erwiesen sich doch auch hier die in dem



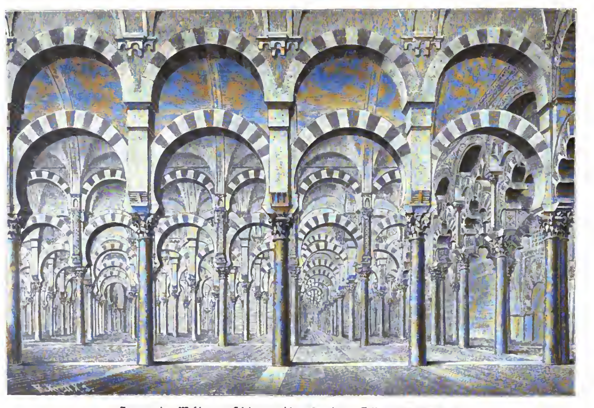
Inneres der Moschee zu C[illegible]

Fünftes Kapitel.

[illegible] Welt, das byzantinische Reich [illegible] die ersten Kreuzzüge.

[illegible] Jahrhundert hatte sich auch in der mohammedanischen [illegible] bedeutender Wandel vollzogen. Bisher fast in der [illegible] vom fernen Asien bis nach Vorderasien, in de[illegible] romanischen Kulturgebiet im südlichen Europa und [illegible] erobernd im Vordringen begriffen, hatten di[illegible] gestiegenen Widerstandes, teils beginnender Zersetzung [illegible] Organisation damit erst einhalten, [illegible] bereit[illegible] zur[illegible] müssen. Im Zentrum ihrer Angriffsstellung [illegible] weltliche [illegible] waren Unterstaaten und Staaten verloren [illegible] durch die Verwandlung des Kalifats von B[illegible] Söldnern fremden Stammes beherrschten Kriegerstaat [illegible] aus ihrer leitenden Stellung verdrängt, und [illegible] pyrenäischen Halbinsel, verdeckte eine blühende materielle Kultur [illegible] Prozeß der Auflösung, der auch dort den Christen der [illegible] Wirkungen dienen sollte. Dazu kam seit der Mitte des elften [illegible] Aufschwung der römischen Kirche, die bereits unter Gregor [illegible] hierarchische Ideal der Weltherrschaft auch gegen die Ungläubigen zu [illegible]. Bald danach begann unter bestimmender Einwirkung [illegible] Momente jene große Angriffsbewegung der bisher [illegible] befindlichen abendländischen Christenheit gegen den Islam, [illegible] zu bezeichnen pflegen. Fast zwei Jahrhunderte lang die vornehmste [illegible] Kraftentfaltung der abendländischen Christenheit haben sie [illegible] Zeitalters für deren Kulturentwickelung die wichtigsten [illegible]ungen erhal[ten].

Der durch [illegible] bei Xeres de la Frontera in die Gewalt der [illegible] Teil der pyrenäischen Halbinsel hatte in Abderrahman [illegible] den Mörderhänden des Abul Abbas entgan[gen] [illegible] und in dem prächtigen Cordova ein politisch[illegible] [illegible] Zentrum erhalten. So herrschte dort die arabische Kultur nach [illegible] des wirtschaftlichen Lebens nicht minder wie in [illegible] Tätigkeit, so erwiesen sich doch auch hier die in dem



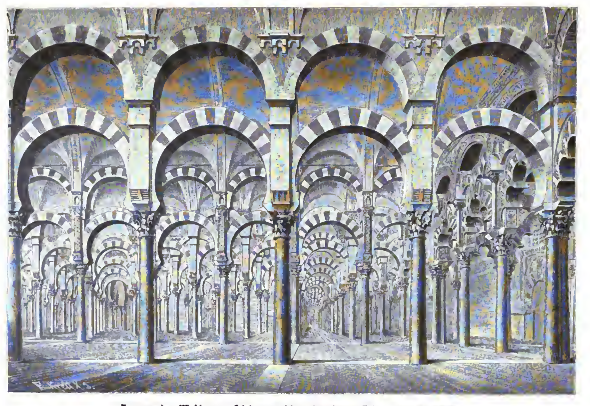
Inneres der Moschee zu Córdova; nicht restaurierter Teil. (Nach Gailhabaud.)

Fünftes Kapitel.

Die [illegible]medanische Welt, das byzantinische Reich und die ersten Kreuzzüge.

[illegible] Jahrhundert hatte sich auch in der mohr[illegible] [illegible] Wandel vollzogen. Bisher fast [illegible] [illegible] Linie vom fernen Westen bis nach Vorderasien, in [illegible] [illegible] romanischen Kulturgebiet im südlichen Europa und mit den [illegible] berührte, erobernd im Vordringen begriffen, hatten die Araber [illegible] teils gesteigerten Widerstandes, teils beginnender Zersetzung ihrer [illegible] und militärischen Organisation damit erst einhalten, dann bereits [illegible] zurückweichen müssen. Im Zentrum ihrer Angriffsstellung gegen das [illegible] waren Unteritalien und Sizilien verloren [illegible] [illegible] war durch die Verwandlung des Kalifats von [illegible] [illegible] kraftlosen [illegible] fremden Stammes beherrschten Kriegerstand [illegible] Nationalität aus ihrer leitenden Stellung verdrängt, und [illegible] [illegible] verdeckte eine blühende materielle Kultur [illegible] [illegible] Auflösung, der auch dort den Christen den [illegible] [illegible] öffnen sollte. Denn kam seit der Mitte des [illegible] [illegible] der römischen Kirche, die bereits unter Gregor [illegible] [illegible] der Weltherrschaft auch gegen die Ungläubigen zu [illegible] gen dachte, [illegible] danach begann unter bestimmender Einwirkung [illegible] [illegible] Elemente jene große Angriffsbewegung der bisher in der [illegible] abendländischen Christenheit gegen den Islam, die mit [illegible] Siegen. Fast zwei Jahrhunderte lang die vorn[illegible] [illegible] Bewegung der abendländischen Christenheit haben [illegible] [illegible] für deren Kulturentwicklung die wichtigsten [illegible]

[illegible] Schlacht bei Xeres de la Frontera in die Gewalt der [illegible] der pyrenäischen Halbinsel hatte in Abderrahman [illegible] den Mörderbänden des Abul Abbas entgangen [illegible] [illegible] und in dem prächtigen Cordova ein politisches [illegible]. So herrlich dort die arabische Kultur noch [illegible] des wirtschaftlichen Lebens nicht minder wie in [illegible], so erwiesen sich doch auch hier die in dem



Inneres der Moschee zu Córdova; nicht restaurierter Teil. (Nach Gailhabaud.)

Kalifen verkörperten Momente religiöser und politischer Einigung nicht stark genug, um die auf eine Trennung hinwirkenden Momente zu überwinden, die nicht bloß in der Natur des vielgeteilten Landes, sondern auch in seiner Organisation in lauter Grenzmarken zur Bekämpfung der Christen im Norden und Westen beruhten. Noch heute begegnet man in Spanien auf Schritt und Tritt den Spuren der unermüdlichen Sorgfalt, mit der die Araber dem von der Natur dürftig ausgestatteten Lande durch künstliche Nachhilfe alle Bedingungen zu herrlichstem wirtschaftlichen Gedeihen zu verschaffen suchten, indem sie durch Kanäle und Rieselanlagen weite Landschaften in einen einzigen Fruchtgarten verwandelten, in dem von ihnen neu eingeführte Kulturpflanzen üppig gediehen. Noch heute bezeugen unvergleichliche Bauwerke, bei denen die Kühnheit der Anlage mit der technischen Vollendung in der Ausführung und der erfindungsreichen Pracht der Ornamentik wetteifert, den Kunstsinn und den Reichtum des Volkes, das dort einst geboten. Die große Moschee der Omejaden in Cordova mit ihrer einem Palmenwald vergleichbaren Säulenmasse, die mit traumhafter Pracht ausgestatteten Herrschersitze, der Alkazar in Sevilla, die Azzahra in Cordova und die in ihren Hauptteilen freilich schon der Zeit des Verfalls angehörige Alhambra zu Granada gewähren noch in ihrer dermaligen Trümmerhaftigkeit eine lebendige Anschauung von dem nationalen Stolz, dem schöpferischen Kunstsinn und der heiteren Lebenlust, die ihre Erbauer und Bewohner erfüllten. Zu einer Zeit, wo bei den Christen die romanische Welt unter wüsten inneren Kämpfen ihre alte, reiche Geisteskultur dahinschwinden sah, die germanische aber erst anfing ihre noch ungeschulte Kraft solchen höheren Bestrebungen zuzuwenden, blühte in dem Kalifate von Cordova jede Art von geistiger Thätigkeit und zeitigte Achtung gebietende Früchte selbst in Gebieten, die für die christliche Wissenschaft überhaupt kaum in Betracht kamen. Im Besitz einer reichen nationalen Dichtung wurden die Araber Spaniens nicht bloß in den Elementen der Naturwissenschaften, sondern auch in der Philosophie die Lehrer des christlichen Abendlandes, dem sie namentlich die Kenntnis der Schriften des Aristoteles vermittelt haben. Seine schönste Blüte entfaltete das Kalifat von Cordova unter den Zeitgenossen des ersten sächsischen Herrschers Abderrahman III. (912—61) und seinem Sohn Alhakem (961—73), wenn man wohl auch von den enthusiastischen Schilderungen, welche spätere arabische Berichterstatter von der Herrlichkeit jener Zeit entwerfen, manches wird abziehen dürfen, weil sie unter dem Eindruck der nachmals eingetretenen Wandelung unwillkürlich darauf ausgehen, die einstige Herrlichkeit ihres Volkes und Staates in ein möglichst strahlendes Licht zu setzen. Zu besonderem Ruhm aber gereicht jenen letzten großen Kalifen von Cordova die vorurteilsfreie Duldsamkeit, mit der sie ihren christlichen und jüdischen Unterthanen im religiösen und bürgerlichen Leben begegneten, freie Bewegung und vollen Anteil an ihrem blühenden Staatswesen gewährten.

Um die Wende des ersten und zweiten Jahrtausends aber begann der Verfall, der sich in ganz ähnlichen Formen vollzog wie im Bagdader Kalifate.

Das Schwinden der alten Kriegstüchtigkeit und Herrscherkraft bei den in Wohlleben versinkenden Omejaden lieferte seit Haschem II. (976—1013) die Gewalt zugleich mit der Leitung der sich stets erneuernden Kriege gegen die Christen in die Hand der Wesire, welche schließlich thatsächlich Gebieter in Krieg und Frieden wurden und die Kalifen zu völliger Bedeutungslosigkeit herabdrückten. Weiter ergaben sich daraus Aufstände und Thronrevolutionen, in denen das Haus der Omejaden nach fast dreihundertjähriger Herrschaft 1031 ruhmlos zu Grunde ging. Das Kalifat von Cordova löste sich in eine Anzahl kleinerer selbständiger Staaten auf, die nicht ohne einen reizvollen Nachglanz der alten Herrlichkeit in den Herrschersitzen ihrer Emire zu Cordova, Toledo, Granada, Sevilla, Saragossa u. a. ihre Mittelpunkte fanden, sich aber in vielfacher Parteiung und endlosen kleinen Kriegen aufrieben und so den Christen der nördlichen und westlichen Landschaften den Weg zu weiterem Vordringen bahnten. Seit der Mitte des elften Jahrhundert befinden sich die spanischen Araber meist in der Defensive, in der sie sich des von wachsendem Glaubenseifer getragenen christlichen Ansturms bald nicht mehr erwehren können, so daß sie schnell nach Süden zurückgedrängt werden.

Die unzugänglichen Gebirgslandschaften im Norden waren den Arabern niemals unterthänig geworden. Unter dem gotischen Edelmann Pelagius und dem Reccareds Stamm angehörigen Herzog Peter hatten sich dort die Reste der Westgoten frei und bei ihrem Glauben behauptet. Dort entstand um die Mitte des achten Jahrhunderts unter Peters Sohn Alfonso, der Pelagius' Tochter heiratete, das Königreich Asturien, das sich ohne Kampf südwärts bis an die Mündung des Mondego und bis zum oberen Tajo und östlich bis Tudela und Pampelona ausdehnte, als eine furchtbare Hungersnot die Berbern zur Räumung jener Grenzdistrikte nötigte. Eine vorübergehende Dreiteilung ihres Reiches zu Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts lähmte aber die kriegerische Aktion der Asturier, die erst im zweiten Viertel des zehnten Jahrhunderts neue Erfolge davontrug. Namentlich eroberten die Grafen von Kastilien, Vasallen des Königs von Leon, nach welchem Hauptteil das ehemalige asturische Reich seit seiner Wiedervereinigung benannt wurde, das Hochland zwischen dem oberen Douro und dem oberen Ebro und machten sich dort schließlich selbständig; als sie 1024 ausstarben, kam ihr Land an Navarra. Dieses hatte sich dank der Unzugänglichkeit der westlichen Pyrenäen wie erst der Araber, so später der Franken glücklich erwehrt. Seit dem Beginn des zehnten Jahrhunderts breitete sich die dortige baskische Bevölkerung erobernd aus und gewann namentlich die angrenzenden Gebiete der ehemaligen spanischen Mark des fränkischen Reiches. Um das Jahr 1000, zur Zeit Königs Sanchos des Großen (970—1035) war Navarra der mächtigste von den christlichen Staaten der Pyrenäenhalbinsel, da es im Osten die Grafschaft Ribagorza, im Süden Kastilien und im Südwesten sogar einen Teil von Leon in seine Gewalt gebracht hatte. Aber die von Sancho verfügte Teilung bewirkte einen völligen Wandel der Machtverhältnisse. Todesfälle im königlichen


Die
WESTLICHEN LÄNDER
des
ISLAM
Maßstab 1:12500000
MITTELLÄNDISCHES MEER
Corsica
Sardinien
Balearen
NUMIDIEN
Toulouse
Narbonne
Barcelona
Valencia
Sevilla
Cadiz
Granada
Toledo
Burgos
Saragossa
Rom
Neapel
Genua
Algier
Tunis
Tripolis
Gadames
Tanger
F. A. Brockhaus' geogr.-artist. Anstalt, Leipzig
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin
Entw. u. gez. v. H. Lullies



Arabische Hängelampe aus der Alhambra-Moschee. Madrid, archäol. Mus. (Nach Photographie.)

Hause und wechselvolle Kriege führten mehrfach territoriale Änderungen herbei. Seit 1037 gehörte das eroberte Leon mit Kastilien als ein Staat zusammen. Etwa dreißig Jahre später wurde Navarra zwischen Kastilien und Aragonien geteilt; letzteres kam 1137 an die mächtig aufstrebenden Grafen von Barcelona, die ihr bisher Katalonien genanntes Gesamtreich hinfort als Aragonien bezeichneten. Gleichzeitig (1139) entstand im Westen das Königreich Portugal. Sein Kern, das Land zwischen Minho und Mondego, war ursprünglich eine von Kastilien abhängige Grafschaft unter Heinrich von Burgund, einem Sprößling des capetingischen Hauses: nach einem glänzenden Sieg über die Araber wurde sein Sohn Alfons I. zum König ausgerufen.

Seit 1031 das Kalifat von Cordova mit der Abdankung Haschems III. zu Ende gegangen und in eine Anzahl mohammedanischer Kleinstaaten zerfallen war, nahmen die christlichen Reiche, zuweilen zu großen Bündnissen geeinigt, den Kampf gegen die Ungläubigen mit neuem Nachdruck auf. Aber nicht bloß dadurch änderte sich der Charakter des die Halbinsel erfüllenden Krieges: längst hatten sich die Nachkommen der Sieger von Xeres de la Frontera des ihrem Volke einst eigenen Glaubenseifers entäußert, und, wie im Innern zu ihren christlichen Unterthanen, so auch nach außen hin ihre Beziehungen zu

den christlichen Staaten ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten geordnet. Da rief zu Ende des elften Jahrhunderts der Emir von Sevilla gegen König Alfons VI. von Kastilien und Leon, der 1085 die einstige Hauptstadt des Westgotenreiches, Toledo, erobert hatte, die in Nordafrika erstandene schwärmerische Kriegersekte der Almoraviden oder Morabethen zu Hilfe, d. h. die im Dienst des Glaubens Kämpfenden, in denen sich die ersten Zeiten des unwiderstehlich erobernden Islam zu erneuen schienen. Diese thaten nun zwar der christlichen Eroberung Einhalt, machten sich aber zugleich zu Herren ihrer Schützlinge, denen sie eine eiserne Militärherrschaft auferlegten. Nur der Emir von Saragossa erwehrte sich ihrer, erlag aber, nun von zwei Seiten bedrängt, 1118 den Aragoniern. Durch die Almoraviden wurde der Kampf zwischen Christen und Mohammedanern noch einmal zu einem mit wildem Fanatismus geführten Glaubenskampf, zumal die inzwischen begonnene Kreuzzugsbewegung den Gegensatz zwischen Christentum und Islam ohnehin schon sehr verschärft hatte. Daher entfesselte der Krieg jetzt auf beiden Seiten Leidenschaften, die früher nicht in Wirksamkeit getreten waren: damals kamen in den Charakter des sich bildenden spanischen Volkes Züge, die ihm eigen geblieben sind. Die Verkörperung des ritterlichen Glaubensmutes, den diese wechselvollen Kriege erzeugten, feierten noch späte Jahrhunderte in Don Rodrigo Diaz, dem Helden der Kastilianer in ihren Maurenkämpfen zu Ausgang des elften Jahrhunderts, der seinen Landsleuten als „el Campeador“, als „der Kämpfer“ schlechthin erschien und den die so oft von ihm in Schrecken gesetzten Gegner achtungsvoll den „Cid“, d. i. den „Herrn“ nannten. Als er im Jahre 1099 Valencia einnahm, schien das Ende der arabischen Herrschaft nicht mehr fern und der Eroberung der nördlichen Hälfte der Halbinsel binnen kurzem die der südlichen folgen zu müssen. Das Erscheinen der damals vom Emir von Saragossa zu Hilfe gerufenen Almoraviden sowie langjährige Thronstreitigkeiten und bürgerliche Kämpfe in Kastilien geboten den siegreichen christlichen Waffen Einhalt und brachten eine Zeit neuer Bedrängnis. Erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts änderte sich dies wieder, als die Herrschaft der Almoraviden zunächst in Nordafrika, dann auch in Spanien durch das Auftreten einer neuen fanatischen Sekte von Eroberern, der Almohaden oder Vorkämpfer der Einheit, überwältigt wurde, denen die hart gedrückten Unterthanen sich in fast allgemeiner Empörung anschlossen. Wenn die Mohammedaner auch damals noch nicht völlig überwunden wurden, obgleich Alfons VIII. von Kastilien (1127—57) den Kampf gegen sie mit größtem Eifer erneute, so lag das teils an der Zähigkeit der von religiösem Fanatismus entflammten Gegner, teils an dem Zerfall, der nach Alfons' VIII. Tod eine Teilung seines Reiches herbeiführte, indem Leon mit Galizien, Asturien und Navarra mit den baskischen Provinzen unabhängige Staaten bildeten, die untereinander in wechselvolle Kämpfe verwickelt den Eroberungskrieg nicht fortsetzen konnten. Nur im äußersten Westen und im äußersten Osten der Halbinsel blieben die Christen gleichmäßig in siegreichem Vor-

bringen: hier brachten 1148 die Aragonier mit Tortosa das Ebrogebiet vollends in ihre Gewalt; dort eroberte König Alfons I. von Portugal mit Hilfe der auf der Fahrt nach dem heiligen Lande an der Küste erschienenen Flotte der niederrheinischen Kreuzfahrer 1147 das feste Lissabon und beseitigte so das Haupthindernis für die Ausbreitung der Christen nach dem Südwesten der Halbinsel.

Während der Islam im Westen an Gebiet allmählich verlor, behauptete er im Osten, obgleich auch dort der über das Kalifat hereingebrochene Zersetzungsprozeß schnell fortschritt, im wesentlichen sein Gebiet und schob seine Grenzen sogar auf Kosten des byzantinischen Reiches westwärts vor. Denn der Aufschwung, den des ersten macedonischen Kaisers Basilios Thatkraft und Umsicht für die griechische Welt hatte erhoffen lassen, trat nicht ein, und das neue Herrschergeschlecht bot in der Folge dasselbe klägliche Schauspiel wie die frühere Dynastie. Empfänglich für geistige Interessen, voll litterarischer Neigungen und nicht ohne organisatorische Fähigkeiten entbehrte es doch namentlich der kriegerischen Talente und der durchgreifenden Kraft, die allein das wankende Reich hätten nach außen sichern und im Innern in Ordnung halten können. Gleich Basilios' I. schwacher Sohn Leo, mit dem Beinamen der Philosoph, (886—911) war unkriegerisch und zog theologische Disputationen der Beschäftigung mit den Waffen vor, geriet auch durch seine Ehesucht mit dem Patriarchen Photius in Streit, den er seines Amtes entsetzte und ins Kloster verwies. Sein Sohn Konstantin VII. Porphyrogennetos, der „im Purpuros geborene“ (911—59), war erst ein Werkzeug in der Hand seiner herrschsüchtigen Mutter Zoe, dann des Oberbefehlshabers der Flotte Romanos, seines Schwiegervaters, der sich schließlich zum Kaiser machte (920—44), aber einen neuen Bulgareneinfall auch nur durch unrühmliche Zugeständnisse vor den Mauern der Hauptstadt aufhielt. Nach Romanos' Entthronung wiederhergestellt, spielte Konstantin VII. keine bessere Rolle: nur kulturgeschichtlich wichtig wurde sein Bund mit den Russen, da diese hinfort von Byzanz aus stärker beeinflußt und allmählich der griechischen Kirche gewonnen wurden. Unter seinem Sohne Romanos II. (959—63), der die Regierung fast ganz seiner thatkräftigen Gemahlin Theophano, einer Spartanerin, überließ, führten die Feldherren Nikephorus und Leo Phokas glückliche Kriege, eroberten die Insel Kreta und gewannen das nördliche Syrien zurück. Dafür wurde nach Romanos' II. Tod der erstere mit der kaiserlichen Witwe vermählt und auf den Thron erhoben. Glücklich setzte Nikephorus (963—69) nun die Kriege gegen die Araber fort, während er in Unteritalien mit ihnen verbündet die Reste der griechischen Herrschaft gegen Kaiser Otto I. verteidigte und die Bulgaren im Bunde mit den Russen abwehrte. Als aber Nikephorus, auch im Innern kraftvoll waltend, den Übergriffen des Klerus, der ungeheure Besitzungen zusammenbrachte, entgegentrat, betrieb dieser seine Beseitigung, und unter Mitwirkung Theophanos wurde er von Verschworenen, an deren Spitze der unzufriedene Feldherr Tzimisces stand, ermordet. Als Kaiser aber

wandelte Tzimisces (969—76) dieselben Bahnen: streng und gerecht im Innern (auch Theophano büßte ihre Schuld in enger Klosterhaft) waltete er



Kaiser Basilios II.

Dedikationsbild in dem Psalter des Kaisers. Miniature vom Ende des 10. Jahrhunderts. Venedig, St. Markus-Bibliothek. (Nach Labarte.)

nach außen thatkräftig und ruhmvoll. Mit den Arabern im Bunde wies er Ottos II. Angriff auf Unteritalien siegreich zurück und ließ dann die Araber

in Sizilien und in Syrien glücklich bekämpfen. Namentlich aber besiegte er die Bulgaren und machte sie zu griechischen Unterthanen, hatte dafür jedoch heftige Angriffe der früher gegen sie ins Feld gerufenen Russen zu bestehen, die raubend bis vor die Thore die Hauptstadt streiften. Um sich ihrer zu entledigen, erweckte er ihnen in den barbarischen Petschenegen, die einst den Ungarn den Weg in ihre asiatische Heimat verlegt hatten, im Rücken einen gefährlichen Feind. Der Überfall der Bulgaren wurde von seinem Sohne Basilios II. (976 — 1025) in einem zehnjährigen greuelvollen Kriege blutig gezüchtigt, der dem Sieger den Beinamen des Bulgarentöters einbrachte und das unzuverlässige Volk endgültig der byzantinischen Herrschaft beugte. In der Folge brachte Basilios II. auch die Serben und Kroaten unter seine Botmäßigkeit. Dann aber brachen wieder jähe Thronwechsel über das Reich herein, welche die Erfolge der letzten tüchtigen Kaiser zum größten Teil wieder vernichteten. Denn des kinderlosen Basilios II. Nachfolger, sein Bruder Konstantin VIII., vererbte den Thron auf seinen Schwiegersohn Romanus III. (1028—34), der, ein Freund der Wissenschaften aber unkriegerisch, gegen die Araber unglücklich focht. Ihn vergiftete seine Gemahlin Zoe und erhob ihren Geliebten Michael IV., den Paphlagonier (1034—41), einen reichen Banquier, zu sich auf den Thron, um, als er in Wahnsinn fiel, ihm seinen Neffen Michael V. (1041—42) folgen zu lassen, diesen aber, sobald er selbständig zu handeln versuchte, durch eine Volkserhebung zu beseitigen. Mit der Hand Zoes kam der Thron nun an Konstantin IX. Monomachos (1042 — 54), unter dem Unteritalien und Sizilien an die Normannen verloren gingen, während man sich im Norden der Petschenegen kaum erwehrte, im Osten aber die Ausbreitung der seldschukischen Türken schwere Verluste bereitete. So konnte selbst eine tüchtige Frau wie die nach Konstantin IX. Tod auf den Thron erhobene Schwester der inzwischen verstorbenen Zoe, Theodora, (1054 — 56) den Anforderungen, welche die Lage des Reiches stellte, nicht genügen. In glücklichem Kampfe gegen ihren unfähigen Nachfolger, den hochbetagten Michael VI. (1056 — 57) gewann endlich der Komnene Isaak die Herrschaft.

Mit den Komnenen nahm das byzantinische Reich einen neuen Aufschwung, mochten auch die Gebrechen, an denen es krankte, nicht abgestellt, sondern nur für einige Zeit minder wirksam gemacht werden. Aber schon das war von großer Wichtigkeit in einem Augenblick, wo durch den Beginn der Kreuzzugsbewegung Byzanz, in die Mitte gestellt zwischen Morgen- und Abendland, noch einmal eine universelle Bedeutung erlangte und die weltgeschichtliche Entwickelung Ausschlag gebend beeinflussen konnte. Auch das den Komnenen eigene Interesse für alle geistigen Bestrebungen erhielt hohe Bedeutung in einer Epoche, wo, zum Teil unter byzantinischer Vermittelung, zwei Kulturwelten zusammenstießen und trotz der schnell entbrennenden religiösen Verfeindung in einen überaus fruchtbaren Austausch miteinander traten. Isaak Komnenos (1057—59) machte freiwillig seinem Verwandten Konstantin X.



[illegible] IV. und Kaiserin Eudokia.
[illegible] Jahrhunderts. Paris, [illegible]

[illegible] gründlich bekämpfen. Namentlich aber [illegible] ihre zu griechischen Unterthanen, hatte dafür [illegible] die ins Feld gerufenen Russen zu [illegible] die Hauptstadt streiften. Um sich [illegible] den barbarischen Petschenegen, die einst [illegible] liche Heimat verlegt hatten, im Rücken [illegible] der Bulgaren wurde von seinem Sohn [illegible] einem zehnjährigen greuelvollen Kriege [illegible] den Beinamen des Bulgarentöters einbrachte [illegible] der byzantinischen Herrschaft beugte [illegible] auch die Serben und Kroaten unter [illegible] wieder jähe Thronwechsel über das Reich [illegible] der letzten tüchtigen Kaiser zum größten [illegible] des kinderlosen Basilios II. Nachfolger, sein Bruder [illegible] den Thron auf seinen Schwiegersohn Romanus III. [illegible] der Zeitgenossen oder unkriegerisch, gegen die [illegible] vergiftete seine Gemahlin Zoe und erhob ihren [illegible] IV., den Paphlagonier (1034—41), einen reichen Bankier [illegible] den Thron [illegible], als er in Wahnsinn fiel, ihm seinen Neffen [illegible] (1041–42) folgen zu lassen, diesen aber, sobald er selbständig [illegible] durch eine Volkserhebung zu beseitigen. Mit der Hand [illegible] der [illegible] nun an Konstantin IX. Monomachos (1042—54), [illegible] Italien und Sizilien an die Normannen verloren gingen, [illegible] im Norden der Petschenegen kaum erwehrte, im Osten aber [illegible] der seldschukischen Türken schwere Verluste bereitete. So [illegible] Frau wie die nach Konstantin IX. Tod auf den [illegible] der inzwischen verstorbenen Zoe, Theodora [illegible], welche die Lage des Reiches stellte, nicht [illegible] gegen ihren unfähigen Nachfolger, den hoch-[illegible] Michael VI. (1056–57) gewann endlich der Komnene Isaak die [illegible].

[illegible] den Komnenen nahm das byzantinische Reich einen neuen Aufschwung. [illegible] die [illegible], an denen es krankte, nicht abgestellt, sondern [illegible] minder wirksam gemacht werden. Aber schon das [illegible] in einem Augenblick, wo durch den Beginn der Kreuz-[illegible] in die Mitte gestellt zwischen Morgen- und Abendland, [illegible] Bedeutung erlangte und die weltgeschichtliche [illegible] beeinflussen konnte. Auch das den Komnenen [illegible] Bestrebungen erhielt hohe Bedeutung in [illegible], unter byzantinischer Vermittelung, zwei Kultur-[illegible] trotz der schnell entbrennenden religiösen Ver-[illegible] fruchtbaren Austausch miteinander traten. Isaak [illegible] freiwillig seinem Verwandten Konstantin X.



Kaiser Romanos IV. und Kaiserin Eudokia.

Byzantinische Elfenbeinschnitzerei des 11. Jahrhunderts. Paris, Nationalbibliothek. Ann. arch.

Dukas (1059—67) Platz; nach dessen Tod brachte seine Witwe, die ihrer Gelehrsamkeit wegen berühmte und selbst als Schriftstellerin aufgetretene Eudokia, die Krone mit ihrer Hand an den Feldherrn Romanos IV. Diogenes (1067—71), der nach einem unglücklichen Zuge gegen die Seldschuken durch des Konstantin Dukas ältesten Sohn Michael VII. (1071—78) ersetzt wurde. Dieser vernachlässigte über weitab liegende gelehrte Liebhabereien die nächsten Aufgaben und gab namentlich die Grenzprovinzen dem Angriff der übermütigen Feinde schutzlos preis. Damals ging Italien vollends verloren; die slawischen Stämme drangen von der Donau her immer weiter nach Süden vor und drohten Hellas zu überfluten; in Kleinasien breiteten sich die Seldschuken unaufhaltsam aus, angeblich für das Kalifat, in Wahrheit für sich selbst erobernd. Schon nahm auch der byzantinische Hof seine Zuflucht zur Anwerbung von Söldnern, die man den andringenden Feinden entgegenwarf, da das verweichlichte Volk, durch Steuerdruck und Mißregierung vollends zu Grunde gerichtet, sich längst des Waffendienstes entwöhnt hatte. Bald aber wurden diese unbändigen Soldtruppen, namentlich wenn man ihre finanziellen Ansprüche nicht befriedigte, eine neue Gefahr für den Thron der Komnenen. Durch das unbarmherzige fiskalische System, mit dem er das Volk aussog, allgemein verhaßt, wurde Michael VII. durch eine Empörung unter dem betagten Nikephorus Botoniates (1078—81) entthront. Diesem aber trat der kraftvolle und kriegskundige Enkel des Isaak Komnenos, Alexios Komnenos, entgegen und gewann mit der nach erbittertem Widerstand eroberten Hauptstadt Thron und Reich.




Münze von Romanos IV. Diogenes.
Silber. Auf der Vorderseite Maria mit dem Christkinde zwischen M Θ. Umschrift: + ΠΑΡΘΕΝΕ COI ΠΟΛΥΑΙΝΕ und Fortsetzung derselben auf der Rückseite: OC ΗΑΠΙΚΕ ΠΑΝΤΑ ΚΑΤΟΡΘΟΙ; im Felde der stehende Kaiser. Die beiden Umschriften bilden einen Hexameter. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.




Münze von Michael VII. Dukas Parapinakes.
Gold. Umschrift: + ΜΙΧΑΗΛ ΒΑCΙΛ (Ο ΔΟΥΚΑC), im Felde das Brustbild des Kaisers. Auf der Kehrseite Christus zwischen IC XC. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Mit Alexios Komnenos (1081—1118) begann eine bessere Zeit; seine beinahe vierzigjährige Regierung gab dem wankenden Reiche neuen Halt. In weiser Beschränkung konzentrierte er seine Thätigkeit auf das Innere. Die tief zerrütteten Finanzen wurden neu geordnet, das Steuerwesen erhielt eine

erträglichere Einrichtung, die Verwaltung wurde gebessert, Kunst und Wissenschaft erfreuten sich seiner Gunst. Sehr tief freilich gingen die Wirkungen von alledem nicht. Das Ergebnis seiner Regierung war doch mehr die Herstellung eines gewissen äußeren Scheines, der die im Innern noch immer fließenden Quellen des Elends notdürftig verhüllte. So erscheint Alexios fast wie eine mittelalterliche Wiederholung des Justinian, dessen Herrschaft ebenfalls unter der blendenden Hülle trügerischen Glanzes Staat und Gesellschaft fortschreitender Auflösung preisgab. Selbst die Litteraturblüte, als deren Hauptträgerin des Kaisers Tochter und panegyrische Biographin, Anna Komnena, erscheint, ergiebt sich bei genauerer Prüfung als eine mehr oder minder künstliche Neubelebung oder Nachahmung des in besseren Zeiten Geleisteten. Dabei enthält des Alexios Charakter in echt byzantinischer Art ein eigenes Gemisch von diplomatischer Schlauheit und orientalischer Verlogenheit, von vorsichtigem Leisetreten und rücksichtslos durchgreifender Gewaltsamkeit. Das lehrt namentlich sein ebenso unwahres wie eigennütziges, ebenso hinterhaltiges wie erfolgreiches Verhalten den Kreuzfahrern gegenüber, die er meisterhaft auszubeuten wußte. Während sein erster Sohn Johannes (1118 bis 43) ganz in demselben Geiste regierte, zeichnete sich der ihm folgende zweite, Manuel Komnenos (1143—80) auch durch ritterliche Neigungen und kriegerischen Sinn aus, der freilich der Unterordnung unter ein klar erkanntes und konsequent verfolgtes Ziel entbehrte und daher ebenfalls mehr blendete als dem Reiche Nutzen stiftete. Denn aus allen seinen Kriegen, mit den Seldschuken in Kleinasien und den Arabern in Ägypten, mit den slawischen Stämmen an der unteren Donau und mit den ihnen benachbarten Ungarn, mit den Normannen auf den griechischen Inseln und mit den in Syrien heimisch gewordenen




Bleibulle von Alexios I. vor der Usurpation des Thrones.

Auf der Vorderseite nur die Inschrift: † *ΚΕΒΟΗ ΘΕΙ-ΑΛΕΞΙΩ ΣΕΒΑΣΤΩΚΑΙ ΔΟΜΕΣΤΙΚΩ ΤΗΣ ΔΥΣΕΩΣ ΤΩ ΚΟΜΝΗΝΩ* (*Κύριε βοήθει Ἀλεξίῳ σεβαστῷ καὶ δομεστίκῳ τῆς δύσεως τῷ Κομνηνῷ*); auf dem Revers der heilige Demetrios mit Schild und Speer. Umschrift: *Ο . . . ΣΔΗΜΗΤΡΙ* (*Ὁ ἅγιος Δημήτριος*).

(Rev. arch.)



Bleibulle von Alexios I.

Der bärtige Kaiser im kaiserlichen Ornate, in der Linken den Globus mit dem Kreuz, in der Rechten das Labarum; Umschrift: † *ΑΛΕΞΙΩ ΔΕΣΠΟΤΗ ΤΩ ΚΟΜΝΗΝΩ* (*Ἀλεξίῳ δεσπότῃ τῷ Κομνηνῷ*). Auf dem Revers der thronende Heiland; in der Linken ein Evangelienbuch, die Rechte auf die Brust drückend. *ΙC. X̄.* = *Ἰησοῦς Χρίστος.*

(Rev. arch.)



Nikephoros Botaniates.

Dedikationsbild in der für den Kaiser geschriebenen Auswahl aus den Werken des Kirchenvaters Johannes Chrysostomos (347—407); Paris, Nationalbibliothek. (Nach Montfaucon.)

Kreuzfahrern, ist für das Reich eigentlich gar nichts Bleibendes gewonnen, wohl aber der Wohlstand der mit immer neuen Abgaben belasteten Unterthanen vollends zu Grunde gerichtet worden. Immerhin war das byzantinische Reich durch Alexios und Manuel wieder ein Faktor in der europäischen Politik geworden und hatte ein lange nicht mehr gekanntes Ansehen gewonnen.

Das Kalifat des Ostens war seit dem neunten Jahrhundert in schnellem Verfall. Die Verschärfung des religiösen Gegensatzes zwischen Sunniten und Schiiten hatte zur Scheidung zwischen dem Norden und dem Süden des ehemals einheitlich beherrschten Gebietes geführt, da nur die ersteren noch in dem ohnmächtigen Kalifen von Bagdad ihr religiöses Oberhaupt verehrten, letztere sich dem fatimidischen Herrscher unterordneten, der in dem zur Weltstadt erblühten Kairo residierte und nicht bloß den größten Teil Nordafrikas, sondern auch Syrien und Palästina beherrschte. Freilich begann auch dort mit dem elften Jahrhundert eine schnelle Auflösung. Der religiöse Fanatismus



Av.



Rev.

Dirhem von Hakam II. v. J. 351 (962 n. Chr.).

Avers: Im Felde: „Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genossen“ — im Rande: „Im Namen Allahs geschlagen ist dieser Dirhem in der Stadt Al-Sachra im Jahre 351“ — Revers: Im Felde: „Der Imâm el-Hakam | der Beherrscher der Gläubigen | el-Mostansir billah.“ Darüber das Wort Abd, darunter er-rachmán, d. h. der Name Abderrachmán, der Münzmeister vermutlich. — im Rande: „Mohammed (ist) der Gesandte Allahs Er hat durch ihn gesandt die Leitung und die wahre Religion daß er ihn zum Herrscher mache über die Religion überhaupt, machten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen.“ Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Hakems (996—1021), der sich selbst für die Mensch gewordene Gottheit hielt und der Mahdi, der in Aussicht gestellte neue Prophet, sein wollte, gefiel sich in furchtbaren Verfolgungen, die nicht bloß die bisher fast volle bürgerliche Gleichberechtigung genießenden Christen, sondern auch den minder eifrigen Mohammedaner und den immer übel angesehenen Juden auf das härteste trafen. Ein blutiges Ende befreite das mißhandelte Reich endlich von dem sich selbst vergötternden Tyrannen, dessen gläubige Anhänger, seine einstige Wiederkehr als Mahdi erwartend, die noch heute in den Schluchten des Libanon hausende fanatische Sekte der Drusen bildeten. Das Haupt der Verschwörung, die Hakem beseitigt hatte, des Kalifen Schwester Sittalmulk, half des Ermordeten Neffen Ali Abul Hassan Thaher zum Thron (1021—36), unter dem Ägypten noch einmal bessere Zeiten sah. Aber schon unter seines Sohnes Mostansir nahezu sechzigjähriger Regierung (1036—94) brach die

Katastrophe über das Kalifat der Fatimiden herein, indem die Anführer der zügellosen türkischen Leibwache Mostansirs infolge von höfischen Streitigkeiten sich empörten und unter dem barbarischen Nasreddaula alle Gewalt an sich rissen, um ein durch Raub und Mord und jede Art von Greuelthat beflecktes zügelloses Schreckensregiment zu führen, das dem Wohlstand und der Kultur Ägyptens in kurzer Zeit unheilbare Wunden schlug. Zwar wurde Nasreddaula später beseitigt und seine wilden Horden unschädlich gemacht, aber auch in der Folge blieben die fatimidischen Kalifen, wie ihre Gegner zu Bagdad schon seit lange, auf eine politisch völlig wertlose religiöse Ehrenstellung beschränkt, indem sie als geistliches Oberhaupt der schiitischen Gläubigen galten, während die militärische und die politische Gewalt ganz in den Händen der Befehlshaber der meist aus Türken zusammengesetzten Leibwache lag, die anfangs Wesire genannt, nachher den für ihre Stellung bezeichnenden Titel Sultan oder Malek, d. i. König, führten. Eine Folge der unter Mostansir über das fatimidische Reich hereingebrochenen Stürme war der Verlust seiner asiatischen Provinzen: Syrien und Palästina samt der heiligen Stadt wurden damals von streifenden Scharen seldschukischer Türken eingenommen, unter denen die bisher geduldeten Christen arge Mißhandlung erfuhren.

Auch für das Kalifat von Bagdad waren diese Seldschuken das Verhängnis. Als ein hartes, kriegerisches Reiter- und Hirtenvolk finden wir die in zahlreiche Stämme geteilten Türken zuerst nomadisierend in den Steppen östlich vom Kaspischen Meere, dem Großchan der Kirgisen tributpflichtig. Geschichtliche Bedeutung erlangten sie erst, als sie, um das Jahr 1000 von dem Häuptling Seldschuk nach der Bucharei geführt und dort zum Islam bekehrt, durch diesen auf gewaltsame Ausbreitung der Lehre Mohammeds hingewiesen wurden. Zwar kamen sie unter Seldschuks Sohn Arslan in Abhängigkeit von Mahmud, dem mächtigsten der vom Kalifat abgefallenen Ghasnaviden, dessen Reich von Afghanistan bis tief nach Indien reichte, wanderten aber später nach Chorasan aus und gründeten dort um die Mitte des elften Jahrhunderts einen selbständigen Staat. Unter Togrul Beg, einem der Neffen Arslans, bemächtigten sie sich Ispahans, während einzelne Abteilungen bereits westwärts bis zur Grenze des griechischen Reiches streiften. Da der Ruf von Togrul Begs Frömmigkeit die ganze rechtgläubige mohammedanische Welt erfüllte, berief ihn Alkaim, der Kalif von Bagdad, um sich mit seiner Hilfe von der drückenden Herrschaft zu befreien, die seit nahezu hundert Jahren das persische, also schiitische und deshalb als ungläubig und gottlos gehaßte Fürstengeschlecht der Bujiden im Besitz des Sultanats seinem entwürdigten Hause auferlegt hatte. Als Emir al Omra, als Oberbefehlshaber der Leibwache des Kalifen und damit Herr seiner Person, des Hofes und des Reiches, hatte Togrul Beg hinfort die höchste Gewalt in dem von Bagdad aus beherrschten Reiche, in dem seine Thatkraft und Kriegstüchtigkeit eine lange nicht gekannte Ordnung herstellte. In dieser Doppelstellung eines Herrschers über das seldschukische Reich, das er bis an die Grenze Armeniens erweitert hatte,

und eines Emir al Omra zu Bagdad, folgte Togrul Beg 1063 sein Neffe Alp Arslan. Er eroberte Turkestan und Chowaresmien, unterwarf das ritterliche Volk der Armenier, machte die Georgier im Kaukasus abhängig, entriß Syrien und Palästina den Fatimiden und stellte dort mit unbarmherziger Strenge die sunnitische Orthodoxie wieder her. In der Schlacht bei Malazkerd, in der Gegend von Erzerum, nahm er den griechischen Kaiser Romanus Diogenes gefangen; der vorteilhafte Friede, durch den derselbe seine Freiheit erkaufen mußte, wurde freilich durch seine Ermordung nach der Heimkehr nach Konstantinopel alsbald wieder hinfällig. Alp Arslan selbst endete 1072 auf einem Zuge in dem transoxanischen Gebiete durch den Dolch eines mit dem Tode bedrohten Rebellen. Mit seinem ältesten Sohne Malek Schah, der sein Recht siegreich gegen aufsätzige Verwandte verfocht, erreichte die Macht der Seldschuken ihren Höhepunkt. Malek Schah wurde als der größte und beste mohammedanische Herrscher seiner Zeit gefeiert; nicht sowohl durch seine Siege als durch seine imponierende moralische Autorität gab er dem Islam in Asien wieder eine gewisse Einheit, die gerade in der Zeit der beginnenden Angriffe durch die abendländische Christenheit seine Widerstandskraft bedeutend steigerte. Auch der ihm mehr unter- als nebengeordnete Kalif von Bagdad al Muktadi (1075—94) verdankte ihm eine Erneuerung seiner erschütterten Autorität. In unaufhaltsamem Siegeslauf warf Malek Schah Bochara und Samarkand nieder, bändigte die aufständischen Stämme in der turkestanischen Heimat seines Volkes, eroberte Kaschgar und gebot bald bis zur Grenze Chinas. Inzwischen entrissen seine Feldherren den Fatimiden Syrien und Palästina, wo unter seinen Neffen in Aleppo und Damaskus Klientelstaaten entstanden, während einem glücklichen Abenteurer Suleimann in den mittleren und nordwestlichen Landschaften Kleinasiens eine ähnliche Gründung gelang. Seit den glänzendsten Zeiten des Kalifats hatte die mohammedanische Welt sich nicht einer solchen Einheit, Ordnung und Kraft erfreut, wie dieser größte aller türkischen Herrscher sie durch seine kriegerischen und Regententugenden heraufgeführt hatte. Sein Tod aber hatte sofort neue Verwickelungen zur Folge. Denn wenn es zunächst auch seinem erstgeborenen Sohn Barkijarok gelang, sein Nachfolgerrecht gegen des Vaters Witwe, ihren Lieblingssohn und deren Anhang durchzusetzen, so begannen doch in vielen Provinzen unter ehrgeizigen Verwandten und untreuen Statthaltern aufständische Bewegungen. Familienkriege und Thronstreitigkeiten füllten die nächsten Jahre und führten zur Auflösung des Reiches in eine Anzahl von Teilstaaten. Nur in den östlichen Provinzen, vom Tigris bis zum Indus, behauptete sich das Haus Seldschuks, bis es zu Ende des zwölften Jahrhunderts dem Ansturm der Chowaresmier erlag. Im Westen aber, in Mesopotanien, Kleinasien und Syrien, entstand eine bunte Vielheit von kleinen Reichen, teils unter Sprößlingen des seldschukischen Hauses, teils unter glücklichen Emporkömmlingen verschiedener Herkunft, die, unter sich in wechselvollen Kämpfen begriffen, durch ihre Uneinigkeit den Kreuzfahrern ihre ersten, mehr durch Überraschung der Gegner

als durch wirkliche militärische Leistungen gewonnenen Siege ermöglichten und zu spät den gemachten Fehler durch ein festeres Zusammenschließen wieder gut zu machen suchten. Das bedeutendste von diesen kleinen, in ihrer Gestaltung mannigfach wechselnden Reichen wurde das im Herzen Kleinasiens entstandene Sultanat von Iconium, wo zu Ausgang des elften Jahrhunderts Malek Schahs Neffe Kilidsch Arslan herrschte, während in Damaskus, Aleppo, Edessa, Mosul und Jerusalem untereinander vielfach verfeindete kleinere Dynastengeschlechter regierten.

Mit dem Auftreten der seldschukischen Türken in Vorderasien hatte eine neue Angriffsbewegung des Islam gegen das Christentum begonnen. Die Wildheit dieser Feinde, die ihre angeborene Neigung zu barbarischer Kriegführung und harter Bedrückung der Besiegten mit dem Eifer für die Lehre des Propheten decken konnten, wurde von den Christen dem Einfluß des Islam zugeschrieben. Zudem steigerte sich während des elften Jahrhunderts mit dem Anwachsen der hochkirchlichen Bewegung die Unduldsamkeit der abendländischen Christen und ihr siegesgewisser Glaube an die Unterwerfung der Welt unter die Herrschaft des Kreuzes. Damit änderte sich das Verhältnis, in dem die Bekenner beider Religionen bisher zu einander gestanden hatten. Denn in so zahlreichen und erbitterten Kämpfen sie ihre Kraft gemessen haben mochten, war doch überall ein friedliches Nebeneinander beider möglich geblieben. In den Staaten der pyrenäischen Halbinsel und in Sizilien so gut wie im byzantinischen Reich hatten christliche Herrscher mohammedanischen Unterthanen Duldung gewährt, sich in ihren Kriegen arabischer Söldner und bei der Pflege von Kunst und Wissenschaft arabischer Gelehrter bedient. Eine ähnliche Stellung hatten im allgemeinen die Christen im Kalifat eingenommen. Dazu hatte dann eine Fülle internationaler Beziehungen, hatten Handel und Seefahrt beider Interessen eng miteinander verknüpft. Trotz mehrfacher, aus politischen Gründen ergangener byzantinischer Handelsverbote hatten die Venetianer mit allen Mohammedanern des Mittelmeeres, namentlich mit denen Syriens, allezeit in lebhaftem Verkehr gestanden. Mit ihnen teilten sich die Pisaner und Genuesen in den Handel mit Ägypten, an dem auch Marseille Anteil hatte, während Sizilien, Neapel, Salerno und Amalfi vielfache Beziehungen zu Nordafrika und Syrien unterhielten. Es hatte demnach bisher weder ein politischer noch ein religiöser, noch auch ein wirtschaftlicher Gegensatz der Art zwischen Christentum und Islam bestanden, daß beide in Frieden und Freundschaft nebeneinander zu leben hätten für unmöglich halten und einander auszurotten hätten bestrebt sein sollen. Vielmehr war beider Verhältnis bisher charakterisiert durch oft weitgehende religiöse Duldsamkeit, mannigfache gegenseitige Anregung und friedliche Pflege der ihnen gemeinsamen politischen und wirtschaftlichen Interessen.

Nun war aber auch bereits von christlicher Seite das bisherige gute Verhältnis beider Religionen in ähnlicher Weise gestört worden, wie es die

Seldschuken gethan hatten, nämlich durch das kriegerische Abenteurervolk der Normannen, das ja auch in den Kreuzzügen selbst zu einer hervorragenden Rolle berufen war. Die Eroberung Siziliens durch Graf Roger (S. 318) sollte im Interesse des Glaubens unternommen sein; an dem Kampf der Spanier gegen die Mauren hatten, namentlich seit dem Einfall der Almohaden, neben den Südfranzosen besonders die Normannen Anteil gehabt, denen die Mohammedaner dann im Dienste der byzantinischen Kaiser auch auf den Schlachtfeldern Kleinasiens begegneten.

Auf das höchste gesteigert nun wurde die Wirksamkeit dieser Momente durch die gewaltige kirchliche Erregung, die im Zeitalter des Investiturstreits die abendländische Christenheit ergriff. Freilich war es nicht bloß freudige Begeisterung, welche die schwärmende Menge zu Gott wohlgefälligen Thaten drängte: auch die entfesselte Leidenschaft und die durch sie über weite Kreise hereinbrechende Verirrung und Schuld trieben viele ihr Seelenheil durch den Kampf im Dienste des Kreuzes zu fördern, und selbst ohne bestimmte Anlässe wurde die große Menge von dem durch die Kirche genährten Geiste nach großen Thaten drängender Schwärmerei mit fortgerissen. Lastete doch der Druck der Zeit mit ihren erbitterten kirchlichen und politischen Kämpfen, der wilden Gärung aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse gerade auf den niederen Ständen besonders schwer. In der entmutigenden Erkenntnis daheim doch nichts mehr zu verlieren zu haben, schlossen sich Tausende und Abertausende auf gut Glück dem großen Abenteuer an, das als eine von dem Segen der Kirche begleitete und vom Papst selbst veranlaßte Unternehmung zur Ehre Gottes doch unmöglich mißlingen konnte und auch herrlichen irdischen Lohn verhieß.

Alle diese Momente nun, teils rein kirchlicher, teils spezifisch hierarchisch-asketischer Natur, dann wiederum dem politischen, dem sozialen, dem wirtschaftlichen Gebiete angehörig, kamen doch erst dadurch zu recht erfolgreicher und durchschlagender Wirksamkeit, daß sie sich alle an einer Stelle zusammenfanden und von dieser aus durch eine allgemein leitende Autorität einheitlich geltend gemacht wurden. Bereits Gregor VII. hatte die abendländische Christenheit zur Rettung des durch die Seldschuken hart bedrängten byzantinischen Reichs waffnen wollen: gerade als der große Streit mit Heinrich IV. ausbrach, soll die Ausführung des Unternehmens bevorgestanden haben. Inzwischen stieg die Not der Griechen, die in der Abwehr der Seldschuken obenein durch Robert Guiscards Angriff auf die ionischen Inseln behindert wurden, und 1095 wandte sich Alexios der Komnene mit der Bitte um Hilfe an Papst Urban II. Dieser gewann dadurch eine wahrhaft gebietende Stellung: Heinrich IV. schien endgültig bewältigt; Philipp von Frankreich war im März 1095 auf dem Konzil zu Piacenza eine letzte Frist zur Umkehr von seinem ehebrecherischen Treiben (S. 402) gestellt; dort bereits empfahl Urban II. den Gläubigen den Zug zur Unterstützung des griechischen Kaisers gegen die „Heiden“. Im November hielt er dann in Clermont, der Hauptstadt der

Auvergne, inmitten der kirchlich seit lange tief erregten und so leicht entzündbaren Südfranzosen ein Konzil, das, von vierzehn Erzbischöfen, mehr als 200 Bischöfen und vielen Hunderten von niederen Geistlichen besucht, umlagert von vielen Tausenden von begeisterten Laien, der weltherrschenden Stellung der Kirche einen imponierenden Ausdruck gab. König Philipp traf der Bann: ein ähnlicher Triumph schien der Kirche da beschieden, wie sie ihn eben über den deutschen König, dem sie den eigenen Sohn abwendig gemacht, gewonnen hatte. Mehr als je waren die Massen durchdrungen von dem Glauben an die Allmacht der Kirche, höher als je gingen die Wogen gläubiger Begeisterung, und als nun Urban II. auf die schon zu Piacenza empfohlene Unternehmung zurückkam, da brachen die Versammelten, noch ehe er seine Rede beendet hatte, von plötzlicher Thatenlust ergriffen, in den jubelnden Ruf aus: Gott will es, Gott will es! und alles drängte sich herzu, um sich das rote Kreuz auf die rechte Schulter heften zu lassen, das zum Abzeichen der Kämpfer mit den Ungläubigen bestimmt war — dasselbe Abzeichen, unter dem die Normannen in Sizilien wider die Araber gestritten, die Patarener unter Erlembald Cotta die Gegner der gregorianischen Neuerungen niedergekämpft und Wilhelm der Eroberer als Beauftragter der Kirche bei Hastings über die Angelsachsen gesiegt hatte. Daß der mächtigste Fürst Südfrankreichs, Raimund von St. Gilles, Graf von Toulouse und Markgraf von Provence, seine Teilnahme zusagte, gab dem Unternehmen sofort eine feste Grundlage. Mit seiner Organisation, die durch Aussendung von Kreuzpredigern und Gewährung von allerlei kirchlichen und weltlichen Vorteilen an die Teilnehmer wirksam befördert wurde, beauftragte Urban II. den Bischof Adhemar von Puy, der ihn auch auf dem Zuge selbst vertreten sollte.

Seiner Natur nach einladend zu phantastischer Ausschmückung der schon an sich ungewöhnlichen Wirklichkeit und geeignet bei Mithandelnden und Augenzeugen, ganz besonders aber bei ferner stehenden Beobachtern die Vorstellung von einem unmittelbaren Eingreifen des Himmels zur Förderung eines so heiligen Unternehmens zu erzeugen, ist der erste Kreuzzug frühzeitig der Gegenstand üppig entwickelter Mythenbildung und planmäßiger legendarischer Verherrlichung geworden. Dahin gehört es, wenn der von einer Wallfahrt nach der heiligen Stadt heimgekehrte französische Mönch Peter von Amiens durch die von ihm übermittelte Bitte des Patriarchen von Jerusalem um Hilfe gegen die Gewaltthaten der Seldschuken zum Urheber der ganzen Bewegung gemacht worden ist. An sich eine historische Persönlichkeit, war Peter der Einsiedler doch nur einer von den eifrigsten und deshalb wohlbekanntesten unter all den schwärmerischen Volksrednern, die damals in Frankreich und Deutschland das Kreuz predigten und die leicht entflammte Menge zu überstürztem Antritt des nicht hinreichend vorbereiteten Zuges verleiteten. Aber die ungeordneten Haufen, die in thatenlustiger Ungeduld ohne rechte Führung, ohne militärische Organisation und oft selbst ohne kriegerische Rüstung lange vor dem für das Hauptheer vereinbarten Termin aufbrachen, erlagen unter-

wegs sämtlich den Angriffen der Ungarn, der Bulgaren und der Griechen. 50 000 Mann unter Peter von Amiens selbst kamen zwar bis nach Kleinasien hinüber, wurden dort aber bei Nicäa völlig aufgerieben; der Führer selbst entkam durch einen glücklichen Zufall. Wie bei den meisten Volksbewegungen der Art, so fehlte es auch hier nicht an bedenklichen Ausschreitungen: der entfesselte Glaubenseifer wandte sich auch gegen die Nichtchristen in der Heimat und glaubte durch eine greuliche Judenverfolgung, die namentlich die Rheinlande mit wüsten Szenen erfüllte, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun.

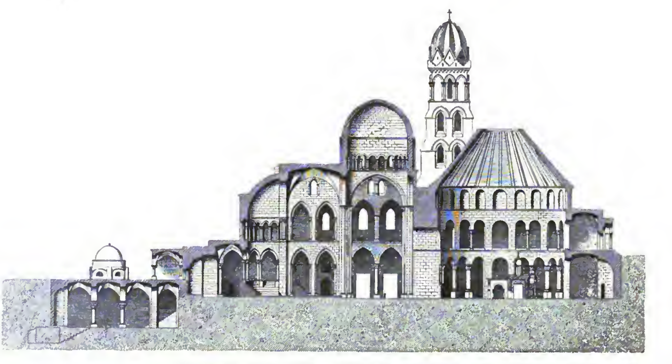


Kaiser Alexios.
Miniature in einem griechischen Manuskript. Rom, Vat. Bibl. (Nach Seroux d'Agincourt.)

Für das Hauptheer der Kreuzfahrer, das erst im Sommer 1096 aufbrach, war Konstantinopel als Sammelplatz bestimmt. Auf verschiedenen Wegen zogen die national gesonderten Heerscharen dorthin. Gotfried von Bouillon, der Herzog von Niederlothringen, mit seinen Brüdern Eustach und Balduin, dem tapferen Balduin von Bourg und Graf Robert von Flandern und zahlreichen lothringischen und niederrheinischen Rittern nahm den Weg durch Ungarn. Die Nordfranzosen unter Hugo von Vermandois, dem Bruder König Philipps, Herzog Robert von der Normandie, dem abenteuerlustigen Sohne Wilhelms des Eroberers, und dem reich begüterten Grafen Stephan von Blois zogen durch Italien und setzten von Apulien nach der griechischen Küste hinüber, um durch Griechenland dem Sammelplatze zuzustreben. Die Südfranzosen unter dem mächtigsten Teilnehmer des ganzen Zuges, Raimund von St. Gilles, dem Markgrafen von Toulouse und Markgrafen von Provence, gingen durch Slavonien und Dalmatien, mit ihnen der vom Papste mit der Leitung des Unternehmens betraute Bischof Adhemar von Puy. Ein besonders wichtiges Element bildeten auch hier wiederum die Normannen unter dem thatkräftigen und kriegskundigen Boemund von Tarent, dem Sohne Robert Guiscards, und seinem ruhmbegierigen Vetter Tankred. Ohne Glaubensschwärmerei wollten diese ihr Glück machen, zu Land, Leuten und Reichtum kommen und wurden so die Vertreter der nüchternen politischen und militärischen Praxis, aber eben dadurch einflußreich.

Nicht ohne große Sorge sah Kaiser Alexios der Komnene diese Heeresmassen gegen seine Hauptstadt heranziehen: der alte Gegensatz zwischen der griechischen und der römischen Kirche und die Verfeindung mit den Normannen ließen übles befürchten. Den Kreuzfahrern den Weg zu verlegen ging nicht an; ebensowenig mochte er im Osten eine erst von ihm unabhängige, dann

Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem. (Nach Vogüé.)



Längendurchschnitt der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

Nach dem Zustande derselben im zwölften Jahrhundert. (Nach Vogüé.)

sicher bald ihm feindliche Macht entstehen lassen: auch bedurfte das byzantinische Reich ja dringend der Hilfe gegen die Türken. So beschloß Alexios, die Kreuzfahrerfürsten zu seinen Lehnsleuten zu machen, die in seinem Auftrage und für ihn als ihren Oberherrn zunächst die ehemals griechischen Gebiete in Asien zurückerobern sollten. Bereitwillig ging darauf Hugo von Vermandois ein, der, allein in Griechenland gelandet, ganz in der Gewalt der Griechen war und von ihnen, wie in ehrenvoller Haft, nach Konstantinopel geleitet wurde. Die Huldigung verweigerte dagegen Gotfried von Bouillon, der gegen Ende des Jahres 1096 vor der griechischen Hauptstadt ankam und bei Pera lagerte. Nach vergeblichen Verhandlungen ließ Alexios, als mit der Annäherung der Normannen die Lage für ihn immer kritischer wurde, Gotfried angreifen und zwang ihn zur Erfüllung seines Verlangens: der Herzog gelobte alle einst den Griechen gehörigen Gebiete, die er erobern würde, Alexios zu übergeben und demselben Vasallentreue zu wahren. Boemund von Tarent leistete den Eid unbedenklich; Raimund von St. Gilles dagegen lehnte ihn ab und verstand sich erst unter dem Drucke griechischer Zwangsmaßregeln zu dem ganz allgemein gehaltenen Gelöbnis, daß er des Kaisers Leben und Ehre nicht schädigen wollte. Die Nordfranzosen unter dem eitlen und der Schmeichelei der schlauen Griechen zugänglichen Stephan von Blois folgten dem Beispiel der Normannen. Nun erst setzten griechische Schiffe die Kreuzfahrer über die Meerenge. Im Frühjahr 1097 stand die ganze Heeresmasse, immerhin mindestens 300 000 bis 400 000 Streiter, auf dem Boden Kleinasiens und an der Schwelle des mohammedanischen Orients.





Münze von Alexios I. Komnenos.
Inschriften: + KЄ (κύριε) ROHΘЄI (βοήθει) AΛЄΞIW ΔЄCΠOTH TW KOMNHNW.
Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Zuerst wandten sich die Kreuzfahrer gegen das feste, an einem mit dem Meere in Verbindung stehenden See gelegene Nicäa. Vergeblich suchte Kilidsch Arslan von Iconium die Einschließung zu durchbrechen; aber aus Mangel an einheitlicher Leitung und an Kenntnis der Belagerungskunst kamen die Kreuzfahrer trotz ihrer Übermacht nur langsam vorwärts, und als sie endlich am 19. Juni sich zum Sturm anschickten, wurde die Stadt auf Grund heimlich angeknüpfter Verhandlungen plötzlich an die Griechen übergeben und sie mußten mit leeren Händen abziehen, ja sogar nach vergeblichem Sträuben Alexios den Vasalleneid erneuern. Auf dem weiteren Marsch wurden sie dann, als in schwierigem Terrain ihre Abteilungen eben in Verwirrung geraten und auseinander gekommen waren, am 1. Juli von Kilidsch Arslan bei Doryläum

angegriffen. Anfangs durch eine Umgehung und den Verlust ihres Lagers hart bedrängt, trugen sie schließlich unter Boemunds Oberbefehl und nachdem auch die Franzosen und Lothringer herangekommen waren, den Sieg davon. Nun fand der Marsch durch das Sultanat Iconium kein Hindernis mehr. Während die Normannen unter Tankred Tarsus berannten, es aber in die Hand Balduins von Lothringen fallen sehen mußten, der dann mit geringer Mannschaft einen verwegenen Zug nach dem Osten unternahm, das Land bis zum Euphrat unterwarf, Edessa gewann und dort eine Herrschaft errichtete, zog das Hauptheer durch die cilicischen Thore nach dem stark befestigten Antiochien, welches, nachdem ein türkischer Entsatzversuch mißglückt war, nach mühseliger Belagerung, durch geheimes Einverständnis, das Boemund unter den Verteidigern gewonnen hatte, endlich Anfang Juni 1098 genommen wurde, um seinem Verlangen gemäß dem Normannenfürsten überlassen zu werden. Unmittelbar nach dem Falle erschien ein gewaltiges türkisches Heer des Sultans Korboga von Mosul, das nun die Christen einschloß und infolge einer bald eintretenden Hungersnot in die furchtbarste Bedrängnis brachte, aus der sie sich, durch die Auffindung der heiligen Lanze begeistert, endlich durch einen in der Verzweiflung unternommenen Kampf am 28. Juni befreiten. Dann aber veranlaßte die Lockerung der militärischen Zucht und der Hader der Fürsten, die einander jeden Gewinn mißgönnten, monatelange Unthätigkeit, bis endlich das drohende Murren des unzufriedenen Volkes, das den eigentlichen Zweck des Unternehmens nicht aufgegeben sehen wollte, den Aufbruch nach Jerusalem erzwang. Die Küstenebene ungehindert südwärts verfolgend, erreichten die Kreuzfahrer am 7. Juni Jerusalem und griffen es alsbald an. Ein erster Sturm am 13. Juni wurde abgeschlagen; mit Hilfe einer in Jaffa gelandeten genuesischen Flotte, die Gerätschaften und Proviant herbeiführte, schritt man zu planmäßigem Angriff, und am 14. Juli wurde die Stadt erstürmt und die mohammedanische Bevölkerung in einem furchtbaren Blutbade zusammengehauen.

Der neue Staat, durch dessen Errichtung der dauernde Besitz der heiligen Stadt der Christenheit gesichert werden sollte, beruhte ganz auf dem hierher verpflanzten normännisch-französischen Lehnswesen und entbehrte deshalb der Zentralisation der Kräfte und der Einheitlichkeit der Leitung, ohne die eine solche weit hinaus vorgeschobene Militärkolonie nicht gedeihen konnte. Denn durch seine Erhebung zum König wurde Gotfried von Bouillon, der im Gegensatz zu dem selbstsüchtigen Boemund von Tarent allmählich die erste Stelle in der Leitung des Gesamtheeres gewonnen hatte, dem Fürsten von Antiochien gegenüber so gut wie dem Grafen von Tripolis und dem Herrn Edessas doch nur mit einem Ehrenvorrang ausgestattet, war aber keinem von ihnen militärisch und politisch wirklich übergeordnet. Auch als die Christen den Angriff, mit dem die ägyptische Übermacht sie alsbald zu erdrücken trachtete, bei Askalon am 14. August 1099 abgeschlagen hatten, blieb die Lage eine äußerst bedrängte. Zudem kehrten die meisten Kreuzfahrer nach Erfüllung

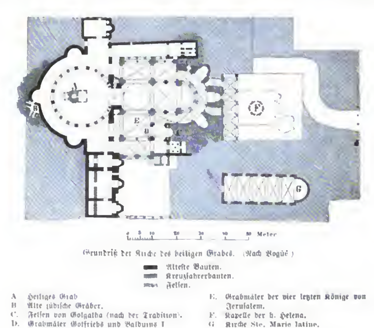
ihres Gelübdes in die Heimat zurück, und so blieb nur eine zur Verteidigung durchaus ungenügende Zahl im Lande, für die der Mangel einer sicheren



Ein Stück von der Westseite der Festungsmauern Antiochiens. (Nach Rey.)

Verbindung nach dem Westen um so verhängnisvoller zu werden drohte, als die numerisch unendlich überlegenen Mohammedaner sich von ihrer anfänglichen Überraschung erholten und zur Wiedergewinnung des Verlorenen rüsteten.

Gotfried von Bouillon hat daran nichts bessern können; zu einer gesetzgeberischen und staatsordnenden Thätigkeit aber, wie eine spätere Zeit sie ihm angedichtet hat, indem sie ihn zum Urheber der erst viel später entstandenen Aufzeichnung der im Königreich Jerusalem geltenden Rechtsbräuche, der sogen. Assisen von Jerusalem machte, fehlten damals noch alle Voraussetzungen. Der neue Kreuzzug aber, zu dem sich 1100 gewaltige Scharen aus Italien unter dem Erzbischof Anselm von Mailand, aus Frankreich unter den Herzögen von Burgund und Aquitanien und aus Deutschland unter Herzog Welf von Bayern, Markgraf Johann von Österreich, Erzbischof Thietmar von Salzburg u. a. vereinigten, fand 1101 bei dem Versuche, den in moham-



Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. (Nach Vogüé.)

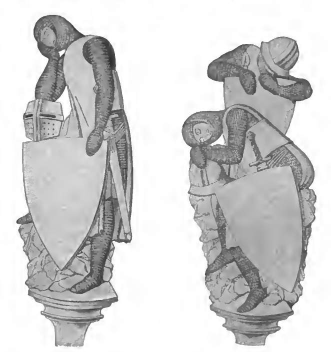
- Älteste Bauten.
- Kreuzfahrerbauten.
- Felsen.

A. Heiliges Grab.
B. Alte jüdische Gräber.
C. Felsen von Golgatha (nach der Tradition).
D. Grabmäler Gotfrieds und Balduins I.
E. Grabmäler der vier letzten Könige von Jerusalem.
F. Kapelle der h. Helena.
G. Kirche Ste. Marie latine.

medanischer Gefangenschaft gehaltenen Balduin von Edessa zu befreien, in dem wüsten phrygischen Hochland bis auf wenige dürftige Reste einen elenden Untergang.

Wesentlich gebessert dagegen wurde die Lage der christlichen Kolonie durch die Umsicht und Thatkraft Balduins I., der seinem im Juli 1100 verstorbenen Bruder Gotfried auf dem Thron von Jerusalem folgte (1100—18), durch die Einschränkung der übermäßig anspruchsvollen Hierarchie und dann durch die Eroberung der wichtigsten Küstenstädte wie Arsuf, Cäsarea (1101), Accon (1104), Tripolis (1109), Beirut und Sidon (1110), wobei er von den italienischen See-

städten, namentlich Genua, unterstützt wurde; Askalon dagegen wurde noch vergeblich angegriffen. Ähnlich umsichtig und erfolgreich wirkte sein Nachfolger, Balduin II. (1118—31), der bisher unter wechselvollen Kämpfen Edessa verwaltet hatte: mit venetianischer Hilfe eroberte er 1124 das wichtige Tyrus und faßte im Quellgebiet des Jordan in Banias festen Fuß, bekämpfte auch die Herrscher von Aleppo und Damaskus. Der Ausgang seiner Regierung bezeichnet den Höhestand der christlichen Macht in Palästina. Aber



Skulpturen im Kapellchen zum heiligen Grabe im Dome zu Konstanz. Rittertracht um 1218—20.
(Nach v. Hefner-Alteneck.)

schon unter seinem Nachfolger, seinem Schwiegersohn Fulco von Anjou (1131—43), begann der Verfall, namentlich infolge innerer Zwistigkeiten, welche die nordöstlichen Gebiete den Angriffen des gewaltigen Zenghi preisgaben. Diese Übelstände wuchsen, als nach Fulcos Tod sein junger Sohn Balduin III. (1143—63) unter Vormundschaft seiner Mutter Melisende folgte, obgleich das Wachstum der ursprünglich dem Schutze der Pilger und der Krankenpflege gewidmeten, dann aber zu dauerndem Kampfe gegen die Ungläubigen militärisch organisierten geistlichen Ritterorden der Tempelherren und der Johanniter die Wehrkraft des Reiches verstärkten. Als aber Zenghis Sohn



Aus den Kämpfen zwischen den Kreuzfahrern und Sarazenen.
Malerei aus dem 11. Jahrh. eines früher in der Kirche von St. Denis befindlichen Fensters.

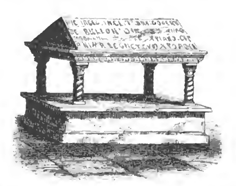


Aus den Kämpfen zwischen den Kreuzfahrern und Sarazenen.
Malerei aus dem 11. Jahrh. eines Fensters aus der Kirche Notre-Dame zu Paris. (Nach Planché.)

Nureddin 1146 Edessa eroberte und zerstörte, war mit dem nordsyrischen Gebiet zugleich der Bestand der christlichen Herrschaft überhaupt schwer bedroht und es ergingen von dort die dringendsten Hilferufe nach dem Abendlande.

Unter dem Einfluß der damals herrschenden hochkirchlichen Richtung, welche der Welt durch die Hingebung an ein so heiliges Unternehmen Befreiung von aller Not und allem Elend verhieß, gelang es dem Feuereifer Bernhards von Clairvaux nicht bloß Ludwig VII. von Frankreich zur Sühnung begangenen Unrechtes, sondern auch König Konrad III. von Deutschland, so wenig die Lage des Reiches ein solches Unternehmen empfahl, zur Annahme des Kreuzes zu bewegen. Der Verlauf war ein sehr unglücklicher. Auf dem Landwege nach Konstantinopel ziehend, setzte Konrad vor Ankunft der Franzosen nach Kleinasien über und wurde dort, als er unerachtet mehrfacher Warnungen quer durch das Binnenland ostwärts vordrang, mit seinem durch Entbehrungen aller Art schon erschöpften Heere in der Nähe von Iconium von der türkischen Übermacht fast völlig aufgerieben, so daß er nur mit kläglichen Resten nach Konstantinopel zurückkehrte. Ludwigs VII. Versuch, längs der Küste Syrien zu erreichen, nahm kein besseres

Ende: auch er erreichte nur mit dürftigen Trümmern seines Heeres schließlich zur See auf griechischen Schiffen sein Ziel. In Jerusalem vereinigte er sich mit Konrad III., der mit neuen deutschen Scharen nun ebenfalls zur See herüberkam. Nach längerem unentschlossenen Zögern unternahm man auf den Wunsch der Christen Palästinas einen Zug gegen das feste Damaskus, mußte aber die Belagerung ohne Ergebnis aufheben: Schuld an diesem kläglichen Ausgang des zweiten Kreuzzuges war namentlich die Abneigung der syrischen Christen gegen die Einmischung der abendländischen Mächte, durch die sie in ihrer zügellosen Selbstherrlichkeit beschränkt zu werden fürchteten. Der einzige Gewinn, den der zweite Kreuzzug der Christenheit brachte, war demnach die Eroberung Lissabons (S. 422), die Alfons von Burgund der Hilfe der nach dem Osten segelnden niederrheinischen Kreuzfahrer verdankte. Von Begeisterung aber für die Bekämpfung der Ungläubigen war namentlich in Deutschland keine Spur mehr vorhanden: nur um wenigstens den Schein zu wahren, hatte Papst Eugen III. den deutschen Fürsten, namentlich denen Sachsens, erlaubt, die den Kreuzfahrern verheißenen Vorteile durch einen Zug gegen die heidnischen Slawen in Pommern zu gewinnen. Doch auch der Angriff, den daraufhin Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär u. a. im Bunde mit den Dänen auf Demmin unternahmen, hatte keinen Erfolg. Vielmehr trug auch dort der ruhmlose Ausgang nur dazu bei, die so lange herrschende kirchliche Schwärmerei gründlich abzukühlen und im Gegensatz dazu den allzulange mißachteten weltlichen und politischen Gesichtspunkten endlich wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.



Grab Gotfrieds von Bouillon in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem.
(Nach Vogüé.)



Sechstes Kapitel.

Grundzüge der allgemeinen Kulturentwickelung im Jahrhundert des Investiturstreites.

1056 — 1152.

Kaum noch zu irgend einer anderen Zeit, selbst die des Höhestandes der reformatorischen Bewegung im sechzehnten Jahrhundert nicht ausgenommen, ist die gesamte Entwickelung der abendländischen Christenheit so ausschließlich von kirchlichen Interessen beherrscht, durch kirchliche Gegensätze bewegt und in den entscheidendsten Wendungen nach kirchlichen Gesichtspunkten bestimmt worden, wie in den hundert Jahren des Investiturstreites. Handelte es sich in demselben zunächst auch um die Ausfechtung eines hochwichtigen prinzipiellen Gegensatzes zwischen dem Deutschen Reich und der römischen Kirche, zwischen Kaisertum und Papsttum, der als das natürliche Ergebnis aus der vielfach verschlungenen Entwickelung beider allmählich erwachsen war, so erhoben ihn doch die Ansprüche beider Teile auf Geltendmachung einer universellen Autorität alsbald selbst zu universeller Bedeutung und machten so die fernere Gestaltung der abendländischen Entwickelung von seinem Ausgange abhängig. Nur war der Vorteil von vornherein auf der Seite der Kirche: durch ein glückliches Zusammenwirken äußerer Umstände konnte sie eine aus ihr selbst entsprungene, zunächst kirchlich-reformatorische Geistesströmung zu einer allgemeinen geistigen Macht erheben, die den noch unausgesprochenen Wünschen und den noch halb unbewußt gehegten Hoffnungen der verschiedensten Kreise und namentlich dem ungeduldigen Andrängen der neuerungslustigen großen Menge verlockend entgegenkam, und so die von ihr zuerst entfesselten Kräfte kirchlich und politisch bisher teilnahmloser Kreise mit sich fortreißen, um mit ihrer Hilfe das für sie selbst erstrebte Ziel zu erreichen.

Das offenbart sich gleich in der gesamten Litteratur jener Zeit, die ganz von kirchlichen Motiven beherrscht wird. Nicht bloß die Geschichtschreibung spiegelt dieselben, häufig genug durch den Eintritt in den Dienst einer bestimmten Tendenz, sehr zu eigenem Schaden, auf das lebhafteste wieder, eine ganze litterarische Gattung, die wir als die polemisch-publicistische bezeichnen möchten, verdankt diesem Zeitalter und den es bewegenden kirchlichen Kämpfen, wenn auch nicht überhaupt erst ihre Entstehung, so doch die Entwickelung zu einem bedeutsamen Faktor in der Gesamtheit des geistigen Lebens. Die

Tragweite der damals so leidenschaftlich umstrittenen Fragen, deren Entscheidung, wie sie auch ausfallen mochte, in ihren Konsequenzen gleichmäßig Geistlichkeit und Laienwelt traf und auch in der letzteren nicht bloß die Spitzen berührte, sondern mit ihren Wirkungen bis tief hinab in die untersten Schichten reichte, betraf das Dasein der Gesamtheit so gut wie jedes einzelnen und zwar das geistige und sittliche Dasein nicht minder wie das bürgerliche und selbst das wirtschaftliche Ergehen und Gedeihen. Daher die lebhafte Teilnahme auch der Massen an einem Kampfe, der bei oberflächlicher Betrachtung und nach den zunächst umstrittenen Schlagwörtern doch einem Gebiete anzugehören schien, für das bei diesen weder Verständnis noch Interesse zu vermuten schien. Damals zuerst hat sich das, was wir heute etwa öffentliche Meinung nennen, zu kraftvoller Äußerung entwickelt und einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Dinge gewonnen. Gerade die leidenschaftliche Erörterung der im Brennpunkt des Streites stehenden eigentlichen Investiturfrage, in der sich anfangs die kaiserlichen und die päpstlichen Ansichten und Ansprüche scheinbar völlig unausgleichbar gegenüberstanden, dann aber im Fortgang einer sich immer wieder erneuernden Diskussion eine gewisse mittlere, beiden Teilen innerhalb billiger Schranken gerecht werdende Ansicht zum Durchbruch kam und praktische Anwendung fand, giebt ein anschauliches Bild von dem Verlaufe und dem Wesen eines merkwürdigen geistigen Prozesses, wie er dem Abendlande bisher fremd gewesen war.



Mönchstracht aus dem 12. Jahrh.
Aus einem Martyrologium von 1138. Stuttgart, Königliche Bibliothek. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Aber auch über das Gebiet der kirchlich-politischen Kontroverse hinaus herrscht in der Litteratur von der Mitte des elften bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts das kirchliche, um nicht zu sagen das theologische Interesse vor. Denn es wird doch wohl nicht bloß auf ein gleichmäßig unglückliches Zusammentreffen äußerer Umstände, das über der Überlieferung gewaltet haben könnte, zurückgeführt werden dürfen, daß von irgend nennenswerten weltlichen Dichtungen nationalen Ursprunges in jenem ganzen Jahrhundert sich in Deutschland so wenig eine Spur findet, wie in Frankreich und in England, und es darf in Verbindung damit wohl darauf hingewiesen werden, daß die germanische Heldensage von den Nibelungen, die unter dem Einfluß der großen Kämpfe

in der östlichen Mark an der Donau gegen die Ungarn in der glorreichen Zeit Heinrichs III. ihre endgültige Gestalt erhalten hatte, aus dem ganzen folgenden Jahrhundert auch nicht ein neues Motiv, nicht eine zur weiteren Ausgestaltung führende Anregung empfangen hat. So entscheidend die Rolle war, die während desselben das Laientum spielte, in der Litteratur kommt es noch nirgends zu Worte: in dem Wenigen, was wir jener Zeit verdanken, finden wir als Dichter immer nur Geistliche, die geistliche Stoffe behandeln.

Nicht anders steht es in dem Gebiete der bildenden Kunst und insbesondere der Architektur. Wahrhaft erstaunlich ist da die Produktivität dieses

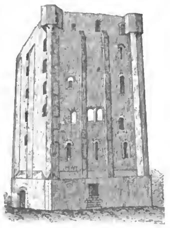


St. Front zu Perigueux.

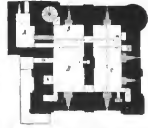
Anlage aus dem 10. Jahrh. nach der Markuskirche zu Venedig, als ein von fünf Kuppeln gebildetes Kreuz: vorbildlich für eine große Anzahl von Kirchen des südwestlichen Frankreich. (Denkmäler der Baukunst.)

Zeitalters gewesen, aber verhältnismäßig gering ist dem gegenüber die Mannigfaltigkeit in dem Geleisteten. Die Alleinherrschaft des romanischen Stiles entspricht der Alleinherrschaft der römischen Kirche, deren fest in sich geschlossener, unbarmherzig konsequenter und der Welt zu gebieten bestrebter Geist in den festgefügten, wie durch eine gewisse innere Notwendigkeit zusammengehaltenen und dadurch imponierenden Formen seiner Dome in unvergleichlicher Weise zum Ausdruck gebracht wurde. Könige und Bischöfe waren die Bauherren, denen diese Meisterwerke ihre Entstehung verdankten: in langsamem Aufsteigen zu voller Freiheit und allmählichem Reichwerden begriffen, hatte das Bürgertum, das späterhin gerade auf diesem Gebiete sich selbst die stolzesten Denkmäler setzen sollte, an dieser schöpferischen Thätigkeit damals noch keinen Anteil.

Auch die weltliche Baukunst blieb nicht zurück: königliche und bischöfliche Residenzen entstanden neben den gewaltigen romanischen Domen, und mit der kunstreicheren Befestigung der Burgen zugleich machte auch die der stärker bevölkerten Städte bedeutende Fortschritte. Es genügt für Deutschland an die Dome zu Speier, Konrads II. und Heinrichs IV. Werk, und zu Mainz zu erinnern, die berühmtesten von den herrlichen Werken, die damals eine geradezu wetteifernde Thätigkeit namentlich der geistlichen Fürsten in überraschender Anzahl erstehen ließ, für Frankreich an die mächtige Kirche des S. Severin zu Toulouse und den graziösen Bau zu Ehren des heiligen Stephan (S. Etienne) zu Caen, für England an die Kathedralen zu Winchester und zu Peterborough, die zugleich erkennen lassen, wie bei dem Festhalten der dem romanischen Stil eigenen Grundformen dennoch unter dem Einfluß der nationalen Eigenart der Deutschen, Franzosen und Normannen eine gewisse Abwechselung und Mannigfaltigkeit im einzelnen der Ausführung und der Ausschmückung möglich wurde. Als eine in ihrer Art einzige Schöpfung gehört aus Italien hierher die Kathedrale des heiligen Markus zu Venedig. Viel weniger haben die Stürme der folgenden Jahrhunderte von den Profanbauten dieser Zeit übrig gelassen. Selbst von dem Kaiserpalaste zu Goslar, den Heinrich III. begründet hatte, gewinnen wir infolge der wechselvollen Schicksale, die über ihn hinweggegangen sind, wenigstens für diese Zeit seines besonderen Ruhmes keine Anschauung mehr.



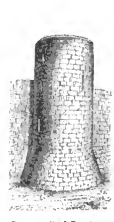
Danjan zu Beaugency a. d. Loire. 11. Jahrh. (Nach Jähns.)



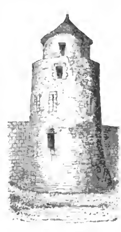
Grundriß eines englischen Danjans (Rachester) des 12. Jahrh.
A Barban; B graßes Gemach mit 2 Stufenicharten, 2 Schlafstellen (h nnd i) und einer nnter die Zugbrücke führenden Paterne (a); C Südgemach mit 4 Stufenicharten nnd 4 Schlafstellen (k k l m). o Pforte zn dem durch alle Stockwerke gehenden Brunnenschachte. f Wendeltreppe.
(Nach Jähns.)

Aber nicht bloß in der Litteratur und der bildenden Kunst ist das Jahrhundert des Investiturstreites beherrscht von dem Geiste der römischen Kirche, wie er sich damals eigenartig gestaltete und scharf ausprägte: in viel höherem Maße noch bethätigte er seine unbeschränkte Geltung in dem Gebiet der ganz in den Bann der Theologie geratenen Wissenschaft. Jene Epoche zeitigte die Scholastik, die beinahe länger als die römische Kirche selbst das gesamte wissenschaftliche Leben des Abendlandes beherrscht hat und ihm nicht bloß in Bezug auf die Methode, sondern auch auf Inhalt und

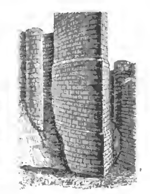
Ziel des Strebens Leiterin und Herrin geblieben ist. Ein bezeichnendes Zusammentreffen ist es da, daß auf derselben Lateransynode, welche durch Annahme der nach Nikolaus II. benannten neuen Ordnung für die Papstwahl den entscheidenden Schritt zur Emanzipation des römischen Bistums von dem deutschen Königtum und damit zur hierarchischen Umgestaltung die Kirche that, Lanfranc, ein geborener Lombarde, damals Vorsteher des Klosters Bec in der Normandie, der geistliche Beirat Wilhelms des Eroberers und nachher durch diesen der erste normännische Erzbischof von Canterbury, als Vorkämpfer der grobsinnlichen Fassung der Transsubstantiationslehre über den eine freiere Auffassung vertretenden Berengar von Tours triumphierte und damit in der entscheidendsten Frage den orthodox römischen Standpunkt für alle Zeiten fixierte. Es war



Turm der Umfassungsmauer von Provins. 12. Jahrh.



Turm des Schlosses von Fougères. 12. Jahrh.



Turm des Schlosses von Loches. 12. Jahrh.

(Nach Jähns.)

die logische und praktische Konsequenz daraus, wenn Lanfrancs Nachfolger sowohl in Bec wie späterhin auf dem Sitze des Primas der englischen Kirche, Anselm, auch ein geborener Italiener, die Wissenschaft überhaupt in den Dienst der Theologie stellte und in jeder Bewegung von dem Dogma abhängig machte, indem er den Glauben als Anfang und Ursprung aller Erkenntnis proklamierte und die einzige Aufgabe sowie die einzige Berechtigung der Wissenschaft darin sah, daß sie das von dem Glauben ungeprüft als wahr Angenommene auf dem Wege verstandesmäßiger Deduktion — doch eigentlich überflüssiger Weise — bewies oder wenigstens die göttliche Wahrheit dem beschränkten Menschenverstande mit den seiner Schwäche angepaßten Mitteln zugänglicher machte. Der gewaltige formale Apparat, den die Scholastik auf Grund der aristotelischen Logik entwickelte und mit spitzfindiger Kasuistik mit

nahezu unfehlbarer Sicherheit zum Beweis ihrer Thesen in Bewegung setzte, stand zu dem dürftigen geistigen Inhalt und dem geringen positiven Ergebnis dieser ganzen sogenannten Wissenschaft in einem argen Mißverhältnis. Und in dieser Hinsicht besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden einander mit Heftigkeit bekämpfenden Richtungen, in welche die Scholastik sich spaltete, je nachdem man von der Wahrheit des durch die Erfahrung Gegebenen ausging und die allgemeinen Begriffe oder Ideen als bloß daraus abstrahiert ansah und nur als wesenlose Namen gelten lassen wollte — Nominalismus — oder die allgemeinen Begriffe als das Ursprüngliche und vor den einzelnen Dingen Vorhandene betrachtete — Realismus. Beide drehten sich schließlich doch gleichmäßig im Kreise, weil sie die letzten und höchsten Ziele alles Denkens gar nicht ernstlich zu Gegenständen desselben machen durften und die unanfechtbare Klarheit dessen, was erst erkannt werden sollte, als Basis und Vorbedingung aller Erkenntnis voraussetzten. Immerhin stand der Nominalismus, der, weil er doch in dem Boden der Erfahrung wurzelte, eher zu wirklich wissenschaftlichen Anläufen befähigt war, nicht in allen seinen Vertretern in unbedingtem Einvernehmen mit dem kirchlichen Dogma und seinen gestrengen Hütern, von denen bereits sein eigentlicher Begründer Roscellinus über die Trinitätslehre in einen Konflikt verwickelt wurde, aus dem er sich nur durch den Widerruf seiner angefochtenen Auffassung retten konnte. Es sollte nicht lange dauern, bis von rationalistischen Prinzipien aus ein weit ernsterer Angriff auf das kirchliche Dogma und die seinem Beweise gewidmete scholastische Wissenschaft gemacht wurde.

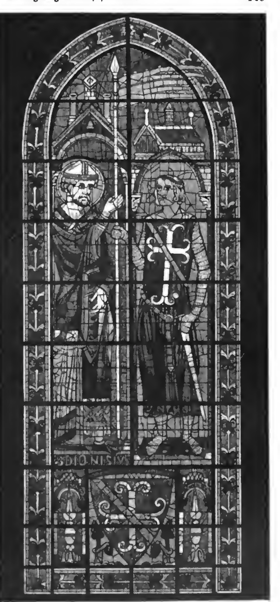
Wenn auch nicht der Abstammung und Geburt nach, so gehören doch nahezu sämtliche Vertreter dieser alles Denken beherrschenden scholastischen Richtung nach Leben und Wirken Frankreich an. Dort liegt damals überhaupt das geistige Zentrum des Abendlandes, wie die schnell großartig erblühende Universität Paris das Zentrum des gesamten wissenschaftlichen Lebens war. Die Cluniacenser gehörten Frankreich an: von der Hierarchie, wie Gregor VII. sie organisierte, war eigentlich nur die Methode italienisch oder römisch, der ganze geistige und sittliche Inhalt, das ganze Rüstzeug war französisch. Der französische Klerus war es, der nach der selbstverschuldeten Katastrophe des Papsttums von 1111 gegen das in seiner eigenen Schlinge gefangene Oberhaupt der Kirche aufstand und von sich aus den Kampf um die Durchsetzung der hierarchischen Ideale wiederaufnahm; ein Franzose hat ihn als Papst Kalixt II. glücklich zu Ende geführt. Ebenso ist es bei dem von der hierarchischen Partei frevelhaft heraufbeschworenen Schisma Anaklets II. und Innocenz' II. der französische Episkopat gewesen, der des letzteren Sache durch seine Parteinahme aufrecht erhielt, und wieder ein Franzose, Bernhard von Clairvaux, war es, der ihr nach mühevollen Kämpfen endlich zum Siege verhalf. Nicht bloß im geistigen Leben, auch in der großen kirchlichen Politik waren damals die Franzosen die führende Nation. Auf Frankreich schien die allgemein leitende Stellung übergehen zu müssen, die Deutschland bisher ein-

genommen hatte, als Abt Suger von S. Denis, der zugleich des französischen Königs erster Minister war, nach dem Aussterben der Salier bei der Wahl eines Rom genehmen deutschen Königs erfolgreich einwirkte. Nimmt man endlich hinzu, welche Rolle damals der französische Adel spielte, der thatsächlich der vornehmste Träger der Kreuzzugsbewegung geworden war und die Herrschaft im Morgenland an sich zu bringen im Begriff stand, so wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß damals der Schwerpunkt innerhalb der abendländischen Christenheit nach Westen verschoben, von Deutschland nach Frankreich verlegt worden war. Ein kulturhistorischer Wandel von unberechenbarer Tragweite stand, so schien es, damals bevor: seit den Zeiten Ludwigs des Frommen war die Zukunft des Germanentums nicht so schwer bedroht gewesen; die leitende Stellung, welche das deutsche Volk so lange eingenommen hatte, schien rettungslos verloren. Das war die verhängnisvolle Folge des alle nationale Kraft lähmenden Zwiespaltes, der durch den Investiturstreit und die mit ihm hereingebrochenen politischen und sozialen Kämpfe Deutschland in allen Schichten seiner Bevölkerung zerrissen hatte. Um dem erdrückenden Andrang des Romanentums, ja eigentlich des Franzosentums nicht zu erliegen, bedurfte Deutschland einer neuen Einigung, einer entschlossenen Zusammenfassung seiner Kräfte. Durch den schnellen Ausgleich der leidigen ständischen, kirchlichen und dynastischen Gegensätze, welche die schwankenden und in sich selbst widerspruchsvollen Regierungen Lothars und Konrads III. nur noch verschärft hatten, mußte in dem deutschen Volke bei den Fürsten das Gefühl des eigenen staatlichen Rechtes, bei dem Klerus das Bewußtsein der nationalen Besonderheit, bei dem Bürger das Vertrauen in das eigene wirtschaftliche Vermögen wiederum geweckt werden, mußte überhaupt mit der schwächlichen und kleinmütig frömmelnden Denkweise gebrochen werden, die nach den furchtbaren Erregungen des großen kirchlich-politischen Kampfes als natürlicher Ausdruck des allgemeinen Ruhebedürfnisses und der Sehnsucht nach Frieden um jeden Preis zur Herrschaft gekommen war. Den vollkommensten Ausdruck fand diese Geistesrichtung, die dem schwärmerischen Mystizismus Bernhards von Clairvaux nahe verwandt war, in des Bischofs Otto von Freising merkwürdigem Buch „von den beiden Staaten" (S. 311) oder wie es nachmals gewöhnlich bezeichnet worden ist, seiner Chronik. Die Schwächung und Entwürdigung des Reiches, die mit der Bannung Heinrichs IV.



Ritter vom ersten Kreuzzug.
Miniature in einer Handschrift des brit. Mus. zu London.
(Nach Louandre.)

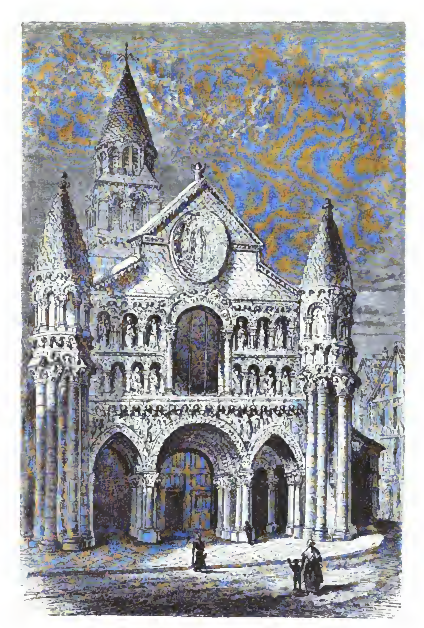
ihren Anfang genommen, gilt diesem tiefdenkenden Gelehrten als eine Fügung Gottes, bestimmt die Kirche zu erhöhen, die er dem Steine Daniels vergleicht, der hinabrollend den auf thönernen Füßen stehenden Koloß kläglich zertrümmert. Aber in der gegenwärtig bestehenden Kirche, die nach seiner Ansicht im Wormser Konkordat über das Reich triumphiert hat, sieht er nicht die wahre Kirche, nicht die Gemeinde der Heiligen: diese und mit ihr der verheißene Gottesstaat soll erst kommen. Die damalige Alleinherrschaft der bestehenden Kirche ist nur eine Vorbereitung auf jene, deren Erscheinen das Ende der Welt bezeichnen wird. Auf dieses soll sich auch jeder einzelne sorgsamst vorbereiten, indem er die Welt flieht und sich als Mönch büßend in Klostermauern begräbt.



Fenster der Kathedrale zu Chartres; 13. Jahrhundert.
Ein Bischof überreicht einem das Zeichen des Kreuzfahrers tragenden Ritter ein Banner. (Nach Gailhabaud.)

Es kann kaum einen stärkeren Gegensatz geben, als er zwischen dem damals in Deutschland herrschenden Geiste und dem siegesfrohen Aufschwunge des Romanentums bestand. Dort galt das Reich für überwunden, dem Untergange geweiht, und selbst die besten Männer des Klerus wußten aus dem allgemeinen Elend keinen anderen Ausweg mehr als die Flucht aus der Welt überhaupt. Der französische Adel hatte in dem ruhmvollen Kampfe gegen die Ungläubigen ein neues Gebiet gewinnreichster Bethätigung gefunden, und die von ihm ausgebildeten Formen des Lebens gelangten damals so gut wie in Unteritalien und Sizilien auch in England und in den zum gemeinsamen Besitz der abendländischen Christenheit eroberten Landschaften Palästinas und Syriens zur Herrschaft. Im Gebiete des geistigen Lebens aber übte Frankreich vermöge der in Paris zur Vollendung gediehenen Scholastik eine ähnliche Vorherrschaft aus. Auch ihr hat Deutschland, hat die germanische Welt eigentlich nichts entgegenzusetzen gehabt.

Aber gerade auf diesem Gebiete bahnte sich ein Wandel an, der in seinem Fortgange auch die Kirche und insbesondere das Papsttum entscheidend traf. In das festgefügte Gebäude der scholastisch begründeten orthodoxen Dogmatik wurde Bresche gelegt. Die Bewegung knüpft sich an den Namen des vielverfolgten Peter Abälard, dessen leidensvolle Liebe zu seiner ebenso schönen und begeisterten wie selbstlosen und opferfreudigen Schülerin Heloise mit einem unvergänglichen romantischen Zauber umgeben ist. Im Gegensatz zu dem logischen Zwange der Scholastik trat Abälard mutig für die Freiheit des Geistes durch die Dialektik ein, indem er zeigte, wie jede Behauptung ebenso gut bewiesen wie widerlegt werden könnte, und von da den Zweifel als den Anfang aller Forschung und aller Erkenntnis der Wahrheit in sein Recht einsetzte: so wurde er der Schöpfer des Rationalismus. Äußerlich konnte ihn der leidenschaftliche Bernhard von Clairvaux wohl überwinden, in Klosterhaft bringen und zum Schweigen verurteilen lassen, die von ihm ausgegangene mächtige Bewegung aber vermochte er nicht aufzuhalten: sie wirkte um so mehr nach, als ähnliche oppositionelle Strömungen auf dem besonderen dogmatischen Gebiete sich geltend machten. Schon hatte ein älterer Zeitgenosse Abälards, Peter von Bruys, die Kindertaufe, die Verehrung des Kreuzes und die Transsubstantiationslehre angefochten, aber seine Kühnheit 1124 mit dem Feuertode gebüßt. Seinem Schüler Heinrich vor Clugny brachte die Verteidigung seiner Lehren lebenslängliche Klosterhaft. Der Bischof von Poitiers, Guilbert de la Porée, der in der Erkenntnis der natürlichen Dinge die Vernunft über den Glauben setzte, in theologischen Fragen aber die Alleinherrschaft des letztern nicht anzutasten wagte, kam doch zu Zweifeln an der kirchlichen Trinitätslehre, um derentwillen auch er verketzert wurde. Anderseits fehlte es in den Reihen der kirchlich Orthodoxen nicht an solchen Männern, die, ähnlich wie dies einst Petrus Damiani dem Gregorianismus gegenüber gethan hatte, Anstoß nahmen an der durch ihre Herrschaft herbeigeführten Verstrickung der Kirche in weltliche Interessen und weltliche Händel. In Deutschland



Der Dom zu Poitiers. 12. Jahrhundert. (Nach Lacroix.)

vertrat diese Richtung um die Mitte des zwölften Jahrhunderts namentlich Geroh von Reichersperg, der in dem kläglichen Scheitern des zweiten Kreuzzuges die gerechte Strafe des Himmels für solche Verirrung sah und von allen Geistlichen verlangte, daß sie sich als Mönche vom weltlichen Treiben zurückziehen sollten. Daneben macht sich auch schon vielfach das Streben geltend, ohne Rücksicht auf die Kirche, ihr Dogma und die von ihr vorgeschriebenen Formen auf eigene Hand im kleinen Kreise die bessernde Hand an Lehre und Leben zu legen. Diese praktisch-reformatorische Tendenz erfüllt die damals anwachsenden Sekten der Paulicianer und Bogomilen in den Donauländern, die in der zur Zeit bestehenden sichtbaren Kirche, wie in der Welt überhaupt das Werk des Bösen sahen, und dann namentlich die mannigfach geteilten Katharer, deren in Südfrankreich und Oberitalien zahlreiche Gemeinden im Anschluß an die dualistische Lehre der Manichäer zwei Grundwesen behaupteten, ein böses, dem die Materie und die Körperwelt, und ein gutes, dem die menschliche Seele zugehörte, und von da aus zur Verwerfung der Sakramente, zur Mitteilung der Gnade durch Handauflegung kamen, einfache Liebesmahle feierten und in frommer Werkthätigkeit gutes zu thun bemüht waren.

Aus demselben Boden erwuchs die Thätigkeit Arnolds von Brescia, der, unter Abälard in Paris gebildet, dann als Abt in seiner Vaterstadt für die Erfüllung des Gebotes der evangelischen Armut durch die Geistlichkeit eintrat und selbst mit seinen Schülern danach lebte, deshalb angeklagt und durch die Lateransynode von 1139 aus Italien verbannt, in Frankreich lebte und, von dem heiligen Bernhard mit Leidenschaft angefeindet, längere Zeit als gefeierter Lehrer in Paris wirkte, nach längerem Flüchtlingsleben aber, das ihn bis in die Schweiz führte, der Kirche nach geleisteter Buße versöhnt, unter dem Einfluß der um 1147—48 in Rom beginnenden politischen Bewegung auf seine Lehre zurückkam, sie von neuem freimütig verkündete und daraus namentlich der weltlichen Herrschaft des Papstes entschieden feindliche Folgerungen zog. Nun als Häretiker von neuem gebannt, ergriff Arnold von Brescia die Partei des römischen Volkes, das eben damals der päpstlichen Herrschaft über die Stadt in gewaltsamer Erhebung ein Ende gemacht und einen demokratischen Senat eingesetzt hatte, den Papst Eugen III., nachdem er ihn wie sein Vorgänger vergeblich bekämpft hatte, schließlich anerkennen mußte. Im Bunde mit der siegreichen Volkserhebung predigte Arnold nun gegen den Papst und die Unfreiheit Roms, und in seinem Anhang tauchte der Gedanke auf, mit Hilfe des deutschen Königs eine radikale Umwälzung herbeizuführen, die das Papsttum von der weltlichen Gewalt endgültig entsetzen und dem von den herrschsüchtigen Priestern angerichteten Unheil ein Ende machen sollte.

Solche Vorgänge bewiesen das Anwachsen einer oppositionellen Bewegung gegen die bisher allerseits anerkannte Vorherrschaft der Kirche, die den von ihr erhobenen großen Ansprüchen entsprechende Thaten folgen zu lassen nicht

vermocht hatte. Der ruhmlose Ausgang des zweiten Kreuzzuges, der durch sie, in ihrem Namen durch die hinreißende Beredsamkeit Bernhards von Clairvaux den widerstrebenden Fürsten und Völkern abgerungen worden war, vollendete den Zusammenbruch des seit dem Wormser Konkordate bestehenden Systems. Die Reaktion gegen den Romanismus, der schwer auf der allgemeinen Entwickelung lastete, griff aus den Kreisen der Geistlichkeit und der gelehrten Theologen nun hinüber auch in die große Masse des Laientums: sie wurde

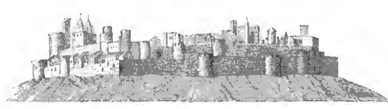


Höfische Trachten im 12. Jahrhundert.
Aus dem „Lustgarten“ (Hortus deliciarum) der Äbtissin Herrad von Landsberg, um 1160—70.
(Nach Engelhardts Ausgabe.)

politisch und national. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts beginnt sie von verschiedenen Seiten her den Ansturm gegen die Vertreter der alten, als unbrauchbar erwiesenen Ordnung, einerseits das Papsttum und die hierarchische Knechtung der Landeskirchen, anderseits dessen Schutz- und Schirmmacht, das französische Königtum. Deutschland und England, Friedrich I. und Heinrich II. werden die Vorkämpfer der neuen Zeit, die damit begann.

Längst gärte es in dem deutschen Laienfürstentum. Sowohl die Opposition der staufischen Brüder gegen Lothar, wie die der Welfen gegen Konrad III. war nicht sowohl dynastischer Natur als vielmehr gegen das unwürdige Pfaffenkönigtum gerichtet gewesen, das Rom zweimal nacheinander dem Reiche

aufzulegen gewußt hatte. Wie erst die Staufer, so hatten sich nachher die Welfen für die Traditionen der salischen Zeit erhoben und das in ihnen wurzelnde Recht des weltlichen Fürstentums und des hinter ihm stehenden Laienadels zur Anerkennung bringen wollen. Selbst Lothar hatte sich dem mächtigen Einfluß dieser in der Vergangenheit des Reiches entspringenden weltlich politischen Strömung auf die Dauer nicht entziehen können und der widerstrebenden Kirche beträchtliche Konzessionen abgenötigt. Daß Konrad III. in seiner widerspruchsvollen Schwäche es nicht einmal so weit brachte, wurde sein und des Reiches Verhängnis. Die ablehnende Haltung, welche die Mehrheit der Fürsten dem Rufe zum Kreuzzuge entgegensetzte, und die Art, wie namentlich die Norddeutschen den ihnen näher liegenden nationalen Aufgaben nachgingen, offenbarte die Tiefe des Zwiespaltes, der das Reich damals zerriß. Ähnlich wie einst nach der Zeit unheilvoll überwiegenden bischöflichen Einflusses unter Ludwig dem Kinde und Konrad I. von Franken Laienfürsten und Laienadel sich von der geistlichen Bevormundung freigemacht und bei der Vergebung des erledigten Thrones ausschließlich nach weltlichen Gesichtspunkten verfahren waren, so geschah es auch nach dem Tode Konrads III. im Deutschen Reiche. Ermöglicht aber oder doch erleichtert wurde diese Wendung durch den großen Wandel, der gleichzeitig im Westen eintrat: die Erhebung Heinrichs Plantagenet von Anjou, der mit der Normandie die ihm durch seine Gemahlin zugebrachte Herrschaft über die schönsten Landschaften Südfrankreichs erhielt, auf den englischen Thron brachte Frankreich mit einem Schlage in seiner territorialen Entwickelung weit zurück und stürzte es in langjährige Kämpfe, welche das römische Papsttum gerade im entscheidenden Augenblick seiner allezeit bewährten Schutzmacht beraubten. In diesem Kampfe aber, zeitweise hart bedrängt, sah sich Heinrich II. genötigt, gegenüber dem unzuverlässigen oder offen aufsätzigen normännisch-französischen Elemente, das so lange hart bedrückte angelsächsische näher an sich zu ziehen, ihm größere Freiheit zu gewähren und damit den ersten Schritt zu einer germanischen Reaktion auch in England zu thun.



Die Hochstadt von Carcassonne; Ende des 11. Jahrhunderts.
Doppelte, mit 50 Türmen besetzte Mauerumfassung von 1500 Meter Umkreis. (Nach Jähns.)

Viertes Buch.

Der Entscheidungskampf zwischen Kaisertum und Papsttum im staufischen Zeitalter.

1152 — 1272.

Die Quellen.

Außerordentlich reich und mannigfaltig erblühte die Geschichtschreibung seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts: auch ihrerseits spiegelt sie die günstige Wendung wieder, die mit dem Regierungsantritt Friedrichs I. in der Entwickelung Deutschlands eintrat und ein neues Zeitalter der Macht und Herrlichkeit für das Reich heraufführte. Selbst in den Kreisen der Geistlichkeit, die unter dem Druck des mit Konrad III. auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hereingebrochenen Mißlingens von mönchischen Ideen der Weltflucht erfüllt, einen allgemeinen Zusammenbruch von Staat und Kirche erwartet und fast herbeigewünscht hatte, regte sich wieder eine frische und thatenfrohe Gesinnung, die den nationalen Großthaten eines kraftvollen Herrschergeschlechts voll freudigen Stolzes folgte und an den besten Mustern des wieder zu Ehren kommenden Altertums gebildet, in der Geschichtschreibung eine Reinheit der Sprache, eine Kunst der Darstellung, ein sachliches Verständnis und eine politische Einsicht entwickelt, vermöge deren ihre Leistungen den Höhestand der mittelalterlichen Geschichtschreibung überhaupt bezeichnen.

Wie groß der Wandel war, geht schon daraus hervor, daß an der Spitze dieser von frischem nationalen Sinn erfüllten Geschichtschreibung derselbe Bischof Otto von Freising steht, der früher in seiner Chronik (S. 448) der kleinmütigen und sozusagen weltschmerzlichen Auffassung, die mit dem Vorwalten des hochkirchlichen Einflusses geherrscht hatte, einen gewissermaßen klassischen Ausdruck gegeben hatte. Befreit von dem Bann dieser trüben Denkweise, die allein im Mönchtum noch Rettung sah, begleitete Otto jetzt mit verständnisvoller Freude die vielverheißende Laufbahn seines Neffen Friedrich, der ihn selbst zur Darstellung seiner Thaten veranlaßte, indem er 1157 die Übersendung der Chronik mit einem Briefe beantwortete, in dem er eine kurze Übersicht seiner bisherigen Thaten gab. Diese wurde die Grundlage für des Freisinger Bischofs „Geschichte Kaiser Friedrichs I.“ Das erste Buch giebt eine kurze Übersicht von dem Investiturstreit an mit besonderer Rücksicht einmal auf das staufische Haus und dann auf die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Papst, das zweite erzählt Friedrichs Thaten bis zum Ende des Jahres 1156, unter reichlicher Benutzung von Briefen und Urkunden, die vielfach wörtlich mitgeteilt werden, zuweilen auch auf Grund von Augenzeugenschaft, in reiner, angenehm lesbarer Sprache und mit lebhafter Anteilnahme. Subjektiv wahr, ist Otto doch infolge seiner persönlichen Stellung und des einseitigen Materials, das ihm die kaiserliche Kanzlei mitgeteilt, weder überall genau unterrichtet, noch in seinem Urteil

unbefangen. Nach dem Tode Ottos, der am 21. September 1158 zu Morimond starb, übernahm sein Schüler und Kaplan Rahewin, der uns anderweitig als klassisch gebildeter und formgewandter Dichter begegnet, die Fortsetzung des Werkes, dem er zwei weitere, bis 1160 reichende Bücher hinzufügte, vielleicht im Anschluß an Entwürfe und Sammlungen, die Otto hinterlassen hatte, ebenfalls unterstützt durch Mitteilungen aus der kaiserlichen Kanzlei, sowie auch etlicher Bischöfe, zuweilen auch als Augenzeuge berichtend. Nach antikem Vorbild belebt Rahewin seine Erzählung durch Reden, die er den handelnden Personen in den Mund legt. Die Sprache beweist überall sorgsames Studium der alten Historiker, aus denen nach der im Mittelalter üblichen Art charakteristische Ausdrücke und ganze Wendungen wörtlich entlehnt werden. Besonders merkwürdig aber ist die Art, wie Rahewin aus der durch Rufinus ins Lateinische übersetzten Geschichte des jüdischen Krieges des Josephus ganze große Partien — Schilderungen militärischer Szenen bei Belagerungen, in Schlachten, bei Einzügen u. a. m. — sich nahezu wörtlich aneignet. Auch die Chronik des Otto von Freising fand einen verdienstvollen Fortsetzer in Otto, einem Mönche des Schwarzwaldklosters St. Blasien, der auf Grund ausgezeichneter Kenntnisse, die er vielfach den Berichten an den Ereignissen beteiligter Personen verdankte, die Geschichte des Reiches in zwanglos annalistischer Form bis 1209 hinabführte, mit begeisterter Verehrung namentlich zu der glänzenden Herrschergestalt Heinrichs VI. emporblickend. Für die italienischen Kämpfe Friedrichs sind lehrreich die Aufzeichnungen des böhmischen Klerikers Vincenz von Prag, der als Kaplan dem Gefolge des Bischofs Daniel von Prag (1148—67) angehörte, als dieser mit König Wladislaw von Böhmen dem Kaiser gegen Mailand zu Hilfe zog, und dann von Friedrich in den italienischen Angelegenheiten vielfach verwendet wurde, bis er 1167 der römischen Pest erlag.

Besonders wichtig für Friedrichs I. Zeit sind natürlich die zeitgenössischen italienischen Berichte, namentlich die städtischen Jahrbücher, besonders die der lombardischen Städte, wo damals bereits die Geschichtschreibung aus den Händen der Geistlichen in die von Laien überzugehen anfing. In Lodi, das alle Zeit kaiserlich gesinnt war und deshalb von Mailand so schwer heimgesucht wurde, schrieb ein Bürger Otto Morena, der unter Lothar und Konrad III. als Legat Verwendung gefunden hatte, um 1155 die Stadtgeschichte unter stetem Hinblick auch auf die allgemeinen lombardischen Verhältnisse; ihm folgte darin der von Friedrich I. mehrfach gebrauchte Acerbus Morena, bis er 1167 der Seuche vor Rom erlag. Den kaiserfeindlichen lombardischen Standpunkt vertreten die Mailänder Annalen, in denen älteren Aufzeichnungen verschiedene Autoren eine Fortsetzung von 1154 bis 1230 hinzufügten. Aus Piacenza haben wir zwei Aufzeichnungen der Art (—1254), von denen die eine den kaiserfeindlichen, guelfischen, die andere den kaiserfreundlichen, ghibellinischen Standpunkt einnimmt. Eine groß angelegte Geschichte seiner herrlich erblühenden Vaterstadt Genua, die damals im

Wettkampf mit Venedig zur See eine bedeutende Macht entfaltete und durch ihren Handel fürstlich reich wurde, schrieb der in städtischen Ämtern bewährte Sprößling eines alten genuesischen Bürgerhauses Cafaro; nach seinem Tode (1183) setzte der Kanzler Obert sie bis 1173 fort; der Stadtschreiber Ottobonus führte sie bis 1196. Ähnliche Aufzeichnungen entstanden in Pisa, und in dem normännischen Reiche schrieb Erzbischof Romoald von Salerno († 1181) Annalen, die bei seiner Stellung und seinem Anteil an wichtigen Verhandlungen, z. B. dem venetianischen Friedenskongreß, von hohem Werte sind. Auch die Biographien der Zeitgenossen Friedrichs I. auf dem päpstlichen Stuhl, Eugens IV. (1145—53), Hadrians IV. (1154—59) und Alexanders III. (1159—81) sind als Quellen trotz ihres einseitigen Standpunktes von Wert.

Unter denjenigen in Deutschland entstandenen Aufzeichnungen, die weniger die Geschichte des Reiches als einzelner Territorien behandeln, gebührt wohl der erste Platz der Chronik von Hennegau (1120—95), die Giselbert, der Kaplan des Grafen Balduin V., auf Grund vortrefflicher Kenntnis von der Geschichte seiner Heimat und ungewöhnlicher Einsicht auch in deren Beziehungen zu der allgemeinen Politik verfaßt hat. Unter den Jahrbüchern deutscher Städte ragen die sogenannten großen Kölner Jahrbücher hervor, welche, von verschiedenen Verfassern herrührend, bis 1159 auf älteren, uns anderweitig erhaltenen Quellen beruhen, weiterhin aber originalen Wert besitzen und, ohne fehlerfrei zu sein, für Friedrichs I. Zeit und besonders die des großen Kölner Erzbischofs Reinald von Dassel (1159—67) sich durch gute Kenntnis der italienischen Dinge auszeichnen. In der norddeutschen und namentlich der sächsischen Geschichtschreibung tritt begreiflicherweise die gewaltige Gestalt Heinrichs des Löwen besonders hervor, so namentlich bei dem Fortsetzer von Helmolds Slawenchronik, Arnold, dem Abte des Johannesklosters zu Lübeck, der die Ereignisse bis zum Jahr 1209 herabgeführt hat, auf Grund von Mitteilungen älterer, den geschilderten Personen noch nahestehender Gewährsmänner, wie des Bischofs Heinrich von Lübeck (1172—82), der, ein Belgier von Geburt, ehemals Abt des Ägidienklosters zu Braunschweig gewesen war und als solcher Heinrich den Löwen 1172 auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande begleitet hatte, und des Lehrers Kaiser Heinrichs VI., des nachmaligen Kanzlers Konrad von Querfurt, der auch kurze Zeit der Lübecker Kirche vorstand, aber infolge eines Streites mit Graf Adolf von Schaumburg resignierte. Arnold hat dem Hause der Welfen offenbar nahe gestanden: denn später hat er des Hartmann von der Aue Gedicht Gregor für den jüngeren Bruder Kaiser Ottos IV., Wilhelm von Lüneburg, in lateinische Verse gebracht. Unter den sächsischen Annalen sind die des Klosters Steterburg von dem Abte Gerhard (1183—1209), der von Heinrich dem Löwen mehrfach in wichtigen Geschäften gebraucht wurde, trotz ihrer erklärlichen Parteilichkeit für die Kenntnis der besonderen sächsischen Dinge ertragreich; ebenso in ihrem letzten Abschnitt (—1181) die des Klosters Pegau, sowie die von Pöhlde, die sich gelegentlich auf mündliche Berichte an den erzählten Ereignissen beteiligter Personen

berufen und in ihren älteren Teilen, wo sie vorzugsweise auf den Weltchroniken Ekkehards und Sigeberts von Gembloux (S. 307) beruhen, dadurch lehrreich sind, daß sie das allmähliche Einströmen der Sage in die Überlieferung beobachten lassen.





Das erzene Denkmal Heinrichs des Löwen in Braunschweig; 1166. Das Piedestal von 1616. (Nach Photographie.)

Für die Geschichte Heinrichs VI., des Thronstreites zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. kommen im allgemeinen die späteren Abschnitte der angeführten Quellen in Betracht, neben die in den einzelnen Landschaften ergänzend Aufzeichnungen ähnlicher Art treten, wie z. B. die Chronik des Klosters Lauterberg auf dem Petersberge bei Halle (—1225), während der eigentlich reichsgeschichtliche Standpunkt, den Otto von Freising, Rahewin und Otto von S. Blasien einnahmen, bei dem fortschreitenden Zerfall des Reiches nur noch ausnahmsweise einmal geltend gemacht wird, wie z. B. in der Ursperger Chronik des Abts Burkhard (—1225), der sich dabei an Ekkehard anschließt und namentlich ein bisher leider nicht aufgefundenes, aber augenscheinlich sehr wertvolles Werk des Johannes von Cremona über Friedrich I. benutzt hat.

Die Zeit Kaiser Friedrichs II. und der Ausgang der staufischen Periode, wo Deutschland an Bedeutung verliert und Italien in das Zentrum der unheilvollen Entwickelung tritt, wird uns vorzugsweise durch italienische Überlieferung vermittelt. Die Thaten Friedrichs II. und seiner Söhne schrieb Nikolaus von Jamsilla (—1258) von eifrig kaiserlichem Standpunkte aus, während sein Fortsetzer Saba Malaspina (—1268) der guelfischen Partei angehörte. Eine im Kloster der H. Justina zu Padua entstandene Chronik von 1207—70 verficht die Interessen des Hauses Este und nimmt daher einen dem mächtigen Ezzelino von Romano und auch dem Kaiser feindlichen Standpunkt ein, der freilich noch in maßvoller Weise zum Ausdruck kommt. Ebenfalls ein Guelfe, Rolandin von Padua, schrieb die Geschichte der Trevisanischen Mark (—1260), doch auch noch ohne den Fanatismus, der späterhin die Historiker gerade dieser Partei zu verblenden pflegte. Für

Oberitalien überhaupt wichtig ist die die Jahre 1212—1287 behandelnde Chronik des Minoriten Salimbene, welcher der einflußreichen frommen Schule des Abtes Joachim von Fiore angehörte.

Reicher als für die früheren Perioden fließen für diesen letzten Zeitraum der Kaisergeschichte auch die urkundlichen Quellen, und die im Anschluß an die politischen Verhandlungen selbst entstandenen verwandten Denkmäler werden uns in einer sich immer noch mehrenden Fülle geboten. Von besonderer Wichtigkeit sind auch da natürlich die päpstlichen Erlasse und Briefe, da die römische Kurie in höherem Grade noch als sonst der Mittelpunkt einer großen weltgeschichtlichen Entwickelung war. Namentlich für die Zeit des weltherrschenden Papsttums, wo die Katastrophe des Kaisertums sich vorbereitete, besitzen wir in den Briefen Innocenz' III. ein Material von unschätzbarem Wert, von dem wir nur bedauern können, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil (von neunzehn einst vorhandenen Büchern im ganzen vier) verloren gegangen ist. In dem Register desselben Papstes, die Angelegenheit des Reiches betreffend, (Registrum super negotio imperii) haben wir eine amtliche Sammlung von Aktenstücken hoher praktisch politischer Bedeutung, die freilich auch an der offiziellen Publikationen der Art eigenen Einseitigkeit leidet. Endlich besitzen wir unter dem Titel „Thaten Innocenz' III." eine um 1220 verfaßte Geschichte der ersten elf Jahre dieses denkwürdigen Pontifikats. Diese ganze Gattung von Quellen kurialen Ursprungs ist in neuester Zeit beträchtlich vermehrt worden durch eine Reihe von Veröffentlichungen aus den der Wissenschaft zugänglicher gemachten Schätzen des vatikanischen Archivs wie der Register d. h. Kanzlei-Kopialbücher der Päpste Honorius' III., Innocenz' IV. u. a. Von geschichtlich wichtigen Briefsammlungen verdient dann noch genannt zu werden die der Briefe des Peter von Vinea, des Großjustitiars Kaiser Friedrichs II., obgleich auch sie zunächst nicht sachlichen Interessen dienen, sondern nur Musterbilder für die Bildung von Kanzleibeamten darbieten sollten. Die gegnerische Seite vertritt Albert von Possemünster, genannt der Böhme, ein Bayer, der als Sachwalter an der römischen Kurie angesehn, dann Domherr und Archidiakonus zu Passau, von dort als eifriger Papist verjagt, seit 1239 als Agent der päpstlichen Partei in Deutschland gegen Friedrich II. wirkte, namentlich im Auftrage Gregors IX. unermüdlich zum Sturze des verhaßten Geschlechts thätig war und dafür auch, in die Hand der Gegner gefallen, schwer mißhandelt worden sein soll. Ein glücklicher Zufall hat uns das Notizbuch dieses tief in die kirchlich-politischen Kämpfe seiner Zeit verstrickten Mannes erhalten, dem wir die Kenntnis einer Reihe von anderweitig nicht erhaltenen wichtigen Aktenstücken zu verdanken haben.

Erstes Kapitel.

Kaiser Friedrich I.

1152—1190.

Indem Konrad III. sterbend den deutschen Fürsten seinen Neffen Friedrich von Schwaben zum Nachfolger empfahl, erkannte er selbst seine Politik offen als verfehlt an. Die verbissene Feindschaft gegen die Welfen, auf deren Bekämpfung er trotz alles Mißlingens immer wieder zurückgekommen war, und die schwächliche Dienstbarkeit gegenüber der selbst ohnmächtigen Kirche waren ihre Hauptfehler gewesen. In beiden Hinsichten mußte, sollte es mit dem Reiche besser werden, ein gründlicher Wandel eintreten. Die Bürgschaft dafür lag in der Persönlichkeit und Vergangenheit des Thronkandidaten.

In der Blüte der Jahre stehend, frisch und vollkräftig, gesund an Leib und Seele, unbefangenen Blickes und erfüllt von einem edlen Streben nach Ruhm, durchdrungen auch von einem lebhaften Gefühl für das Recht des Staates und die Würde des Königtums, war der Schwabenherzog Friedrich III. wie kein anderer berufen der Träger der neuen Zeit zu werden, die eine von der Kirche unabhängige, kraftvolle nationale Politik zur Herstellung des Friedens im Innern und des Ansehens nach außen verlangte. So blieben denn auch die Intriguen erfolglos, durch die, wie es scheint, Erzbischof Heinrich von Mainz (1142—53) seine Wahl zu hintertreiben suchte. Drei Wochen nach Konrads III. Tod, am 5. März 1152, wurde der Staufer Friedrich zu Frankfurt von den Fürsten einstimmig zum König erwählt und am 9. zu Aachen gekrönt. Bereits im Mai hielt er in Merseburg einen Reichstag. Zwischen Heinrich dem Löwen, mit dem er im Gegensatz zu Konrad III. in freundschaftlicher Verbindung stand, und Albrecht dem Bären, die über das Erbe der Grafen von Winzenburg und Plötzke haderten, vermittelte er einen Vergleich. Herzog Berthold von Zäringen erhielt seine Ansprüche auf Westburgund, die er bisher nicht hatte durchsetzen können, anerkannt. Ein Landfriede that den namentlich Sachsen erfüllenden Fehden Einhalt, und der in Dänemark herrschende Thronstreit wurde durch Friedrichs Spruch entschieden, der Sven als König bestätigte, seinem Nebenbuhler Knud aber die Herrschaft über Seeland zuwies.

Deutlicher noch offenbarte sich der andere Geist, der in der deutschen Politik zu herrschen begann, in den Verhandlungen mit der römischen Kurie.

Erläuterungsblatt

zu

Kaiser Friedrich I., Barbarossa.

Widmungsbild einer Handschrift vom Ende des XII. Jahrhunderts.
Rom, Bibl. d. Vaticans.

Diese Handschrift, welche 68 Blätter in Quartformat umfaßt, enthält eine Verherrlichung des Kreuzzuges des Robert von S. Remy und Verse, welche der Probst Heinrich († 1199) vom Kloster des heil. Dionysius zu Schäftlarn in Bayern für Kaiser Friedrich I., aus Anlaß von dessen Kreuzzug schreiben ließ.

Das Widmungs-Miniature stellt den Kaiser dar und zu dessen linker Seite im Rande des Bildes den Probst Heinrich, als Donator dem Kaiser die Handschrift überreichend.

Es ist das einzige bekannte zu Lebzeiten Friedrichs I. ausgeführte Bildnis desselben. Der Kaiser ist dargestellt mit einer Krone von romanischem Laubwerk, im Königsmantel, der mit Pelzwerk von weißer und blauer Färbung gefüttert ist und nach römischem Gebrauch auf der rechten Schulter durch eine Agraffe zusammengehalten wird. Hinter dem Kaiser hängt der große dreieckige Schild jener Zeit. Auf diesem, wie auch auf dem Mantel, hat der Miniator ein Kreuz angebracht, um den Kaiser als Kreuzfahrer und als Schutzherrn des Christentums zu charakterisieren.

Die Inschrift zu beiden Seiten des Kopfes lautet: Fridericus Romanus imperator. Diejenige am Rücken des Probstes: Heinricus praepositus dedicat. — Im oberen Rande steht:

Hic est depictus Romae Caesar Fridericus
Signifer invictus, coelorum regis amicus.

Außen am Bogen entlang:

† Caesar magnificus pius augustus Fridericus
De terra domini pellat gentem Saladini

Im Rande des Bogens, die Buchstaben wechselnd in schwarzer und roter Schrift:

Nulli pacificum Sarraceno Fridericum
Dirigat iste liber ubi sit locus a nece liber.

(Nach v. Hefner-Alteneck.)



Lith. u. Druck v. C. L. Keller Berlin S. — G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

KAISER FRIEDRICH I BARBAROSSA

WIDMUNGSBILD EINER HANDSCHRIFT VOM ENDE DES XII. JAHRH.

ROM BIBL. D. VAT. [NACH v. HEFNER-ALTENECK]

Nicht bloß dem Papst Eugen III., sondern auch dem zur Zeit die ewige Stadt regierenden demokratischen Senat, dem Schützer und Bündner Arnolds von Brescia, ließ Friedrich seine Thronbesteigung notifizieren und bewirkte dadurch bei ersterem eine überraschend entgegenkommende Haltung. Mit den von ihm abgeordneten Gesandten, die im März 1153 zu Konstanz vor ihm erschienen, schloß Friedrich einen Vertrag, nach welchem er versprach, ohne den Papst keinen Frieden mit Sizilien einzugehen, Rom dem Papste zu unterwerfen und den Besitzstand der römischen Kirche zu wahren, Eugen III. aber sich verpflichtete, ihn, wenn er nach Italien käme, zum Kaiser zu krönen und seine Widersacher mit Bann und Interdikt zu treffen. Von dem Wormser Konkordat ist augenscheinlich keine Rede gewesen: Zugeständnisse, wie sie Lothar und Konrad in diesem Punkte gemacht hatten, waren für Friedrich undiskutabel. Freilich blieb damit die wichtigste Frage offen, aber es war doch immerhin ein Fortschritt, daß der Konstanzer Vertrag Staat und Kirche, Königtum und Papsttum wieder als gleichberechtigte Mächte nebeneinander stellte. Die Kirche erwies sich dem König jetzt ihrerseits dienstbar, indem sie einmal seine Ehe mit Adelheid von Vohburg löste — auf nichtige Vorwände hin, die nur dazu dienen sollten, Friedrich zur Eingehung einer politisch gewinnreichen Ehe frei zu machen — und einige Bischöfe aus dem Amte entfernte, die durch ihren Wandel Anstoß gegeben oder, wie Heinrich von Mainz, durch ihre oppositionelle Haltung des Königs Mißfallen erregt hatten.

Unsicher aber war und blieb das Verhältnis zum Papsttum, das der augenblicklichen Bedrängnis nachgab, aber weit davon entfernt war, auf die alten hierarchischen Forderungen zu verzichten. Ein Konflikt entbrannte denn auch, sobald Friedrich, durch keinen Verzicht gebunden, die alten Königsrechte bei Besetzung der deutschen Bistümer geltend machte. Wenige Tage vor Konrad III. war Erzbischof Friedrich von Magdeburg (1142—52) gestorben; infolge der Uneinigkeit des Domkapitels kam es zu einer zwiespältigen Wahl. Für diesen Fall bestimmte das Wormser Konkordat, der König solle unter Beirat und nach dem Urteil des Metropoliten und der übrigen Bischöfe des betreffenden Sprengels dem im Recht befindlichen Teil Anerkennung und Hilfe gewähren, d. h. die Entscheidung lag bei den kirchlichen Instanzen und der König hatte nur deren Spruch auszuführen. Im Gegensatz dazu war kaiserlicherseits frühzeitig eine interpolierte Fassung des Konkordats in Umlauf gesetzt, wonach bei zwiespältigen Wahlen der König entscheiden und unter Beirat der Fürsten den ihm genehmen — und das konnte ja möglicherweise auch ein Dritter sein — zum Bischof einsetzen sollte. Auf diese Fälschung, die damals wohl noch nicht als solche erkannt war, berief sich Friedrich in dem Magdeburger Wahlstreit, verwarf unter Zustimmung der Fürsten die beiden Prätendenten und beauftragte einstweilen den Bischof Wichmann von Zeitz (1150 bis 1154) mit der Verwaltung der Erzdiözese. Sicher im Einverständnis mit ihm benutzte dieser seine Zeit dort gut, um Anhang zu gewinnen: bei der Erneuerung des Wahlaktes wurde er selbst auf den erzbischöflichen Stuhl be-



rufen. Der Einspruch der römischen Kurie blieb fruchtlos, denn der deutsche Episkopat nahm energisch die Partei des Königs. Darüber starb Eugen III., und sein Nachfolger Anastasius IV. (1153—54), der durch den römischen Aufstand bedrängt einen Bruch vermeiden wollte, ließ Wichmann schließlich zu. Dieser Vorgang zeigte, welcher Wandel in Deutschland eingetreten war: selbst der Klerus setzte sich in selbstbewußtem, nationalem Sinn den früher geduldig hingenommenen hierarchischen Prätensionen tapfer entgegen. Darin lag die Stärke dieses staufischen Königtums: ähnlich wie einst das ottonische beruhte sie wesentlich in der Bundesgenossenschaft mit dem deutschen Episkopate.

Aber auch das Laienfürstentum sollte einmütig um den König geschart werden. Dazu galt es das Unrecht gut zu machen, das von Konrad III. im Bunde mit der Kirche und zu ihrem Vorteil dem welfischen Hause zugefügt war und dieses in eine für den Frieden des Reiches verhängnisvolle Opposition gedrängt hatte. Natürlich aber lehnte Heinrich von Österreich die ihm vom König alsbald zugemutete Rückgabe Bayerns entschieden ab. Anderseits aber hatte Friedrich Heinrich dem Löwen wohl gleich bei seinem Regierungsantritt, ja vielleicht schon bei den Wahlverhandlungen bestimmte Zusagen gemacht, die erfüllt sein mußten, ehe er zur Ausführung seiner großen Entwürfe auf die thatkräftige Hilfe des Welfen rechnen konnte. Im Sommer 1154 erwirkte er auf einem Tage zu Goslar einen Spruch der Fürsten, der Heinrichs des Löwen Recht auf Bayern anerkannte. Seine Vollstreckung war jedoch noch nicht möglich: den Sachsenherzog zu beschwichtigen und zur Teilnahme an dem Zuge zur Gewinnung der Kaiserkrone zu bestimmen, überließ Friedrich ihm vermutlich damals das Recht der Investitur für die Bistümer in den neu gewonnenen slawischen Ländern jenseits der Elbe, räumte ihm also einen kirchlichen Vorteil ein, über den er selbst eigentlich garnicht zu verfügen hatte. Indem er aber den sächsischen Stamm damit vollends auf die Wendenmission hinwies, knüpfte auch er hier an die großen Traditionen der ottonischen Zeit an, wie er auch sonst bestrebt war, die gebietende Stellung wiederzugewinnen, die das Reich ehemals den Nachbarvölkern gegenüber eingenommen, aber durch die Schwachheit Konrads III. eingebüßt hatte. Der dänische Thronstreit war bereits durch seinen Spruch entschieden; aber der Versuch, des Reiches Hoheit über Böhmen herzustellen, war mißlungen, da Herzog Wladislaw sich persönlich zu erscheinen geweigert und nur den Bischof Daniel von Prag gesandt hatte. Erfolgreicher war ein Besuch Friedrichs 1153 in Burgund, dessen Erwerbung damals vorbereitet wurde, obgleich sie nur auf Kosten der Zäringer durchführbar war. Vor allem aber galt es, die in Vergessenheit geratenen Rechte des Reiches in Italien zu erneuern. Schon auf dem Konstanzer Tage hatten Gesandte von Lodi Hilfe gegen die Gewaltthaten Mailands erbeten; aber die Gesandten, die Friedrich infolgedessen dorthin geschickt hatte, waren von der stolzen Kommune beleidigend abgewiesen worden. Auch die römische Kurie erneute ihre Hilferufe: Eugen III., der vor der siegreichen Revolution aus Rom

wieder hatte weichen müssen, drang auf Erfüllung des Konstanzer Vertrages, zumal er im Süden durch König Roger II. schwer bedroht war. In gleicher Bedrängnis befand sich sein Nachfolger Anastasius IV. (1153—54). So beschloß Friedrich für den Herbst 1154 den Zug nach Italien. Freilich blieb die Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Fürsten daheim; aber Heinrich der Löwe schloß sich mit seinen sächsischen Kriegern an, mit ihm der tapfere bayerische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach. Da Friedrich jedoch im ganzen nur mit 1800 Rittern über die Alpen stieg, so waren durchgreifende Erfolge von vornherein ausgeschlossen und der Zug erschien nur als eine Rekognoszierung zur Vorbereitung künftiger größerer Unternehmungen. Dem entspricht auch das vorsichtige, zuwartende Verhalten Friedrichs, der sich in den ihm fremden Verhältnissen erst zurechtfinden, mit ihnen Fühlung erlangen und eine bestimmte Stellung dazu gewinnen mußte.



Brakteat mit dem Reiterbildnis von Kaiser Friedrich Barbarossa.
Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Ungehindert betrat er mit seinem kleinen Heere die oberitalienische Ebene. Auf den roncalischen Feldern, am südlichen Ufer des Po, Piacenza gegenüber, hielt er nach alter Königssitte eine Heerschau, bei der die Reichsvasallen den Ehrenwachtdienst vor des Herrschers Zelt zu leisten hatten; wer unentschuldigt fehlte, verlor seine Reichslehen. So geschah es Erzbischof Hartwig von Bremen (1148—68), einem erbitterten Gegner Heinrichs des Löwen, mit dem er über die Grafschaft Stade in Streit lag, und Bischof Ulrich von Halberstadt (1149 bis 60), der ebenfalls zu den Feinden der Welfen gehörte. Mailand beharrte in seinem Trotz; doch mußte sich Friedrich, zu schwach, die volkreiche und stark befestigte Stadt anzugreifen, damit begnügen eine Anzahl der Burgen in ihrem Gebiet zu brechen. Aber indem sich die Mailand feindlichen Städte, obenan Lodi, Pavia und Como, ihm anschlossen, wurde der Anfang zur Organisation einer kaiserlichen Partei gemacht, die durch den Beitritt Novaras und des Markgrafen von Montferrat bald auch nach dem Westen hinübergriff. Ein langwieriger Kampf entspann sich um die Mauern von Tortona, das den Übertritt in das Bündnis Pavias verweigerte und erst nach verzweifeltem Widerstande Ostern 1155 genommen und zerstört wurde.

Danach erst zog Friedrich nach Rom. Auch dort erlangte er nur einen bescheidenen Erfolg. Zwar hatte der Nachfolger Anastasius' IV., Hadrian IV. (1154—59), ein Engländer von Geburt und daher der sonst den Römern gegenüber geübten Rücksichtnahme unzugänglich, die revolutionäre Bewegung in der Stadt durch das Interdikt gebändigt; aber im Süden setzte Wilhelm I.

die Eroberungspolitik Rogers II. von Sizilien erfolgreich fort. Dennoch warf sich Hadrian nicht blindlings in die Arme des deutschen Königs, dessen Mißtrauen er vollauf erwiderte. Erst nach längeren Verhandlungen kam es zu einer Verständigung, die das Konstanzer Abkommen erneute. Als dann aber Hadrian am 11. Juni zu Nepi mit Friedrich zusammentraf, entspann sich ein Streit, weil dieser ihm den Dienst des Bügelhaltens beim Absteigen von



Siegel von Kaiser Friedrich I.

Der Kaiser auf einem Throne, dessen Rücklehne von einem perlenbesetzten Bogen zwischen zwei oben in Kugeln auslaufenden Säulen gebildet wird. Von der spitzen Krone hängen Perlenschnüre herab. Obergewand und der das Unterkleid, die Tunika, zusammenhaltende Gürtel sind mit Edelsteinen geschmückt. In der Rechten das Lilienscepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: † FREDERIC DEI GRA ROMANOR. IMPERTOR AVGS. Nach einem Abdruck im brit. Mus. zu London.

seinem Zelter verweigerte. Doch überzeugte man Friedrich nachher, daß es sich um ein altes Herkommen handelte. So wurde der Zwischenfall beglichen, und gemeinsam zogen beide Häupter der Christenheit nach Rom, vor dem sie am 17. Juni ankamen. Inzwischen hatte Friedrich nicht bloß eine Gesandtschaft des römischen Senats, die ihn einlud, von diesem die Kaiserkrone anzunehmen, barsch abgewiesen, sondern Hadrian IV. auch ein weiteres Unterpfand für seine legale Haltung gegeben, indem er Arnold von Brescia, den kirchlich-

politischen Reformprediger, der durch dem Papst feindliche Barone der römischen Campagna der Haft des Kardinals Oddo noch einmal entrissen war, sich von seinen Beschützern ausliefern ließ und dem päpstlichen Stadtpräfekten übergab, der ihn als Ketzer erdrosseln und verbrennen ließ. Als deshalb die Römer die Öffnung ihrer Stadt verweigerten, wurde in der Frühe des 18. Juni die Leostadt und S. Peter durch die Deutschen besetzt und dann, ehe die Römer dessen recht inne wurden, unter dem Schutze ihrer Waffen Friedrich vom Papst eilig zum Kaiser gekrönt. Unmittelbar danach zog man in das Lager zurück. Da brachen die Römer, über die Tiberbrücke nach der Leostadt strömend, plötzlich aus dieser über die sorglos feiernden Deutschen herein, wurden aber unter schweren Verlusten in die Stadt und über die Tiberbrücke zurückgeworfen. Ein Angriff auf Rom aber konnte von dem kleinen kaiserlichen Heer nicht unternommen werden. Nur gegen die Normannen wäre Friedrich gern gezogen: aber die Fürsten weigerten sich der Teilnahme. So mußte der Rückzug angetreten werden. Hadrian IV. sah damit alle Hoffnungen zerstört, die er auf den Bund mit dem Kaiser gesetzt hatte: weder Rom wurde ihm unterworfen, noch der Kirchenstaat gegen die Normannen gesichert. Auch Friedrich hatte nicht den erwarteten Gewinn aus dem Zuge. Wie wenig sein Ansehen im Süden der Alpen galt, lehrte der Versuch der Veroneser ihm den Rückweg zu verlegen: namentlich Otto von Wittelsbach, der die die Clause sperrende Burg erstieg, dankte er die Rettung.

Inzwischen war in Deutschland die fürstliche Opposition nicht unthätig geblieben; doch hielt sie des Kaisers Heimkehr von weiterm Handeln ab. Friedrich aber bemühte sich nun zunächst um Gewinnung einer Macht, die ihm bei künftigem Eingreifen in Italien den Erfolg sicherte. Im Sommer 1156 vermählte er sich mit Beatrix, der Erbtochter Reinolds von Macon, deren reiches Hausgut ihr Oheim Wilhelm von Vienne an sich zu bringen versucht hatte, und ergriff 1157 von jenen herrlichen burgundischen Landschaften Besitz, sehr zum Kummer der Zäringer, die ihre Ansprüche auf die westliche Schweiz abermals beiseite geschoben sahen. Auch die bayrische Frage wurde endlich nach Wunsch erledigt und der hochstrebende Heinrich der Löwe befriedigt, indem längere Unterhandlungen, an denen namentlich auch Bischof Otto von Freising teilnahm, einen Weg eröffneten, der



Zwei Brakteaten von Heinrich dem Löwen; Silber.
Die Umschrift beider ergiebt † HEINRICVS LEO DVX.
Die übrigen Buchstaben sind bedeutungslos und nur zur Raumfüllung vorhanden.
Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

zugleich die Herstellung der welfischen Macht und die Wahrung der Interessen des babenbergischen Hauses ermöglichte. Auf einem Reichstage zu Regensburg wurden die getroffenen Vereinbarungen am 17. September 1158 feierlich verkündet und vollzogen: Heinrich der Löwe erhielt das Herzogtum Bayern zurück, gab davon aber das Land zwischen Inn und Enns an die Markgrafschaft Österreich, die zu einem im Babenberger Hause erblichen und mit ungewöhnlichen Vorrechten ausgestatteten Herzogtum erhoben wurde. Beim Mangel männlicher Erben nämlich sollte dort auch die weibliche Nachfolge zulässig sein, beim Mangel jedes Erben der letzte Herzog durch Testament über das Land verfügen können. Obenein wurde Österreich von den meisten Pflichten gegen das Reich gelöst: der Herzog erhielt den Gerichtsbann; Reichstage brauchte er nur zu besuchen, wenn sie in dem benachbarten Bayern stattfanden, Heeresfolge zu leisten nur bei Zügen in an sein Land angrenzende Gebiete. Um sich seiner Hilfe gegen Mailand zu sichern, schloß der Kaiser mit ihm einen besondern Vertrag. Österreich erhielt damit eine Ausnahmestellung und stand mit dem Reiche hinfort in lockererem Verband als irgend ein Reichsland. Das wirkte schon dadurch nachteilig, daß die anderen Fürsten nun die gleichen Vorrechte zu gewinnen trachteten.

Im Osten hob Friedrich das unter Konrad III. gesunkene Ansehen des Reiches durch einen glücklichen Feldzug nach Polen, durch den er im Sommer 1157 die Rechte des entthronten Herzogs Wladislaw II. gegen Boleslaws IV. Übergriffe sicherte und die deutsche Oberhoheit herstellte. Mit Herzog Wladislaw von Böhmen schloß er zu Beginn des Jahres 1158 in Regensburg einen Vertrag, nach dem dieser gegen Leistung beträchtlicher Hilfe gegen Mailand sich zum König krönen lassen durfte. Wohl erleichterten Zugeständnisse, wie Friedrich sie Österreich und Böhmen und der wiederhergestellten welfischen Macht machte, die durch das Investiturrecht in den slawischen Bistümern jenseits der Elbe geradezu an die Stelle des Königtums trat, zunächst die Verwirklichung seiner italienischen Pläne, erschwerten aber weiterhin doch seine Stellung und den Verband des Reiches. Aber bei Friedrich überwog der Wunsch, das seit zwanzig Jahren sich selbst überlassene Italien zurückzugewinnen als die unentbehrliche Grundlage für die Erneuerung der Kaisermacht, die ihm als vornehmstes Ideal vorschwebte. Bestärkt wurde er darin durch die Änderung, die in seinem Verhältnis zur römischen Kurie eintrat.

Papst Hadrian IV., der die auf Friedrichs Romfahrt gesetzten Hoffnungen getäuscht gesehen hatte, ging seitdem ohne Rücksicht auf den Konstanzer Vertrag seinen eigenen Weg und kam bald in einen entschiedenen Gegensatz zu Friedrich. Trotz der üblen Erfahrungen, die einige von seinen Vorgängern mit ähnlichen Versuchen gemacht hatten, zog er im Bunde mit dem aufständischen Adel Apuliens gegen König Wilhelm I. von Sizilien zu Felde und wurde von den Normannen samt den Kardinälen in Benevent eingeschlossen. In dem ihm aufgenötigten Frieden mußte er Wilhelm vom Bann lösen und gegen einen Zins mit Apulien, Kapua und Sizilien belehnen, die normännische

Macht also nicht bloß herstellen, sondern auch noch stärken und legalisieren. Indem der König ihm nun Treue und Mannschaft leistete, erneute sich das für das Kaisertum eigentlich unerträgliche Verhältnis, das zwischen Gregor VII. und Robert Guiscard bestanden hatte. Das Papsttum ging wieder in das feindliche Lager über und verbündete sich zu Schutz und Trutz mit der Macht, welche die Erneuerung der deutschen Herrschaft über Italien um jeden Preis zu hindern suchen mußte. Das geschah nicht bloß, weil Friedrich die Hoffnungen der römischen Kurie nicht erfüllt hatte: vielmehr lebten in Hadrian IV. die hierarchischen Tendenzen wieder auf, die nur im Kampf gegen das eben wieder aufstrebende Kaisertum durchbringen konnten. Ein bezeichnendes Vorspiel trug sich auf dem Reichstage zu, den der Kaiser im Herbst 1157 in Besançon hielt. Als Überbringer eines päpstlichen Schreibens, das die Begleichung etlicher kirchlicher Beschwerden forderte, war dort der Kanzler der römischen Kirche, Kardinal Roland, erschienen; in dem verlesenen Schreiben bezeichnete, sicher mit Absicht gebraucht, eine Wendung in geflissentlicher Zweideutigkeit die Kaiserkrone als ein Friedrich von Hadrian IV. gewährtes Beneficium, was sowohl Wohlthat wie Lehen bedeuten konnte, also der Auffassung Ausdruck gab, welche die Kurie namentlich in betreff der Kaiserkrönung Lothars in Umlauf setzte. Der von dem kaiserlichen Kanzler Reinald von Dassel gedolmetschte Ausdruck wurde heftig angegriffen, und als Roland die herausfordernde Frage that, von wem denn der Kaiser seine Krone anders habe als vom Papst, erhob sich ein allgemeiner Tumult und die päpstlichen Boten sahen sich an Leib und Leben bedroht und mußten das Reich sofort verlassen. Ein heftiger Schriftwechsel zwischen Kaiser und Papst folgte: aber auch Hadrian IV. mußte die unliebsame Erfahrung machen, daß der deutsche Episkopat, national denkend und staatstreu, sich entschieden auf die Seite des Kaisers stellte und die hierarchischen Zumutungen entschlossen abwies. Als dann Friedrich energisch zum Zuge gegen Mailand rüstete und als seine Bevollmächtigten Reinald von Dassel und Otto von Wittelsbach in Oberitalien erschienen und in der Organisation der kaiserlichen Partei und der Erneuerung der Reichsrechte bedeutende Erfolge hatten, da hielt Hadrian IV. es doch für angezeigt, einzulenken und durch entschuldigende Erklärungen den Kaiser zu versöhnen. Jenes zweideutige Wort sollte natürlich gar nicht in dem angefochtenen Sinne gemeint gewesen sein, und die Kurie wollte nie daran gedacht haben, die Kaiserkrone als ein Lehen des heiligen Petrus in Anspruch zu nehmen. Auch in diesem zweiten Konflikt mit dem Papsttum blieb Friedrich Sieger: um so größer war natürlich die Sorge, um so tiefer die Verbitterung, mit der man in Rom dem Verlaufe seines Zuges gegen Mailand entgegensah.

Herrlich waren in der Lombardei die Städte erblüht. Zur Zeit des Verfalls des karolingischen Reiches von der Bevölkerung des flachen Landes vielfach als Zufluchtsort aufgesucht, hatten sie an Einwohnern zugenommen. Damals kamen die Hoheitsrechte der lombardischen und dann der karolingischen

Könige, die in deren Namen von den Großen geübt worden waren, durch die Schenkungen der miteinander streitenden und um Anhang werbenden Gewalthaber vielfach an die geistlichen Vorsteher der Städte, die Bischöfe: von ihnen übten manche die Grafenrechte noch über das Weichbild der Stadt hinaus und schließlich in dem ganzen ihnen kirchlich untergeordneten Sprengel. Unter dem Schutze dieser bischöflichen Hoheit erstarkte während des elften Jahrhunderts die bürgerliche Freiheit, indem die bisher bloß äußerlich vereinigten Stände, der waffenfähige Adel und die erwerbende Bürgerschaft, die zum Zweck der Rechtspflege ihre besonderen Vorsteher, Schöffen, hatten, allmählich zu einer großen Bürgergemeinde zusammenwuchsen, deren gemeinsame Angelegenheiten die zu einem Kollegium zusammentretenden Schöffen der einzelnen Stände leiteten. Anfangs wohl nur bei besonderen Anlässen erfolgt, wurde diese Vereinigung schließlich eine dauernde. Allmählich verwischten sich diese Standesunterschiede, selbst der Gegensatz von frei und unfrei geriet in Vergessenheit, und für die Stellung des einzelnen war nur noch die persönliche Tüchtigkeit maßgebend. An der Spitze dieser Bürgergemeinde, welche so die verschiedensten Elemente zu einer lebendigen Einheit verband, stand hinfort das Kollegium der nun gewöhnlich als Konsuln bezeichneten Schöffen, deren Thätigkeit nicht mehr bloß eine richterliche, sondern vorzugsweise eine administrative und häufig auch militärische war. Innerhalb der Bürgerschaften aber trat im Laufe der Zeit eine neue Sonderung nach Berufsständen ein, so daß die in den Städten heimisch gewordenen waffengeübten Edelleute vorzugsweise dem Kriege und der Verwaltung der städtischen Ämter, besonders des Konsulates, lebten und allmählich zu einer neuen städtischen Aristokratie wurden, während die übrigen Einwohner dem Erwerbe nachgingen und bloß in Notfällen als Fußvolk aufgeboten wurden. Die ehemals den Königen zustehenden, dann auf die Bischöfe übergegangenen Rechte brachten die Gemeinden allmählich an sich, meist in friedlicher Weise während des Investiturstreites, in einzelnen Fällen auch durch gewaltsame Erhebung, ohne daß die so entstandene neue Ordnung von seiten des Reiches, auf dessen Kosten sie erwuchs, ausdrücklich als zu Recht bestehend anerkannt worden wäre. Sie war eben das Ergebnis einer geschichtlichen Entwickelung, welches die zu voller Freiheit und Selbstregierung gelangten Kommunen als ein durchaus zu Recht bestehendes ansahen und als die Bürgschaft ihres Gedeihens feierten. Bei manchen Verschiedenheiten in Nebendingen, welche die besonderen Verhältnisse einzelner Städte veranlaßten, hatte sich die lombardische Stadtverfassung nun so gestaltet, daß an der Spitze das Kollegium der Konsuln stand, deren Zahl meist der der Stadtbezirke entsprach; beigeordnet war diesem ein Bürgerausschuß oder Stadtrat, und nur bei besonderen Gelegenheiten wurde die bürgerliche Gesamtgemeinde zur Volksversammlung, Parlament genannt, berufen.

Aber trotz der Gleichmäßigkeit ihrer Entwickelung und Verfassung waren die lombardischen Städte durch heftige Parteiungen gespalten, da die größeren und wichtigeren die kleineren und schwächeren von sich abhängig zu machen

und eine weithin leitende Stellung zu gewinnen trachteten. Am meisten war das bei Mailand der Fall, dem an Zahl, Reichtum und Waffentüchtigkeit der Einwohnerzahl keine andere Stadt gleichkam und das auch durch seine kirchliche Bedeutung zum geistigen und politischen Zentrum der ganzen Lombardei berufen schien. Seit Jahren strebte Mailand nach der Hegemonie über die anderen oberitalischen Städte: daher seine Verfeindung mit der ehemaligen Königstadt Pavia und den auf ihre Selbständigkeit eifersüchtigen Markgrafen von Montferrat, daher sein Bund mit Piacenza zum Kampfe gegen Lodi, Como, Cremona und Pavia. Friedrich I. hatten sich die Mailänder von vornherein feindlich gegenübergestellt: 1154—55 nicht ernstlich bekämpft, hatten sie nicht bloß das zerstörte Tortona wieder aufgebaut, sondern auch das wegen seines Anschlusses an den Kaiser gehaßte Lodi im April 1158 zerstört, nachdem sie die Einwohner zum Auszug genötigt und anderweitig angesiedelt hatten. Auch jetzt dachten sie nicht an Nachgiebigkeit: auf ihre mächtigen Befestigungswerke pochend, für die sie in einem Jahre die Summe von 50 000 Mark aufzuwenden vermochten, waren sie entschlossen dem drohenden Angriff des Kaisers die Stirn zu bieten.

Pfingsten 1158 brach Friedrich nach dem Süden auf; die Brennerstraße hinab kam er ungehindert in die Ebene. Dann zog er nach Überschreitung der Adda sengend und brennend durch das mailändische Gebiet und bald gegen die Stadt selbst. Nach vier Wochen kapitulierte sie, am 7. September 1158: gegen feierliche Unterwerfung und Huldigung, Stellung von 300 Geiseln und Zahlung einer hohen Geldbuße erhielt sie ihre Verfassung bestätigt, so daß die gegenwärtig im Amte befindlichen Konsuln weiter fungierten, ihre am 1. Februar 1159 zu wählenden Nachfolger die Bestätigung nachsuchen sollten. In dem Glauben am Ziel zu sein, entließ Friedrich die Reichsfürsten in die Heimat, während er selbst die Neuordnung Oberitaliens auf dem großen Reichstage durchzuführen dachte, zu dem er Bischöfe und Fürsten, sowie die Konsuln der Städte für Mitte November 1158 nach dem stattlichen Lager beschied, das auf den roncalischen Feldern hergerichtet war. Es handelte sich dabei zunächst um eine Untersuchung über den Verbleib der ehemals dem König zustehenden Rechte, der sogenannten Regalien, namentlich der finanziell ertragreichen. Von einer Kommission wurde ein Verzeichnis derselben aufgestellt, das von dem gegenwärtig geltenden Rechtszustand ganz absah und rein theoretisch erklärte, welche Regalien ursprünglich dem König gebührt hatten. Darunter befand sich namentlich auch das Recht, den städtischen Gemeinden ihre Vorsteher zu setzen, die Konsuln zu ernennen. Als nachher diese Regalienliste dem Reichstage selbst vorgelegt wurde, erkannte er ihre Richtigkeit an, d. h. die historische Thatsache, daß die betreffenden Rechte, die sich jetzt meist in den Händen der bürgerlichen Gemeinden befanden, dereinst von dem König geübt worden seien. Wenn dann der Reichstag gegen die Forderung Friedrichs, ihre dermaligen Inhaber sollten diese Regalien herausgeben, soweit sie nicht ihren rechtmäßigen Erwerb nachweisen könnten, keinen Widerspruch erhob, vielmehr die Einsetzung

eines Ausschusses zur Untersuchung dieses Verhältnisses beschloß, so erklärt sich das daraus, daß die Lombarden die im Laufe eines Jahrhunderts vollzogene geschichtliche Entwickelung als rechtmäßigen Erwerb ansahen und es nicht für möglich hielten, es könnte für jedes der jetzt von ihnen geübten Regalien die Nachweisung einer besonderen Verleihung gefordert werden. Sie hielten das Ganze für eine sozusagen theoretische Erörterung, die praktische Konsequenzen nicht haben und an dem zur Zeit geltenden Zustand für sie nichts ändern würde. Daher trugen auch die Mailänder, denen die Kapitulation vom 7. September die Konsularverfassung bestätigt hatte, nur Sorge, daß die neugewählten Konsuln dem Kaiser zur Bestätigung vorgestellt werden sollten, aber kein Bedenken, den roncalischen Beschlüssen zuzustimmen, und die Versammlung trennte sich in aller Eintracht, nachdem ein Landfrieden verkündet und das Lehnsgesetz Lothars III. erneut worden war. Thatsächlich aber war man von einem Einverständnis weit entfernt, da beide Teile die Tragweite der gefaßten Beschlüsse ganz verschieden beurteilten. Kaiserlicherseits nämlich rechnete man allein aus der Wiedererwerbung der entfremdet gewesenen finanziell ertragreichen Hoheitsrechte auf einen Gewinn von 30 000 Mark Silber, d. h. mindestens 1 200 000 Reichsmark jährlich. Solche, für jene Zeit außerordentlichen Geldmittel, unmittelbar zu seiner Verfügung gestellt, hätten den Kaiser von dem guten Willen der Fürsten unabhängig gemacht und zur Entfaltung einer militärischen Macht befähigt, die Apulien und Sizilien schwer bedroht und damit die Unabhängigkeit des Papsttums in Frage gestellt hätte. Im Besitz einer solchen Machtstellung in Oberitalien, konnte Friedrich den Versuch zur Erneuerung der kaiserlichen Weltherrschaft mit ungewöhnlicher Aussicht auf Erfolg erneuen.

Nun erwiesen sich aber die roncalischen Beschlüsse als nicht durchführbar. Schon die Ungleichmäßigkeit des Verfahrens brachte dagegen auf: dem Kaiser anhängende Städte wie Pavia, Como, Lodi u. a. blieben im Besitz ihrer republikanischen Selbstregierung durch Konsuln, obgleich deren Wahl auch ihnen niemals ausdrücklich verliehen war; die der nationalen Partei angehörigen Städte sollten die Konsularverfassung einbüßen und ihre Vorsteher hinfort vom Kaiser ernennen lassen, weil sie das Wahlrecht nicht besonders verliehen erhalten hatten. Friedrich wollte also die geschichtlich gewordene Ordnung beseitigen, wo sie seinem Parteiinteresse im Wege stand, sie anerkennen, wo er Vorteil davon hatte. Wohl hatten die Lombarden Grund über Willkür zu klagen. Genua verweigerte den Gehorsam, und da er der seemächtigen Stadt mit seinen Mitteln nicht beikommen konnte, mußte Friedrich sie im Besitz ihrer Rechte lassen. Übler gestalteten sich die Dinge in Mailand. Als im Februar 1159 der Kanzler Reinald von Dassel und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach auch dort erschienen und namentlich auch die Ernennung der Konsuln für den Kaiser verlangten, da erhob die Bürgerschaft lauten Widerspruch: hatte ihr doch die Kapitulation vom 7. September 1158 die Konsulwahl auch für die Zukunft gelassen und bloß eine kaiserliche Bestätigung

vorgesehen, so daß hier die rechtmäßige Erwerbung des bestrittenen Rechtes auf Friedrich selbst zurückgeführt werden konnte. Dieses ließen die kaiserlichen Gesandten nicht gelten: schließlich von der Menge an Leib und Leben bedroht, mußten sie die Stadt in nächtlicher Flucht verlassen. Seitdem trug der Kanzler gegen die Mailänder tödlichen Haß im Herzen.

Entscheidend aber wurde es, daß gleichzeitig mit der neuen Erhebung Mailands auch zwischen Friedrich und Hadrian IV. ein schwerer Konflikt zum Ausbruch kam. Wie sehr Friedrich seine Stellung durch die roncalischen Beschlüsse gestärkt glaubte, bewies die Art, wie er jetzt der Kirche begegnete, indem er sich auf den bisher von der Kurie eingenommenen Standpunkt stellte, das Konkordat als ein persönliches Abkommen zwischen Heinrich V. und Kalixt II. und daher für ihn nicht verbindlich ansah und wie er demgemäß die Rechte beanspruchte und übte, die den deutschen Königen vor demselben thatsächlich zugestanden hatten, d. h. für erledigte Sprengel einfach neue Bischöfe ernannte. Selbst in Italien versuchte er diese Praxis einzuführen und verlieh von sich aus den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna dem Grafen Guido von Biandrate. Fast härter noch traf es die Kurie, daß er damals die mathildischen Güter an seinen Oheim Herzog Welf VI. gab, das Besitzrecht der Kirche, das Lothar III. durch die Entgegennahme der Belehnung anerkannt hatte, einfach ignorierte. Darüber kam es zu einem heftigen Schriftwechsel, der den alten Gegensatz zwischen Kaisertum und Papsttum mit gesteigerter Schärfe zum Ausdruck brachte. Bald stand daher Hadrian IV. in geheimer Verbindung mit Mailand, das nun auch offen an die Gewalt appellierte: um Ostern 1159 überfielen seine Mannschaften die wichtige Burg Trezzo. Auch die kleineren Städte kündigten dem Kaiser nun den Gehorsam auf. Crema verweigerte die Lossagung von Mailand und die Schleifung seiner Befestigungen. Zu seiner Züchtigung bot Friedrich alsbald die lombardischen Getreuen auf und mahnte die deutschen Fürsten um Zuzug. Mailand traf die Reichsacht. Auch mit der Kurie kam es nun zum Bruch. Im Fortgange des heftigen Notenwechsels verlangte Hadrian IV., der Kaiser sollte sich mit dem Treueid der Bischöfe begnügen, da ihm Mannschaft zu leisten mit ihrer kirchlichen Würde unvereinbar sei. Der Papst selbst sei sein Lehnsmann, erklärte Friedrich darauf. Hadrian dagegen mutete ihm nun den Verzicht zu auf alle Leistungen der italienischen Kirche mit alleiniger Ausnahme des Fodrums, das ist der Verpflegung seines Heeres auf dem Marsch zur Kaiserkrönung. Friedrich erwiderte mit der Alternative, die italienischen Bischöfe hätten entweder auf die Regalien zu verzichten oder ihm Mannschaft und alles sonst Gebührende zu leisten. Auf beiden Seiten also sah man von dem Wormser Konkordat völlig ab und nahm genau den extremen Standpunkt ein, wie zu Beginn des Investiturstreites. Der Kampf war unvermeidlich. Während Hadrian IV. sich mit den aufständischen lombardischen Städten, Mailand, Brescia und Piacenza verbündete, so daß keiner von beiden Teilen ohne den andern mit dem Kaiser Frieden schließen sollte, Wilhelm I. von



Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12. Jahrh. Hierzu Erläuterungsblatt.
(Nach Viollet-Le-Duc.)

Erläuterung zu:

Angriff und Verteidigung einer befestigten Stadtmauer im 12. Jahrhundert.

Das hüttenartige Bauwerk im Vordergrunde ist eine „Katze“; sie dient als Schutzwehr zunächst bei der Ausfüllung des Grabens und bewegt sich auf den Faschinen und Anhäufungen von allerlei Material, welches die Angreifer oben aus der „Katze“ in den Graben hinauswerfen, gegen die anzugreifende Mauer. Die „Katze“ steht auf einem Boden von Bohlen, um Steckenbleiben im weichen oder morastigen Grunde zu verhüten; ihr Dach ist mit nassen Fellen behängt als Schutz gegen Brandpfeile. Am Kopfe der „Katze“ ist ein schräg nach vorn gehendes Schirmdach angebracht, durch welches die innen befindlichen Angreifer geschützt werden; demselben Zwecke dienen die Pallisaden und die auf zwei Rädern beweglichen Wände (rechts neben der „Katze“). Bewegt wird diese Angriffsmaschine durch Flaschenzüge und eine Winde, welche ganz vorn durch vier Männer angedreht wird. An der Mauer angelangt, wird dieselbe von der „Katze“ aus untergraben werden; oder auch der Sturmbock (Widder) wird unter dieser Schutzwehr gegen die Mauer in Thätigkeit gesetzt.

Um den Verteidigern die Abwehr zu erschweren, wird der auf der Mauer befindliche gedeckte Gang durch die Geschosse einer Wurfmaschine zerstört. Dieselbe steht etwas abseits von der Katze und ist dargestellt in gespanntem Zustande: den mit schweren Steinen angefüllten, als Gegengewicht des Geschosses wirkenden Kasten am dickeren Ende des Schleuderbalkens hochgezogen, ein Mann versieht das andere Ende soeben mit einem Geschoß; als solche dienen runde Steinkugeln, von denen eine Anzahl neben der Maschine liegt. Seitwärts sind hinter beweglichen Wänden Armbrustschützen postiert, welche durch die Scharte dieser Schirme die angegriffene Mauer beobachten und ihre Pfeile nach jedem Verteidiger, der sich etwa bei dem Versuch eines Gegenangriffes auf die Schleudermaschine sehen läßt, entsenden; im übrigen wird dieselbe auch durch hohe Pallisaden geschützt. Im Hintergrunde sind noch zwei solcher Schleudermaschinen in Thätigkeit und zwar schleudern dieselben Hohlgeschosse, angefüllt mit brennenden Materien, um das Holzwerk des Verteidigungsganges der Mauer durch Feuer zu zerstören.

Die belagerte Stadt erwidert dies durch zwei gleichartige Maschinen, von denen die eine auf der Plattform eines mächtigen Turmes aufgestellt ist.

Eine Vergleichung aller sichtbaren fünf Maschinen läßt die Bahn, welche der Schleuderbalken beim Werfen des Geschosses zu beschreiben hat, genau erkennen.

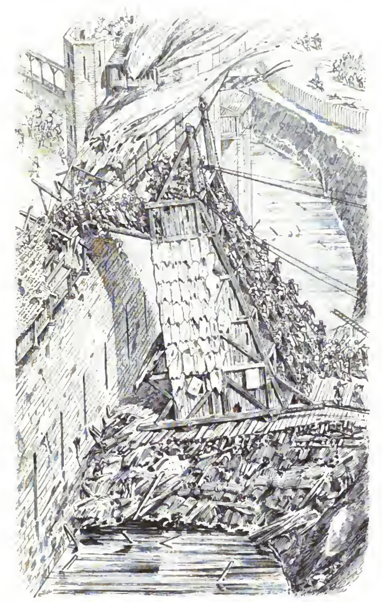
Im Mittelpunkt des Angriffs steht der Angriffsturm, auch er ist, wie die „Katze“, zur Sicherung gegen Feuer mit nassen Fellen behängt; oben hat er eine an Ketten herabzulassende, jetzt aufgezogene Brücke, unten ein nach vorn gerichtetes schräges Schirmdach, wie das der „Katze“ und zu gleichem Zwecke, hinten ist die zu seiner Ersteigung nötige Leiter angebracht. Dieser Turm ruht auf einem Lager von Eichenbohlen und wird durch Winden und Flaschenzüge in dem Maße vorwärts bewegt, als die Ausfüllung des Grabens fortschreitet.

Die Bogenschützen der Belagerten suchen durch viele Pfeile die Annäherung möglichst zu hindern; auch werden Versuche gemacht werden, die Angriffswerke in Brand zu stecken oder sie bei nächtlichen Ausfällen zu zerstören. Nur große Anstrengungen können dabei zu Erfolgen führen, sonst wird der Tag kommen, an dem der Angriffsturm die Mauer erreicht. Das letzte Stück seines Weges legt derselbe schnell zurück, denn die Ausfüllung des Grabens neigt sich schräg gegen die Mauer, so daß der Turm vermöge seiner eigenen Last hingleitet und die Belagerer ihn nur an Seilen oben zu halten brauchen.

Wie sich dies vollzieht, zeigt das zweite Bild. Der Turm steht dicht vor der Mauer, auf welche seine bewegliche Angriffsbrücke plötzlich und mit Gewalt heruntergeschlagen worden ist, über die nun ein starker Trupp von Rittern und auserlesenen Kriegern hinübereilt und sich der Mauer bemächtigt, während immer neue Scharen an der Rückseite des Turmes auf Leitern emporsteigen. Sie werden dabei unterstützt von Bogenschützen, die auf dem Kopf des Turmes stehen und die Verteidiger aus nächster Nähe beschießen.

Wenn die Angegriffenen nicht im stande sind, den Feind abzuschlagen, und weichen müssen, so ziehen sie sich in die beiden Türme zurück, welche den erstiegenen Teil der Mauer — die in verhältnismäßigen Zwischenräumen von solchen Türmen unterbrochen wird — nach beiden Seiten hin zunächst abschließen. Von hier aus werden sie in starken Vorstößen versuchen, die Angreifer von der Mauer herabzustürzen. Oder die Verteidiger setzen sich in den Türmen fest, bestreichen von da aus mit ihren Pfeilen die Mauer und nötigen den Feind zur Belagerung jedes einzelnen. Natürlich versuchen die Angreifer auf jede Weise in die Stadt hinabzusteigen; das ist indes nicht ohne weiteres möglich, denn die auf die Mauer führenden Treppen liegen in den Türmen und sind vor deren Eroberung noch im Besitz der Verteidiger.

(Nach Viollet-le-Duc.)



Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12. Jahrh. Hierzu Erläuterungsblatt.
(Nach Viollet-Le-Duc.)

Sizilien durch Übersendung der Fahne des heiligen Petrus zum Vorkämpfer der Kirche aufrief und sich bereits anschickte Friedrich zu bannen, knüpfte dieser mit dem demokratischen Senat der ewigen Stadt an, dessen früher verschmähte Bundesgenossenschaft jetzt für ihn von hohem Wert werden konnte. Da starb Hadrian IV. am 1. September 1159, und Friedrich, der das verzweifelt verteidigte Crema berannte, dachte diesen unerwarteten Glücksfall in der Weise auszunutzen, daß er der Kirche ein gefügiges Oberhaupt aufnötigte und so mit einem Schlage alles gewänne. Doch gelang das nur teilweise: denn unter wüstem Tumulte kam es in Rom zu einer zwiespältigen Wahl, indem die kleine kaiserliche Partei in offener Gewaltthat dem rechtmäßig Erwählten der festgeschlossenen hierarchischen Mehrheit der Kardinäle, Alexander III., dem bisherigen Kanzler Roland, den Kardinal Oktavian als Viktor IV. entgegenstellte. Aber obgleich dies über den Kreis der kaiserlichen Anhänger hinaus nirgends Anerkennung fand, behauptete Friedrich als Nachfolger Constantins, Justinians und Karls des Großen berechtigt zu sein, das Schisma mit einem von ihm präsidierten Konzil durch seinen Spruch zum Austrag zu bringen. Demgegenüber trat Alexander III. als Verteidiger der Freiheit der Kirche auf und warf damit in die stürmisch bewegte Zeit ein Schlagwort, das ihm weithin begeisterte Sympathien erwarb und Friedrich und die Seinen als die Vorkämpfer einer die bürgerliche und die kirchliche Freiheit gleich schwer bedrohenden Gewaltherrschaft erscheinen ließ.

Als endlich im Januar 1160 Crema nach verzweifeltem Widerstand zerstört war, fand das längst angesagte Konzil in Cremona statt. Alexander III. erschien natürlich so wenig, wie er die Versammlung anerkannte. Thatsächlich war diese auch durchaus parteiisch, nur von kaiserlich gesinnten Geistlichen besucht. Das ganze sogenannte Konzil lief auf ein recht plumpes Trugspiel hinaus, bei dem man, wie die erhaltenen Akten zu beweisen ermöglichen, selbst vor Fälschungen nicht zurückschreckte und Bischöfe als anwesend und zustimmend nannte, bei denen keins von beiden zutraf. Die Proklamierung Viktors IV. als des rechtmäßigen Papstes war nur ein neuer Gewaltstreich. Nun schritt auch die Kirche mit den äußersten Maßregeln gegen Friedrich ein. Bereits Ende Februar 1160 hatte Erzbischof Otbert von Mailand den Bann gegen den Kaiser ausgesprochen: am Gründonnerstag stieß ihn Alexander III. (24. März) zu Anagni aus der Gemeinschaft der Kirche. Aber die Waffen, die einst Heinrich IV. zu Boden geworfen hatten, brachten jetzt keinen Eindruck hervor, und von den deutschen Fürsten, weltlichen wie geistlichen, dachte keiner daran, dem Kaiser als einem Gebannten den Gehorsam zu versagen. Auf einem weiten Umwege erst und durch das Zusammentreffen sehr eigentümlicher Umstände sollte der Bann schließlich auf Deutschland politisch bestimmend einwirken, während sonst die gesamte Kirche, namentlich die Frankreichs und Englands, von Anfang an mit Entschiedenheit für Alexander III. eintrat und dem kaiserlichen Gegenpapst jede Gemeinschaft versagte.

Für Friedrich I. selbst trat während der nächsten zwei Jahre der Kampf

mit der Hierarchie zurück gegen die Sorge um die Bewältigung ihres vornehmsten weltlichen Rückhalts, nach dessen Erliegen auch ihr Schicksal für entschieden gelten konnte. Das Zentrum, wo sich alle dem Kaisertum feindlichen Mächte zusammenfanden, war die Metropole der Lombardei. Der Umfang der Stadt, die Stärke ihrer Befestigungen und die Tapferkeit ihrer zahlreichen und zum Aushalten entschlossenen Bürgerschaft machten eine regelrechte Belagerung unmöglich. Ihren Widerstand zu brechen, wählte der Kaiser, durch Zuzug aus Deutschland verstärkt, den langsameren Weg einer Blockade. Nachdem in weitem Kreise die Gegend wiederholt verwüstet und jede Verproviantierung der Stadt von dorther unmöglich gemacht war, ließ er an den Knotenpunkten der nach Mailand führenden Straßen Kastelle errichten, deren Besatzung die Umgegend streng im Auge hielt, jeden Verkehr mit der Stadt hinderte und unablässig thätig war, um die Verwandlung der ganzen Gegend in eine Einöde zu vollenden. Noch nie war zwischen Deutschen und Lombarden mit solch leidenschaftlicher Erbitterung gekämpft: es schien, als ob beide Teile sich dessen bewußt waren, daß von dem Ausgange dieses Kampfes weit mehr als ihr eigenes Schicksal abhing, daß es die Zukunft der abendländischen Christenheit galt. Friedrich selbst soll gelobt haben, nicht eher von der Stelle zu weichen, als Mailand bezwungen worden, und für den Fall seines Todes die Fortführung des Kampfes haben sichern wollen, indem er neben seinem Vetter Friedrich von Rotenburg, dem Sohn Konrads III., den Welfen Heinrich von Sachsen und Bayern zum Nachfolger empfahl.

Endlich als das zweite Jahr der Blockade sich zu Ende neigte, erlahmte die Kraft des Widerstandes in Mailand. Der Hunger machte sein furchtbares Recht geltend. Mit ihm kamen Parteiungen: die einen riefen die Vermittelung der im kaiserlichen Lager befindlichen italienischen Großen an; aber die Unterhandlungen wurden abgebrochen, dann, als man sich drinnen von der Unmöglichkeit längeren Widerstandes überzeugte, wieder aufgenommen. Der Kaiser aber beharrte — wie er nach Lage der Dinge füglich auch nicht anders konnte, auf der Forderung bedingungsloser Ergebung. Am 1. März 1162 wurde dieselbe ausgesprochen: Mailand lag zu den Füßen des Siegers, der, beraten von dem unversöhnlichen Reinald von Dassel, der inzwischen zum Erzbischof von Köln aufgestiegen war, die unglückliche Stadt den Kelch der Demütigung bis auf die Hefe ausleeren ließ, um weithin Schrecken zu verbreiten und alle noch Widerstrebenden zu stummem Gehorsam einzuschüchtern. Am 4. März zogen die Einwohner, voran die Beamten und die Ritterschaft, in langen Reihen aus der Stadt, um vor dem Throne des Kaisers ihre Fahnen und Waffen niederzulegen; auch der Mast des Fahnenwagens mit dem Bilde des heiligen Ambrosius im Banner senkte sich vor dem Sieger. Am 6. März erschien die große Masse des Volkes, elend und abgehärmt und mit allen Zeichen unterwürfiger Zerknirschung, um den demütigenden Akt der bedingungslosen Unterwerfung zu vollziehen; tags darauf leistete die gesamte Einwohnerschaft den Bevollmächtigten des Kaisers den Eid, durch den sie sich zu unbedingtem



Gehorsam gegen jeden Befehl verpflichtete. Erst am zwölften Tage danach, den 19. März, wurde ihnen ihr klägliches Schicksal kundgethan. Binnen einer Woche hatten sie die Stadt zu räumen und sich einige Meilen davon entfernt in vier nach den vier Himmelsgegenden auseinander liegenden offenen Orten neu anzusiedeln. Das Schicksal, das sie selbst einst Lodi bereitet hatten, kam jetzt über sie. Jammernd und klagend, aber auch tödlichen Haß im Herzen und in der Stille künftige Vergeltung herbeisehnend, zogen die Mailänder aus ihrer Stadt. Diese aber gab der Kaiser ihren Todfeinden, den Bewohnern von Lodi, Como, Pavia u. a. zur Zerstörung preis: in den Tagen vom 26. März bis zum 8. April vollendeten diese ihre Arbeit, indem sie streckenweise die Wälle niederlegten und die Gräben ausfüllten, so daß der Eintritt in die Stadt auch einem Heere jeden Augenblick frei stand. In die Häuser warf man Feuer, das die Masse der Holzbauten schnell verzehrte und selbst die Kirchen zum Teil in Trümmer legte; nur die ehrwürdige Kirche des heiligen Ambrosius in der Vorstadt entging dem Verderben: Mailand war eine entvölkerte und entfestigte Trümmerstätte.

Alles unterwarf sich nun dem Kaiser; niemand wagte mehr einem so furchtbar strafenden Herrscher Widerstand zu leisten: gebändigt lag die Lombardei zu den Füßen des Siegers, der bezeichnender Weise gerade in diesen Tagen seines Triumphes über Mailand sich mit dem volltönenden Titel Karls des Großen nannte. Aber weit über die Gewalt hinaus, die dieser geübt hatte, ging die Weltherrschaft, die Friedrich nun zu errichten gedachte. Über Oberitalien brach eine harte Knechtschaft herein: nur die kaiserfreundlichen Städte behielten mit den Konsuln ihre republikanische Selbstregierung; allen anderen wurden kaiserliche Vögte, Podestà d. i. Gewaltboten, vorgesetzt, deren Regiment um so schwerer empfunden wurde, als der Kaiser dazu häufig Deutsche oder auch Leute aus den jenen verfeindeten Städten berief. Die lombardische Freiheit schien vernichtet, und weit über das Maß hinaus, das ihm die roncalischen Beschlüsse in Aussicht gestellt hatten, war der Kaiser Herr dieses unerschöpflich reichen Landes.

Auch das Schicksal der Kirche schien entschieden. Um die Zeit der Katastrophe Mailands war Alexander III. zu Schiff von Rom nach Genua und dann nach Südfrankreich geflohen, wo er begeisterte Aufnahme fand. Aber König Ludwig VII. war durch die Werbungen der kaiserlicher Parteigänger, namentlich seines mit Friedrich im Einverständnis handelnden Schwagers, des Grafen Heinrich von Champagne, schon halb umstrickt und hatte der Abhaltung eines französisch-deutschen Konzils zugestimmt und Alexander III. zur Aburteilung dazu zur Stelle zu bringen verheißen. Nur König Heinrich II. von England hatte Alexander die Vereitelung dieses gefährlichen Projektes zu danken: er hielt den wankenden französischen König bei dem rechtmäßigen Papsttum fest und das gemeinsame Konzil, zu dem sich Friedrich auf dem Heimweg nach Deutschland an die französisch-burgundische Grenze begeben hatte, kam nicht zu stande. Dafür hielt der Kaiser in Besançon mit den

zahlreich erschienenen deutschen Fürsten Reichstag und Konzil zugleich und ließ dort durch Reinald von Dassel ein neues politisches System verkünden, dessen Verwirklichung freilich noch eine ganz andere Macht voraussetzte, als er sie besaß. Darin hießen Heinrich II. von England und Ludwig VII. von Frankreich Königlein der Provinzen, die dem kaiserlichen Rufe pflichtwidrig nicht Folge geleistet hätten und einen vom Kaiser verworfenen Papst in der kaiserlichen Stadt Rom aufrecht zu erhalten sich unterfingen. Ohne Rücksicht auf sie müsse die Sache zum Austrag gebracht werden: als ob England und Frankreich Provinzen des Reiches wären, der Papst ein vom Kaiser abhängiger Reichsbischof, das Schisma eine ausschließlich den Kaiser angehende Frage! Natürlich wurde auch hier wiederum kurzweg zu gunsten Viktors IV. entschieden, der sich gehorsam eingefunden hatte. Die Ansprüche der kaiserlichen Politik wuchsen ins Ungemessene: aber sollte ihre Befriedigung unmöglich sein, wenn eben damals der neue König von Dänemark, Waldemar, dessen Erhebung langjährigem Thronstreit in dem nordischen Reich ein Ende machte, im Gefolge Heinrichs des Löwen in Besançon erschien, um Friedrich als seinem Oberherrn zu huldigen?

Und doch mehrten sich bereits die Anzeichen einer Reaktion gegen die kaiserliche Willkür. Sogar in Deutschland regte sich neues Widerstreben. Herzog Berthold von Zäringen grollte wegen Burgunds, und als sein Bruder Rudolf als Nachfolger Arnolds von Selenhofen (1153—60), der von den Mainzern (24. September 1160) in einem greulichen Aufruhr ermordet worden war, zum Erzbischof von Mainz gewählt wurde, verweigerte ihm der Kaiser die Bestätigung. Auch in Sachsen gärte es: Bischof Udalrich von Halberstadt wurde als Anhänger Alexanders III. aus dem Bistum verdrängt und durch den gefügigen Gero ersetzt. Dabei hatte wohl namentlich Heinrich der Löwe die Hand im Spiel, der unausgesetzt darauf bedacht war, auch im östlichen Sachsen die höhere herzogliche Gewalt zu gewinnen, die ihm in Westfalen zustand, und dadurch die in ihrer Reichsunmittelbarkeit bedrohten Großen zu energischem Widerstreben herausforderte. Unmittelbarer bedroht aber wurde des Kaisers Machtstellung durch die gleichzeitigen Vorgänge in Italien. Auf dem unglücklichen Lande lastete ein unmenschlicher Druck; der ihm als Statthalter vorgesetzte Reinald von Köln waltete mit der ärgsten Willkür, auch in kirchlichen Dingen. Als 1164 der Gegenpapst Viktor IV. starb, ließ er, als ob es ihm vor allem darauf ankäme, dem Kaiser die Möglichkeit einer Verständigung mit Alexander III. zu nehmen, in völlig ungesetzlicher Weise den gefügigen Guido von Crema als Paschalis III. zum Nachfolger erheben, während selbst die Anhänger der kaiserlichen Politik eine friedliche Wendung erwartet hatten. Diese kirchliche Vergewaltigung machte den Lombarden ihr Schicksal vollends unerträglich. Sie schoben es dem Hasse Reinalds von Köln zu. Aber als auch eine neue Anwesenheit Friedrichs im Lande keine Änderung brachte, als die flehenden Bitten der den vorbeiziehenden Kaiser fußfällig anrufenden Mailänder kurz abgewiesen wurden, da murrten selbst

die kaiserlichen Städte Pavia und Cremona und auch den Geduldigsten wurde es klar, daß dieser Tyrannei nur eine verzweifelte Erhebung Halt gebieten könnte. Bereits im Winter 1163—64 traten Verona, Padua, Treviso und Vicenza mit etlichen anderen Städten der Veroneser Mark zu einem geheimen Bunde zusammen. Bald schloß sich Venedig an, das bei fernerem Wachstum der kaiserlichen Macht seine Unabhängigkeit gefährdet sah und den Verbündeten die Zahlung von Hilfsgeldern durch den byzantinischen Kaiser Manuel auswirkte. Bereits im Frühjahr 1164 griff der Veroneser Bund zu den Waffen; ein Vermittelungsversuch der kaiserlichen Städte Pavia und Cremona hatte keinen Erfolg, da der Kaiser, obgleich ohne ausreichende Mittel zur Bekämpfung der Rebellion, doch jedes Zugeständnis ablehnte. Er eilte nun über die Alpen, um das Reich von neuem gegen die Lombarden in die Waffen zu bringen.

Aber schon handelte es sich nicht mehr um einen Kampf mit diesen allein. Die Enthüllung der letzten Ziele der kaiserlichen Politik, die der Reichstag zu Besançon gebracht, hatte derselben neue Gegner erweckt. Schon unterhandelte der griechische Kaiser Manuel mit den Königen von Frankreich, England und Sizilien. Die Gegner des der Kirche aufgenötigten schismatischen Papstes leisteten solchen Entwürfen überall thatkräftig Vorschub; besonders eifrig zeigte sich der Patriarch Ulrich von Aquileja (1161—82), der entsprechend die Lage seines Sitzes zwischen den deutschen und italienischen Gliedern des großen Bundes wider das staufische Kaisertum so gut vermittelte, wie zwischen den Griechen und den Ungarn. Auch im Reiche traten die Alexandriner zuversichtlicher auf: ihr Haupt wurde Konrad II. von Salzburg (1164—68), ein Sproß des babenbergischen Hauses. Selbst der Friedrich nahe verbundene Erzbischof Hillin von Trier (1152—69) weigerte Paschalis III. die Obedienz. Am meisten Eindruck aber mußte es machen, daß auch der Wittelsbacher Konrad, ein Bruder des Pfalzgrafen Otto, der 1161 auf den einige Zeit erledigt gebliebenen Mainzer Erzstuhl erhoben war, Alexanders III. Partei ergriff und als er deshalb 1165 entsetzt wurde, nach Italien an den Hof desselben ging. Auch die weltlichen Fürsten beugten sich schon nicht mehr in dem ehemaligen Gehorsam, und zahlreiche Fehden störten den Landfrieden. Mit dem Kölner Erzbischof Reinald lagen Landgraf Ludwig II. von Thüringen und der Rheinpfalzgraf Konrad im Kampfe, beide des Kaisers nahe Verwandte, und in Schwaben fochten die süddeutschen Welfen gegen den Pfalzgrafen von Tübingen und seinen ritterlichen Anhang.

Sehr ungünstig war seit dem Triumphe über Mailand des Kaisers Stellung gewandelt worden: die inneren und äußeren Schwierigkeiten nahmen gleichmäßig zu. Sein wankendes System zu stützen, leitete Friedrich eine neue große, zugleich kirchliche und politische Aktion ein, die Heinrich II. von England zu dem kaiserlichen Papsttum herüberziehen sollte. Denn seit Anfang des Jahres 1164 lag dieser in erbittertem Streit mit seinem ehemaligen Kanzler, Thomas Becket, dem Erzbischof von Canterbury, über die Änderungen,

die er durch die Konstitutionen von Clarendon in dem Gerichtsstand der weltlicher Vergehungen schuldigen Geistlichen eingeführt hatte. Einer raschen Gewaltthat des leidenschaftlichen Autokraten zu entgehen floh Becket nach Frankreich, wo er im Kreise des hierarchisch denkenden Klerus als ein tapferer Vorkämpfer seiner Prinzipien mit Begeisterung aufgenommen wurde, während Alexander III. ihn zu beschwichtigen und hinzuhalten suchte und den Frieden mit dem König selbst durch Zugeständnisse zu erkaufen bereit war. Da ging Ostern 1165 Reinald selbst als Gesandter Friedrichs nach Rouen, der normännischen Hauptstadt, zu Heinrich II. Glänzend empfangen brachte er die Verlobung der ältesten Tochter des Königs mit dem mächtigsten Reichsfürsten,



Goldene Bulle von Kaiser Friedrich I.

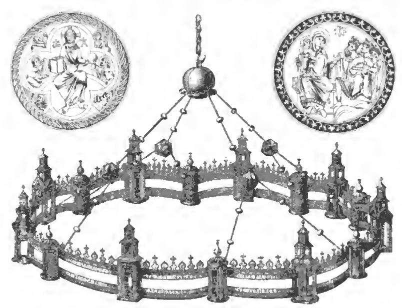
an der Urkunde datiert von Würzburg 26. Juni 1168, welche die herzogliche Gewalt für das Bistum Würzburg bestätigt. Avers: Brustbild des Kaisers auf einem dreitürmigen Thorgebäude; auf dem Haupte die Laubkrone mit perlenverzierten Bändern; in der Rechten das Lilienscepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: † FREDERIC . DEI GRA . ROMANORV. IMPERATOR AVGS. Revers: Siebentürmiges Thorgebäude, durch eine Mauer umschlossen. Zwischen den Zinnen AVREA und auf der Rundbogenthür des Mittelturmes ROMA. Umschrift: † ROMA . CAPVT . MVNDI . REGIT . ORBIS . FRENA . ROTVNDI. (Nach Hefner.)

Heinrich dem Löwen, und einer jüngeren mit des Kaisers zweitem Sohn Heinrich zum Abschluß und erhielt die Zusage, daß auf einem in Würzburg zu haltenden Reichstage englische Gesandte die Anerkennung Paschalis III. vollziehen sollten. Aber der fein angelegte Plan scheiterte in der Hauptsache, und was Reinald durchsetzte, wurde für Kaiser und Reich die Quelle verhängnisvoller Wirren. Als nämlich Pfingsten 1165 der zahlreich besuchte Reichstag in Würzburg versammelt war, erkannte Reinald in einer Rede die Schwierigkeit der kirchlichen Lage in Deutschland offen an, meinte aber in dem durch ihn bewirkten Anschluß Englands an den kaiserlichen Gegenpapst einen alles ausgleichenden Ersatz gewonnen zu haben, und machte dann den Vorschlag, Kaiser

und Fürsten sollten sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, Alexander III. oder einen von seinem Anhang erhobenen Papst niemals anzuerkennen; die nicht anwesenden sollten binnen sechs Wochen den gleichen Eid leisten, zu dem auch die Unterthanen angehalten werden sollten; die sich weigernden wurden mit strengen Strafen bedroht. Das hieß denn freilich das Schisma verewigen: das hätte im günstigsten Fall zur Lösung der deutschen Kirche von Rom, zur Bildung einer nationalen deutschen Kirche geführt. Doch hat Reinald eine solche wohl nicht im Auge gehabt: sein Ziel war vielmehr die Unterwerfung des Papsttums unter das Kaisertum, seine Verwandlung in ein vom Kaiser nach Gutdünken zu vergebendes Amt, dessen jedesmaliger Inhaber gehalten sein sollte, der kaiserlichen Weltherrschaftspolitik den anderen Staaten gegenüber zur Anerkennung zu verhelfen. Vor solchen Plänen aber scheute die Mehrheit des deutschen Episkopats zurück. Wichmann von Magdeburg erhob Einsprache: sehr wirksam wies er auf die befremdliche Zweideutigkeit hin, deren der Urheber so radikaler Vorschläge sich schuldig machte, indem er selbst die erzbischöfliche Weihe noch immer nicht empfangen hatte, also eigentlich noch nicht zum Schismatiker geworden war. Was Reinald damit beabsichtigt hatte, wissen wir nicht: vielleicht, daß er sich, wie die Dinge auch kommen mochten, möglich erhalten wollte. Dergleichen lassen seine verlegenen Ausflüchte auf Wichmanns überraschende Einwendungen vermuten; aber sie halfen ihm nicht: er mußte versprechen, gleichsam als Unterpfand dafür, daß es ihm mit seinen radikalen Anträgen Ernst sei, sich von schismatischen Bischöfen weihen zu lassen. Auch in der Hauptsache wich er auf Wichmanns Warnungen einen Schritt zurück: der von ihm vorgeschlagene Eid sollte unverbindlich, eine Beendigung des Schismas also möglich sein, falls beide Gegenpäpste gleichzeitig mit Tod abgingen. Mit diesem Vorbehalt wurde der Schwur geleistet, zuerst von Friedrich, dann von Reinald und den geistlichen, dann den weltlichen Fürsten. Aber viele thaten es nur mit Weinen und Klagen, unter Ausflüchten und Vorbehalten, bloß weil sie, schworen sie nicht, sofort die Regalien verloren hätten. Auch die englischen Gesandten leisteten im Namen ihres Königs den Eid. Aber Heinrich II. erachtete sich dadurch für nicht im geringsten gebunden, sobald Alexander III., um ihn bei seiner Sache zu halten, ihm in dem mit Thomas Becket entbrannten Streit nachgiebiger begegnete.

Die Würzburger Beschlüsse im Reiche durchzusetzen, mußte Friedrich harte Zwangsmaßregeln ergreifen. Über die alexandrinischen Kirchenfürsten und ihre Sprengel brach damit eine Zeit der schwersten Verfolgung herein, die sie aber ungebrochenen Mutes ertrugen, allen voran der edle Babenberger Erzbischof Konrad II. von Salzburg (1161—68), auch durch die große politisch-kirchliche Demonstration nicht eingeschüchtert, die Friedrich Weihnachten 1165 zu Aachen veranstaltete, indem er die Gebeine des von seinem Papste kanonisierten Karl des Großen unter pomphaften Feierlichkeiten erheben und neu bestatten ließ, um seine Herrschaft als Erneuerung und Fortsetzung der von dem Glorienschein der nationalen und der kirchlichen Sage umstrahlten Herr-

schaft des großen Franken darzustellen und ihr eine ähnliche Weihe zu geben, wie sie in England 1161 der Regierung des ersten Plantagenet die Kanonisierung Edwards des Bekenners und in Dänemark 1165 dem Königtum des jungen Waldemar die Knuds des Großen durch Alexander III. verliehen hatte. Dennoch wuchs die Partei des rechtmäßigen Papstes dauernd, und das schismatische Gegenpapsttum schützte nur Waffengewalt vor gänzlichem Erliegen. So reifte in Friedrich der Entschluß, in Rom selbst den vernichtenden Schlag gegen Alexander III. zu führen, der seit dem November 1165 aus dem gastlichen Frankreich nach seinem rechtmäßigen Sitze zurückgekehrt war.



Kronleuchter; Votivgabe von Kaiser Friedrich I. an den Dom zu Aachen.
Die Türmchen enthielten ehemals getriebene Bildwerke, in der Art der beiden Medaillons, von denen indes nur wenige noch vorhanden sind. (Nach Bock und Foerster.)

Im Herbst 1166 trat der Kaiser den dritten Zug nach Italien an. Von den Reichsfürsten nahmen nur wenige teil; insbesondere wurde Heinrich der Löwe durch die steigende Feindschaft seiner ostsächsischen Gegner zurückgehalten. Schon die Zustände, die er in der mißhandelten Lombardei fand, hätten Friedrich zur äußersten Vorsicht mahnen müssen. Noch einmal wurde er in Lodi von den Mailändern mit flehenden Bitten um Milderung ihres Geschickes bestürmt: in verblendeter Härte wies er sie ab. Bergamo und Brescia wurden für neue Aufstandsversuche streng gezüchtigt, das schwankende Genua dagegen durch kluge Nachgiebigkeit bei der kaiserlichen Partei erhalten.

Dennoch ließ Friedrich, als er im Frühjahr 1167 weiter zog, das Land in drohender Gärung zurück. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so brach der Sturm los. Bereits am 8. März 1167 schlossen Cremona, Bergamo, Brescia und Mantua einen Bund nicht bloß zu gegenseitigem Schutz, sondern auch zur Vermittelung eines billigen Friedens zwischen der Kirche und dem Kaiser, dem sie die Treue wahren wollten, obgleich sie auch beabsichtigten in der Lombardei die zur Zeit Konrads III. herrschende Ordnung, also auch die Konsularverfassung wieder herzustellen. Das setzte doch aber die Zertrümmerung des ganzen fridericianischen Systems voraus, zu dessen Auflösung der Kaiser gütlich niemals zu gewinnen war. Das lehrte der gesteigerte Druck, der alsbald von den kaiserlichen Podestà geübt wurde und die Leiden der mißhandelten Mailänder unter dem gewaltthätigen Grafen Heinrich von Dietz ins Unerträgliche steigerte. Die vier Städte gingen deshalb sofort einen Schritt weiter. Am 4. April kamen ihre Konsuln in Cremona mit Bevollmächtigten der Mailänder zusammen. Feierlich wurde dort der alten Feindschaft abgesagt und unter Cremona als Vorort ein Bund auf fünfzig Jahre geschlossen, dem auch Ferrara beitrat. Seine erste That sollte die Zurückführung der Mailänder in ihre Stadt, die Herstellung der Metropole der Lombardei sein. Unter dem Schutze der aufgebotenen Bürgerheere der Bundesstädte fand sie am 27. April statt. Schnell breitete sich der Bund nun weiter aus: Piacenza trat bei, Lodi wurde zum Anschluß gezwungen. Hand in Hand damit ging die kirchliche Reaktion zu gunsten Alexanders III., indem überall die schismatischen Bischöfe weichen mußten.

Friedrich ließ das ruhig geschehen: er glaubte offenbar, die Niederwerfung Alexanders III. in Rom müsse auch dort im Norden zu seinen Gunsten entscheiden, während doch vielmehr die Erhebung der Städte dem hartbedrängten Papst rettende Hilfe verhieß. Statt zunächst die Lombardei zu bändigen, belagerte er wochenlang das von den Griechen unterstützte Ancona und streifte sogar bis nach Apulien, um von Rom normännische Hilfe fernzuhalten. Inzwischen zog Reinald von Köln gegen Rom, schlug bei Tusculum sein Lager auf und brachte den Römern dort eine empfindliche Schlappe bei. Mit ihm begann vom unbezwungenen Ancona herbeieilend der Kaiser am 24. Juli die Belagerung der ewigen Stadt. Aber erst nach heißem Kampfe, bei dem die Peterskirche selbst zu Schaden kam, erstürmten die Kaiserlichen die Leostadt, während der Papst sich in die Engelsburg einschloß. Der Erfolg der kaiserlichen Waffen bestimmte die Römer zu unterhandeln, und man einigte sich dahin, daß beide Päpste zurücktreten und die Kardinäle eine regelmäßige Neuwahl vornehmen sollten. Das war für Alexander III. unannehmbar: heimlich floh er unter den Schutz des eben zur Regierung gekommenen jungen Normannenkönigs Wilhelms II. Nun beugten sich die Römer dem kaiserlichen Papste und öffneten die Thore. Am 1. August 1167 empfing Friedrich aus der Hand Paschalis III. die Kaiserkrone und seine Bevollmächtigten nahmen den Treueid der Römer entgegen. Da brach eine furchtbare Katastrophe über die Kaiser-

lichen herein. Heftigem Gewitterregen folgte glühender Sonnenbrand; giftige Dünste stiegen auf und erzeugten eine ansteckende Krankheit, die mit furchtbarer Schnelligkeit um sich griff und schon wenige Stunden nach ihrem ersten Auftreten am 2. August das Heer mit panischem Schrecken schlug und zu fluchtähnlichem Rückzug nötigte, ihm aber auch da auf Schritt und Tritt folgte und hoch und niedrig einem jammervollen Tode am Wege überlieferte. Ein Gottesgericht schien den Kaiser und die Männer, die mit ihm die Kirche in Fesseln zu schlagen gedacht, vom Erdboden zu vertilgen: mit den Bischöfen von Prag, Regensburg und Speier fiel ihm der geniale Reinald von Köln (14. August) zum Opfer; der jugendliche Schwabenherzog Friedrich von Rotenburg, des Kaisers Vetter und Heinrichs des Löwen Schwiegersohn, sowie Herzog Welf VII., Welfs VI. einziger Sohn, erlagen der Seuche. Kaum entkam der Kaiser mit der kleinen und entmutigten Schar, die ihm blieb, dem Heere der verbündeten Städte, das ihn bei dem Apenninübergang vollends zu vernichten drohte, und rettete sich hinter die Mauern des treuen Pavia. Sofort nahm er den kleinen Krieg gegen die Empörer auf, die er, von jedem Gedanken an Nachgiebigkeit weiter denn je entfernt, am 21. September ächtete.

Denn Friedrich hatte keine Ahnung von der moralischen Wirkung, welche die römische Katastrophe auf Freund und Feind ausübte, und meinte auch jetzt noch stark genug zu sein, um sowohl das hierarchische Papsttum wie die lombardische Städtefreiheit niederringen zu können. Das wurde sein Verhängnis, dem er sich nach zehn Jahren mühevollen Ringens schließlich doch unterwerfen mußte. Zunächst einigten sich die bisher gesonderten Gegner: am 1. Dezember 1167 traten der Cremoneser, der Veroneser und der Venetianische Bund zu einem lombardischen Bunde zusammen. Im Frühjahr 1168 errichtete dieser in der sumpfigen Niederung zwischen Tanaro und Trebia die durch gewaltige Erdwerke geschützte Bundesfestung Alessandria, dem Papste zu Ehren so benannt. Vergeblich rang Friedrich mit geringer Mannschaft von Pavia aus um die Behauptung seiner Stellung.

Dabei war Hilfe von Deutschland nicht zu erwarten. Denn auch dort herrschten Unordnung und Auflösung: daran war freilich wesentlich der Starrsinn schuld, in dem Friedrich jede Verständigung mit Alexander III. von der Hand wies. Als im September 1168 Paschalis III. starb, ließ er in Kalixtus III. alsbald einen neuen Gegenpapst aufstellen, dem aber selbst die gefügigsten unter den deutschen Bischöfen Obedienz zu leisten Bedenken trugen. Auf eigene Hand eine Vermittelung zu versuchen, gingen Bischof Eberhard von Bamberg (1146—70) und der Abt von Citeaux im Frühjahr 1169 an den päpstlichen Hof. Zwar fanden sie gute Aufnahme, doch bestand Alexander III. auf der Zuziehung der Lombarden zu den Verhandlungen. In Gegenwart ihrer Bevollmächtigten wurde dann im März 1170 in Veroli ein Friedenskongreß eröffnet. Als unüberwindliches Hindernis aber für jede friedliche Wendung der kaiserlichen Politik erwies sich der Würzburger Eid. Man wollte sich deshalb mit einem Stillstand begnügen, den Abschluß des Friedens



aber dem durch keinen Eid gebundenen Sohn, dem 1168 zum König gewählten Heinrich, überlassen, forderte aber von Alexander III. dennoch die Anerkennung der schismatischen Ordinationen. So ging der Kongreß unverrichteter Sache auseinander. Alexander erstattete nicht bloß über den Verlauf den Lombarden getreulich Bericht, sondern erteilte, um jeden Zweifel an seiner Bundestreue zu beseitigen, ihrem Bunde die kirchliche Weihe und nahm ihn in den besondern Schutz der Kirche. Auch des Kaisers damals erneuter Versuch, Heinrich II. von England auf seine Seite herüberzuziehen, mißlang, da Alexander III. dem König sofort weitere Zugeständnisse machte und Thomas Becket sogar von seinem erzbischöflichen Amte suspendierte. Als dann im Herbst 1170 eine unsichere Versöhnung zwischen dem König und dem Erzbischof vermittelt wurde, gleich nach dessen Rückkehr nach England aber der Streit von neuem entbrannte und mit der gräßlichen Ermordung Beckets durch übereifrige Diener des Königs ein blutiges Ende nahm, da hatte Heinrich II. allen Grund, sich durch geflissentliche Dienstbarkeit gegen die Kirche deren Gnade zu sichern und eine weitere Verfolgung des gegen ihn vorliegenden Verdachtes der Mitschuld abzuwenden.

Unter diesen Umständen war eine sofortige Niederkämpfung der Lombarden nicht möglich: dazu galt es erst die nötigen Mittel im Reiche zu beschaffen. Dorthin begab sich Friedrich nach mehrjährigem vergeblichen Kampfe endlich im Herbst 1170. Als Flüchtling mußte er Italien verlassen, freilich ungebrochenen Muts, tödlichen Haß im Herzen und entschlossen, demnächst furchtbare Vergeltung zu üben. Ließ er doch bei seinem eiligen Ritt nach dem Mont Cenis die Geiseln der lombardischen Städte längs der Straße aufknüpfen. War es bei solchem Verfahren zu verwundern, daß auch die Italiener gegen ihn tödlichen Haß trugen, und daß er in Susa nur mit genauer Not durch nächtliche Flucht dem ihm zugedachten Tode entging? Der lombardische Bund aber hatte zunächst völlig freie Hand: selbst die getreuesten Anhänger des Kaisers mußten sich ihm beugen und durch widerwilligen Anschluß vorläufig Sicherheit erkaufen. Pavia, die Markgrafen von Montferrat und von Biandrate wurden zum Beitritt gezwungen. Bei aller Rastlosigkeit und Tüchtigkeit vermochte Christian, der 1165 von Friedrich dem abgesetzten Wittelsbacher Konrad zum Nachfolger auf dem Mainzer Stuhl gegeben war und der jetzt in Oberitalien zurückgelassen war, dem Umsichgreifen des Bundes nicht mehr Einhalt zu thun.

Inzwischen suchte Friedrich Deutschland so weit zu ordnen, daß er seine Kräfte bald wieder gegen Italien wenden konnte, indem er einerseits die vielfach angefochtene Macht Heinrichs des Löwen durch entschiedene Parteinahme für den Welfen stärkte und sicher stellte, ohne zu sehen, daß er dadurch neue, schwerere Konflikte heraufbeschwor, anderseits aber in der Verfolgung der alexandrinischen Bischöfe mit wachsender Heftigkeit fortfuhr. Namentlich das Salzburger Erzstift, wo in dem böhmischen Prinzen Adalbert III. seit 1168 ein eifriger Vorkämpfer des rechtmäßigen Papstes erhoben worden war, wurde durch die Entfesselung des fehde- und beutelustigen Adels greulicher Ver-

wüstung preisgegeben und auf Jahre hinaus zum Schauplatz wilder kirchlicher und politischer Kämpfe gemacht, ohne daß es gelungen wäre, dem von schismatischer Seite zum Erzbischof erhobenen Abt Heinrich von Berchtesgaden zur Anerkennung zu verhelfen. So vergingen vier Jahre, bevor Friedrich wieder über die Alpen ziehen konnte, bei der wachsenden Abneigung der Fürsten gegen diesen ihnen keinen Gewinn bietenden italienischen Krieg auch diesmal mit geringer Macht, die er freilich durch den Anschluß der von der Übermacht des lombardischen Bundes befreiten kaiserfreundlichen Städte verstärkt zu sehen hoffte. Auch traten, nachdem er Susa für die ihm 1170 bereiteten Nachstellungen zerstört hatte, manche der ihm früher verbündeten Städte zu ihm über. Mit ihren Kontingenten belagerte er alsbald Alessandria, das ihn in der Flanke bedrohte und den einzigen sicheren Weg nach dem Reiche über den Mont Cenis nach Burgund abschneiden konnte. Aber den Winter hindurch mühte er sich vergeblich ab, und als im Frühjahr, nachdem ein Sturm am 10. April 1175 mißlungen war, ein lombardisches Entsatzheer nahte, hob Friedrich die Belagerung auf und zog dem Feinde entgegen. Durch Christian von Mainz verstärkt, der aus der Romagna herbeieilte, nahm er bei Montebello Stellung. Da machten die Lombarden Friedensanträge, vielleicht nur um Zeit zu gewinnen, vielleicht um durch einen listigen Trug den Kaiser zur Entlassung seines Heeres zu verleiten und dann den Kampf wieder aufzunehmen. Wenigstens verliefen die Dinge thatsächlich so, ohne daß sich eine bestimmte Absicht der Lombarden erweisen ließe.

Die Unterhandlungen bei Montebello führten zu einem Präliminarvertrag, der im Prinzip die Anerkennung der bisher bestrittenen lombardischen Städtefreiheit durch den Kaiser enthalten zu haben scheint, während die Lombarden durch einen feierlichen Akt der Unterwerfung und Waffenniederlegung die Oberhoheit des Kaisers und die nun gesicherte Ordnung als einen Ausfluß der kaiserlichen Machtvollkommenheit anerkannten; auf ihren Wunsch trat der Kaiser auch mit Alexander III. in Unterhandlungen ein. Durch einen Kompromiß, dessen Motive wir leider auf keiner von beiden Seiten kennen, war der vornehmste Zweck des einst zu Cremona geschlossenen Bundes erreicht. Zwei Punkte aber blieben offen. Die Lombarden verlangten die Aufnahme Alessandrias in den Frieden und ferner die vorbehaltlose Anerkennung Alexanders III. als Grundlage des Friedens mit der Kirche: beides lehnte der Kaiser ab. Die Entscheidung sollte nach dem Vertrage von Montebello durch den Spruch der Cremonesen erfolgen. Derselbe fiel in beiden Punkten zu gunsten des Kaisers aus. Alexanders III. Anerkennung sei nicht zu verlangen, so lautete er, im Hinblick wohl auf den Würzburger Eid; aber natürlich dürfe keine Stadt wegen ihrer Parteinahme für Alexander behelligt werden. Alessandria, das doch ganz anders stand als die Städte, die alte, geschichtlich gewordene Rechte seit langen Jahren unter schweren Opfern verteidigten, sollte sich dem Kaiser unterwerfen. Der Kaiser konnte mit diesem Ausgang zufrieden sein, nachdem er einmal die zu Roncalia inaugurierte Politik als undurchführbar



aufgegeben hatte. Dagegen standen die Lombarden, mit Ausnahme Cremonas, seit dem Bruch zwischen Friedrich und Hadrian IV. auf der Seite der Kurie und waren Alexander III. von Anfang an zu Schutz und Trutz verbündet. Durch Annahme des Cremoneser Schiedsspruchs brachen sie demselben die Treue. Zudem war Alessandria, das sich unbezwungen dem Kaiser unterwerfen sollte, dem rechtmäßigen Papst zu Ehren benannt und von ihm eben noch durch die Errichtung eines mit mancherlei Vorrechten begabten Bistums ausgezeichnet. So stellte der Schiedsspruch Cremonas an die Lombarden allerdings bedenkliche Zumutungen, die fast als ehrenrührig erscheinen konnten. Da erklärten sie denn, auf einen solchen Frieden nicht eingehen zu können: der Vertrag wurde hinfällig, und die zu Montebello vollzogene Unterwerfung der Lombarden unter den Kaiser blieb ein Schauspiel ohne jede praktische Konsequenzen, das höchstens die Erbitterung auf beiden Seiten noch steigerte. Der Kaiser befand sich in der peinlichsten Lage. Im Vertrauen auf einen befriedigenden Abschluß hatte er sein Heer entlassen und stand den Städten machtlos gegenüber, die ihr gleichfalls auseinandergegangenes Heer binnen kürzester Frist wieder zusammenbringen konnten. Sofort sandte er daher um schnelle Hilfe nach Deutschland, und bald rüsteten geistliche und weltliche Fürsten, wie Philipp von Heinsberg (1167—91), der Nachfolger Reinalds von Dassel auf dem erzbischöflichen Stuhl von Köln, u. a. zum Zug nach dem Süden im nächsten Frühjahr. Um so überraschender traf ihn die Weigerung Heinrichs des Löwen, dem Aufgebote Folge zu leisten.

Friedrichs Verhältnis zu dem mächtigen Welfen hatte allmählich einen Wandel erfahren, dessen Folgen, in einzelnen Momenten schon früher zu Tage getreten, sich jetzt in ihrer ganzen Schwere offenbarten und der kaiserlichen Politik eine ernste Krisis bereiteten. Im Gegensatz zu Konrad III. hatte Friedrich sein Königtum von Anfang an auf die innigste Allianz mit Heinrich dem Löwen gegründet und diesem während der Kämpfe in Italien im Norden der Alpen eine leitende Stellung eingeräumt, die ihm selbst einen Rückhalt gewährte. So war der Zwiespalt vermieden worden, an dem die ottonische, zum Teil auch die salische Kaiserpolitik gekrankt hatte, indem die Konzentration der Kräfte auf den Süden die deutschen Interessen im Norden und Osten schädigte. Der Vorkampf gegen die Slawen zur Ausbreitung christlicher und deutscher Kultur war von Heinrich kraftvoll und erfolgreich geführt worden, ohne jeden bedeutenderen Nebenbuhler, seit 1170 Albrecht der Bär, sein alter Gegner, gestorben und die Mark unter dessen Söhne geteilt worden war. Heinrichs Werk war die Abhängigkeit Dänemarks vom Reiche, und wenn der junge König Waldemar I. dem Kaiser zu Besançon als Vasall gehuldigt hatte, so war doch der Gewinn davon nicht an Kaiser



Brakteat von Albrechts des Bären Sohn Otto I. Markgraf von Brandenburg (1170—1184). Silber. Umschrift: MARCGRAVE . OTTO. Im Felde der gewappnete Markgraf mit Fahne und Schild. Es ist dies die älteste Münze mit deutscher Aufschrift.

und Reich, sondern an den Sachsenherzog gekommen, der mit Dänemark gemeinsam die Slawen bekriegte und als Waldemar 1168 die Insel Rügen eroberte, die Hälfte des dortigen Tributs erzwang. So war dort der Welfe geradezu an die Stelle des Kaisers, das sächsische Herzogtum an die des Reiches getreten, wie auch die Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin die Regalien aus Heinrichs Hand empfingen.

Diese wahrhaft königliche Machtstellung des Herzogs beeinflußte nun aber auch die inneren Angelegenheiten Sachsens. An der Bekämpfung der Slawen hatte die sächsische Kirche von jeher das größte Interesse: dabei ehemals mit der weltlichen Autorität gleichberechtigt, sah sie sich jetzt in eine dienende Stellung herabgedrückt. Das änderte auch das Verhältnis der den slawischen Bistümern vorgeordneten Metropoliten zu Heinrich: Erzbischof Wichmann von Magdeburg wurde allmählich dessen entschiedener Gegner, zumal der Herzog gerade im östlichen Sachsen konsequent eine nahezu revolutionäre Umgestaltung der Machtverhältnisse erstrebte. Im allgemeinen nämlich gingen die Grafschaften dort noch vom Reiche zu Lehen, waren reichsunmitttelbar und dadurch in wesentlichen Stücken der herzoglichen Autorität entrückt. In Westfalen dagegen war das Herzogtum so weit erstarkt, daß auch die Grafschaften von ihm abhingen. Nun war Heinrich der Löwe seit Jahren bestrebt, die gleiche Änderung auch im östlichen Sachsen herbeizuführen und die Inhaber von Reichslehen dort ebenfalls zu herzoglichen Lehnsleuten herabzudrücken. Das hatte lebhaften Widerstand von seiten des ostsächsischen Adels hervorgerufen: dessen Partei ergriffen die von dem Wachstum der welfischen Macht bedrohten sächsischen Fürsten. Die Übergriffe des Herzogs, dem der Kaiser alles nachsah, steigerten die Erbitterung. An dem Ausgang des entbrannten Kampfes aber hatten auch die außersächsischen Fürsten ein Interesse. So entstand schließlich ein weitverzweigter Fürstenbund gegen die widerrechtliche Erweiterung des sächsischen Herzogtums, an dem nicht bloß Wichmann von Magdeburg, sondern auch Reinald von Köln ratend und helfend Anteil hatten. Während Friedrich 1166 und 1167 auf dem Wege nach Rom, im Rücken durch den Veroneser Bund schwer bedroht war, erfolgte in Deutschland ein leidenschaftlicher Ansturm der weltlichen und geistlichen Widersacher gegen die welfische Macht in Sachsen, dessen Heinrich sich nur mit Mühe erwehrte. Der Kaiser ergriff entschieden die Partei des Herzogs, der ihm ja als die vornehmste weltliche Stütze des Gegenpapsttums unentbehrlich war. Auch als er 1170 als Flüchtling nach Deutschland zurückkehrte, that er den Übergriffen des Herzogs im östlichen Sachsen nicht Einhalt.

Gewiß war die nahezu königliche Macht des Herzogs von Sachsen und Bayern für Friedrich selbst vom höchsten Nutzen, solange sich ihre Interessen in allen wesentlichen Fragen deckten: das änderte sich aber mit der Zeit, und es entstand allmählich ein gewisser Gegensatz zwischen ihnen. Zunächst scheint auch Heinrich der Löwe an der Verbissenheit der kirchlichen Politik Friedrichs Anstoß genommen zu haben: zwar hatte er zu Würzburg mit-

geschworen; aber dieser Eid war längst als ein verhängnisvoller Fehler erkannt. Auch war Heinrich in Verbindungen eingetreten, die ihn nach der entgegengesetzten Seite zogen. Auf Grund des Verlöbnisses, das 1164 Reinald von Dassel zu Rouen abgeschlossen, hatte er 1167 Mathilde, die Tochter Heinrichs II. von England, geheiratet. So wechselvoll seines Schwiegervaters Verhältnis zu Alexander III. durch die wechselnden Phasen des Streites mit Thomas Becket sich gestaltete, so blieb derselbe doch trotz aller gelegentlichen Drohungen ein Anhänger des rechtmäßigen Papstes. Zudem war der Herzog durch diese Ehe der Schwager Wilhelms II. von Sizilien, der der großen Allianz gegen das staufische Kaisertum angehörte. Das alles mag Heinrich des Löwen Verhältnis zum Schisma geändert haben: ging er auch nicht zu Alexander III. über, so hat er sich doch direkter Feindschaft gegen ihn und seine Anhänger enthalten. Als ein charakteristisches Symptom erscheint in diesem Zusammenhange auch die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, die Heinrich 1172 mit stattlichem Gefolge machte. Der glänzende Empfang, der ihm bei dem mit Friedrich I. im Kriege liegenden Kaiser Manuel und von der streng alexandrinisch gesinnten Geistlichkeit der heiligen Stadt, sowie den Ritterorden und namentlich den eifrig päpstlichen Tempelherren zu teil wurde, zeigt zur Genüge, daß man in ihm nicht mehr einen Schismatiker, sondern einen Anhänger des rechtmäßigen Papstes erblickte. Vielleicht ist seine Wallfahrt, unternommen zu einer Zeit, wo in Sachsen ernste Gefahren drohten, geradezu zu deuten als eine Sühne für das Unrecht, das Heinrich durch seine Parteinahme für das Gegenpapsttum begangen zu haben sich bewußt war. Aber noch andere Momente hatten ihn damals dem Kaiser entfremdet. Die Aussicht auf die Nachfolge, die ihm zur Zeit der Blockade von Mailand gewinkt hatte, war dahin, seit Beatrix von Burgund dem Kaiser Söhne geschenkt hatte. Dann hatte Friedrich mit dem durch Heinrichs unzeitige Sparsamkeit verstimmten Herzog Welf VI., nach seines einzigen Sohnes Tod an der römischen Pest dem letzten seines Stammes, einen Vertrag geschlossen, der nach des alten Herrn Ableben den reichen Besitz der süddeutschen Welfen, auf den Heinrich gerechnet hatte, dem staufischen Hause sicherte.

All das erklärt die Entfremdung der früher so eng verbundenen Vettern: aber es erklärt noch nicht, weshalb Heinrich dem durch den Vertragsbruch der Lombarden in die härteste Bedrängnis geratenen Kaiser die schuldige Hilfe verweigerte oder doch von Bedingungen abhängig machte, die Friedrich nicht bewilligen konnte. Bei der Erbitterung seiner ostsächsischen Feinde und in Erinnerung an den Ansturm, den sie unter Mitwirkung der Erzbischöfe von Magdeburg und Köln wiederholt gegen ihn unternommen hatten und dessen er sich nur mühsam erwehrt hatte, hielt Heinrich es offenbar für unmöglich, sich zur Unterstützung des Kaisers aus dem gärenden Lande zu entfernen. Die Schwächung seines Herzogtums hätte auch die gegen die Slawen gewonnenen Erfolge bedroht, denn längst strebte Dänemark nach Lösung aus seiner Abhängigkeit. Was dort im Norden verloren gehen konnte, während

er im Süden gegen die Lombarden focht, erschien dem Welfen als unendlich viel wichtiger und wertvoller als alles, was etwa gegen die Lombarden gewonnen werden konnte. Daß er damit in einen bewußten Gegensatz zu Friedrich getreten, demselben untreu geworden sei, kann nicht behauptet werden, so wenig man die Berechtigung seines Standpunktes wird in Abrede stellen können. Aber eben weil Heinrichs Auffassung der Lage von dem sächsischen Standpunkte aus entschieden zutraf, war ein Ausgleich zwischen diesem und dem des Kaisers nicht möglich. Durch briefliche Verhandlungen kam man sich nicht näher; bei Gelegenheit der Anwesenheit Heinrichs in Bayern fand daher im Frühjahr 1176 eine persönliche Begegnung beider statt, vermutlich in Chiavenna, an der Grenze Italiens und Schwabens. Was dort geschehen, entzieht sich naturgemäß unserer Kenntnis: daß Friedrich, als er des Herzogs Weigerung nicht überwinden konnte, endlich fußfällig Hilfe erfleht, einer von dessen Leuten aber dem Herzog daraus die einstige Erwerbung der Königskrone verkündet haben soll, ist historisch unerwiesen und sagenhafte Ausschmückung späterer Zeit. In sich wahrscheinlich dagegen ist die Angabe, Heinrich habe die Gewährung der Hilfe abhängig gemacht von der Überlassung der wichtigen Reichsstadt Goslar am Oberharz Diese, der Schlüssel jener Gegend, war schon in den bisherigen Kämpfen Heinrichs mit seinen Widersachern mehrfach heiß umstritten. Abgesehen von dem reichen Ertrag der dortigen Silbergruben hätte ihr Besitz Heinrichs Stellung beträchtlich gestärkt. Friedrich schien der geforderte Preis zu hoch, und man trennte sich unverrichteter Sache. Daß die beiden Fürsten darum aber noch nicht als Feinde auseinander gingen, die demnächst strenge Abrechnung halten würden, lehrt der spätere Verlauf der Dinge.

Jedenfalls war Friedrich ohne Hilfe aus Sachsen und Bayern, als im Frühjahr 1176 der Kampf mit den Lombarden von neuem begann, von denen Cremona sich nun freilich losgesagt hatte. Während Christian von Mainz in Apulien glücklich focht, zog Friedrich von Pavia nach Como hinauf, um die deutschen Hilfstruppen unter Philipp von Köln, Wichmann von Magdeburg u. a. m. an sich zu ziehen. Als er sich dann gegen Mailand wandte, wo das Kontingent von Pavia zu ihm stoßen sollte, verlegten ihm die Mailänder mit 12000 Mann den Weg. So kam es am 29. Mai 1176 bei Legnano zur Schlacht: anfangs siegreich, wurden die Kaiserlichen, nur 4000 Mann stark, als sie schon bis zu dem Mailänder Fahnenwagen vorgedrungen waren, aufgehalten und geworfen. Die feindliche Übermacht, die während des Kampfes herbeiströmender Zuzug aus den Bundesstädten fortdauernd vermehrte, faßte die erschütterten Deutschen in Flanke und Rücken, ein furchtbares Handgemenge entstand, der Kaiser selbst kam zu Fall: da suchte jeder sein Heil in der Flucht, auf der viele noch im Ticino ihren Tod fanden; nur ein dürftiger Rest erreichte Pavia. Der Kaiser selbst, den man bereits gefallen glaubte, kam, glücklich gerettet, in der folgenden Nacht ebenfalls dort an.

Gewiß war die kaiserliche Sache durch die Niederlage von Legnano schwer getroffen; verloren aber war sie nicht. Auch Friedrich war von einer solchen

Auffassung weit entfernt: nicht Friede, sondern neue Rüstung und Fortsetzung des Kampfes war sein einziger Gedanke; auch jetzt noch hielt er sich für stark genug, mit den Lombarden und dem Papste zugleich zum Ziele zu kommen. Anders dachte der deutsche Episkopat. Die unheilvollen Wirkungen des Schismas lasteten zu schwer auf ihren Kirchenprovinzen, als daß diese Männer nicht hätten wünschen sollen, den aussichtslosen Kampf mit dem rechtmäßigen Papst beendet zu sehen. Diesen zugleich mit dem Krieg gegen die Lombarden fortzusetzen erklärten jetzt die thatkräftigsten und treuesten Vorkämpfer Friedrichs für unmöglich. Wenn aber ein Philipp von Köln, ein Wichmann von Magdeburg, ein Christian von Mainz so urteilte, wer hätte dann mit Friedrich noch weiter zu gehen geneigt oder fähig sein sollen? Waren es persönliche, politische oder kirchliche Motive, die bei ihnen den Ausschlag gaben? Wirkten, wie es wahrscheinlich ist, die einen wie die anderen bei den einzelnen in verschiedener Weise zusammen? In ihnen versagte sich jedenfalls die deutsche Kirche dem Kaiser genau so, wie sich ihm wenige Monate früher Heinrich der Löwe versagt hatte. Diese Männer sahen die Stellung des geistlichen Fürstentums schwer bedroht durch die wachsende Übermacht des Laienfürstentums; gegen dieses bedurften sie eines starken Rückhaltes, wie ihn nur die allgemeine Kirche gewähren konnte, der sie durch das Schisma entfremdet waren. Der Kaiser beugte sich der Notwendigkeit oder gab sich doch den Anschein, als ob er das thue: denn in Wahrheit wollte er damit nur Zeit gewinnen. Doch trat damit eine eigentümliche Verschiebung der Lage ein: wie der Kaiser zu Montebello das bisher verfochtene Programm den Lombarden gegenüber plötzlich hatte fallen lassen, um den Kampf gegen die Hierarchie fortführen zu können, so sprang er jetzt nach der entgegengesetzten Seite um, war zum Frieden mit der Hierarchie bereit, um die siegreichen Lombarden niederwerfen zu können.

Im Oktober 1176 gingen Wichmann von Magdeburg, der hinfort eine besonders hervorragende Rolle spielte, Christian von Mainz, der sich bisher namentlich auf militärischem Gebiete verdient gemacht hatte, und Konrad von Worms zu Alexander III. nach Anagni. Einen Separatfrieden aber lehnte dieser ab: nur zugleich mit seinen Verbündeten, den Lombarden, dem König von Sizilien und dem griechischen Kaiser könne er abschließen. Dennoch unterhandelte man über die Begleichung der kirchlichen Streitpunkte, die ja jedenfalls einen Teil des allgemeinen Friedens ausmachen mußten. Man einigte sich; wie — ist uns nicht bekannt, doch scheint das damals Vereinbarte nachmals im wesentlichen unverändert in den definitiven Frieden aufgenommen zu sein. Außerdem wurde verabredet, daß in Venedig oder Ravenna eine Konferenz gehalten werden sollte. Damit waren die Lombarden wenig einverstanden: sie trauten weder dem Papste noch dem Kaiser recht und erhoben deshalb Schwierigkeiten wegen des Kongreßortes. Erst im April 1177 wurde auf einer Zusammenkunft der Bevollmächtigten zu Ferrara Venedig als solcher gewählt, wohin Alexander III. sich bereits begeben hatte, während der Kaiser,

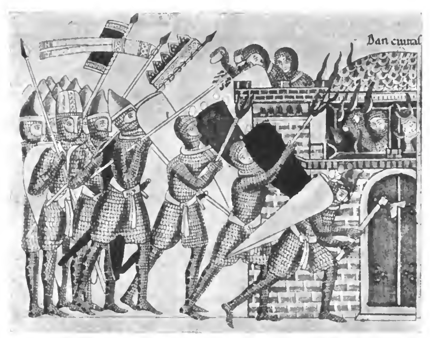
um in der Nähe zu sein, nach Ravenna ging, dann seinen Sitz nach dem noch bequemer gelegenen Chioggia verlegte. Kaiser und Papst waren seit Anagni in allen wesentlichen Punkten einig, ausgenommen die Frage nach dem mathildischen Gut, das Friedrich zunächst auf fünfzehn Jahre überlassen haben wollte, um dann des Reiches Recht darauf zu erweisen. Die Hauptschwierigkeit lag in dem Frieden mit den Lombarden, die gemäß dem Abkommen von Montebello und dem Cremoneser Schiedsspruch dem Reiche an Rechten nur das einräumen wollten, was es zur Zeit Heinrichs V. besessen hatte. Das lehnte Friedrich als ungenügend ab. Endlich kam man dahin überein, diese Sache vorläufig unentschieden zu lassen, indem mit den Lombarden statt des von Alexander III. geforderten Friedens zunächst nur ein Waffenstillstand auf sechs Jahre geschlossen werden sollte; auch mit Sizilien begnügte man sich mit einem solchen auf fünfzehn Jahre. Nur widerstrebend ging der Kaiser darauf ein. Seine Haltung während des venetianischen Kongresses ist von Zweideutigkeit nicht frei: bis zum letzten Augenblick suchte er die Gegner zu teilen und durch den Abschluß mit der Kurie allein die Möglichkeit zur weiteren Bekämpfung der Lombarden zu erlangen. Das energische Auftreten der deutschen Kirchenfürsten durchkreuzte diese Pläne. Am 21. Juli endlich erklärte Friedrich die Annahme der getroffenen Abmachungen. Drei Tage später hielt er, vom Bann gelöst, feierlich empfangen seinen Einzug in die Lagunenstadt, wo er inmitten eines zahlreichen und glänzenden Kreises von geistlichen und weltlichen Fürsten mit dem nahezu zwanzig Jahre bekämpften Papste in freundschaftlicher Weise verkehrte. An dem Frieden aber, der ein mühsam zu stande gebrachter Kompromiß war, hatten die Eiferer auf beiden Seiten viel auszusetzen. Die Gemäßigten konnten wohl mit der Art zufrieden sein, wie man, in Anlehnung an die Unterscheidungen des Wormser Konkordates, die streitigen Gebiete vorläufig zu trennen und damit ein friedliches Nebeneinander zu ermöglichen gesucht hatte. Mit Ausnahme des einen Bischofs Gero von Halberstadt wurden die schismatischen Bischöfe in Deutschland sämtlich bestätigt, das Schicksal der italienischen blieb der Entscheidung Alexanders III. anheimgegeben; der Streit über die mathildischen Güter wurde einem künftigen Schiedsspruch vorbehalten.

So fand der große kirchlich-politische Kampf endlich seinen Abschluß: es war aber auch diesmal doch nur eine Waffenruhe, kein dauerhafter Friede, was man erreichte. Die Vereinbarung mit den Lombarden, welche diesen ihre Freiheiten einstweilen ließ, wollte auch gar nicht mehr sein: nach sechs Jahren sollte der Kampf dort von neuem entbrennen. Im Hinblick darauf galt es für Friedrich, die erschütterten Grundlagen des staufischen Königtums neu zu befestigen. Dieses hatte vornehmlich auf dem durch bedenkliche Zugeständnisse gewonnenen Laienfürstentum beruht, das auf Kosten des geistlichen Fürstentums übermächtig angewachsen war, begünstigt durch des letzteren Lähmung infolge der Kirchenspaltung; nach deren endlicher Beseitigung wollte der Episkopat das Laienfürstentum nun in seine Schranken zurückweisen.

Es wandte sich damit besonders gegen den Herzog von Sachsen und Bayern, der sich durch seine Übergriffe im östlichen Sachsen auch die Laienfürsten und den Laienadel bitter verfeindet hatte. Noch vor des Kaisers Rückkehr entbrannte der Kampf dort von neuem. Gero von Halberstadt, der allein von allen schismatischen Bischöfen zu Venedig preisgegeben war, wurde durch den eifrigen Ulrich ersetzt, den einst Heinrich der Löwe mit verjagt hatte. Sofort geriet er mit dem Herzog in einen Lehnsstreit und sprach den Bann gegen denselben aus. Der Kampf erneute sich; wiederum nahm Philipp von Köln Partei gegen den Herzog: da gebot der heimkehrende Kaiser Stillstand, nahm aber nicht gegen den Welfen Partei. Vielmehr hat der Gedanke an eine Zertrümmerung der welfischen Macht ihm damals ganz fern gelegen; auch die Verweigerung der Hilfe gegen die Lombarden muß ihm danach nicht besonders strafwürdig erschienen sein. Als der Kaiser dann im Oktober 1178 in Speier weilte, erschien der Herzog, um über seine Angreifer Klage zu erheben. Auf dem zur Verhandlung angesetzten Tage zu Worms aber, im Januar 1179, blieb er aus: um so heftigere Anschuldigungen erhoben dort seine Gegner wider ihn. Das wiederholte sich Ende Juni auf einem neuen Tage zu Magdeburg. Dort trat sogar Markgraf Dietrich von Landsberg mit der Behauptung auf, der Herzog habe die Slawen zum Angriff auf das Magdeburger Gebiet veranlaßt, und wollte das im Zweikampf erweisen. Friedrich suchte zu vermitteln. In Haldensleben hatte er mit Heinrich eine Zusammenkunft: er erbot sich gegen Zahlung von 5000 Mark Silber ihm einen Vergleich mit den Fürsten auszuwirken. Der Herzog lehnte auch das ab. So mußte das durch die erhobenen Klagen geforderte reichsrechtliche Verfahren gegen ihn weitergeführt werden. Aber auf einem Tage zu Kayna in Sachsen hinderte Heinrich die Verhandlung durch den Einwand, daß er als geborener Schwabe nur in Schwaben selbst abgeurteilt werden könne. Die Sache wurde auf den Januar 1180 nach Würzburg vertagt.

Inzwischen tobte in Sachsen bereits wilde Fehde. Im Kampfe gegen Bischof Ulrich nahmen Heinrichs Mannen den 29. September Halberstadt und brannten es zum Teil nieder; Ulrich selbst wurde als Gefangener fortgeführt. Ein Angriff seiner Gegner auf das feste Haldensleben wurde abgeschlagen; Heinrich selbst suchte das Magdeburgische Gebiet schwer heim, während durch ihn aufgereizt die Slawen sich wieder regten und namentlich die Circipanen und Abodriten die Grenzstriche heimsuchten. Das machte dem Kaiser, offenbar gegen Wunsch und Willen, jede Vermittelung unmöglich und nötigte ihn, dem Andringen der Fürsten nachgebend, Strenge walten zu lassen. Als daher Heinrich auch den Würzburger Reichstag im Januar 1180 nicht wahrnahm, wurde die Reichsacht und der Verlust seiner Reichslehen über ihn verhängt, und zwar nicht wegen der Verweigerung der Hilfe gegen die Lombarden, auch nicht um des Unrechtes willen, das er sonst gethan hatte oder gethan haben sollte, sondern weil er sich durch die hartnäckige Mißachtung der an ihn ergangenen Ladungen des Majestätsverbrechens, des Hochverrates schuldig gemacht

hatte: weniger durch den Kaiser als durch die Reichsfürsten, namentlich die des östlichen Sachsen, wurde der verblendete Trotz des Herzogs geschickt zur Zertrümmerung seiner Übermacht benutzt. Auf einem Reichstage in der Gelnhausener Pfalz, am 13. April 1180, teilte man das Herzogtum Sachsen, oder, wie man bezeichnender Weise sagte, Engern und Westfalen so, daß die herzogliche Gewalt in den Sprengeln von Köln und Paderborn, d. i. Westfalen,



Rüstung und Bewaffnung im 12. Jahrh.: Erstürmung des Thorturmes einer Burg.
Aus dem „Lustgarten" (Hortus deliciarum) der Äbtissin Herrad von Landsberg, um 1160—70.
(Nach Engelhardts Ausgabe.)

dem Erzbischof von Köln, in dem Lande zwischen Weser und Elbe an Albrechts des Bären Sohn Bernhard gegeben wurde unter gleichzeitiger Sicherung der Reichsunmittelbarkeit der dortigen Bischöfe und Grafen, die Heinrich zu herzoglichen Vasallen hatte herabdrücken wollen. Mit den Waffen in der Hand versuchte Heinrich seine Stellung zu behaupten, aber trotz einzelner Vorteile war er der Übermacht nicht gewachsen. Sein Werben um Hilfe in England und in Dänemark blieb erfolglos, und nachdem im Juni 1180 zu Regensburg Bayern an Pfalzgraf Otto von Wittelsbach gegeben war, konnte Friedrich die Reichsheerfahrt gegen den Rebellen ansagen, indem er dessen Anhängern

eine Frist zur Lossagung von dem Geächteten stellte, welche die meisten pünktlich einhielten. Dann erschien 1181 der Kaiser mit dem Reichsheer, dem namentlich die geistlichen Fürsten zuströmten, in Sachsen, ließ Braunschweig blockieren, zog, ohne Widerstand zu finden, über die Elbe und nötigte, unterstützt von Waldemar von Dänemark, der des Welfen lästige Hoheit los zu werden froh war, nach kurzer Belagerung Lübeck zur Übergabe, das aber durch die Erhebung zur freien Reichsstadt in seiner Bedeutung als Hauptthandelsplatz der Ostseelande erhalten blieb. Heinrich der Löwe zog sich nach dem festen Stade zurück: indem er von da aus den Kaiser um sicheres Geleit bat, erklärte er seine Unterwerfung. Der Schlußakt erfolgte im November 1181 auf einem Reichstage zu Erfurt, wo Heinrich — zu spät — vor dem Kaiser kniete. Das gegen ihn gefällte Urteil blieb in Kraft, doch ließ Friedrich auch jetzt noch möglichste Milde walten, indem er dem Welfen von seinem eigentlich ebenfalls verwirkten Eigen Braunschweig und Lüneburg ließ. Im übrigen wurde die neue Ordnung bestätigt: die von Heinrich verdrängt gewesenen wurden in Besitz und Rechten restituiert; ein Landfriede sollte dem seit Jahren von Fehden zerrissenen Lande endlich Ruhe schaffen. Eine Hauptgefahr für diese sah man in des ehemaligen Herzogs Verbleiben im Laude: eidlich mußte er geloben, Sachsen so lange zu meiden, bis der Kaiser ihm die Heimkehr gestatten würde. Mit den Seinen zog er in die Verbannung zu seinem Schwiegervater, Heinrich II. von England, trotz scheinbarer Ergebung in sein selbstverschuldetes Schicksal doch nur von dem einen Gedanken erfüllt, sich für die ihm zugefügte Demütigung zu rächen und die verlorene Macht wiederzugewinnen.

Mit der Zertrümmerung der welfischen Macht sah sich auch das Königtum Friedrichs ganz neuen Verhältnissen gegenüber. Gewinn hatte er dabei sicherlich nicht gemacht: was er einst, um die welfische Macht herzustellen, anderen Reichsfürsten, namentlich dem neuen Herzog von Österreich, auf Kosten seiner königlichen Rechte gewährt hatte, verblieb jenen; was Heinrich durch die Erweiterung der herzoglichen Befugnisse auf Kosten anderer Reichsstände gewonnen hatte, kam an diese zurück: weder hier noch dort wurde das Königtum der Erbe der welfischen Macht. Den Hauptanteil an der Beute trug der Kölner Erzbischof davon, durch ihn überhaupt die deutsche Kirche: an weltlichen Machtmitteln bereichert und durch den Wiedereintritt in die allgemeine Kirche gekräftigt erhielt sie dem Königtum gegenüber eine unabhängigere Stellung, als sie jemals gehabt, und beanspruchte hinfort mit demselben Maße gemessen zu werden wie das Laienfürstentum. Verhängnisvoll aber wurde die Zerschlagung Sachsens für Deutschlands Stellung zu den Slawen. Bei der Ohnmacht Herzog Bernhards und den vielfachen Fehden zwischen ihm und den in ihrer Unabhängigkeit bestätigten kleinen Dynasten kam mit dem Eroberungskrieg die große Kulturarbeit der Christianisierung und Germanisierung der Slawen bald in Stillstand. Dänemark unter Waldemars I. Nachfolger Knud VI., des gestürzten Welfen Schwiegersohn,



Ruinen der Kaiserpfalz zu Gelnhausen. (Nach Photographie.)

der die Witwe des jugendlichen Schwabenherzogs heimgeführt hatte, gewann dort die leitende Stellung.

Günstiger entwickelten sich die Verhältnisse für Friedrich in Italien. Alexander III., der auf einem glänzenden Laterankonzil 1179 die Neuordnung der durch das Schisma arg verwirrten Kirche beendet hatte, starb 1181. Sein Nachfolger, der milde und versöhnliche Lucius III. (1181 — 85) mußte vor einem Aufruhr aus Rom weichen. Das benutzte Friedrich, um die zu Venedig offen gebliebene Frage des mathildischen Gutes nach seinem Wunsche zu erledigen. Im Sommer 1182 ließ er durch Erzbischof Konrad von Mainz (1183 — 1200), der als Nachfolger Christians auf den früher geräumten Metropolitansitz zurückgekehrt war, dem Papste einen Vergleich über alle zwischen Kaiser und Reich in Italien streitigen Besitzungen vorschlagen. Gegen den Verzicht auf alle Ansprüche sollte von den gesamten Reichseinnahmen in Italien der zehnte Teil dem Papst, der neunte den Kardinälen zufallen. Die Kurie lehnte ab. Vielleicht dachte sie, bei dem nahen Ablauf des zu Venedig zwischen dem Kaiser und den Lombarden geschlossenen Stillstands günstigere Bedingungen zu erlangen, da dem Kaiser bei der Möglichkeit eines neuen Kampfes mit den Städten die Freundschaft der Kirche besonders wertvoll sein mußte. Nun hatte sich aber die Lage der Lombarden ungünstig gestaltet. Ihr Bund war zusammengeschmolzen, da viele Städte es vorzogen, sich durch einen Sonderfrieden mit dem Kaiser zu sichern; bei einer Erneuerung des Kampfes auf sich selbst angewiesen, wünschten auch die übrigen eine rechtzeitige Verständigung mit dem Kaiser. Bei den so angeknüpften Verhandlungen ging man auf den Vertrag von Montebello und den Cremoneser Schiedsspruch zurück. Auch so standen sich beide Teile noch fern genug, als, vermutlich im Februar und März 1183, die Bevollmächtigten in Nürnberg zusammentraten. Die Hauptschwierigkeit machte wiederum die Frage nach der Stellung Alessandrias: die Lombarden wollten die Stadt allen anderen gleichgestellt sehen, Friedrich bestand auf ihrer Unterwerfung. Endlich fand sich eine Lösung: am 14. März 1183 unterwarf sich Alessandria, unter Zustimmung des Bundes, auf eigene Hand Friedrich auf Gnade und Ungnade, that also in der Form allen Ansprüchen der kaiserlichen Ehre genug, um alsbald als Cäsarea zu Gnaden angenommen und mit einem freiheitlichen Stadtrecht bewidmet zu werden. Nun verständigte man sich schnell in allen übrigen Punkten: die Konsularverfassung blieb, wurde aber als ein Ausfluß der kaiserlichen Autorität dargestellt, indem die Konsuln hinfort alle fünf Jahre vor dem Kaiser oder seinem Stellvertreter in Italien erscheinen sollten, um die Investitur zu empfangen. Die gegen die Städte erlassenen Strafmandate wurden kassiert; die streitigen Regalien sollten durch ein Schiedsgericht geregelt werden. Auf diese Bedingungen erfolgte Ende April zu Piacenza der feierliche Abschluß; gleichzeitig wurde ein Protokoll unterzeichnet, wonach die Lombarden sich verpflichteten, dem Kaiser 15 000 Mark Silber in Jahresraten zu zahlen. Lombardische Gesandte gingen dann nach Deutschland, wo am

29. Juni 1183 zu Konstanz der Friede durch den Kaiser, König Heinrich VI. und die Fürsten beschworen wurde.

Den zu Roncalia vertretenen Standpunkt, für den er einen nahezu zwanzigjährigen Krieg geführt, hatte der Kaiser mit diesem Konstanzer Frieden vollkommen aufgegeben. Angesichts der günstigen Wirkungen dieses verspäteten Wandels auf seine gesamte Machtstellung liegt fast die Frage nahe, wie ganz anders sich sein Kampf mit der Hierarchie gestaltet haben würde, wenn er



Fürstliche Festtafel um die Wende des 12. Jahrh., mit Unterhaltung durch Spielleute, Tänzerinnen u. Gaukler. Wandmalerei im Dom zu Braunschweig, daselbst als biblisches Motiv den Tanz der Herodias darstellend.

sich früher, etwa gleich 1158, entschlossen hätte, den geschichtlich gewordenen Verhältnissen in der Lombardei Rechnung zu tragen, die Konsularverfassung anzuerkennen und sich mit der allgemeinen Überordnung des Kaisertums zu begnügen, mit der er sich jetzt abfinden ließ. Denn in Frieden und Freundschaft mit den Lombarden nahm er in Italien eine so gebietende Stellung ein, daß auch die römische Kurie sich ihm wohl oder übel beugen mußte. Unerledigt war mit dieser noch die Frage des mathildischen Guts. Der Kaiser erneute jetzt seinen Vorschlag zu finanzieller Schadloshaltung des Papstes und der Kardinäle; andernfalls wollte man jeden einzelnen Streitpunkt durch den

schiedsrichterlichen Spruch Sachkundiger zum Austrag bringen lassen. Das Nähere wollte Friedrich im Herbst 1184 in Verona persönlich mit Lucius III. vereinbaren. Ehe er dorthin aufbrach, hielt er in der Rheinebene bei Mainz in einem großen, prächtig hergerichteten Lager unter Teilnahme der geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches und vieler Tausende von Edelleuten und Ministerialen jenes von allen Zeitgenossen viel bewunderte und noch lange danach vielbesungene Pfingstfest, das aus Anlaß der Schwertleite Friedrichs von Schwaben und König Heinrichs die glänzende Machtfülle des staufischen König- und Kaisertums dem jubelnden Volke so beglückend zum Bewußtsein brachte. Dem gegenüber erschien die Spannung ungefährlich, die zwischen Friedrich und dem ehrgeizigen Philipp von Köln herrschte, und selbst ein Wahlstreit im Erzbistum Trier, wo Rudolf von Wied von dem Kaiser, sein Gegner



Schwertleite. Der Fürst gürtet dem Jüngling das Schwert um, Knappen legen ihm die Sporen an; Brünne, Schild und Speer werden bereit gehalten. Aus einer Hdschr. d. 13. Jahrh. London, brit. Mus. (Nach Cutts.

Folmar vom Papst unterstützt wurde, schien bei dem guten Verhältnis zur Kurie unbesorglich, zumal im Oktober 1184, wo die im geheimen eingeleitete Verlobung König Heinrichs, der seit dem Mainzer Tage als Mitregent neben dem Vater stand, mit der künftigen Erbin des normännischen Reiches, Konstanze, zum Abschluß kam, welche den mit den Lombarden befreundeten Kaiser eigentlich zum Herrn Italiens machte. Aber eben dieser Triumph der kaiserlichen Politik steigerte sofort die Spannung mit der Kirche. Als Friedrich I. und Lucius III. im November 1184 in Verona zusammentrafen, einigten sie sich über Nebendinge leicht: auf die vom Papst unterstützte Fürbitte des Königs von England wurde Heinrich dem Löwen die Rückkehr aus der Verbannung gestattet; Maßregeln gegen die Ketzer und zur Vorbereitung eines neuen Kreuzzuges wurden vereinbart; über das mathildische Gut jedoch verständigte man sich nicht. Vornehmlich aber sah der Kaiser nun den Wunsch unerfüllt, dessen Gewährung Lucius III. ihm früher zugesagt

hatte, nämlich König Heinrich zum Kaiser zu krönen. Dem Zuge der staufischen Politik entsprach Friedrichs Wunsch, wie es Karl der Große, Ludwig der Fromme und Otto der Große gethan, bei seinen eigenen Lebzeiten den Nachfolger mit der kaiserlichen Krone schmücken zu lassen und dadurch die wiederauflebende Idee des Erbkaisertums zum Ausdruck zu bringen. Die ihm von dem Papste bereitete Enttäuschung besserte natürlich sein Verhältnis zur Kurie nicht, aber in der Hoffnung, Lucius III. umzustimmen, blieb er seiner versöhnlichen Haltung treu, hinderte des heißblütigen Sohnes Gewaltthaten gegen den Kirchenstaat, schloß aber doch ein Schutz- und Trutzbündnis mit Mailand, das, in völliger Verschiebung der Parteiverhältnisse, nun an die Stelle des mit dem Kaiser verfeindeten Cremona trat, und knüpfte selbst mit der Stadt Rom Beziehungen an. Doch kam er keinen Schritt weiter: im November 1185 starb Lucius III., und mit seinem Nachfolger Urban III., dem bisherigen Erzbischof Hubert von Mailand, erhielt die entschieden kaiserfeindliche Partei wieder die Leitung der Kirche. Dieser griff sofort all die prinzipiellen Streitpunkte wieder auf, die man in dem Wunsche nach Erhaltung des Friedens bisher geflissentlich umgangen und in denen die Kurie gegenüber der vom Kaiser beliebten Praxis vorläufig Duldung geübt hatte. So bestritt Urban III. dem Kaiser das Regalienrecht, nach dem während der Vakanz eines Bistums die Einkünfte dem Kaiser zustehen sollten, und das Spolienrecht, wonach der bewegliche Nachlaß von Bischöfen dem Kaiser zufiel, Fragen, in denen schwer lösbare Konflikte des Lehnrechts mit dem Kirchenrechte vorlagen. Anderseits sah es Friedrich als eine rechtswidrige Verletzung alten Brauches an, daß Urban III. als Papst sein Mailänder Erzbistum beibehielt. So gab er jetzt die versöhnliche Politik des Zuwartens auf, um entschlossen zu handeln. Als Ende Januar 1186 in Mailand — auf ausdrücklichen Wunsch der Bürgerschaft — die Vermählung König Heinrichs mit Konstanze von Sizilien festlich begangen wurde, ließ er drei bedeutungsvolle Krönungsakte vollziehen: er selbst empfing aus der Hand des Erzbischofs von Vienne nochmals die burgundische Krone, Konstanze wurde zur deutschen Königin, Heinrich vom Patriarchen von Aquileja zum König von Italien gekrönt. Es war der Ersatz für die nun nicht mehr erreichbare Kaiserkrönung des Nachfolgers, der sich demgemäß hinfort auch mit dem Titel eines Cäsar bezeichnete. Das bedeutete den offenen Bruch mit der Kurie.



Siegel von Konstanze von Sizilien.

Die Kaiserin auf einem Throne mit gebogener, vorn in Kugeln endigender Lehne. Auf dem Haupte die hohe dreizinlige Krone. In der Rechten ein langes Lilienscepter. Das einfache Gewand wird von einem mit Perlen besetzten Gürtel, dessen Enden bis auf den Boden herabfallen, umschlossen. (Nach Heffner.)

Urban III. blieb die Antwort nicht schuldig, und noch einmal entbrannte ein heftiger kirchlich-politischer Kampf, der bald über die Grenzen des Reiches hinausgreifend eine allgemeine, europäische Verwickelung herbeizuführen drohte. Der Papst weihete zunächst gegen seine frühere ausdrückliche Zusage den vom Kaiser verworfenen Folmar zum Erzbischof von Trier und verbündete sich mit Cremona. Gegen dieses zog Friedrich zu Felde, während Heinrich VI. im Kirchenstaat sengte und brannte. In Deutschland war Philipp von Köln im päpstlichen Interesse thätig; aber die überwältigende Mehrheit des deutschen Episkopats trat auch jetzt für die Rechte des Reiches ein und wies die päpstlichen Zumutungen mit freimütigen Worten zurück. Jetzt glaubte auch Heinrich der Löwe, daß seine Zeit gekommen: er trat mit seinem alten Gegner, dem Kölner Erzbischof, in Verbindung; dieser fand in Frankreich einen Rückhalt, wo auf den schwächlichen Ludwig VII. der thatkräftige und hochstrebende Philipp II. August gefolgt war; im Norden gewann er des Welfen Schwiegersohn Knud VI. von Dänemark und trotz seiner Verwandtschaft mit dem Kaiser den ihm verschwägerten Landgrafen Ludwig II. von Thüringen, sowie Adolf III. von Schauenburg, den Grafen von Holstein. Der Anschluß Heinrichs II. von England sollte die große Koalition gegen das staufische Haus vollenden: er erfolgte auch, hatte aber den Abfall des mit England bitter verfeindeten Königs von Frankreich zur Folge, der sich nun mit dem Kaiser verständigte. Zwischen England und Frankreich brach zudem über die Grafschaft Namur ein Erbstreit aus; dabei Philipp II. August zu Hilfe zu ziehen wurde der Kaiser von dem Kölner Erzbischof gehindert, der ihm den Durchzug durch sein Gebiet wehrte. Das war ein Akt offener Rebellion des mächtigsten von den geistlichen Reichsfürsten, der nicht ungeahndet bleiben durfte. Aber der an ihn ergangenen Vorladung leistete Philipp von Heinsberg nicht Folge und rüstete zu gewaffnetem Widerstand: doch kam weder von England, noch von Dänemark, noch endlich von den deutschen Bündnern die gehoffte Hilfe. Um so sicherer rechnete der Erzbischof auf energisches Einschreiten der Kurie zu seinen Gunsten. Auch war Urban III., obgleich von König Heinrich VI. bedrängt und von einem Teil des Kardinalkollegiums mit Friedensmahnungen bestürmt, bereits entschlossen, den Kaiser zu bannen, als er im Oktober 1187 zu Ferrara starb.

Sofort trat eine friedliche Wendung ein: denn Urban III. folgte der bisherige Kanzler Albert als Gregor VIII., ein Mann von mildem und versöhnlichem Geist, der ehrlich eine Verständigung mit dem Kaiser suchte. Nur Philipp von Köln beharrte in seiner trotzigen Haltung, als die Kunde von der Katastrophe, die auf dem Felde von Hittin die Christen des heiligen Landes getroffen hatte und den völligen Verlust des Königtums Jerusalem erwarten ließ, aller Sinn nach dem Osten lenkte und die abendländische Christenheit mahnte, ihre Uneinigkeit abzustellen und sich wetteifernd dem neuen Ansturm des Islam entgegenzuwerfen. So trat der Gedanke an einen neuen Kreuzzug in den Brennpunkt aller Interessen. Mit besonderem Eifer nahm

ihn Gregor VIII. selbst auf, und sein vorzeitiger Tod änderte daran nichts, da sein Nachfolger Clemens III. das Begonnene weiterzuführen eilte. Dieser unwiderstehlichen Bewegung mußte auch Philipp von Köln sich beugen: auf einem glänzenden Reichstag zu Mainz im März 1188, der im Munde des begeisterten Volkes bald als der „Reichstag Christi" bezeichnet wurde, weil dort die Teilnahme des Kaisers und der deutschen Fürsten an dem Unternehmen zur Rettung des heiligen Landes jubelnd beschlossen wurde, unterwarf er sich und erhielt Verzeihung. Auch die Trierer Sache wurde durch Clemens' III. versöhnliches Entgegenkommen gütlich erledigt; ja der Papst lud Heinrich VI. ein zum Empfang der Kaiserkrone möglichst bald nach Rom zu kommen. Alles, was er gewünscht, sah Friedrich erreicht: ein allgemeiner Friede herrschte im Reiche. Nur Heinrich dem Löwen traute er nach den letzten Erfahrungen nicht und mochte ihn nicht im Reiche zurücklassen: entweder sollte er auf des Kaisers Kosten in dessen Gefolge den Kreuzzug mitmachen oder so lange das Reich meiden und von neuem in die Verbannung gehen. Daß Heinrich letzteres wählte, ließ erkennen, wie wenig er auf eine Restauration verzichtet hatte.

Während nun das Reich von kriegerischen Vorbereitungen erfüllt war und jeder sich beeiferte, an dem von dem Kaiser zum Aufbruch bestimmten Zeitpunkte wohlgerüstet auf dem Sammelplatze zu erscheinen, damit ein mit allem Nötigen versehenes, kriegstüchtiges und von keinem unnützen Troß belastetes Heer mit der Gewähr des Sieges nach dem Osten aufbrechen könnte, bestellte Friedrich vorsorglich sein Haus. Auf einem Tage in Hagenau im Elsaß wurde im Mai 1189 der zu Mainz eingeleitete Frieden mit der Kurie feierlich zum Abschluß gebracht; im Juni hielt der Kaiser inmitten des sich sammelnden Heeres der deutschen Kreuzfahrer in Regensburg nochmals feierlich Hof. Dort vollzog er auch die Erbteilung unter seine Söhne: der erstgeborene Friedrich bekam das Herzogtum Schwaben, die Erbschaft Welfs VI. und die gräflich Pfullendorfschen Güter, der zweite, der damals vierundzwanzigjährige König Heinrich VI. wurde zum Regenten bestellt, Konrad erhielt das Rotenburger Erbe und Otto Burgund; der jüngste, Philipp, war als Dompropst zu Aachen der geistlichen Laufbahn bestimmt. Am 11. Mai 1189 brach Friedrich nach dem Osten auf, der gefeierte Herrscher eines in sich befriedeten und geeinigten Reiches, an der Spitze der Blüte deutscher Wehrkraft, der ehrwürdige Führer der gesamten Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes.

Er sollte den heimatlichen Boden nicht wieder betreten.

Zweites Kapitel.

Kaiser Heinrich VI. (1190—97), Papst Innocenz III. (1198—1216) und der deutsche Thronstreit.

1190—1216.

Innerlich beruhigt und gekräftigt und nach außen im Besitz einer Macht, die es zur Leitung des gesamten christlichen Abendlandes berechtigte und befähigte wie kaum je zuvor, ließ Kaiser Friedrich I. das Reich zurück, als er, zum Heerführer der abendländischen Christenheit in dem Entscheidungskampf mit dem Islam berufen, den Zug nach dem Osten antrat. Aber das Wesen des Reiches war doch einigermaßen gewandelt. Um das Gleichgewicht zwischen den universalen und den nationalen Tendenzen, in dem seine Erfolge beruhten, zu erhalten, hatte Friedrich den Fürsten eine Freiheit der Bewegung und damit eine politische Selbständigkeit gewährt, welche den Zusammenhang des Reiches gefährdete und für die Zukunft seine Umwandlung in einen Fürstenbund anbahnte. Aber wie einst beim Übergang der Regierung von Heinrich I. auf Otto den Großen und von diesem auf Otto II. und von Konrad II. auf Heinrich III., so erfolgte auch jetzt dennoch zunächst eine Stärkung des monarchischen Elementes, weil der Sohn, der unmittelbar auf dem vom Vater Erreichten weiter baute, die unwiderstehliche Wucht einer imponierenden Persönlichkeit und eines großen Charakters dafür einzusetzen hatte.

Heinrich VI. war damals vierundzwanzig Jahre alt, von Jugend auf sorgsam gebildet und vorbereitet für seinen hohen Beruf, von ungewöhnlichen geistigen Gaben, weitem Blick, kühn von Entschluß, zäh ausdauernd in der Bekämpfung von Hindernissen, durchdrungen von der unvergleichlichen Würde und Hoheit seiner Stellung, gewillt, die sich aus ihr ergebenden Ansprüche zur Anerkennung zu bringen, ein klug berechnender und energisch zugreifender Staatsmann, nicht ohne eine gewisse Leidenschaftlichkeit, die ihn zuweilen zu übereiltem Handeln fortriß, ein durchaus ungewöhnlicher Mann, an Talenten dem Vater zweifellos überlegen, überlegen auch dadurch, daß er neben dem Thron als dessen Erbe aufgewachsen war. Von bewährten Gehilfen des Vaters beraten, mit einem Wichmann von Magdeburg, einem Konrad von Mainz, seinem Erzieher Konrad von Querfurt und dem Reichsministerialen Werner von

Bolanden neben sich gab er die Bürgschaft einer Regentschaft ganz im Sinn und Geiste des Vaters; die Schwierigkeiten aber, die ihm alsbald bereitet wurden, ließen darüber hinaus seine Selbständigkeit und Thatkraft sich glänzend bewähren.

Kaum hatte der Kaiser Deutschland verlassen, so kehrte Heinrich der Löwe eidbrüchig heim. Er rechnete auf die vermeintliche Unerfahrenheit des jungen Königs, auf die Unzufriedenheit, die in Sachsen herrschte, die Hilfe seines dänischen Schwiegersohnes und die Förderung des durch seinen Schwager Richard von England für ihn gewonnenen Erzbischofs Hartwig II. von Bremen und Hamburg (1184—1207). Auch fand er vielfach Anschluß, konnte die Stadt Bardewiek zerstören, deren Bürger ihn auf dem Wege in die Verbannung schwer beleidigt hatten, und Lübeck, seine Lieblingsstadt, zurückgewinnen. Bald aber gebot ihm die unerwartete Energie des jungen Königs halt, der die Reichsheerfahrt wider ihn ansagte. Seine holsteinische Grafschaft zu retten, eilte Adolf III. von Schauenburg von dem Kreuzzuge heim. So befand sich der Herzog bald in harter Bedrängnis und mußte froh sein, daß der König auf die Kunde von dem Tode Wilhelms II. von Sizilien, der ihn nach dem Süden rief, um seiner Gemahlin Erbrecht auf das normännische Reich geltend zu machen, ihm einen glimpflichen Frieden bewilligte. Zwar wurde ihm die Hälfte von den Zolleinkünften Lübecks überlassen, aber daß er der Besiegte war, lehrte die Entfestigung von Lüneburg und Braunschweig und die Auslieferung zweier von seinen Söhnen, Heinrich und Lothar, an den König, sowie die Entsetzung seines Bündners Hartwig II. von Bremen, der nun auch in das Exil nach England ging.

Wenn auch in der Hauptsache erfolglos, hatte die Erhebung Heinrichs des Löwen dem staufischen Hause doch Schaden genug getban, indem sie den König an dem sofortigen Eingreifen in Sizilien hinderte und dadurch eigentlich alle die Schwierigkeiten der nächsten Jahre verschuldete. Am 18. November 1189 war mit Wilhelm II., dem Eidam Heinrichs II. von England, der Mannsstamm des normännischen Königshauses erloschen, und nach den früher geschlossenen und durch die Großen des Reiches feierlich anerkannten Verträgen ging die Krone auf Konstanze über, die Tochter Rogers II., die Tante und Erbin Wilhelms II. und Gemahlin des deutschen Königs und demnächst auch römischen Kaisers. In Sizilien aber beklagte man das als ein nationales Unglück und sah mit Entsetzen der hereinbrechenden Herrschaft der deutschen Barbaren entgegen. Während der Erzbischof Walter von Palermo mit seinem Anhange für die Nachfolge Konstanzens und ihres deutschen Gemahls eintrat, erhob sich unter dem Kanzler Matthäus eine zu raschem Handeln entschlossene nationale Partei und riß die Leitung des augenblicklich herrenlosen Staates an sich: einen natürlichen Sohn Rogers, des verstorbenen Sohnes König Rogers II., den Grafen Tankred von Lecce, stellte sie als nationalen König dem nordischen Prätendenten entgegen; schon im Januar 1190 empfing dieser in Palermo die Krone.

Die sizilische Frage, welche den größten Erfolg der staufischen Politik zu vernichten drohte, wurde das Zentrum für die Entwickelung des Abendlandes. Denn mittelbar waren alle Mächte an ihrem Ausgange interessiert, der über das Schicksal der staufischen Weltherrschaftspläne entscheiden mußte. Zu deren Bekämpfung fand namentlich die bisher hilflose römische Kurie nun einen festen Stützpunkt. Dabei hatte sie das formale Recht für sich: das normännisch-sizilische Reich war Lehen des heiligen Petrus, aber die lehnsherrliche Zustimmung zu Wilhelms II. Ordnung der Erbfolge war niemals erfolgt. Durch die welfische Erhebung beschäftigt konnte Heinrich VI. zur Zeit nichts zur Durchsetzung seiner Ansprüche thun. Vollends schwierig wurde die Lage durch die Anwesenheit Richards von England in Sizilien: er wollte sich dort mit Philipp II. August von Frankreich zu dem gemeinsamen Zug nach Palästina vereinigen, blieb nun aber mit seinem Heere monatelang bei Messina, um unter dem Vorwande, die Rechte seiner Schwester, der Witwe Wilhelms II., zu vertreten, schwer entwirrbare Umtriebe anzuzetteln. Fast scheint es, als habe er sich Siziliens bemächtigen wollen, um im Einverständnis mit der römischen Kurie und den Welfen durch Gründung eines neuen großen Normannenreiches die fernere Entwickelung der staufischen Macht aufzuhalten. Daß er im Interesse der Welfen handelte, ist zweifellos: war doch der älteste Sohn des damals noch mit dem jungen König in Kampf liegenden Heinrich des Löwen im Lager seines englischen Oheims zu St. Réole in Südfrankreich, als dieser sich nach Sizilien einschiffte.

Aber das Glück blieb den Staufern zunächst günstig. Im Juni mußte der Löwe enttäuscht Frieden machen. Selbst die Kunde von dem am 10. Juni 1190 im fernen Asien erfolgten Tod Kaiser Friedrichs verzögerte den Aufbruch Heinrichs VI. nur um kurze Zeit, da an den Verhältnissen des Reiches dadurch thatsächlich nichts geändert, sondern nur die provisorische Ordnung in eine endgiltige verwandelt wurde. Als Heinrich VI. dann im Süden der Alpen erschien, schlossen sich ihm die lombardischen Städte an, mit Ausnahme Mailands, das zu seiner alten kaiserfeindlichen Haltung zurückkehrte. Dazu starb im März 1191 Papst Clemens III., der Tankred von Lecce anerkannt hatte, und in einer Art von Verlegenheitswahl beriefen die Kardinäle den Kardinal Orsini als Cölestin III. (1191—98) auf den heiligen Stuhl, einen mehr als achtzigjährigen Greis, der unentschlossen schwankend zwischen Unterwerfung unter die staufische Macht und offener Bekämpfung derselben, ohne den zu der einen wie zu der anderen nötigen politischen und moralischen Mut, seine Zuflucht zu einer kläglichen Politik hilflosen Zauderns nahm und durch völlige Unthätigkeit den Gang der Ereignisse aufhalten zu können glaubte. Er verweigerte Heinrich VI. die von seinem Vorgänger zugesagte Kaiserkrönung und schob, um zu ihrem Vollzug unfähig zu sein, seine eigene Weihe geflissentlich hinaus. Immerhin gewann das nationale Gegenkönigtum in Sizilien Zeit sich zu befestigen. Die Lage war demnach äußerst kritisch, als Heinrich VI. auf dem Marsch nach Rom an dem See von Bracciano sein Lager aufschlug.

Da trat durch die Vermittelung der Römer eine überraschende Wendung ein, die zu einer freilich für beide Teile nicht eben rühmlichen Lösung führte. Bereits Clemens III. hatte 1188 die freiheitliche Verfassung Roms anerkannt und die Bürgerschaft demgemäß mit den Regalien belehnt, ihr auch die Übergabe der Nachbarstadt Tusculum zugesagt, die den Römern ihrer gut kaiserlichen Gesinnung wegen von alters her bitter verhaßt war. Von deutschen Streifscharen beunruhigt brachten die Römer nun einen Vergleich zu stande, nach dem Heinrich VI. dem Papst nicht bloß die Städte in der Romagna und in der Campagna zurückgab, die er zur Zeit des Streites Friedrichs I. mit Urban III. (S. 502) zur Huldigung gezwungen hatte, sondern auch Tusculum überantwortete, das der Papst dann den Römern ausliefern sollte. Durch diesen unrühmlichen Handel, dessen Kosten, von Heinrich preisgegeben, die kaisertreuen Tusculaner trugen, wurde alles geebnet. Nun ließ sich Cölestin III. endlich am 14. April 1191 weihen und krönte am folgenden Tage Heinrich VI. zum Kaiser. Die Römer aber fielen über die Tusculaner her, trieben sie aus ihren Wohnsitzen und legten die Stadt unbarmherzig in Trümmer.

Sofort zog der Kaiser weiter nach Apulien. Dem Ansturm seiner kampffrohen Deutschen erlagen die Gegner; Städte und Burgen fielen in schneller Folge in seine Hand. Erst vor Neapel, wohin die Anhänger Tankreds sich konzentrierten und dessen zahlreiche Bürgerschaft mutig für das nationale Königtum eintrat, kam der Krieg zum Stehen. Trotz der Unterstützung durch die pisanische und genuesische Flotte gelang es Heinrich nicht, die Stadt auch gegen die See völlig abzusperren; von dorther mit Zufuhr versehen leistete sie erfolgreich Widerstand, während mit dem fortschreitenden Sommer und der zunehmenden Hitze die Gefahr für die Belagerer wuchs. Dadurch ermutigt erneuten nun auch die anderen Gegner des staufischen Kaisertums den Angriff: namentlich meinten die Welfen jetzt ihre Restaurationspläne mit mehr Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Heinrich der Jüngere, des Löwen Sohn, der als Geisel mitgeführt im kaiserlichen Lager vor Neapel weilte, ging zu den Belagerten über, eilte dann zu Schiff nach Rom, wo der Papst seinem Geschlechte das Privileg verlieh, daß es nur von dem Papste selbst mit dem Banne belegt werden dürfte, also des Welfen zahlreiche geistliche Gegner in Deutschland ihrer wirksamsten Waffe beraubte, und zog dann durch Frankreich nach Deutschland, um des Kaisers Absetzung und die Erhebung eines Gegenkönigs zu betreiben. Das ganze kaiserliche Heer, so verkündete er jubelnd, sei bei Neapel umgekommen. Beinahe war er es wirklich so, denn eben in den Tagen seiner Desertion brach in dem kaiserlichen Lager vor Neapel eine Seuche aus, die mit furchtbarer Schnelligkeit um sich greifend neun Zehntel des Heeres dahinraffte und den eiligen Abmarsch nötig machte. Der Kaiser selbst wurde davon ergriffen und schien dem Tode verfallen. Und dazu kam nun die Meldung, daß die Einwohner von Salerno, wohin sich die Kaiserin Konstanze ihrer Gesundheit wegen begeben hatte, sich hochverräterisch derselben bemächtigt

hätten: an Tankred ausgeliefert wurde die Trägerin von Heinrichs Recht auf die sizilische Krone nach Messina geführt.

Aber trotz solcher Unfälle war Heinrichs VI. Mut nicht gebrochen: Rache an den Verrätern, Vernichtung namentlich der wortbrüchigen Welfen war sein einziger Gedanke. Mit rastloser Thätigkeit und überlegener Umsicht bereitete er die Vergeltung vor. Klug beschwichtigte er die gärende Lombardei. In Deutschland, wo der aus dem Osten heim geeilte Graf Adolf III. von Schauenburg in Holstein mit wechselndem Glück gegen die Welfen und ihre Parteigänger focht, sprach er gegen Heinrich den Jüngern, der selbst die Hand nach der Krone auszustrecken schien, die Reichsacht aus. Es war ein Gewinn für ihn, daß damals Herzog Welf VI. starb und er nach dem von seinem Vater mit diesem geschlossenen Erbvertrage (S. 490) nun den reichen Besitz der süddeutschen Welfen mit dem staufischen Hausgut vereinigen konnte. Dagegen trat nun die römische Kurie offen auf die Seite der Gegner, zumal eine zwiespaltige Bischofswahl in Lüttich auch in den deutsch-französischen Grenzlanden, wo die verschiedensten politischen, nationalen und dynastischen Interessen sich kreuzten, den Staufern zahlreiche Gegner erweckte und eine Verwickelung von unübersehbarer Tragweite veranlaßte. Zum Nachfolger des Zäringers Rudolf (1167 bis 5. August 1191) nämlich wählte eine Partei der Domherren zu Lüttich den Grafen Albert von Retest, einen Oheim des vom Kaiser unlängst unter Einräumung ungewöhnlicher Vorrechte zum Markgrafen von Namur erhobenen Grafen von Hennegau, der die Abwesenheit Philipps II. August von Frankreich auf dem Kreuzzuge benutzt hatte, um sich des durch Todesfall erledigten Flandern zu bemächtigen, während die andere ihre Stimmen auf Albert von Brabant vereinigte, einen Bruder des Heinrich VI. bitter verfeindeten Herzogs von Brabant. Unter Berufung auf jene angebliche Bestimmung des Wormser Konkordats, die in solchen Fällen dem Kaiser die Ernennung eines dritten zu dem streitigen Bistum erlaubte (S. 463), verwarf Heinrich VI. beide und ernannte den tüchtigen Lothar von Hochstaden zum Bischof von Lüttich. Der Lütticher Klerus protestierte gegen eine solche Verkümmerung seines Wahlrechtes; Albert von Brabant appellierte an den Papst, eilte nach Rom, fand dort bei der herrschenden Erregung gegen die staufische Politik, die eben Schiffbruch zu leiden schien, Anerkennung und wurde durch den Erzbischof von Reims als Metropoliten der Lütticher Kirche geweiht. Einer der wichtigsten Bischofssitze der westlichen Reichslande war damit in die Hände der entschiedensten Gegner Heinrichs VI. gekommen. Als nun im November 1192 Bischof Albert von drei deutschen Rittern ermordet wurde, bezichtigte die öffentliche Meinung den Kaiser der Urheberschaft und machte ihn für die Blutthat in ähnlicher Weise verantwortlich, wie einst Heinrich II. von England für den Mörder Thomas Beckets gegolten hatte. Genehmeres konnte den zahlreichen Feinden des staufischen Hauses natürlich nicht geschehen: gerade in jenem kritischen Augenblick wurde ihnen eine furchtbare Waffe in die Hand gegeben. Von allen Seiten erneute man alsbald den Ansturm zum Sturz

des staufischen Königtums und bereitete ihm eine sein Dasein schwer gefährdende Krisis.

Noch waren die Gegner in Sachsen nicht bezwungen; während sie jetzt den statt Hartwigs II. (S. 505) zum Erzbischof von Bremen erhobenen Bischof Waldemar von Schleswig bewältigten, einen dänischen Prinzen, der zum Kaiser stand, und im Bunde mit ihnen auch gegen Knud VI. von Dänemark siegreich war, schlossen sich infolge des Lütticher Bischofsmordes nun des Getöteten nächste Verwandte, der Herzog von Brabant, die Grafen von Hennegau und von Limburg mit Erzbischof Philipp von Köln zu einem Bündnis zusammen, das Konrad von Mainz mit der sächsischen Opposition verknüpfte. Wer irgend dem Staufer zu grollen Grund hatte oder durch seine Demütigung gewinnen konnte, schloß sich an, so daß ein durch ganz Deutschland verzweigter Fürstenbund entstand. Berthold von Zähringen, Ottokar von Böhmen, Markgraf Albrecht von Meißen und Landgraf Hermann von Thüringen traten bei; Papst Cölestin III. blieb natürlich nicht zurück. Unter dem Schutz und Schirm des Papstes stand fast ganz Deutschland gegen Heinrich VI. in Waffen. Unentmutigt nahm dieser den Kampf auf, obgleich er dabei nur seine Hausmacht für sich hatte. Zur Niederwerfung so zahlreicher Widersacher aber war diese nicht stark genug, und in steigender Bedrängnis war Heinrich bereits dem Erliegen nahe, als ein unerwarteter, höchst außerordentlicher Glücksfall ihm zu Hilfe kam und den eben mit dem Untergang Ringenden zum Herrn der Lage machte. Das geschah durch die Gefangennahme Richards von England in Österreich und seine Auslieferung an den Kaiser, der so den Mann in seine Gewalt bekam, auf dessen Mitwirkung die verschworenen Fürsten namentlich gerechnet hatten und dessen Freiheit sie nun doch nur durch Unterwerfung unter des Kaisers Willen erkaufen konnten.

Als einen gefährlichen, mit seinen Entwürfen weit ausgreifenden Gegner des staufischen Hauses hatte sich Richard bereits durch seine mehrfache Verbindung mit den Welfen und namentlich durch seine Umtriebe in Sizilien bewährt. Heinrich VI. hatte allen Grund, vor ihm auf der Hut zu sein. Aber auch sonst hatte sich der unstäte, abenteuernde König viel Feinde gemacht: Philipp II. August von Frankreich hatte die politischen und nationalen Gegensätze zu ihm durch den Versuch des Zusammenwirkens im heiligen Lande nur verschärft gesehen, und die öffentliche Meinung schob auf unerwiesene Gerüchte hin den unglücklichen Ausgang des Kreuzzuges auf angeblichen Verrat Richards. Daß das staufische Streben nach Errichtung eines großen abendländischen Reiches in ihm den gefährlichsten Widersacher hatte, ist zweifellos. So war Heinrich VI. bereits mit dem aus dem Orient heimkehrenden französischen König in Verbindung getreten: Richard war für einen Reichsfeind erklärt, jeder ihn Schützende mit Ächtung bedroht worden. Dennoch wollte Richard bei der Heimkehr, um den gefährlichen Weg durch Frankreich zu vermeiden, von Istrien durch Österreich nach Sachsen gehen, um von da aus mit welfischer Hilfe England zu erreichen. Den großen Fürstenbund gegen den Kaiser kannte er nicht, konnte

also auch nicht die Absicht haben, sich an seine Spitze zu stellen. In der Gegend von Aquileja schiffbrüchig ans Land geworfen, trat er die Reise nordwärts in der Verkleidung eines Kaufmanns an. Bald war sein Geheimnis durchdrungen; wohlgemeinte Warnungen aber mißachtete er; bei Wien wurde er entdeckt und festgehalten: Weihnachten 1192 saß er als Gefangener Leopolds von Österreich auf der Burg Dürrenstein. Das war eine frohe Botschaft für den eben hart bedrängten Kaiser: brachte er den englischen König in seine Gewalt, so hatte er eine kostbare Geisel, welche die gegen ihn verschworenen Fürsten an jeder Aktion hinderte, die dem sichern Untergang zu entreißen sie nur durch Unterwerfung unter seinen Willen, Verzicht auf ihre Pläne hoffen konnten; zugleich konnte er Richard für die frühere Unterstützung der Welfen und die Umtriebe in Sizilien büßen lassen.

Bereits im Februar 1193 kam der Vertrag zum Abschluß, nach dem der Herzog von Österreich seinen Gefangenen dem Kaiser auslieferte. Die Verhandlungen zwischen diesem und Richard verfolgten nun den Zweck, einmal England der staufischen Weltherrschaft dienstbar zu machen, dann unter einem neuen Vorwande die Haft des Königs so lange hinzuzögern, bis die Fürstenverschwörung zerfallen und jede Gefahr von dieser Seite abgewandt war. Obgleich die Einzelheiten nicht ganz durchsichtig sind, so ist doch das eine klar, daß die Hauptschwierigkeit in Richards Verhältnis zu den Welfen lag und daß er vornehmlich der Bundestreue, die er diesen hielt, die Verschlimmerung seines Schicksals zu danken hatte. Denn nicht genug, daß der Kaiser von ihm die Zahlung eines Lösegeldes von 100 000 Mark Silber, die Stellung von fünfzig mit je hundert Rittern und fünfzig Bogenschützen bemannten Schiffen und seine persönliche Unterstützung mit einem gleich starken Geschwader im Kampf gegen Tankred von Lecce forderte: auf einem Ostern 1193 in Speier gehaltenen Reichstag verlangte er von ihm Dinge, die der König, wie es heißt, selbst wenn sein Leben davon abhing, nicht bewilligen konnte. Damals erschien Richard persönlich vor dem Kaiser und beugte als Gefangener vor ihm das Knie. Die stolze und freimütige Art, wie er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zurückwies, machte einen sehr guten Eindruck. Am 25. März kam denn auch ein Vertrag zu stande, nach dem Richard 100 000 Mark Silber zahlen und auf ein Jahr fünfzig Schiffe und zwanzig Ritter stellen sollte; doch hatte die Zahlung nur zu erfolgen, wenn Richard durch die Vermittelung des Kaisers auch mit dem französischen König versöhnt wäre. Wenn auch etwas weniger streng als bisher gehalten, blieb Richard doch in Haft auf der Veste Trifels: denn dem Kaiser war mit jenem Vertrage noch nicht genug geschehen. Heinrich verlangte die Lehnshuldigung des englischen Königs. Lange sträubte sich dieser: erst als er sich überzeugen mußte, daß ohne dieses Opfer die Stunde der Freiheit ihm nicht schlagen würde, gab er nach, verzichtete auf sein Reich, um es gegen Zahlung von 500 Pfund Sterling unter dem Sinnbild eines Doppelkreuzes vom Kaiser zurückzuerhalten. Das Abkommen wurde der Christenheit kund gethan und das englische Volk angewiesen, dem deutschen Oberherrn

den Treueid zu leisten. Das war freilich ein Triumph der Kaiseridee, und ihre Durchführung that damit einen großen Schritt vorwärts; aber es war auch ein Gewinn für Richard, insofern der Kaiser sich nun unmöglich Frankreichs wie bisher gegen ihn bedienen konnte, ihn vielmehr auch diesem gegenüber vertreten mußte. Dennoch blieb Richard in Haft: erst mußte das vereinbarte Lösegeld aufgebracht sein, und das hatte in dem finanziell erschöpften England unerwartete Schwierigkeiten. Wohl gewann das durch des Kaisers Härte über ihn verhängte Martyrium dem König weithin Sympathien, die um so lebhafter aufwogten, je entschiedener des Kaisers Verfahren gegen einen Pilger, der unter dem besonderen Schutze der Kirche stand, eine Verletzung kirchlich geheiligten Brauches enthielt. Demgemäß handelte auch Cölestin III.: die Androhung des Bannes nötigte Heinrich zum Einlenken.

Aber die Lage des Fürstenbundes war inzwischen völlig verändert. Einige seiner Glieder eilten sich mit dem Kaiser zu verständigen; gegen die übrigen verbündete sich dieser mit Philipp von Frankreich. Das bedrohte Richard aufs schwerste. Dringend mahnte der Gefangene selbst seine Freunde zum Nachgeben und zur Folgsamkeit gegen den Willen des Kaisers, der ihn ja durch weitere Erstreckung der Haft und die Herbeiführung eines französischen Angriffs auf seine festländischen Besitzungen zu Grunde richten konnte. So lenkten denn zunächst die rheinländischen Fürsten ein, und ihre östlichen Genossen folgten ihrem Beispiel. Im Juni 1193 erfolgte auf einem Reichstag zu Koblenz die Versöhnung auch mit dem Herzog von Brabant: der Kaiser reinigte sich durch feierlichen Eidschwur vom Verdachte der Mitschuld an dem blutigen Ende des Bischofs Albert von Lüttich, verbannte die Mörder aus dem Reiche und gab dem Domkapitel die Wahl eines neuen Bischofs frei. Nur Heinrich der Löwe war nun noch unbezwungen: aber auch ihn dachte der Kaiser durch Richard Löwenherz seinem Willen zu beugen. Doch gelang ihm das nicht so ganz. Zwar erschienen Johanni 1193 auf einem Reichstage zu Worms zahlreiche englische Große und erneute der gefangene König das Zugeständnis der Lehnshuldigung und des Lösegeldes, die Forderung aber, die der Kaiser in betreff Heinrichs des Löwen an ihn stellte, lehnte er ab. Was diese enthalten, wissen wir nicht. Um eine bloße Vermittelung kann es sich nicht gehandelt haben; denn sie als eine ehrenrührige Zumutung abzuweisen, lag für Richard kein Grund vor: vielmehr hat der Kaiser wohl eine ausdrückliche Lossagung von den Welfen gefordert, vielleicht gar die Leistung von Waffenhilfe zu ihrer Niederwerfung. Jedenfalls gab der König nur eine bedingte Zusage, und auch die nur, weil er ohne sie mit dem Kaiser wohl überhaupt nicht zum Abschluß gekommen wäre, war aber zum voraus entschlossen, sie nicht zu erfüllen. Denn es wurde zu Worms vereinbart, falls König Richard der dem Kaiser in betreff des ehemaligen Herzogs von Sachsen und Bayern gegebenen Zusage nachkäme, sollten von dem festgesetzten Lösegeld 50 000 Mark erlassen werden, d. h. Richard sollte alsdann nur 100 000 Mark zahlen und dafür keine Geiseln stellen. Da nun aber feststeht, daß Richard Geiseln gestellt und 150 000 Mark

erlegt hat, so hat er auch das ihm in Bezug auf die Welfen Zugemutete nicht gethan: der Kaiser hat in diesem Punkte seinen Willen nicht durchgesetzt. Wenn Richard nun auch jetzt noch nicht freigelassen wurde, sondern in Haft und damit in höchst gefährlicher Lage blieb, so wird man darin die kaiserliche Vergeltung sehen dürfen für die Treue, die er seinen deutschen Verwandten bewahrte.

Um so mehr eilte Richard wenigstens mit Philipp von Frankreich zum Abschluß zu kommen: alles bewilligte er, was irgend verlangt wurde, nicht bloß 20 000 Mark Silber, sondern auch Straflosigkeit für seinen treulosen Bruder Johann, der sich inzwischen der Herrschaft zu bemächtigen versucht hatte, und die Leistung der Huldigung für seine französischen Besitzungen. Aber sofort drohten neue kaiserliche Intriguen den englisch-französischen Frieden wieder zu stören; denn nur das erstrebte Heinrich VI., als er Richard die Belehnung mit Arelat anbot, d. h. mit einem nicht ihm, sondern Philipp gehörigen Lande, das so zu vergeben freilich wieder einen Schritt vorwärts bedeutet hätte in der Geltendmachung der staufischen Weltherrschaft. Zudem verging eine beträchtliche Zeit, bis in England die für das Lösegeld nötigen Summen aufgebracht waren. Endlich boten, Anfang des Jahres 1194, der König von Frankreich und Prinz Johann dem Kaiser Geld, wenn er den Gefangenen noch länger festhalten und dadurch ihren ehrgeizigen Plänen Vorschub leisten wollte. Gleichzeitig warb Philipp, der seine dänische Gemahlin Ingeborg eben widerrechtlich verstoßen hatte, um des Kaisers Base, des Rheinpfalzgrafen Tochter Agnes, die als Kind dem ältesten Sohne Heinrichs des Löwen verlobt worden war, jetzt aber als Preis für das staufisch-französische Bündnis geopfert werden sollte. Diese Entwürfe wurden jedoch in fast romantischer Weise durchkreuzt: des Löwen Sohn eilte, in heimlichem Einverständnis mit der Rheinpfalzgräfin, nach Stahleck und wurde dort mit Agnes vermählt, so daß nicht bloß die französische Ehe unmöglich gemacht, sondern auch das von des Kaisers unversöhnlichem Haß verfolgte Haus der Welfen den Staufern von neuem verwandschaftlich nahe verbunden wurde. Der Kaiser war außer sich: vergeblich forderte er die Lösung der ohne seinen Willen eingegangenen Ehe. Aber wie hätte die Kirche ihm damals dazu helfen sollen! So entlud sich sein Zorn auf das Haupt des schutzlos in seiner Gewalt befindlichen englischen Königs, der trotz aller Verträge nach wie vor in Haft blieb. Dieses Verfahren war denn doch zu gewaltthätig, entbehrte auch zu sehr jedes Scheines von rechtlicher Begründung, als daß es nicht endlich allgemeinen Unwillen hätte erzeugen sollen. Die Fürsten erhoben sich dagegen und verlangten, daß der königliche Gefangene endlich in Freiheit gesetzt werde; namentlich der neue Erzbischof von Köln, der Nachfolger des freiwillig zurückgetretenen Bruno (1191—93), Adolf von Berg (1193—1205) trat mit Entschiedenheit dafür ein. Da mußte der Kaiser endlich nachgeben, wollte er nicht alle die Vorteile wieder in Frage stellen, die er der ebenso geschickten wie rücksichtslosen Ausbeutung der Gefangenschaft Richards verdankte: am 4. Februar 1194 wurde dieser zu Mainz der Haft

entlassen, um, in Köln glänzend empfangen, endlich in sein Reich zurückzukehren. Nun fehlte dem Kaiser die Handhabe zur völligen Niederbeugung der Welfen, und nur der Vermittelung des Rheinpfalzgrafen gelang das schwierige Werk der Sühne. Von einer Herstellung der welfischen Macht war natürlich nicht die Rede: Heinrich der Löwe mußte allen Entwürfen der Art endgültig entsagen und sich in das Unabänderliche fügen. Dafür bot der Kaiser seinem Hause die Möglichkeit neuen Emporkommens au anderer Stelle: Heinrich der Jüngere erhielt die Anwartschaft auf die Nachfolge in der Rheinpfalz, die er sich im Gefolge des Kaisers im Kampfe um die sizilische Krone verdienen sollte; sein jüngerer Bruder Otto, der Liebling des englischen Oheims, diente dem Kaiser als Geisel für den rückständigen Teil des Richard abgepreßten Lösegeldes. Auf einer Zusammenkunft zu Tilleda am Kyffhäuser im März 1194 machten der Kaiser und Heinrich der Löwe ihren Frieden. Der Welfe saß hinfort



Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunschweig.
(Nach einem Gipsabguß im königl. Museum zu Berlin.)

ruhig in Braunschweig, wo er am 6. August 1195 sein bewegtes Leben schloß. Auch in Sachsen kehrte nun die Ruhe endlich wieder ein; aber die nachteiligen Folgen dieser Wirren blieben: von den Dänen besiegt mußte Adolf von Schauenburg sich mit der Grafschaft Holstein der fremden Hoheit beugen.

Heinrich VI. aber war froh, endlich freie Hand zu haben und sich des Normannenreichs bemächtigen zu können, dessen Erwerbung bei ihm allem andern vorging. Dabei waren die Aussichten eben sehr günstig. Zwar hatte Cölestin III. nach dem Lütticher Bischofsmord Tankred offen als König anerkannt und der Versuch zu gütlicher Verständigung, den dieser durch die aus der Gefangenschaft entlassene Konstanze unter päpstlicher Vermittelung gemacht hatte, war gleich im Anfang gescheitert; doch blieb Tankreds Lage äußerst bedrängt. Um griechische Hilfe werbend verlobte er seinem Sohne Roger des Kaisers Isaak Angelos schöne Tochter Irene, die nach Sizilien gesandt wurde; auch focht er nicht unglücklich gegen die 1192 in Süditalien erschienenen Kaiserlichen: aber ein vorzeitiger Tod machte im Februar 1194 seinen Be-

mühungen ein Ende. Sein erstgeborner Sohn Roger war ihm im Tode bereits vorangegangen; nun kam die Krone an einen unmündigen Knaben, dessen Rechte seine Mutter Sibylla in dem von Parteiungen zerrissenen Lande nicht wirksam vertreten konnte. Im Mai 1194 brach Heinrich aus Deutschland auf; sobald er Sizilien betrat, beugte sich ihm alles in beflissenem Gehorsam. Salerno büßte seinen Verrat (S. 507) mit Zerstörung. Unaufhaltsam drang er vor, während die pisanische Flotte die Küsten Siziliens heimsuchte. Ende Oktober betrat er bei Messina die Insel; am 20. November zog er, als rechtmäßiger Herrscher empfangen, in Palermo ein. Dort empfing er Weihnachten die Krönung, und am Tage darauf genas seine Gemahlin Konstanze in Jesi in der Mark Ancona, wo sie zurückgeblieben war, eines Knaben, der nach seinen beiden Großvätern Roger Friedrich genannt wurde, der Erbe dreier Kronen. Heinrich VI. war ein milder Sieger: Sibyllas Sohn Roger sollte im Besitze der väterlichen Grafschaft Lecce bleiben. Da wurde ihm ein Komplott verraten, das seiner Herrschaft gleich wieder ein Ende machen sollte. Auch Sibylla und die Ihren waren daran beteiligt und wurden nun verhaftet und nach Deutschland abgeführt. Für den Augenblick war damit die nationale Partei zu schweigendem Gehorsam eingeschüchtert; aber ihr Sinnen und Denken blieb auf die Beseitigung der barbarischen deutschen Herrschaft gerichtet und im geheimen gärte es fort.

Dennoch mußte Heinrich das Land bald verlassen: galt es nun doch seine größeren Entwürfe ihrer Vollendung entgegenzuführen. Als Herr Unteritaliens und Siziliens konnte er nicht bloß die kaiserlichen Rechte energischer geltend machen, auch das deutsche Königtum erhielt durch die Fülle der an ihn gekommenen Macht eine wesentlich gesteigerte Bedeutung und konnte mit ganz anderen Ansprüchen auftreten. War Heinrich doch im Besitze des vielberühmten, im Laufe von Menschenaltern aufgesammelten Schatzes der normännischen Könige, zu dessen Fortführung 150 Maultiere nötig gewesen sein sollen, der reichste Fürst des Abendlandes. Und mehr noch als sonst je war das Geld damals eine Macht: nichts schien Heinrich hinfort unerreichbar. Vor seinem Aufbruch ordnete er Ostern 1195 auf einem Reichstag zu Bari das Reich: Konstanze wurde zur Regentin bestellt; aber die wichtigsten Posten kamen an Deutsche: der getreue Konrad von Urslingen, der zum Herzog von Spoleto erhoben war und sich im Kampfe gegen Tankred und seinen Anhang besonders bewährt hatte, wurde als Statthalter der Regentin gleichsam als Aufseher beigeordnet. Aber zu dürftig war der so erzeugte Schein nationaler Ordnung, als daß er die Bevölkerung über die traurige Thatsache des Verlustes der Freiheit hätte täuschen können. War doch für Heinrich die unbedingte Unterthänigkeit Unteritaliens und Siziliens nur der Grund- und Eckstein für das neu aufzuführende Gebäude kaiserlicher Weltherrschaft.

Zunächst war nun Italien völlig in Heinrichs Hand gegeben. Durch die Pisaner und Genuesen beherrschte er das Meer; die Inseln waren zum Teil als zum mathildischen Gute gehörig in seiner Gewalt; durch den Bund mit

der dem Papst verfeindeten Senatspartei war er Herr der ewigen Stadt. Und immer weiter bereits griff von Italien aus die staufische Macht nach allen Seiten um sich. England und Frankreich waren, das erstere gezwungen, das letztere um des eigenen Vorteils willen, ihm dienstbare Verbündete. Die Staaten der pyrenäischen Halbinsel warben um seine Freundschaft und suchten seinen Schutz. Die Araber Nordafrikas schickten ihm huldigende Gesandtschaften. In Asien ließ sich der Rupenide Leo von Armenien von ihm die königliche Krone verleihen. Auch das griechische Reich zog Heinrich mit in seine immer weiter ausgreifenden Kombinationen. Dort hatte Alexios den Isaak Angelos entthront, dessen einst dem Sohne Tankreds bestimmte Tochter Irene er seinem jüngsten Bruder Philipp, der, zum weltlichen Leben zurückgekehrt, zum Markgrafen von Tuscien gemacht war, zur Gattin gab, um einen Rechtstitel zum Einschreiten gegen den Usurpator am Bosporus zu gewinnen. Das ganze Mittelmeergebiet umspannte so das Netz der staufischen Politik. Zum Gelingen solcher Entwürfe aber bedurfte der Kaiser wenn nicht der Förderung, so doch eines friedlichen Verhaltens der römischen Kurie. Was Verhandlungen kaum erreicht hätten, bewirkte Heinrich, indem er am 31. Mai 1195 zu Bari das Kreuz nahm, weniger um als Führer der abendländischen Christenheit in dem Kampf gegen die Ungläubigen des Vaters Nachfolger zu sein, als um die römische Kurie zu entwaffnen und zur Unterstützung seiner Politik zu nötigen.

Es ergab sich aber aus alledem schließlich noch eine weitere Forderung. Wohl waren schon früher vom Glück begünstigt einzelne deutsche Könige zu ähnlicher Machtfülle emporgestiegen wie Heinrich VI., regelmäßig aber war mit dem Thronwechsel eine Reaktion eingetreten, die ihre Nachfolger an Macht und Ehre gemindert und von dem geistlichen und weltlichen Fürstentume abhängig gemacht hatte. Auch jetzt war dem nur vorzubeugen, wenn die Krone, von den Wechselfällen der Wahl unabhängig, erblicher Besitz des staufischen Hauses blieb. Die Erblichkeit des Königtums, die alle mächtigeren deutschen Könige erstrebt hatten, wollte Heinrich VI. ganz offen auf dem Wege der Reichsgesetzgebung einführen. Dazu kehrte er jetzt über die Alpen zurück. Der Augenblick war glücklich gewählt: ehrfurchtsvoll blickte alle Welt zu dem ruhmgekrönten Herrscher empor, der, unlängst noch so schwer bedroht, jetzt mühelos so außerordentliches erreicht hatte: der Erfüllung seines Kreuzfahrergelübdes durfte man nicht hinderlich werden; von den Welfen war nichts zu fürchten und nichts zu hoffen: der Löwe war tot, sein erstgeborener Sohn hielt treu zum Kaiser. Auch klangen Heinrichs Vorschläge verlockend: gegen Anerkennung der Erblichkeit der Krone in seinem Hause wollte er das sizilische Reich dem deutsch-römischen einverleiben, die weltlichen Reichslehen als erblich auch in der weiblichen Linie anerkennen, bei deren Erlöschen — wie in Österreich — ein Übergang auf die Seitenverwandten eintreten sollte, und den Bischöfen gegenüber auf das von seinem Vater wieder in Übung gebrachte Spolienrecht verzichten. Der Wert dieser Vorschläge erwies sich jedoch bei näherer Prüfung als ziemlich illusorisch. In dem Spolienrecht sah die Kirche

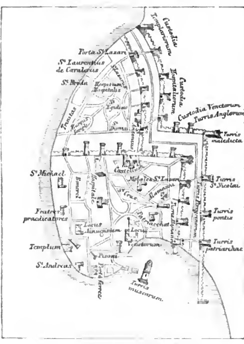
nur einen Mißbrauch, dessen Abstellung nicht als ein Gewinn gelten konnte. Die weltlichen Fürstentümer waren längst erblich, und wenn Heinrich VI. auch regelmäßig nur die Söhne nachfolgen ließ, so war doch die jetzt angebotene erweiterte Erblichkeit im Laufe der Zeit ohne ein so schwerwiegendes Zugeständnis zu erreichen, wie es mit dem Verzicht auf das Wahlrecht gewährt werden sollte. Gerade durch das Wahlrecht hatte das Reichsfürstentum die königliche Macht noch immer wieder aus den auf seine Kosten gewonnenen herrschenden Positionen verdrängt. Dazu kam ein allgemeineres Bedenken. Bei der von Heinrich VI. vorgeschlagenen Vereinigung Siziliens mit Deutschland mußte letzteres im Nachteil sein: das so entstehende Reich, das von den Gestaden der Ost- und Nordsee in ununterbrochenem Zusammenhang bis zur Süd- und Westspitze Siziliens reichte und als zentrale Macht das gesamte Mittelmeergebiet seiner Vorherrschaft beugte, konnte nur von universalen Tendenzen beherrscht sein, gegen welche die nationalen Interessen zurücktreten und zu Schaden kommen mußten. In diesem Reiche wäre Deutschland das Nebenland und von Anfang an zu einer untergeordneten Rolle verurteilt gewesen. Das Kaisertum hätte das deutsche Königtum völlig absorbiert, um sein Recht und seine Bedeutung gebracht. So verlockend also Heinrichs Vorschläge erscheinen mochten: aller Vorteil war auf des Kaisers Seite, und die Fürsten sollten um höchst fragwürdige Vorteile das Recht ein für allemal aufgeben, vermöge dessen sie bisher noch jedes übermächtige Königtum ungefährlich gemacht hatten. Völlig unerträglich aber war ein solches deutsch-römisch-sizilisches Erbreich der Staufer für das Papsttum, das damit in dauernde Dienstbarkeit gefallen wäre. Der Trieb der Selbsterhaltung machte es der römischen Kurie daher zur Pflicht, Heinrichs Entwürfe um jeden Preis zu hindern. So führte die Gemeinschaft der wichtigsten Interessen Fürstentum und Papsttum, wie zur Zeit der großen Fürstenverschwörung, zum Bunde gegen die staufische Weltmacht zusammen.

Damit war das Schicksal von Heinrichs Erblichkeitsplan zum voraus entschieden: auf einem Fürstentag zu Worms im Dezember 1195 wurde er abgelehnt. Aber es war nicht des Kaisers Art, sich solchem Widerstand sofort zu beugen. Es begann eine planmäßige Bearbeitung der fürstlichen Opposition, die er durch Drohungen einzuschüchtern suchte. Das blieb nicht ganz ohne Erfolg: auf einem neuen Tage in Würzburg im April 1196 fügten sich die meisten und ließen ihre Siegel an die die Erblichkeit verkündende Urkunde hängen. Um so eifriger erhoben sich die entschiedenen Gegner: unter Adolf von Köln scharten sich da namentlich die niederrheinischen Fürsten um die Herzöge von Brabant und Limburg u. a. m., die schon in dem großen Fürstenbunde eine leitende Rolle gespielt hatten. Gegen sie durchzudringen war möglich nur mit Hilfe des Papstes und der erdrückenden Übermacht, die ihm die Herrschaft über Italien gewährte. Deshalb ging Heinrich 1196 wieder über die Alpen: aber einmal fand er dort Mailand in neuer Opposition gegen die deutsche Herrschaft, und dann kam der Konflikt mit Cölestin III. sofort

zum Ausbruch, indem dieser die geforderte Kaiserkrönung des Kindes Friedrich verweigerte. Das ermutigte die Gegner der Erblichkeit, und dazu waren doch eigentlich alle Reichsfürsten zu zählen, zu neuem Gegenstreben: auf einem Fürstentage in Erfurt wurde des Kaisers Antrag endgültig abgewiesen, und Heinrich war klug genug, nun nicht weiter anzudringen, sondern von der Geneigtheit der Fürsten, ihm nun anderweitig gefällig zu sein, Nutzen zu ziehen, indem er seines Sohnes Wahl zum König vornehmen ließ. Nur Adolf von Köln beharrte auch dabei in seiner ablehnenden Haltung und gab erst 1197 zu dem Geschehenen seine Zustimmung.

Vielleicht war diese Wendung ein Glück für die staufische Herrschaft in Deutschland. Denn während sie dort erblich gemacht werden sollte, wankten ihre Fundamente im Süden. Allmählich war den Sizilianern die verhängnisvolle Veränderung vollends zum Bewußtsein gekommen, die sich mit dem Verluste der nationalen Selbständigkeit für sie vollzogen hatte, und die von Heinrich eingeführte Ordnung stellte sich bald als eine schwer empfundene Fremdherrschaft heraus. Ihre gewaltsame Beseitigung wurde allgemein gewünscht: selbst die Regentin Konstanze teilte die nationalen Wünsche und war dem Komplott nicht fremd, das zu ihrer Erfüllung gestiftet wurde. Während eines Jagdausfluges in der Gegend von Messina sollte der Kaiser ermordet werden. Aber der Anschlag wurde verraten: rechtzeitig gewarnt eilte Heinrich in das sichere Messina, sammelte zunächst seine treuen deutschen Ministerialen um sich, brachte dann ein Heer zusammen und zog gegen die adligen Herren, die nun zu den Waffen griffen, und schlug sie bei Catania. Von der Mitschuld seiner Gemahlin gab er sich den Anschein keine Ahnung zu haben: die Anerkennung und die Ahndung ihrer Schuld hätte seine Stellung nur verschlimmert. Ja, recht geflissentlich ließ er Konstanze unmittelbar nach der Bewältigung des Aufstandes an den durch sie nötig gewordenen Regierungsmaßregeln teilnehmen, um sie in den Augen der nationalen Partei rettungslos zu kompromittieren. Ein furchtbares Strafgericht traf die übrigen Schuldigen: die nach Deutschland geführten Geiseln wurden geblendet, nur die Geistlichen und die Glieder des königlichen Hauses entgingen diesem Schicksal. Als ein unbarmherziger Richter trat der Kaiser im Frühjahr 1197 unter die zum Reichstage nach Palermo beschiedenen Großen: sie alle seien des Todes schuldig, alle ihre Privilegien verfallen; dennoch wolle er nur die Hauptschuldigen büßen lassen, und nun erging unter dem Schein der Gnade eine lange Reihe dem barbarischen Strafrecht der Zeit für solche außerordentliche Fälle geläufiger Urteile, die alle mit starrem Entsetzen schlugen. Mit Schwert und Strick wurde gewütet, die adligen Hochverräter wurden ertränkt, mit Pech bestrichen und verbrannt, gepfählt und gräßlich zu Tode gequält; dem Burgherrn von St. Giovanni, der für den Fall des Gelingens zum nationalen König bestimmt war, wurde in unmenschlichem Hohn eine glühende Krone auf das Haupt geschmiedet. Kein Wunder, daß dieses entsetzliche Strafgericht in der Erinnerung der Sizilianer fortlebte und den Namen Heinrichs für alle Zeit mit blutigem Schrecken umgab, aber ihn deshalb

als einen unmenschlichen, bluttriefenden Tyrannen darzustellen und zum Gegenstand allgemeinen Abscheues zu machen, hatte man doch kein Recht, da auch das Verbrechen, das es zu strafen galt, ein verabscheuungswürdiges war und nach den Anschauungen seiner Zeit derartige Strafen in derartigen Fällen berechtigt und geboten waren. Jedenfalls beugte sich Sizilien nun in scheuem Gehorsam: die dezimierte Nationalpartei meinte sich in ihr Schicksal um so mehr fügen zu müssen, als der Kaiser nun auch die Mittel seines Erbreiches in den Dienst des Kreuzes stellen wollte, um durch die Eroberung des heiligen Landes das Werk seines Lebens zu krönen.



Mittelalterlicher Plan von Akkon.

Wie Heinrich zu Bari das Kreuz genommen hatte ohne religiöse Schwärmerei, unbeeinflußt von ritterlichem Glaubenseifer, so verfuhr er nun auch weiterhin in der Vorbereitung des geplanten Zuges ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten. Gesandte gingen nach Konstantinopel, und Kaiser Alexios eilte den drohenden Angriff durch friedliche Erklärungen abzuwenden und durch 5000 Pfund Gold Ruhe zu erkaufen: Byzanz wurde dem Staufer tributär. Inzwischen sammelte sich in Apulien ein stattliches Heer: mit 60 000 Mann sollte Konrad von Mainz vorausgehen und dem Kaiser die Wege bereiten. Über Bari und Messina trat er Anfang September 1197 die Fahrt an; am 22. September landete er in Accon, von den bedrängten Christen jubelnd willkommen geheißen. Niemand ahnte dort im fernen Osten, daß der gewaltige Herrscher, von dem auch das heilige Land endlich Sicherung gegen die Angriffe der Ungläubigen erhoffte, damals schwer krank darniederlag und von einem verzehrenden Fieber einem frühen Tode entgegengeführt wurde.

Heinrich stand auf dem Gipfel der Macht, bewundert und gefürchtet von den staunend zu ihm aufblickenden Zeitgenossen. Mit seinen Entwürfen im Osten hing es zusammen, wenn er damals die Vermählung seines Bruders

Philipp mit der Griechin Irene festlich begehen ließ. Dann sollte der Bruder, dem er das inzwischen erledigte Herzogtum Schwaben gegeben hatte, den jungen Friedrich aus Italien nach Aachen holen, um ihn dort auf den Stuhl Karls des Großen setzen und krönen zu lassen. Da stürzte ihn ein jäher Tod ins Grab, und über ihm sank das ganze stolze Gebäude seiner weltherrschenden Macht in Trümmer zusammen. Das südliche Klima hatte Heinrich nie recht vertragen; nun ergriff ihn in Sizilien das Fieber; auch nach dem Aufstand lag er krank; kaum leidlich genesen eilte er nach der Sumpfinsel Nisi bei Messina, um sich im Waidwerk vollends zu erholen. Da packte ihn am 6. August das Fieber mit erneuter Heftigkeit. Er läßt sich nach Messina bringen; als eine Besserung eintritt, rüstet er sich zur Übersiedelung nach Palermo: ein Rückfall tritt ein, dem er am 28. September 1197 erliegt.

Es ist nicht leicht, sich einen Begriff zu machen von dem überwältigenden Eindruck, den dieser Todesfall hervorrief. Während die Anhänger des staufischen Hauses dem genialen Herrscher in lauten Klagen nachtrauerten und voll banger Sorge den heillosen Verwirrungen entgegensahen, die unter dem Ansturm der sich mit neuer Zuversicht erhebenden Feinde hereinzubrechen drohten, jubelten namentlich die Getreuen der päpstlichen Kirche in heller Freude auf über den plötzlichen Zusammenbruch einer Macht, von der sie gefürchtet hatten vollends erdrückt zu werden. Die Unfertigkeit von Heinrichs Werk stellte den Fortbestand des ganzen in Frage. Heinrich selbst hatte das erkannt und in seinem Testament Vorsorge getroffen, daß wenigstens die Grundlagen erhalten und dazu den meist bedrohten Gegnern durch Zugeständnisse erträglich gemacht würden. Die Verbindung der sizilischen und der deutschen Krone zu dulden sollte die Kurie gewonnen werden durch Herstellung der päpstlichen Lehnshoheit über das einstige Normannenreich und durch Anerkennung auch von Ravenna, Ancona, Bertinoro und Spoleto als päpstlicher Lehen sowie das Versprechen der Rückgabe des mathildischen Gutes, sobald Friedrich II. Kaiser geworden sein würde. Sorge machte dem sterbenden Kaiser außerdem die Haltung Richards von England, dessen verspätete Rache abzuwenden er nicht bloß die Aufhebung der deutschen Lehnshoheit über das Inselreich verfügte, sondern auch die Rückgabe des dem Gefangenen einst abgepreßten Lösegeldes.

Aber diese Fürsorge kam zu spät: das Testament blieb unausgeführt, weil auf die Kunde von seinem Tode sofort eine von dem Papsttum geleitete nationale Erhebung gegen die Fremdherrschaft ausbrach, die alle bisher geltenden Voraussetzungen vernichtete. Hieß es jetzt doch, Heinrich sei im Bann gestorben, der ihn wegen des gegen den Kreuzfahrer Richard Löwenherz begangenen Frevels getroffen, und könne nicht kirchlich begraben werden. Als Philipp von Schwaben erschien, um den königlichen Neffen zur Krönung nach Aachen zu holen, wurde er zur Umkehr genötigt. Auf alles, was sie jemals irgend als ihr gehörig beansprucht hatte, legte die Kirche jetzt die Hand und benutzte den günstigen Augenblick zu der rücksichtslosesten Rekuperationspolitik, indem sie zu ihren Gunsten eine gründliche Revision der Karte von Italien vornahm.

So dankbar sie noch unlängst die Zugeständnisse des kaiserlichen Testamentes begrüßt hatte, jetzt genügten sie ihren Ansprüchen nicht mehr. Und wer hätte sie hindern sollen? In Sizilien stellte sich Konstanze selbst an die Spitze der nationalen Reaktion, erwirkte durch Unterhandlungen mit Rom das kirchliche Begräbnis Heinrichs im Dom zu Palermo neben seinen normännischen Vorgängern und durch Anerkennung päpstlicher Lehnshoheit die Krönung des jungen Roger Friedrich. Die treuen Deutschen, welche ihres Gemahls besten Rückhalt gegen die aufsätzigen Sizilianer gebildet hatten, mußten aus dem Lande weichen. In Tuscien einten sich die Städte zu gemeinsamer Abwehr der deutschen Herrschaft; in der Lombardei lebte der alte Haß gegen die nordischen Gewalthaber wieder auf. Italien war in wenig Wochen für Deutschland verloren.

Es war nicht das erste Mal, daß eine solche Katastrophe die deutsche Herrschaft im Süden der Alpen jählings zertrümmerte; nur sollte sie sich dieses Mal nicht mehr erholen. Denn zu derselben Zeit, wo sie durch das Zusammenwirken aller Deutschland feindlichen Mächte hereinbrach, Deutschland selbst aber in einen langjährigen Thronstreit und Bürgerkrieg verfiel, wurde an die Spitze der Kirche der Mann berufen, welcher die der Vollendung nahe kaiserliche Weltherrschaft für alle Zeiten unmöglich zu machen und das Ideal der päpstlichen Weltherrschaft zu verwirklichen entschlossen und befähigt war, indem er die Kirche in ihrem politischen Wirken so organisierte, daß sie den Entscheidungskampf mit dem Kaisertum unter den denkbar günstigsten Verhältnissen aufnehmen konnte.

Deutschland wurde durch Heinrichs VI. Tod schwer getroffen: all die selbstsüchtigen kleinen Mächte, die des strengen Herrschers kräftige Hand niedergehalten hatte, eilten die wiedergewonnene Freiheit nach Möglichkeit auszunutzen. Mit dem Kaiser seien Recht und Frieden gestorben, so wurde bald geklagt. Böhmen und Österreich, Flandern, Hennegau und Brabant zerrissen wüste Fehden. Bei solcher Bedrängnis von innen und außen ein Kind auf den Thron zu setzen und den unberechenbaren Wechselfällen einer vormundschaftlichen Regierung Thür und Thor zu öffnen, hätte nichts anderes geheißen, als mit sehenden Augen in das Verderben rennen. Daß Philipp von Schwaben dennoch an des kaiserlichen Bruders Bestimmungen festhalten, den jungen Friedrich folgen lassen und höchstens als Vormund die Regentschaft übernehmen wollte, entsprach dem streng rechtlichen Sinn des edlen Fürsten, aber nicht der kritischen Lage von Haus und Reich. Zu spät erst überzeugte er sich von der Undurchführbarkeit seines Vorhabens und sah ein, daß seinem Geschlecht die Krone nur erhalten werden könnte, wenn sie einem Gliede übertragen würde, das Rechte und Pflichten des Königs selbst wahrzunehmen befähigt war. Dann schlossen sich jetzt die alten Widersacher des Herrscherhauses, welche die Bedrohung ihrer Selbstherrlichkeit durch Heinrichs VI. Erblichkeitspläne noch nicht vergessen hatten und solche Gefahren für alle Zeiten vermieden zu sehen wünschten, zusammen, um die Staufer von dem Throne zu verdrängen. Richard

von England hatte dabei die Hand im Spiele: die Erzbischöfe Adolf von Köln und Johann von Trier (1190—1212) sowie der Herzog von Lothringen waren die Leiter der Aktion. In Andernach kam man zuerst zusammen. Natürlich dachte man sofort an ein welfisches Gegenkönigtum, aber von des Löwen Söhnen war der erstgeborene, Heinrich, mit dem Kreuzheer im Orient, vielleicht auch durch seine nahe Verschwägerung mit dem staufischen Hause und die Rücksicht auf die Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft nicht geneigt, sich zu einer solchen Rolle gebrauchen zu lassen; Otto war in England, Wilhelm zu jung: aus Mangel an einem geeigneten Kandidaten kam es zu Andernach nicht zu zu dem geplanten Gegenkönigtum. Auch wartete man auf ein thätiges Eingreifen Richards von England. Aber Schwaben, Österreich, Bayern, Franken, Kärnten, ja, sogar Sachsen nahmen an diesen Intriguen nicht teil, sondern hielten zu Philipp und würden ihm willig gefolgt sein, wenn er nach der Krone gegriffen hätte. Auf Tagen zu Erfurt und Arnstadt bestellten ihn die sächsischen Großen einmütig zum Reichsverweser. Doch drang bald die Überzeugung durch, daß eine solche Maßregel die Lage nur verschlimmerte. Am 8. März 1198 erhob die staufische Partei auf Grund neuer Beratungen in Mühlhausen den Schwabenherzog zum König. Nun thaten auch die Gegner den Schritt, den sie bisher abwartend gemieden hatten. Drei Monate später, am 9. Juni, wählten sie unter Leitung Adolfs von Köln den Welfen Otto zum König und ließen ihn am 12. Juli in Aachen krönen, einen sechzehnjährigen Jüngling, in des Vaters Verbannung geboren, in der Fremde erwachsen, den Liebling Richard Löwenherzs, der ihn zum Grafen von York gemacht und ihm die schottische Krone zuzuwenden gedacht, dann zum Grafen von Poitou erhoben hatte, halb Engländer, halb Franzose und in den endlosen Fehden seiner Adoptivheimat verwildert, leidenschaftlichen und heftigen Wesens, Deutschland fremd und ohne Verständnis und Interesse für seine Angelegenheiten, nach alledem freilich sehr geeignet in der Hand des ehrgeizigen Adolf von Köln ein Werkzeug zu sein zur Steigerung der reichsfürstlichen Selbstherrlichkeit und zur Wahrung des päpstlichen Einflusses und zur Hebung der Macht des Auslandes auf Kosten des deutschen Königtums.

Ein Jahrzehnt des Bürgerkrieges begann, von dessen unheilvollem Einfluß sich das mittelalterliche Deutschland eigentlich niemals ganz erholt hat. Der Stern des deutschen Königtums, seit Friedrichs I. Zeiten so hell strahlend, begann zu erbleichen, um den ehemaligen Glanz nie wieder zu erlangen. Statt seiner erhob sich, die Welt mit seinem blendenden Licht erfüllend, das helle Gestirn des weltbeherrschenden Papsttums. Während Deutschland dem Doppelkönigtum entgegentrieb, vollendete sich die monarchische Zentralisation der Kirche unter dem größten Herrschergeist, der den Stuhl St. Peters inne gehabt hat. In den ersten Tagen des Jahres 1198 starb der greise Cölestin III.; am 9. Januar wurde der erst 37 Jahre alte Kardinal Lothar von Segni einstimmig zum Nachfolger gewählt, ein Mann im Vollbesitze der theologischen und kanonistischen Gelehrsamkeit seiner Zeit, die er sich in Rom, Paris und Bo-



logna erworben, seit sieben Jahren dem heiligen Kollegium angehörig, in dem er gerade in der letzten Zeit als der entschiedenste Träger, vielleicht der Urheber der päpstlichen Rekuperationspolitik eine hervorragende Rolle gespielt hatte, zum Herrscher geboren wie wenig Menschen, mehr als durch die imposante Würde seiner Erscheinung durch die Klarheit des Blickes, die überlegene Sicherheit in der Beurteilung von Menschen und Dingen und in der Erkenntnis der zu dem vorgesteckten Ziele führenden Wege, das ihn gleichsam über sich selbst erhebende Bewußtsein seiner Würde und der um ihretwillen ihm zustehenden Ansprüche, bei allem ihn erfüllenden Thatendrang infolge seiner vollendeten Kenntnis der Geschäfte gewohnt den gegebenen Verhältnissen Rechnung zu tragen und ihnen nichts Unmögliches abringen zu wollen. Die Ideale der hierarchischen Partei standen klar und scharf umrissen vor seinem Geiste, der den höchsten Flug zu nehmen gewohnt war, und die Gunst der Zeit ermöglichte sie nahezu vollständig zu verwirklichen. Die letzten Konsequenzen aus dem pseudoisidorischen System wurden jetzt gezogen: die Herrschaft der Kirche über den Staat wurde durchgeführt mit einer Einheit und Folgerichtigkeit, die jeden Widerstand als Auflehnung gegen die von Gott gewollte Ordnung erscheinen ließen. Als Stellvertreter Gottes auf Erden beanspruchte und gewann Innocenz III. (1198—1216) den Vollbesitz der weltlichen Gewalt; das Kaisertum büßte, bestand die von ihm vertretene Ordnung dauernd, jedes eigene Recht ein, hörte auf eine dem Papsttum auch nur nebengeordnete Autorität zu sein und trat wie die nationalen Staaten in ein anerkanntes Abhängigkeitsverhältnis zu der römischen Kirche. Hatte das Kaisertum einst den Rang einer Schutzmacht den nationalen Staaten gegenüber beansprucht und zur Zeit Heinrichs III. sowohl wie Heinrichs VI. in weitem Umfange zur Anerkennung gebracht, so trat nun das Papsttum an seine Stelle. Im Osten beugte Innocenz III. Ungarn und Siebenbürgen, im Westen Aragonien und Portugal der Hoheit des heiligen Petrus; England machte er zu einem päpstlichen Lehen. Den weltlichen Rückhalt dafür bildete die Herrschaft über den erweiterten Kirchenstaat und die Einigung des vom Kaisertum emanzipierten Italien unter der päpstlichen Hegemonie. Nach der rechtlichen Begründung solcher Ansprüche wurde nicht gefragt: dieselben erstreckten sich auf Territorien, die Rom niemals gehört hatten, und fanden durch Urkundenfälschung oder durch Interpolation eine scheinbar unwiderlegliche Begründung. Aber wenn es Innocenz III. auch gelang, die kaiserliche Herrschaft in Italien zu vernichten, sie ihrem ganzen ehemaligen Umfange nach an den heiligen Petrus zu bringen gelang ihm doch nicht, obgleich die päpstliche Lehnshoheit über das sizilische Reich wieder zur Anerkennung gebracht war und nach dem Tode der Kaiserin Konstanze durch die Vormundschaft über den jungen Friedrich II. die Zukunft des staufischen Hauses ganz in die Gewalt des Papstes gegeben schien.

Inzwischen zog der Thronstreit in Deutschland immer weitere Kreise; dennoch beobachtete Innocenz III. mehrere Jahre eine zuwartende Haltung, und erst 1201 erkannte er den Welfen an, dessen Sieg für ihn von Wichtigkeit

wurde wegen der Verflechtung des staufisch-welfischen Kampfes mit dem neuen Streit zwischen England und Frankreich und mit dem Konflikt zwischen der Kurie und Johann von England. Aber eben diese Verzweigung des Kampfes und die Teilung der Interessen bei den Gegnern leistete der Sache Philipps Vorschub, da man in Deutschland immer mehr zu der Einsicht kam, daß man für fremden Vorteil ausgebeutet, die eigene Wohlfahrt schwer geschädigt werde. Auch besaß Otto IV. nicht die Eigenschaften, die ihm hätten Sympathieen erwecken und zu Opfern für ihn hätten begeistern können, während die maßvolle, ritterliche und versöhnliche Haltung Philipps auch die Gegner entwaffnete und gewann. So lichteten sich allmählich die Reihen der um Adolf von Köln gesammelten Partei: selbst Ottos Bruder Heinrich, der dem Schwiegervater in der rheinischen Pfalzgrafschaft gefolgt war, ließ das welfische Gegenkönigtum im Stich, und als Philipp gar Köln erobert hatte, da beharrten nur noch die sächsischen Anhänger Ottos im Widerstand, und aufatmend begrüßten alle Vaterlandsfreunde das nahe Ende des Bürgerkrieges, allen voran Herr Walter von der Vogelweide, der in seinen Liedern und Sprüchen Philipp als den nun allgemein anerkannten rechtmäßigen König feierte. Auch Innocenz III. paßte sich klug der veränderten Lage an: Verhandlungen wurden angeknüpft und führten zu einer Verständigung auch über die zwischen Reich und Kirche streitigen Gebiete in Mittelitalien. Die Kirche sollte das ihr nicht Zustehende herausgeben, eine Tochter Philipps aber dem Neffen des Papstes vermählt werden und dieser Tuscien als Reichslehen erhalten; selbst die Kaiserkrone stellte Innocenz Philipp nun in Aussicht. Wetteifernd rüstete man zum letzten Feldzug gegen die Reste der welfischen Partei; schon glaubten die lombardischen Städte zur Verteidigung ihrer Freiheit gegen die erneute staufische Macht wieder rüsten zu müssen, als die Schreckenskunde von Philipps plötzlichem blutigen Ende durch das Reich flog und alles mit Jammer und Sorge erfüllte. Während des Aufenthaltes in Bamberg, wo er die Hochzeit seiner Nichte Beatrix, der Tochter Ottos von Burgund (S. 503) mit Herzog Albert von Meran ausrichtete, war der König am 21. Juni 1208 durch den bayrischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem er früher die Hand seiner nun dem Neffen des Papstes verlobten Tochter verweigert und dessen Werbung um eine Tochter Heinrichs von Schlesien er durch eine vertrauliche Mitteilung von seinem wilden und zügellosen Wesen durchkreuzt hatte, aus Privatrache in dem bischöflichen Palaste meuchlings erschlagen.

Trostlosigkeit und Verzweiflung herrschten: allgemein fürchtete man den kaum beendeten Bürgerkrieg erneut und die eben aufleuchtende Hoffnung auf bessere Zeiten vernichtet zu sehen. Schien doch der staufischen Partei nichts übrig zu bleiben, als das Thronrecht des jungen Friedrich von Sizilien, der eben mündig geworden war, aufleben zu lassen. Das aber hatte unvermeidlich die erneute Feindschaft der römischen Kurie zur Folge, da Innocenz III. die Vereinigung der deutschen und der sizilischen Krone auf einem Haupte um jeden Preis verhindern mußte. So vollzog sich denn eine überraschende

Wendung: auf Anregung des vaterlandsliebenden Erzbischofs Albrecht von Magdeburg (1205—32) reichten sich über dem offenen Grabe des edlen Philipp, der so noch im Tode für Deutschland ein Segen wurde, die Gegner die Hände zum Frieden und Bündnis. Die Anhänger des staufischen Königtums erkannten den eben aus der Macht verdrängten Otto von Braunschweig als Oberhaupt des Reiches an, und er trat vorbehaltlos in die Weiterführung der Politik des Ermordeten ein. In seiner Person wurde der Zwiespalt ausgeglichen, der das Reich bisher zerrissen hatte, und das von Philipp glücklich geförderte Werk des Friedens in dem Augenblicke vollendet, wo man es vernichtet zu sehen gefürchtet hatte.

Eben noch an der Schwelle eines neuen Bürgerkrieges, atmete Deutschland wie erlöst auf und scharte sich in lange nicht gekannter Einmütigkeit um König Otto IV., und ergriffen von der Größe des Momentes und fortgerissen von dem allgemeinen nationalen Aufschwung entwickelte dieser Eigenschaften, die man bisher kaum in ihm vermutet hatte, und zeigte sich des Vertrauens würdig, mit dem Volk und Fürsten ihn ehrten. Am 11. November 1208 in herkömmlicher Weihe zum König gewählt, ließ er sich nicht bloß die Verfolgung des Mörders angelegen sein, sondern sorgte auch für die Hinterbliebenen Philipps; durch die Verlobung mit dessen Tochter Beatrix besiegelte er die Versöhnung der Parteien und stellte eine neue enge verwandtschaftliche Verbindung zwischen den Häusern der Staufer und Welfen in Aussicht. Nun gaben auch die wenigen Fürsten, die sich der Einigung nicht sofort angeschlossen hatten, ihre zuwartende Haltung auf, und Pfingsten 1209 sah Otto sie alle zu einem glänzenden Reichstag in Würzburg um sich vereinigt. Wohl aber erweckte diese Wendung der deutschen Dinge bei der römischen Kurie ein gewisses Mißtrauen. Innocenz III. befürchtete, die Herstellung eines lange nicht gekannten inneren Friedens könnte den Blick der Deutschen wieder nach Italien lenken, um die großen Traditionen der staufischen Politik auch dort wieder aufzunehmen. Er verlangte von Otto IV. die ausdrückliche Anerkennung einmal der nach Heinrichs VI. Tod vollzogenen Rekuperationen, also der beträchtlichen territorialen Erweiterung der päpstlichen Herrschaft, dann der Lehensabhängigkeit Siziliens von dem päpstlichen Stuhle, die einem Verzicht auf alle Rechte des Reiches darauf gleich kam. Aber das genügte Innocenz noch nicht: seine Legaten übermittelten Otto noch andere, unbequemere Forderungen, nämlich außer der Aufgabe des Spolienrechtes, wodurch eine alte Beschwerde der Kirche abgestellt würde, auch den Verzicht auf die ihm nach dem Wormser Konkordat bei den Bischofswahlen zustehenden Rechte. Otto IV. sollte also gewissermaßen zum Pfaffenkönig gestempelt werden und, obgleich einmütig erwählt und allgemein anerkannt, ähnlich wie Lothar und Konrad III. bei ihrer Erhebung gestellt werden. Gewiß wird sich Otto zunächst solcher Zugeständnisse geweigert haben; in nicht mißverständlicher Weise erinnerten alsbald die päpstlichen Legaten daran, daß nach dem früher in durchaus rechtsverbindlicher Form vollzogenen Wahlakt der junge Friedrich von Sizilien zweifellose Rechte auf die deutsche

Krone besitze, und ließen durchblicken, daß man sich desselben nötigenfalls anzunehmen veranlaßt sein könnte. Otto wurde also mit einem staufischen Gegenkönigtum bedroht, falls er den von Rom geforderten Preis nicht zahlen, d. h. den geforderten Verzicht nicht leisten wollte. Die rücksichtslose Selbstsucht der päpstlichen Politik konnte sich kaum offener bethätigen als in diesem perfiden Zuge, bei dem die bisher behauptete Unvereinbarkeit der Kronen von Sizilien und Deutschland mit einemmale vergessen war. Doch mußte Otto vorläufig nachgeben: im März 1209 kam in Speier der Vertrag zum Abschluß, der die päpstlichen Ansprüche befriedigte, Investitur und Treueid der Bischöfe zu einer wesenlosen Form machte und die deutschen Kirchenfürsten der Verfügung des Reiches in den wichtigsten Dingen entzog, um sie um so strenger in das hierarchische Belieben des Papstes zu geben. Die Frage war nur, ob gegenüber dem starken nationalen Zug, der die deutsche Entwickelung erfüllte, Otto IV. im stande sein würde, die ihm aufgezwungenen Schranken zu beobachten und nicht vielmehr ähnlich wie sein Ahn Lothar durch die zwingende Logik der Thatsachen genötigt werden würde, auch in diesem Punkte das Erbe der staufischen Politik anzutreten.

Nachdem er sich Ende Mai 1209, nach Eingang des nötigen päpstlichen Dispenses zu der der Kurie höchst erwünschten Ehe, mit Beatrix feierlich verlobt hatte, zog er nach Italien und empfing trotz der Feindseligkeiten der Römer am 4. Oktober aus der Hand Innocenz' III. die kaiserliche Krone. Als er dann aber die Angelegenheiten Mittelitaliens zu ordnen suchte, auch in den zwischen Kirche und Reich streitigen Punkten redlich um friedliche Verständigung bemüht, mußte er den Ansprüchen der Kurie doch mehrfach entgegentreten und daran erinnern, daß er nicht bloß die Kirche, sondern auch das Reich in Rechten und Gütern zu schützen verpflichtet sei. Bald sah er sich selbst bedroht. Denn während Innocenz III. mit ihm unterhandelte, um Friedrich von Sizilien für sein Anrecht auf einen Teil des staufischen Hausgutes, das der Kaiser seit der Verlobung mit Beatrix in seine Verwaltung genommen hatte, eine Entschädigung auszuwirken, hatte dieser in Schwaben geheime Verbindungen angeknüpft. Die Einzelheiten sind uns natürlich verborgen: doch scheint Otto den Eindruck gewonnen zu haben, daß Friedrich sein Recht auf die deutsche Krone, das der Papst in Speier so augenfällig in Erinnerung gebracht hatte, von dort aus gegen ihn geltend machen wollte. Das erklärt die jähe Wendung, die in seiner bisher so friedfertigen und versöhnlichen Politik eintrat, indem er, den Angriff für die beste Verteidigung haltend, jetzt die Reichsrechte auf Unteritalien geltend machte und so den Bruch mit der Kurie unmittelbar herbeiführte. Seit der Kaiserkrönung war ihm wohl klar geworden, daß sein Verhältnis zum Papsttum ungesund und unhaltbar sei. Indem er Diepold von Acerra, den bewährten, den Italienern aber besonders verhaßten Gehilfen Heinrichs VI. in Bewältigung Unteritaliens, zum Herzog von Spoleto und Großkapitän von Apulien und der Terra di Lavoro ernannte, behandelte er diese Gebiete kurzweg als Reichslande und sagte sich von dem Vertrage los, durch den er



die Lehnshoheit des heiligen Petrus für sie anerkannt hatte. 1210 ließ er die Seinen in dem tuscischen Patrimonium streifen und brach selbst in Apulien ein, wo er von vielen freudig aufgenommen wurde. Die Mönche von Monte Casino, die Städte Kapua, Aquino, Aversa, ja sogar Neapel und Sorrent schlossen sich ihm an: es scheint, man hoffte durch den Welfen von der immer noch als Fremdherrschaft empfundenen Herrschaft des Staufers befreit zu werden. Dieser geriet in harte Bedrängnis: als Preis des Friedens bot er den Verzicht auf das staufische Erbe in Deutschland, wollte Geld zahlen, ja, dachte, als Otto



Siegel von Otto IV.

Der Kaiser auf einem Throne mit sehr niedriger perlenbesetzter Lehne. An der Krone kurze Bänder. In der Rechten das Scepter mit doppeltem Kreuz, in der Linken den Reichsapfel. Das Obergewand wird auf der Brust durch eine große Agraffe gehalten. Neben dem Kopfe Sonne und Mond. Umschrift: † DEI GRATIA OTTO ROMANORVM IMPERATOR ET SEMPER AVGVST. (Nach Hefner und einem Abdruck im Brit. Mus. zu London.)

dennoch weiter vordrang, bereits an Flucht nach der afrikanischen Küste. Da trat der Papst mit der ganzen Wucht seiner Autorität für ihn ein: am 18. November sprach er gegen Otto den Bann aus.

Fast gewaltiger noch als einst die Bannung Heinrichs IV. durch Gregor VII. wirkte diese Maßregel Innocenz' III. Alle die zahlreichen Gegner der wieder erstarkenden kaiserlichen Macht in Italien erhoben sich: in der Lombardei sammelten sie sich um Cremona und den Markgrafen von Este, während Mai-

land, mit diesen verfeindet, Otto noch treu blieb. Die Städte und die Großen des dem Reiche eben zurückgewonnenen Mittelitalien folgten dem lombardischen Beispiele. Besonders aber erfolgte in Deutschland ein fast allgemeiner Abfall, denn mit den Mahnungen des Papstes verbanden sich dort die Werbungen Philipps II. von Frankreich, der Otto als Verbündeten Englands mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgte und durch seinen Sturz freie Bahn zur Vergrößerung Frankreichs in den deutsch-flandrischen Grenzlanden und auf Kosten Johanns von England zu gewinnen hoffte. Eifrig betrieb er die Aufstellung eines Gegenkönigs und empfahl dazu natürlich in erster Linie Friedrich von Sizilien. Von seiten des Papstes erfolgte kein Widerspruch, obgleich doch die Gefahr einer Union der sizilischen und der deutschen Krone erneut wurde. Wie hätte Innocenz III. auch die Erhebung des Jünglings bekämpfen können, dessen Thronrecht er selbst früher anerkannt und als Waffe gegen Otto IV. gebraucht hatte? Friedrichs Jugend und Lehnsabhängigkeit mochten Innocenz zudem mit der Zuversicht erfüllen, daß dieser ein gefügiges Werkzeug in seiner Hand sein würde. So brachten päpstliche und französische Intriguen die Sache in Gang: in Gemeinschaft mit Hermann von Thüringen und Herzog Ottokar von Böhmen trat Erzbischof Siegfried II. von Mainz (1200—30) an die Spitze der Bewegung. Im September 1211 kamen sie mit den Herzögen von Bayern und Österreich in Nürnberg zusammen: im Hinblick auf den Eid, den sie ihm geleistet hatten, schickten sie an Friedrich geheime Botschaft, er möge nach Deutschland kommen und sich zum König wählen lassen.

Auf die Kunde hiervon eilte Otto, der auch 1211 in Unteritalien glücklich gefochten hatte, nach Deutschland zurück. Mit seltener Einmütigkeit ergriff die öffentliche Meinung des rechtmäßigen Königs Partei, machte seine Sache voll frohen Kampfesmutes zu der ihrigen und war bereit, alles an die Verteidigung der nationalen Selbständigkeit und Ehre zu setzen, die Frankreich und die römische Kurie ihren selbstsüchtigen Bestrebungen opferten. Noch niemals hatte sich die populare Abneigung gegen Rom mit solchem Nachdruck geäußert wie jetzt: allen voran war es der streitbare Walter von der Vogelweide, der in kraftvollen Sprüchen voll patriotischen Zornes und schneidender Satire die Selbstsucht des Papstes, die Sophistik seiner Erlasse und die Geldgier seiner Sendlinge an den Pranger stellte und dem deutschen Volke den tiefinnerlichen Gegensatz seiner Vaterlandsliebe und Treue zu der Verlogenheit und Untreue der Welschen und der Pfaffen zum Bewußtsein brachte. Auch die Mehrzahl der deutschen Fürsten riß diese mächtige nationale Strömung mit sich fort. Wiederholt erschienen sie im Frühjahr 1212 am Hofe Ottos und leisteten ihm Heeresfolge, als er gegen Hermann von Thüringen, den Hauptträger des drohenden staufischen Gegenkönigtums, zu Felde zog, so daß die Aussichten für den auf dem Wege nach Deutschland befindlichen sizilischen König sich recht trübe gestalteten. Da raffte am 17. August 1212 der Tod Ottos junge Gemahlin Beatrix dahin und zerriß das Band, das die Anhänger der Staufer vornehmlich an Otto geknüpft hatte: ihnen erschien der Kaiser

nun nicht mehr als der berechtigte Vertreter der staufischen Interessen, sie sahen in ihm wieder nur den Welfen, und so gewann in ihren Augen der junge Friedrich das bessere, das alleinige Recht. Daß er nun gerade damals in Deutschland erschien, beschleunigte und vollendete den durch jenen Todesfall eingeleiteten Umschwung: in einem Abfall, wie selbst der gebannte Heinrich IV. ihn nicht zu erleben gehabt hatte, sagte sich alles von Otto los und ging zu dem vom Papst geschützten und empfohlenen Enkel des großen Friedrich über.

Im Frühjahr 1212 hatte dieser mit geringem Gefolge den gewagten Zug nach dem Norden angetreten. Ein siebzehnjähriger Jüngling, aber südländisch frühreif, aus politischen Rücksichten der zehn Jahre älteren Konstanze von Aragonien verheiratet, hatte er seit drei Jahren die Regierung seines Erbreiches in die Hand genommen, ohne sonderliches Glück, mit mancherlei Schwierigkeiten ringend und namentlich durch die Aufstandsgelüste der sizilischen Barone gefährdet. Seine Lage daheim ließ die Aufnahme seiner Ansprüche auf die deutsche Krone zum mindesten gewagt erscheinen: aber der hochfliegende Ehrgeiz des Jünglings setzte sich über Bedenken und Gefahren in dem Glauben an seinen Stern getrost hinweg. Galt es doch den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, wo die Kurie ihm dazu half, die beiden Kronen wiederum zusammenzubringen, auf deren sonst stets bekämpfter Vereinigung die der Welt gebietende Macht seines Vaters beruht hatte. Nachdem er seine aragonische Gemahlin zur Regentin ernannt und seinem kleinen Sohne Heinrich durch die Krönung die Nachfolge gesichert hatte, ging er von Messina nach Rom, wo es seinen glatten Worten gelang, Innocenz' III. Bedenken gegen die Union der beiden Reiche zu beschwichtigen, segelte nach Genua hinüber, entging auf dem Ritt durch Oberitalien glücklich den Nachstellungen der Lombarden und kam über den Splügen nach der Schweiz, von wo er den Rhein hinab nach Oberdeutschland zog. Mit jedem Schritt vorwärts wuchs sein Anhang: freudig strömten ihm die alten Anhänger seines Hauses zu, die seit Beatrix' Tod jeder Pflicht gegen den gebannten Welfen überhoben zu sein glaubten. Süd- und Mitteldeutschland befand sich in seiner Gewalt, als er am 1. Dezember 1212 in Aachen zum König gewählt und am 9. in Mainz gekrönt wurde. Freilich leistete Otto IV. ihm verblendet beinahe noch Vorschub: während es galt, alle Kräfte zu schneller Erdrückung des Gegenkönigs zu konzentrieren, glaubte er des Erfolges sicher zu sein, sobald er den Staufer der auswärtigen Helfer beraubt und namentlich den mächtigsten, Philipp II. von Frankreich, unschädlich gemacht hätte. Deshalb mischte er sich in den Krieg ein, der zwischen diesem und König Johann von England entbrannt war und das Reich in dem Besitz der nordwestlichen Grenzlande gefährdete. Aber nicht bloß diese gingen dem Reiche durch die schwere Niederlage verloren, die Otto und Johann am 27. Juli 1214 bei Bouvines erlitten, sie brachte Otto auch um seine Krone. Die Gewalt im Reiche ging thatsächlich an den Gegenkönig über, dem alle Mittel recht waren, um seine wenigen Gegner vollends zu entmutigen oder zu gewinnen. Auch Rechte und Güter des Reiches sparte er nicht, sondern zahlte jeden

Preis, der ihm für Gewährung der begehrten Beihilfe abverlangt wurde. Am 12. Juni 1213 überließ Friedrich der Kirche urkundlich in Italien alles zu eigen, was sie seit Heinrichs VI. Tod als ihr gehörig beansprucht hatte, zu dem eigentlichen Patrimonium das mathildische Gut, Ancona und Spoleto, das Exarchat, die Pentapolis und dann die italischen Inseln, und gelobte, sie in diesem Besitz mit allen Mitteln schützen, auch diese Verbriefung dereinst bei der Kaiserkrönung zu wiederholen. Ein Staufer gab preis, wofür Vater



Siegel Friedrichs II.

Der König auf einem Throne mit gedrehten Säulen, die oben Lilien tragen, Rücklehne und Sitz von Gitterwerk, mit Borten verziert. Das faltenreiche Oberkleid hat einen perlenbesetzten Saum. Auf dem Haupte Laubkrone mit Perlengehängen; in der Rechten ein belaubtes Kreuzscepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Um das Bildnis Perlenkreise. Umschrift: † FRIDERICVS DEI GRA ROMANOR. REX SEMP. AVGVSTV. im Felde die Fortsetzung ET REX-SICILIE. (Nach Heffner und einem Abdruck im Brit. Mus. zu London.)

und Großvater ihre ganze Herrscherkraft und Herrscherkunst eingesetzt hatten und erneuerte und befestigte den Kirchenstaat in einem Umfange und mit einer Macht, welche die Verwirklichung seiner noch klug verborgen gehaltenen echt staufischen Entwürfe zum voraus unmöglich machten. Deutschnationale Gesichtspunkte waren ihm ganz fremd: erkaufte er doch die Freundschaft Waldemars II. von Dänemark durch die Abtretung der nordalbingischen Grenzmark, die Heinrich der Löwe in schweren Kämpfen Deutschland gewonnen hatte.

Otto IV. war völlig vereinsamt. Von der Begeisterung, mit der man sich anfangs für ihn erhoben, dem kampffrohen Eifer, mit dem man den Papst und sein Werkzeug aus Deutschland zu verdrängen gedacht hatte, war keine Spur mehr vorhanden. Er hatte es nicht verstanden, die sich ihm anbietenden nationalen Kräfte zu organisieren und zu planvollem Handeln zu leiten: er hatte sich der Größe des Augenblickes nicht gewachsen gezeigt. Die unerwartete Kläglichkeit seines Ausganges ließ den Erfolg des triumphierenden Papsttums, das also wirklich über Kronen verfügte und Könige ein- und absetzte, doppelt großartig und glänzend erscheinen. Wie früher Johann von England, so hatte nun der Kaiser, der über allen Fürsten zu stehen behauptete, seine Auflehnung gegen des Gebot des Statthalters Gottes auf Erden mit ruhmloser Niederlage und jäher Entthronung gebüßt. Otto zog sich, bald vergessen, in seine braunschweigischen Erblande zurück. Auch Deutschland erschien nun als eine Provinz des kirchlichen Weltreiches, dem der römische Bischof als der Träger der unmittelbar von Gott stammenden höchsten Gewalt auf Erden mit unumschränkter Herrschermacht vorgeordnet war. Selbst Heinrich VI. war durch Innocenz III. in den Schatten gestellt: seit zehn Jahren gebot infolge des flandrisch-französischen Kreuzzuges Rom auch in Byzanz, von ihm hofften die Christen des Morgenlandes Erlösung aus der Herrschaft der Ungläubigen, in seinem Auftrage wurde das ferne Preußen, wurde in Livland mit dem Christentum zugleich die Herrschaft Roms gepflanzt, während durch die neu entstandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner das innerkirchliche Leben eine gewaltige Steigerung erfuhr und immer mächtiger auf die große Masse des gläubig erweckten Volkes einwirkte. Die Jünger des Spaniers Domingo de Guzman widmeten sich bald vorzugsweise der Sorge für die Erhaltung der Einheit und Reinheit des Glaubens und fanden für ihren Eifer gegen jede Art von Häresie namentlich im südlichen Frankreich ein fruchtbares Feld, aus dem allmählich die planvolle Organisation der Inquisition hervorwuchs, während die tiefinnerliche Frömmigkeit des Franz von Assisi und seiner frommen Frieden und gottselige Eintracht des Lebens erstrebenden Genossen bald an der päpstlichen Herrschaft Anstoß nahm, welche die Kirche im Widerspruch mit ihrem eigentlichen Beruf in weltliche Händel und unkirchliche Verirrungen hineinzog.

Innocenz III. aber glaubte damals, wo sich in Deutschland alles so plötzlich zu gunsten des staufischen Gegenkönigs wandte, am Ziele zu sein. Die letzten Gegner der neuen, auf der päpstlichen Weltherrschaft beruhenden Weltordnung niederzuwerfen, schien es nur noch einer feierlichen, einmütigen Anerkennung und Verkündigung des durch ihn geschaffenen Zustandes zu bedürfen. Dazu schrieb er 1213 für den November 1215 ein allgemeines Konzil aus, obgleich doch ein gewisser Widerspruch darin lag, daß das System des päpstlichen Absolutismus, dem Staat und Kirche gleichmäßig gebeugt werden sollten, an letzter Stelle von der Anerkennung durch die Vertretung der Gesamtkirche abhängig gemacht wurde. Aber auch jetzt fügte sich alles nach Wunsch. Der

Sieg des päpstlichen Gegenkönigs in Deutschland war entschieden, als Friedrich am 25. Juli 1215 inmitten einer glänzenden Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen zu Aachen auf den Thron Karls des Großen erhoben



Franz von Assisi empfängt von Papst Innocenz III. die Erlaubnis der freien Predigt.
Fresko von Giotto di Bondone (1276—1336) in der Oberkirche zu Assisi. (Nach Photographie.)

und nochmals feierlich gekrönt wurde und zum Danke gegen Gott und die Kirche einen Kreuzzug gelobte. Triumphierend konnte Innocenz III. diesen Ausgang des deutschen Thronstreites dem allgemeinen Konzil verkündigen, das sich im November 1215 im Lateran um ihn versammelte, zahlreicher und

glänzender als irgend ein früheres. Siebzig Patriarchen und Erzbischöfe, darunter die von Jerusalem und Konstantinopel, mehr als vierhundert Bischöfe und mehr als die doppelte Anzahl von Äbten und Prioren waren erschienen. Die Könige von Deutschland und von England, von Aragonien und Kastilien, von Ungarn, Cypern und Jerusalem, zahlreiche andere Fürsten und Städte waren durch huldigende Gesandtschaften vertreten. Maßregeln zur Besserung der Kirche und zur Rettung des heiligen Landes wurden erwogen, und willig folgte dabei alles der Leitung Innocenz' III. Gegen die von ihm verfolgte Politik aber wurden doch schon jetzt ernste Bedenken laut: Mailand und die lombardischen Städte traten offen für Otto IV. ein, und unter den Vätern des Konzils fehlte es nicht an solchen, die von dem jungen Staufer, dessen Sieg Innocenz als einen neuen Triumph der Kirche feierte, vielmehr Unheil für diese befürchteten. Natürlich aber drangen solche Meinungen nicht durch: auch in dieser Frage beugte sich die Versammlung der Autorität des Papstes, billigte das von ihm in dem deutschen Thronstreit befolgte Verfahren und verkündete gemeinsam mit ihm dem Erdkreis nochmals Ottos IV. Bannung und Absetzung. Die päpstliche Weltherrschaft war That und Wahrheit geworden.

Drittes Kapitel.

Kaiser Friedrich II. und der Untergang des staufischen Hauses.

1215—1268.

Das Wagnis, das der jugendliche König von Sizilien unternahm, als er sein gärendes Land verließ und mitten durch die feindliche Lombardei nach Deutschland zog, um als Schützling und gleichsam im Namen des Papstes sein Recht auf die deutsche Krone geltend zu machen, hatte durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände und Ottos IV. verblendete Politik einen unerwartet leichten und vollständigen Erfolg gehabt. Wie er als Pfaffenkönig begann und den Fürsten entthronte, dem nach seines Oheims blutigem Tode das deutsche Volk in seltener Einmütigkeit zugejubelt hatte, so kennzeichnete Friedrichs II. Politik von vornherein ein undeutscher Zug, indem er die nationalen Interessen den universalen und zugleich dynastischen unbedenklich nachsetzte: Deutschland kam für ihn nur so weit in Betracht, als es ihm zur Verwirklichung seiner Entwürfe, die im Geiste des Vaters auf eine das Papsttum entwaffnende kaiserliche Weltherrschaft gerichtet waren, zu helfen geeignet schien, und sank dadurch zu einem des eigenen Rechtes entbehrenden Nebenlande seines italienischen Hauptreiches herab.

Widerstand regte sich nirgends mehr, als Friedrich nach der Aachener Krönung auch von dem bisher zu den Welfen haltenden Köln aufgenommen worden war. Otto IV. saß grollend in seinem Erbe, von den Seinen mit dem leeren Königstitel geehrt; er scheint bereits vergessen gewesen zu sein, als er am 10. Mai 1218 auf der Harzburg starb. Nun lieferte sein Bruder, Pfalzgraf Heinrich, die Reichskleinodien an Friedrich aus und leistete ihm die Huldigung. Die letzte Erinnerung an den Thronstreit war damit getilgt. Doch hatte Deutschland davon wenig Gewinn. Denn eben damals vollzog sich, von Friedrich begünstigt, eine Wandelung seiner inneren Verhältnisse, die es mehr und mehr der Vielteilung und Kleinstaaterei entgegentrieb. An eine Dauer des guten Verhältnisses zur römischen Kurie hat Friedrich keinen Augenblick geglaubt; sie war mit seinen Plänen unvereinbar. Gingen diese doch zunächst auf Erneuerung der für das Papsttum unerträglichen Union der deutschen und der sizilischen Krone; immer offener trat er damit hervor: 1216 machte er seinen Sohn, den kleinen König Heinrich, zum Herzog von Schwaben und erhob ihn weiter zum Regenten von Burgund. Gegen die drohende

Einsprache Roms einen Rückhalt zu gewinnen, gewährte er den Bischöfen den Verzicht auf das Spolienrecht und bestätigte den Laienfürsten die Rechte, die sie während des Thronstreites auf Kosten des Königtums sich angemaßt hatten. Freier noch trat er mit seinen Absichten hervor, als ihn der Tod Innocenz' III. am 16. Juli 1216 von jeder Verpflichtung zu lösen schien, jedenfalls für den Fall des Konfliktes von einem genialen Gegner befreite. Denn der neue Papst Honorius III. (1216—27), wenn er auch die Bahnen seines Vorgängers verfolgte, war doch nicht entfernt von dem gleichen Scharfblick und der gleichen zielbewußten Energie: in seiner milden und friedfertigen Gesinnung vertraute er gern den beschwichtigenden und hinhaltenden Reden, mit denen der König seine Besorgnisse zu zerstreuen wußte. Geschickt benutzte Friedrich dabei des Papstes Eifer für die Rettung des heiligen Landes: Honorius hatte bereits König Andreas II. von Ungarn nach dem Orient zu gehen bestimmt und bot nun alles auf, um das Abendland noch einmal zu einem Angriff auf Ägypten zu waffnen, der zunächst Damiette in die Gewalt der Christen bringen sollte. Indem er sich der Kirche in anderen Dingen dienstwillig und ergeben zeigte, namentlich die Freiheiten des Klerus erweiterte und ihr den weltlichen Arm zur Verfolgung der Ketzer lieh, gab er sich mit Erfolg den Anschein, als ob es nur von ihr abhinge, das bei seiner ersten Krönung abgelegte Kreuzzugsgelübde erfüllt und seine ganze Macht in den Dienst von Honorius' III. Lieblingsidee gestellt zu sehen. Alle Schwierigkeiten zu beseitigen, sagte der Papst Friedrich auch noch die Kaiserkrönung zu und vollzog sie am 22. November 1221, ohne dadurch für den Augenblick mehr zu erreichen, als daß der nunmehrige Kaiser das frühere Gelöbnis feierlicher wiederholte.



Bulle von Papst Honorius III.

Links St. Paulus, rechts St. Petrus; als solche durch die Überschriften erklärt. (Ann. arch.)

Um diese Verpflichtung Friedrichs II. zum Kreuzzuge dreht sich während der nächsten Jahre sein gesamtes Verhältnis zu Papst und Kirche, nicht als ob seine Ordnung wirklich davon abgehangen hätte, sondern nur insofern, als der Kaiser durch seinen Kreuzfahrereid — ganz ähnlich wie es einst sein Vater zu Bari gethan hatte (S. 515) — den Papst fürs erste entwaffnete und an einer ernsten Bekämpfung seiner die Kirche bedrohenden Politik hinderte. Den erneuten Mahnungen Honorius' III., der das ruhmreich begonnene Unternehmen von Damiette jämmerlich scheitern sehen mußte, setzte er immer neue Entschuldigungen entgegen. Endlos schleppen sich die immer wieder aufgenommenen Verhandlungen über den endlichen Antritt des Kreuzzuges hin, wiederholte Kongresse führen zu neuen Abkommen, die nachher sämtlich unausgeführt bleiben. Auch als Friedrich, durch den Tod Konstanzens von Aragonien verwitwet, auf Anlaß Hermanns von Salza, des in seinem Rate besonders an-

gesehenen und ihm innig vertrauten Meisters des Deutschen Ordens, sich mit der Tochter Johanns von Brienne vermählte, der damals den Titel eines Königs von Jerusalem führte, um sich ein Anrecht auf die Krone des heiligen Landes zu erwerben, wurde die Ausführung des Unternehmens nicht beschleunigt, so daß Honorius III. endlich ungeduldiger zu drängen anfing und das künst-



Franz von Assisi predigt vor Papst Honorius III.
Fresko von Giotto di Bondone (1276—1336) in der Kirche zu Assisi. (Nach Photographie.)

lich gewobene Netz der kaiserlichen Zögerungspolitik zu zerreißen drohte. So kam es im Juli 1225 in San Germano zu einem Vertrage, durch den Friedrich sich verpflichtete, den Kreuzzug binnen längstens zwei Jahren anzutreten; geschähe es nicht, so sollte er ohne weiteres dem Banne verfallen sein. Aber auch diesem Pakte wußte die überlegene diplomatische Kunst Friedrichs neue Vorteile abzugewinnen, indem er es gewissermaßen als die Pflicht der Kirche

darstellte, ihm zur Beseitigung der Hindernisse zu helfen, welche die Zustände seines Reiches dem Kreuzzuge angeblich entgegenstellten. Dabei handelte es sich nicht bloß um die von ihm betriebene Herstellung einer straff monarchischen, absolutistisch und büreaukratisch zentralisierten Reichsordnung in Sizilien, welche die reichen Mittel des Landes in einer mit der päpstlichen Lehenshoheit füglich nicht vereinbaren Weise bedingungslos zu seiner Verfügung stellte, sondern namentlich um die Unterwerfung der lombardischen Städte. Zu dieser sollte ihm im Interesse des Kreuzzuges die Kirche mit ihrer Autorität helfen. Diese ebenso kühne wie verschlagene Politik, die Honorius' III. frommer Eifer und gütiges Wohlwollen nicht durchschauten, gelang zunächst ganz nach Wunsch. Denn als die lombardischen Städte die ihre Freiheit bedrohenden Forderungen, die Friedrich Ostern 1226 auf einem Reichstage zu Cremona erhob, unter Mailands Leitung mit der Erneuerung des lombardischen Bundes beantworteten, Friedrich aber sie darauf ächtete und den Konstanzer Frieden für verwirkt erklärte, da trat Honorius III. mit aller Entschiedenheit für den Kaiser ein und ließ durch seine Bevollmächtigten die Städte bannen, weil sie durch ihren Ungehorsam den zur Rettung des heiligen Landes eilenden Kaiser aufzuhalten und der gesamten Christenheit schweren Anstoß zu geben drohten. So standen, im Widerspruch mit der Vergangenheit aller Beteiligten, Papst und Kirche als Verbündete den Lombarden gegenüber, und durch die überlegene Diplomatie des Kaisers irregeleitet, bekämpfte die Kirche ihre besten, bewährtesten Bundesgenossinnen, denen sie in mehr als einer schweren Krisis ihre Rettung zu danken gehabt hatte. Die Allianz war durchaus unnatürlich: unter dem Scheine einträchtigen Zusammenwirkens verfolgten beide Teile völlig verschiedene Ziele. Nur die Langmut und Milde Honorius' III. schoben den drohenden Bruch immer wieder hinaus: der Wechsel im Pontifikat machte das widerspruchsvolle Verhältnis sofort unhaltbar.

Die zweijährige Frist, die der Vertrag von San Germano dem Kaiser für den Antritt des Kreuzzuges gewährt hatte, ging ihrem Ende entgegen, als Honorius III. am 18. März 1227 starb. Sein Nachfolger, der trotz hohen Alters jugendlich thatkräftige und zäh ausdauernde Kardinal Ugolino Conti, nahm als Gregor IX. (1227—41) sofort eine veränderte Haltung an, entschlossen alles das, was den Kaiser wirklich an der Erfüllung seines Gelübdes hindern konnte, mit rücksichtsloser Energie aus dem Wege zu räumen, anderseits aber auch keinen Vorwand und keine Ausflucht mehr zu dulden. So zwang er zunächst die lombardischen Städte zur Niederlegung der Waffen. Wirklich sammelte der Kaiser nun das Heer zum Kreuzzug in Brindisi; aus Deutschland und Italien, Frankreich und der Lombardei strömten die Teilnehmer herbei. Anfang September, als sich im Lager bereits eine bedenkliche Krankheit zeigte, schiffte man sich ein. Der Kaiser selbst, der von dem neuen Papste ungewöhnlich strenge Worte zu hören bekam, namentlich auch wegen seines leichtfertigen Wandels, trat am 8. September 1227 gemeinsam mit Landgraf Ludwig II. von Thüringen die Reise an: da ergriff ihn ein

heftiges Fieber und nach einigen Tagen mußte er in Otranto wieder ans Land gehen. Daß die Krankheit nicht, wie die zornig ausbrechenden Gegner behaupteten, bloß vorgegeben war, zeigte doch wohl der Tod des thüringischen Landgrafen; auch sonst spricht alles dafür, daß der Kaiser damals sein Gelübde ernstlich erfüllen wollte: abgesehen von den augenblicklich besonders günstigen und einen leichten Erfolg verheißenden Umständen mußte ihm alles daran liegen, sich die Freiheit des Handelns zurückzugewinnen, die er durch jenen Eid verloren hatte. Gregor IX. bemächtigte sich der dadurch geschaffenen Lage mit einem Eifer, der gegen die Aufrichtigkeit seiner Motive Bedenken erwecken konnte. Er schien froh, einen stichhaltigen Grund zu rücksichtslosem Vorgehen gegen den Kaiser gefunden zu haben, und in dem eidbrüchigen Kreuzfahrer den Erneuerer der für das Papsttum unerträglichen staufischen Herrschaft in Deutschland und Sizilien zu treffen. Am 29. September 1227, unmittelbar nach der Meldung von des Kaisers Ausschiffung in Otranto, ohne weitere Erklärungen abzuwarten und auf die Rechtfertigungsversuche Friedrichs einzugehen, sprach er den Bann gegen ihn aus.

Wenn auch lange nicht so schwer bedrängt, so war die Lage Friedrichs II. nun doch der Heinrichs IV. vor dem Tage von Canossa einigermaßen ähnlich. Auch für ihn galt es dem Papste die Waffe schleunigst zu entwinden, die ihn angeblich nur kirchlich züchtigen sollte, in Wahrheit aber seine ganze politische Stellung schwer bedrohte. Der Bann erlaubte den Lombarden neuen Aufruhr und gab den deutschen Gegnern der staufischen Herrschaft ein Recht sich ihr zu entziehen; er gab der Kurie die erwünschte Möglichkeit, ohne ihre politischen Motive und Ziele einzugestehen, einen Kampf gegen ihn zu beginnen, der alle Errungenschaften der letzten Jahrzehnte in Frage stellte. So schwierig unter solchen Umständen die Ausführung eines Unternehmens war, zu dessen Gelingen die Mitwirkung der Kirche kaum zu entbehren war, so konnte doch allein die Unterwerfung unter den Spruch der höchsten kirchlichen Autorität, also die Erfüllung des Kreuzzugsgelübdes, schnell eine Besserung seiner Lage bewirken, wenn auch nur insofern, als die Kurie, wenn sie ihre Entwürfe durchkreuzt sah, die Maske fallen ließ und mit ihren wahren Absichten hervortrat. Denn daß nicht der Kreuzzug allein in Frage stehe, lehrten die leidenschaftlichen Ergüsse, in denen Gregor IX. der Christenheit den gegen Friedrich geschleuderten Bann bekannt machte und durch Scharen in Italien streifender Bettelmönche verbreiten ließ. Friedrich antwortete demgemäß: im Gegensatz zu dem trügerischen Frieden der letzten Jahre kam nun mit rückhaltsloser Heftigkeit der prinzipielle Gegensatz zum Ausdruck, der zwischen Papsttum und Kaisertum bestand. Offen bezichtigte Friedrich seinen Gegner frevelhafter Tyrannei: den König von England und den Grafen Raimund von Toulouse, den Beschützer der südfranzösischen Waldenser, habe er um Land und Leute gebracht und zu Knechten S. Peters gemacht, nun wolle er allen anderen Fürsten das gleiche Schicksal bereiten. Noch niemals war das weltliche Machtstreben des Papsttums in so unverhüllten Worten vor der gesamten

Christenheit gebrandmarkt worden. Des Bannes achtete Friedrich nicht: er zwang die Geistlichen, wo er erschien, den Kultus nicht einzustellen und in seiner Gegenwart den Gottesdienst zu halten. Auch war die Welt doch nicht blind genug, um sich durch die zornigen Reden des Papstes und seiner Sendlinge über die wahre Natur des päpstlichen Angriffs auf den Kaiser täuschen zu lassen. Weithin nahm man für Friedrich Partei, und dessen Lage gestaltete sich vollends günstig, als Ostern 1228 Gregor IX. durch einen Aufstand der Römer nach Viterbo zu fliehen genötigt wurde. Allgemeine Sympathieen aber mußte es dem Kaiser erwerben, daß er trotz alledem in der Sache, die äußerlich den Anstoß zu dem Konflikt gegeben hatte und ihn im Unrecht erscheinen ließ, sich als gehorsamen Sohn der Kirche zeigte und seine Versäumnis gut zu machen eilte.

Im Juni 1228 trat er die Fahrt nach Palästina an, die Rechte zur Anerkennung zu bringen, die ihm und seinem zweiten Sohn Konrad, bei dessen Geburt Jolanthe von Brienne unlängst gestorben war, auf die Krone von Jerusalem zustanden. Trotz der andauernden Feindschaft der Kirche, die ihn auf Schritt und Tritt zu hindern trachtete und durch die verräterischen Umtriebe namentlich der Tempelherren, die ihn gar in die Hände der Ungläubigen zu bringen versuchten, gelang es ihm, unter Beirat des klugen Hermann von Salza, durch sein ebenso mildes und versöhnliches wie energisches Auftreten alle Schwierigkeiten zu überwinden, mit dem Sultan Alkamel einen Vertrag zu vereinbaren, der die heiligen Orte nebst einer sicheren Straße zur Küste den Christen sicherte, also mehr gewährte, als alle Kreuzzüge der letzten Menschenalter geleistet hatten, und sich dann auf Grund seines Erbrechts in der Heiligengrabeskirche zum König von Jerusalem krönen zu lassen, ohne daß das Eifern, Schmähen und Schelten der Bettelmönche und des fanatisierten palästinischen Klerus ihm Einhalt zu thun vermocht hätte. Vollends auf seine Seite gebracht aber wurde politisch und moralisch der Vorteil, als die Christenheit vernehmen mußte, daß, während er das heilige Land befreite, die päpstlichen Heere unter Führung seines unzuverlässigen Schwiegervaters Johann von Brienne, der nun selbst Ansprüche auf die Krone von Jerusalem erhob, in sein italisches Erbland eingefallen seien. Jeder Zweifel über Charakter und Wert des päpstlichen Einschreitens gegen ihn war damit beseitigt: nur weltliche Motive hatten den Bann veranlaßt, und der Eifer für das heilige Land war nur ein trügerischer Vorwand gewesen.

Aber die Dinge waren doch noch nicht so reif, wie Gregor IX. geglaubt hatte, und so leicht ließen sich die Folgen nicht wieder beseitigen, die Honorius' III. Schwäche für die Stellung des Papsttums dem hochstrebenden Staufer gegenüber gehabt hatte. Heim eilend erschien Friedrich, den Gegner überraschend, in Italien, befreite Apulien von der päpstlichen Invasion und drang in den Kirchenstaat ein. Da entschloß sich Gregor IX. zum Frieden, nicht als ob er auf die Verfolgung seiner zu unrechter Zeit enthüllten Pläne verzichtet hätte, sondern mit dem stillschweigenden Vorbehalt, unter günstigen Umständen darauf

zurückzukommen. Auch dem Kaiser, so wenig er sich über die Unvermeidlichkeit des Entscheidungskampfes mit Rom täuschen konnte, war eine Zeit des Stillstandes zum Sammeln und Organisieren seiner Kräfte genehm. So kam unter Vermittelung Hermanns von Salza und Leopolds von Österreich am 23. Juli 1230 der Friede von San Germano zu stande, der eine Lösung des großen Konflikts natürlich nicht brachte, sondern nur Nebenpunkte erledigte, indem er Friedrich die Lösung vom Bann, Gregor IX. die Bestätigung des Kirchenstaates und der päpstlichen Rechte in Sizilien gewährte. Eine persönliche Begegnung zwischen den beiden Häuptern der Christenheit in Anagni, der allein der hochangesehene und wiederum als Vermittler bewährte Meister des Deutschen Ordens beiwohnte, sollte die alte Feindschaft vollends begraben helfen, während es sich nach Lage der Dinge doch immer nur um einen Stillstand handelte.

Fünf Jahre hat derselbe gedauert, eine Zeit des Glückes und des Glanzes für den Kaiser, welche, wenn auch nicht ganz ohne trübe Zwischenfälle und Vorboten künftigen Unheils, ihm eine Reihe von großen Erfolgen gewährte und die Zuversicht auf künftige Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne steigern konnte. Diese entsprangen der seine ganze Seele erfüllenden Kaiseridee, in deren Gestaltung und Ausbildung Friedrich an Heinrich VI. anknüpfte, dem Vater überlegen an politischer Einsicht, an Klarheit und Konsequenz und namentlich an Gewandtheit und zugleich Entschlossenheit in der Wahl der Mittel. Auch für ihn war das Fundament für den Ausbau der Weltherrschaft die Union Italiens und Deutschlands, so daß ersteres das Hauptland war, von dem aus der den Staufern unterthänige Erdkreis regiert werden sollte. Insbesondere galt es, in seinem sizilischen Erbreich eine Ordnung zu schaffen, welche ihm die uneingeschränkte Verfügung über dessen reiche Mittel, eine absolute Herrschaft sicherte, auf die gestützt er dann erst die Umgestaltung des zersplitterten Deutschen Reiches in gerade entgegengesetzter Richtung anbahnen konnte.

Damals entstand die berühmte Organisation der sizilischen Verwaltung, die in der Blütezeit des mittelalterlichen Lehnswesens das vollendete Musterbild einer büreaukratisch regierten absoluten Monarchie verwirklichte. Friedrich erscheint darin durchaus als Normanne: die Regierungen seines Vaters und seines Gegners Tankred waren für ihn Episoden, die er als nicht gewesen überging, um unmittelbar an den letzten echten nationalen Herrscher, Wilhelm II., anzuknüpfen, unter Beseitigung natürlich der Mißstände, welche durch die Entwickelung gewisser orientalischer Elemente eingetreten waren und vielfach an Harems- und Günstlingswirtschaft gestreift hatten. Diese Ordnung widersprach allem, was die Kirche der Zeit in Bezug auf die staatliche Organisation vorschrieb, und ließ für die von ihr erhobenen Ansprüche keinen Raum. Deshalb mahnte Gregor IX. auch ab und suchte das große Gesetzbuch, das Friedrich 1231 veröffentlichte und nachmals mehrfach ergänzte, als vom kirchlichen Standpunkte aus verwerflich wiederum zu beseitigen. Aber der Kaiser so wenig

wie sein vornehmster Mitarbeiter bei dem großen Werk, Erzbischof Jakob von Kapua, neben dem vermutlich auch der Großjustitiar Peter von Vinea daran beteiligt war, ließen sich durch die päpstliche Einsprache aufhalten, sondern schufen einen strengen Beamtenstaat, der schon dadurch gegen alle mittelalterlichen Anschauungen verstieß, daß er das Amt nicht als Lehen ansah und behandelte, sondern in streng büreaukratischer Organisation die Stufenfolge der Ämter feststellte und innerhalb derselben die Befugnisse jedes einzelnen peinlich genau umgrenzte, auch durch ein nahezu chikanöses System mißtrauischer Kontrolle und polizeilicher Präventivmaßregeln von den Beamten die furchtsamste Pflichterfüllung erzwingen wollte. Dabei fehlte es aber an der nötigen Scheidung zwischen administrativen, militärischen und richterlichen Befugnissen, die vielfach in denselben Personen vereinigt waren, so daß bei aller Ordnung und Pünktlichkeit doch der Zug autokratischer Despotie und willkürlicher Kabinettsregierung vorwaltete und die Quelle schwer empfundener Bedrückungen wurde. An der Spitze der Beamtenhierarchie nämlich stand der Großjustitiar als Präsident des Kollegiums der vier Großhofrichter, dessen Spruch Kompetenzkonflikte, Majestätsverbrechen und Fragen der höheren Lehen unterstanden, sowie die Urteile in letzter Instanz gebührten. Von ihm hingen ab die Beamten der neun Provinzen des Reiches, der Justitiar, der nicht bloß die Rechtsprechung in Kriminalfällen und minder wichtigen Lehnsrechtsfragen sowie die Voruntersuchung gegen die von dem Großhofjustitiar abzuurteilenden Barone zu führen hatte, sondern auch das Heeresaufgebot erließ und die Steuern ausschrieb, und der Kämmerer, der in der Rechtspflege die dem Ortsrichter übergeordnete Instanz bildete und dann das Finanzwesen seiner Provinz zu leiten hatte. Überhaupt wurde die finanzielle Seite der Verwaltung stark betont, so daß dieselbe einen ausgesprochen fiskalischen Charakter erhielt, der von Land und Leuten je länger je schwerer empfunden wurde. Denn reiche Einnahmequellen zu schaffen war Friedrich namentlich bemüht: daher die üppige Ausbildung der staatlichen Handelsmonopole, die für Getreide, Salz, Eisen, Kupfer und rohe Seide galten, der Zolleinrichtungen und der Steuerverfassung. Dazu waren die neun Provinzen in fünf Finanzkreise zusammengefaßt, deren jeder seine eigene Kasse hatte, auf die alle Barzahlungen angewiesen und in die alle Einnahmen abgeführt wurden. Die Leistungsfähigkeit des Landes ist durch diese Organisation auf das äußerste angespannt, aber auch schnell erschöpft



Münzen von Kaiser Friedrich II.
(Nach Seroux d'Agincourt.)

Transskription

zu dem Faksimile der Ketzerordnung Kaiser Friedrichs II., 1232.

Fridericus Dei gratia Romanorum imperator et semper augustus, Jerusalem et Siciliae rex. Dilectis principibus suis, venerabilibus archiepiscopis, episcopis aliisque prelatis ecclesiarum, ducibus, marchionibus, comitibus, baronibus, scultetis, burggraviis, advocatis, judicibus, ministerialibus, officialibus et universis per totum imperium constitutis presentes litteras inspecturis, fidelibus suis gratiam suam et omne bonum. Commissi nobis celitus cura regiminis et imperialis cui dante domino presidemus fastigium dignitatis, materialem quo divisim a sacerdotio fungimur gladium adversus hostes fidei et in exterminium heretice pravitatis exigunt exerendum, ut vipereos perfidie filios contra dominum et ecclesiam insultantes tamquam materni uteri corrosores in judicio et justitia persequamur, maleficos vivere non passuri, per quorum scientiam seductricem mundus inficitur et gregi fidelium per oves has morbidas gravior infligitur corruptela. Statuimus itaque sancientes, ut heretici, quocumque nomine censeantur, ubicumque per imperium ab ecclesia dampnati fuerint et seculari judicio assignati, animadversione debita puniantur. Si qui vero de predictis postquam fuerint deprehensi, territi metu mortis redire voluerint ad fidei unitatem, juxta canonicas sanctiones ad agendam penitentiam in perpetuum carcerem retrudantur. Preterea quicumque heretici reperti fuerint in civitatibus, oppidis seu locis aliis imperii per inquisitores ab apostolica sede datos et alios orthodoxe fidei zelatores, hii qui iurisdictionem ibidem habuerint, ad inquisitorum et aliorum catholicorum virorum insinuationem eos capere teneantur et captos artius custodire, donec per censuram ecclesiasticam condempnatos dampnabili morte perimant, qui fidei et vite sacramenta dampnabunt. Simili quoque pena plecti censemus omnes, quos ad fovendum hereticorum errorem callidi hostis astutia suscitat advocatos et parat illicitos defensores, maxime cum facinus quos inquinat equet, nisi monitione premissa destiterint et eorum vite duxerint consulendum. Eos preterea, qui convicti in uno loco de heresi ad alia loca se transferunt, ut cautius possint effundere virus heretice pravitatis, debitam vindictam subire censemus. Ubi super hoc per viros ab eodem errore conversos ad fidem necnon alios, qui eos de heresi convicerunt, quod in hoc casu licite concedimus faciendum, evidens testimonium habeatur. Item mortis sententie duximus addicendos, si quos hereticorum ad iudicium tractos in extremo vite periculo heresim abiurantes postmodum de falso juramento constiterit et fide mentita convinci ac eos contigerit eiusdem morbi spontaneam incurrere recidivam, ut sibi dampnabilius iniquitas sit mentita et penam debitam mendacium non evadat. Omne insuper proclamationis et appellationis benefitium ab hereticis receptatoribus et fautoribus eorundem penitus amovemus volentes, ut de finibus Alemannie, in quibus semper extitit fida fides, heretice labis genimina modis omnibus deleantur. Ceterum quia quanto maiora divino nutu miserationis accepimus et altiorem locum pre filiis hominum optinemus, tanto devotiora debemus obsequia gratitudinis conferenti. Si quando igitur in nostri maledicos nominis nostri culminis excandescat auctoritas, si lese maiestatis reos in personis eorum et suorum liberorum exheredatione dampnamus, multo dignius iustiusque contra divini blasphematores nominis et catholice detrectatores fidei provocamus eorundem hereticorum receptatorum, fautorum et advocatorum suorum heredes et posteros usque ad secundam progeniem beneficiis cunctis temporalibus, publicis officiis et honoribus imperiali auctoritate privantes, ut in paterni memoria criminis continuo merore tabescant. Vere scientes, quia Deus zelotes est peccata patrum in filios potenter ulciscens, nec id a misericordie finibus duximus excludendum, ut si qui paterne heresis non sequaces latentem patrum perfidiam revelarint, quacumque reatus illorum animadversione plectatur predicte privationi non subiaceat innocentia filiorum. Ad hoc notum fieri volumus universis, prioram et fratres ordinis predicatorum de Prem. pro fidei negotio in partibus Teutonie contra hereticos deputatos, fideles nostros, ceteros quoque qui ad hereticos iudicandos accesserint et convenerint, nisi eorum aliqui ab imperio sint proscripti, eundo, morando et redeundo sub nostra et imperii speciali defensione receptos et quod eis apud omnes sub ope ac recommendatione fidelium imperii esse volumus inoffensos, universitati vestre mandantes, quatinus quocumque et apud quemcumque vestrum pervenerint, benigne recipietis eosdem et personas eorum ab incursu hereticorum eis insidiantium conservantes indempnes, omne consilium, ducatum et auxilium impendatis pro tam acceptis eorum domino negociis exequendi, hereticos vero, quos deprehenderint et ostenderint ipsi vobis in iurisdictione vestra, singulari capientes diligentia custodia detinendos, donec post ecclesiastice dampnationis iudicium penam subeant, quam merentur, scituri quod in executione ipsius negocii gratiam coram Deo et laudabile coram nobis conferetis obsequium, si ad abolendam de partibus Alemannie novam et insolitam heretice infamiam pravitatis opem et operam una cum eisdem fratribus prestiteritis efficacem. Et si quis foret exinde negligens et remissus, inutilis coram domino et in conspectu nostro poterit merito culpabilis apparere. Datum Ravenne. Anno domini incarnationis millesimo ducentesimo tricesimo secundo. Mense Martii. Quinta Indictionis.

Uebersetzung

zu dem Faksimile der Ketzerordnung Kaiser Friedrichs II., 1232.

Friedrich, von Gottes Gnaden Kaiser der Römer und allzeit Mehrer (des Reiches), König von Jerusalem und Sizilien, seinen geliebten Fürsten, den ehrwürdigen Erzbischöfen, Bischöfen und anderen Prälaten der Kirchen, den Herzögen, Markgrafen, Baronen, Schultheißen, Burggrafen, Vögten, Richtern, Ministerialen und Beamten und allen im ganzen Reich, die gegenwärtiges Schreiben sehen, seinen Getreuen Gnade und alles Gute. Die Sorge für die uns vom Himmel aufgetragene Königsherrschaft und die Hoheit der uns von dem Herrn verliehenen kaiserlichen Würde gebieten uns das weltliche Schwert, das wir getrennt von dem Priestertum führen, gegen die Feinde des Glaubens und zur Ausrottung ketzerischer Schlechtigkeit zu ziehen, damit wir die Schlangensöhne des Unglaubens, die den Herrn und die Kirche beleidigen wie Entweiher des eigenen Mutterleibes, mit gerechtem Urteil verfolgen und die Bösewichter nicht leben lassen, durch deren verführerische Wissenschaft die Welt vergiftet und die Herde der Gläubigen durch diese räudigen Schafe angesteckt wird. Wir bestimmen daher, daß Ketzer, wie sie auch immer benannt sein mögen, wo irgend im Reich sie von der Kirche verdammt und dem weltlichen Gericht überwiesen sind, mit der gebührenden Strafe belegt werden. Wenn aber von den Genannnten welche nach ihrer Ergreifung aus Furcht vor dem Tode zu der Glaubenseinheit zurückkehren wollen, so sollen sie den kanonischen Satzungen gemäß, um Buße zu thun, zu lebenslänglicher Haft eingeschlossen werden. Ferner sollen, wenn Ketzer in Städten, Flecken oder anderen Orten des Reiches durch die vom apostolischen Stuhle bestellten Inquisitoren und andere Eiferer für den rechten Glauben aufgefunden sind, diejenigen, welche daselbst die Gerichtsbarkeit haben, auf Anzeige der Inquisitoren und anderer katholischer Männer gehalten sein dieselben gefangen zu nehmen und streng in Haft zu halten, bis sie dieselben, durch kirchlichen Spruch verurteilt, dem Tode der Verworfenen überliefern als solche, welche ihrerseits die Sakramente des Glaubens und des Lebens verwarfen. Gleiche Strafe, meinen wir, muß alle diejenigen treffen, welche die Verschlagenheit des arglistigen Feindes zum Schutz ketzerischer Irrtümer anstiftet und zu unerlaubter Verteidigung derselben bestimmt, zumal da sie der sie besudelnden That gleichkommt, wenn sie nicht auf vorherige Ermahnung abgestanden und ihr Leben zu retten beschlossen haben. Ferner sollen diejenigen, welche, an einem Orte der Ketzerei überführt, sich nach anderen Orten begeben, um ungestörter das Gift ketzerischer Verderbtheit auszusprengen, die gebührende Strafe erleiden, wenn hierüber von Leuten, die von demselben Irrtum bekehrt sind, oder auch von solchen, welche sie der Ketzerei überführen, was wir in diesem Falle für erlaubt erklären, ein bestimmtes Zeugnis vorliegt. Dem Tode verfallen erklären wir dann diejenigen Ketzer, welche vor Gericht gezogen in Gefahr des Lebens die Ketzerei abschwören, dann aber des Meineides und der Lüge in betreff des Glaubens überführt freiwillig rückfällig in dieselbe Krankheit geraten, auf daß die Ungerechtigkeit recht zu eigener Verdammnis gelogen habe und die Lüge der gebührenden Strafe nicht entgehen möge. Obenein entziehen wir jegliche Wohlthat des Aufrufs und der Appellation den Schützern und Begünstigern der Ketzer, da wir willens sind aus den Grenzen Deutschlands, wo der Glaube immer rein gewesen ist, die Keime des ketzerischen Unkrauts auf alle Weise auszutilgen. Weil wir aber im übrigen vom Himmel soviel Barmherzigkeit erfahren haben und hoch über die Menschenkinder gestellt sind, sollen wir zum Dank dem, der uns das verliehen hat, um so demütiger Gehorsam leisten. Da wir nun, wenn unser erhabener Zorn gegen die, welche unsern Namen geschmäht haben, entbrennt, die der Majestätsbeleidigung Schuldigen in ihren Personen und ihrer Kinder zur Enterbung verdammen, so verfahren wir würdiger noch und viel gerechter gegen die Schmäher des göttlichen Namens und die Verkleinerer des katholischen Glaubens, indem wir die Erben und die Nachkommen der Schützer, Begünstiger und Schirmherren der Ketzer bis in die zweite Generation aller weltlichen Güter, öffentlichen Ämter und Ehren kraft kaiserlicher Autorität berauben, auf daß sie in Erinnerung an das Verbrechen des Vaters in dauernder Trauer dahinschwinden. In Wahrheit wissend, daß Gott ein eifriger Gott ist, der die Sünden der Väter an den Söhnen gewaltig heimsucht, haben wir auch das dem Umfang unserer Barmherzigkeit nicht entziehen zu müssen gemeint, daß diejenigen Söhne, welche ohne die väterliche Ketzerei zu teilen den heimlichen Unglauben des Vaters enthüllen, wie ihre Schuld auch bestraft werden möge, als unschuldig der vorerwähnten Beraubung nicht unterliegen sollen. Dazu wollen wir, daß allen bekannt werde, daß wir den Prior und die Brüder des Predigerordens von Bremen, die in Glaubenssachen gegen die Ketzer Bevollmächtigten für Deutschland, unsere Getreuen, und auch die übrigen, welche zur Aburteilung von Ketzern gehen und zusammenkommen, mit Ausnahme der etwa von dem Reiche geächteten, im Hingehen, Verweilen und Zurückkehren unter unseren und des Reiches besondern Schutz nehmen und daß es unser Wille ist, daß sie überall unter dem Schutze und dem Schirm der Getreuen des Reiches unbehelligt sein sollen, indem wir euch allen anbefehlen, daß ihr sie, von wo und zu wem immer sie kommen mögen, freundlich aufnehmet und ihre Personen vor den Angriffen der ihnen auflauernden Ketzer unbeschädigt bewahret, ihnen Geleit und Hilfe gewähret für die Verrichtung dem Herrn so wohlgefälliger Geschäfte, die Ketzer aber, welche sie ergreifen oder euch anzeigen in dem Bezirk eurer Gerichtsbarkeit, ergreifet und mit besonderem Fleiß festhaltet, bis sie nach dem kirchlichen Verdammungsurteil die verdiente Strafe erleiden, indem ihr wisset, daß ihr in Vollstreckung dieses Geschäftes Gnade bei Gott erwerbet und löblichen Gehorsam vor uns erweist, wenn ihr zur Vertilgung der neuen und ungewohnten Schande der Ketzerei zugleich mit eben jenen Brüdern thatkräftig Hilfe leistet, und daß wer sich darin nachlässig und saumselig zeigt, vor Gott und vor unseren Augen mit Recht schuldig erscheinen kann. Gegeben zu Ravenna. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1232 im Monat März. In der fünften Indiktion.

Fridericus dei gratia Romanorum imperator semper augustus Jerusalem et Sicilie Rex. Dilectis principibus suis venerabilibus archiepiscopis episcopis et aliis prelatis ecclesiarum

ducibus marchionibus comitibus baronibus scultetis burgraviis advocatis iudicibus ministerialibus officialibus et universis per Germaniam imperii nostri fidelibus presentes

litteras inspecturis fidelibus suis gratiam suam et omne bonum. Commissi nobis celitus cura regiminis et imperii cui divina provisione presidemus fastigium dignitatis materialem quo

dividimur a sacerdotio gladium adversus hostes fidei et in exterminium heretice pravitatis exigunt exerceri ut viperine perfidie filios contra dominum et ecclesiam insul-

tantes tamquam materni uteri corrosores in iudicio et iustitia persequamur maleficos vivere non passuri per quorum scientiam seductoriam mundus inficitur et gregi fidelium per

oves has morbidas gravior infligitur corruptela. Statuimus itaque sancientes ut heretici quocumque nomine censeantur ubicumque per imperium ab ecclesia dampnati

fuerint et seculari iudicio assignati animadversione debita puniantur. Si qui vero de predicta secta postquam fuerint deprehensi territi metu mortis redire voluerint ad fidei unitatem

iuxta canonicas sanctiones ad agendam penitentiam in perpetuum carcerem retrudantur. Preterea quicumque heretici reperti fuerint in civitatibus oppidis seu locis aliis imperii per inquisitores

ab apostolica sede datos et alios orthodoxe fidei zelatores hii qui iurisdictionem ibidem habuerint ad inquisitorum et aliorum catholicorum virorum insinuationem eos capere teneantur

et captos arctius custodire donec per censuram ecclesiasticam condempnatos dampnabili morte perimant qui fidei et vite sacramenta dampnabant. Simili quoque pena plecti cen-

semus omnes quos ad fovendum hereticorum errorem callidus hostis advocatos suscitat vel patronos illorum defensores. maxime cum facinus quos inquinat equet nisi monitione

premissa destiterint et eorum vitam duxerint consulendam. Eos preterea qui convicti in uno loco de heresi ad alia loca se transferunt ut cautius possint effundere virus heretice pravitatis

debitam iudicii subire censemus. Ubi super hoc per viros ab eodem errore conversos ad fidem necnon et alios qui eos de heresi convicerint quod in hoc casu licite concedimus fuerit

eorum eiusdem testimonium habeatur. Item mortis sententie ducimus addicendos si qui hereticorum ad iudicium ducti in extremo vite periculo heresim abiurantes postmo-

dum de falso iuramento convicti et fide victi fuerint... contra eos eiusdem mortis sententiam ... ut sibi dampnabilius inquinata sit ...

... debitam ... non evadent. Omnes insuper proclamationes et appellationes hereticorum ab hereticis receptatoribus et fautoribus eorundem penitus amovemus. volentes ut de

finibus Alemannie in quibus semper extitit fides orthodoxa heretice labis germina modis omnibus deleantur. Ceterum quia cunctis ... divine ... misericordie accepimus et alteri

[illegible]

Faksimile der Ketzerordnung Kaiser Friedrichs II. Ausfertigung für die Bremischen Dominikaner. Ravenna, März 1232.

Originalurkunde im [illegible] zu Bremen. Wirkliche Größe [illegible] 55 Centimeter (v. Sybel u. Sickel, Kaiserurkunden.)

worden. Namentlich Heer und Flotte kosteten ungeheure Summen. Ersteres, auf dem Lehnsaufgebot beruhend, wurde durch Söldner ergänzt, unter denen die arabischen besonders ausgezeichnet, aber auch strenger Denkenden besonders anstößig waren. In militärischer Hinsicht zerfiel das Reich in zwei Kapitanate, deren jedes drei bis fünf Festungsinspektionen enthielt. Ganz unerträglich wurde der harte Druck dieser streng büreaukratischen Organisation, als nach der Erneuerung des Kampfes mit Rom Friedrich eine noch straffere Zentralisation einführte und im Jahre 1240 die militärische Gewalt allen anderen überordnete, indem er an die Spitze der gesamten Verwaltung den Oberjustitiar und -Kapitän stellte.

Durch diese organisatorische Gesetzgebung von 1231 meinte Friedrich in seinem sizilischen Reiche den unerschütterlichen Rückhalt für die Beherrschung Italiens und die Begründung einer auch das Papsttum niederbeugenden staufischen Weltherrschaft geschaffen zu haben. Überraschend sticht gegen diese straff monarchische Ordnung die Art ab, in der er Deutschland gleichsam sich selbst überließ und seine Umgestaltung zu einem Fürstenbunde begünstigte, dessen Glieder nach unten hin die Machtbefugnisse erwarben, die in Sizilien dem König vorbehalten waren. In Friedrichs II. Politik hat Deutschland keine Rolle gespielt: der Kaiser stand dem Vaterlande seines Geschlechts, in dem er immer ein Fremdling blieb, teilnahmlos gegenüber, und er scheint immer nur das eine Ziel im Auge gehabt zu haben, jede Störung seiner sonstigen Unternehmungen durch deutsche Verwickelungen fern zu halten. Das aber schien am sichersten erreicht zu werden, wenn er die nun einmal im Zuge befindliche Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit nicht bloß ungehindert fortschreiten ließ, sondern, um sich die Fürsten persönlich zu verbinden, nach Kräften begünstigte. So lebten sich Deutschland und Italien, obgleich unter demselben Herrscher, doch mehr und mehr auseinander und traten schließlich in einen Gegensatz, der auf die gesamte Stellung Friedrichs mit Notwendigkeit nachteilig einwirken mußte.

Als er zuerst wieder nach Italien zog, hatte Friedrich die Reichsverweserschaft in Deutschland dem staatsklugen, vaterlandsliebenden und thatkräftigen Erzbischof Engelbert von Köln (1216—25) übergeben. Es waren für lange Zeit die letzten Jahre des Glückes und Gedeihens, die Deutschland genoß. Ruhe und Frieden wurden gewahrt und, beinahe im Gegensatz zu dem Kaiser, eine thatkräftige vaterländische deutsche Politik verfolgt. Denn während Friedrich die Anerkennung Waldemars II. von Dänemark leichten Herzens durch die Überlassung der überelbischen Lande erkauft hatte (S. 529), so daß der Däne sich hinfort stolz als Herrn Slawiens und Nordalbingiens bezeichnete und sich auf Kosten Deutschlands immer weiter ausbreitete, nahmen jetzt die deutschen Grafen in dem von Heinrich dem Löwen eroberten slawischen Lande ihre Zuflucht zur Selbsthilfe. Heinrich von Schwerin, dessen Gebiet während seiner Abwesenheit im heiligen Lande ebenfalls okkupiert war, brachte im Mai 1223 durch listigen Überfall den König in seine Gewalt und setzte ihn trotz der päpstlichen

Drohungen und eines dänischen Angriffs nicht eher in Freiheit, als bis er das Genommene herausgegeben und unter Zahlung eines hohen Lösegeldes die Unabhängigkeit der transalbingischen Gebiete anerkannt hatte. Als Waldemar dann, durch den Papst von dem Eide entbunden, zu den Waffen griff, wurde er am 23. Juli 1227 bei Bornhöved geschlagen und zur Erneuerung des demütigenden Friedens genötigt. Inzwischen war in den allgemeinen Verhältnissen Deutschlands eine ungünstige Wendung eingetreten. Der edle Engelbert von Köln war durch den wilden Graf von Isenburg aus Privatrache ermordet, und die Verwaltung des Reiches ging auf des Kaisers jugendlichen Sohn über, König Heinrich VII., welcher mit Margarethe, der reichen Erbtochter Herzog Leopolds V. von Österreich, vermählt war. Mit leichtfertigen Genossen einem lockeren Wandel ergeben, erwies sich dieser weder gewillt noch befähigt, den Ansprüchen einer solchen Stellung zu genügen, meinte aber doch in der Politik seine eigenen Wege gehen und die des Vaters nach Gutdünken kreuzen zu können. Insbesondere war er nicht einverstanden mit Friedrichs versöhnlicher Haltung dem Papsttum gegenüber, scheint auch in Bezug auf die von dem Kaiser betriebene Minderung der deutschen Städtefreiheit anders gedacht zu haben. Denn während Salier und Staufer Beschützer des aufsteigenden Bürgertums und Gönner städtischer Freiheit gewesen waren, meinte Friedrich II. in den herrlich erblühten deutschen Städten den Reichsfürsten den Preis bieten zu können, um den er sie zu Gehilfen für seine ferneren Pläne und zu Bundesgenossen für den Entscheidungskampf mit dem Papsttum erkaufen könnte.



Königliche Tracht im 13. Jahrhundert. Glasmalerei in den Chorfenstern des Kölner Doms. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Hätte das Gesetz, das 1231 auf dem Wormser Reichstag gegen die deutschen Städte erlassen wurde, dauernde Geltung gewonnen, so wäre es mit der Herrlichkeit deutschen Städtewesens zu Ende gewesen. Denn ganz planmäßig unterband es den Städten die Quellen des Gedeihens. Sie sollten hinfort keine Pfahlbürger aufnehmen dürfen: um die adeligen Herren gegen das übliche Entweichen ihrer Hörigen in den befreienden Schutz der städtischen Mauern zu sichern, schnitt man den Bürgergemeinden einen besonders wichtigen Zuzug ganz ab. Indem man die Verleihung neuer Marktrechte untersagte, wollte man die Entstehung neuer Städte unmöglich machen. Die bürgerlichen Innungen in den Städten verbieten hieß die Wurzel des städtischen Lebens

überhaupt angreifen. Die Beschränkung der städtischen Gerichtsbarkeit auf das eigentliche Stadtgebiet riß die Städte aus der natürlichen Lebensgemeinschaft mit ihrer Umgebung und lieferte so beide dem erstarkenden Fürstentum aus, dem der ruhige Genuß seiner Rechte noch ausdrücklich verbrieft wurde. Ja, nicht zufrieden damit, die Verleihung neuer Stadtfreiheiten selbst durch den König von der Zustimmung der Fürsten abhängig zu machen, versuchte man geradezu das gesamte Ergebnis der Entwickelung des deutschen Städtewesens aus den letzten mehr als anderthalb Jahrhunderten mit einem Federstrich zu vernichten, indem man alle den Städten bisher von Königen oder Bischöfen verliehenen Privilegien widerrief und alle darauf beruhenden Stadtverfassungen aufhob, so daß auch nur die teilweise Fortdauer derselben in das Belieben des betreffenden Landesherrn gegeben war. Das Schicksal, das einst Kaiser Friedrich I. zu Roncalia den lombardischen Städten zu bereiten gedacht hatte, brachte sein Enkel über die deutschen Städte.

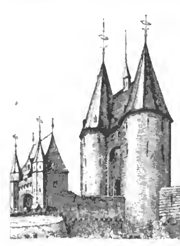


Bischöfliche Tracht.
Malerei aus dem Anfange des 13. Jahrh. im Dome zu Worms. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Es darf als ein Glück für Deutschland bezeichnet werden, daß dieser Wormser Reichstagsbeschluß von 1231, der im folgenden Jahre zu Ravenna in dem gleichen Geiste ergänzt wurde, nicht wörtlich genommen und demgemäß ausgeführt worden ist. Das zukunftreichste Element der deutschen Entwickelung wäre damit dem Untergange geweiht gewesen. Und ferner darf man es als ein Glück ansehen, daß der fürstlichen Landeshoheit in demselben Augenblicke, wo sie nach der einen Seite hin auf dem Wege der Reichsgesetzgebung vollendet wurde, auf der anderen eine Schranke gezogen wurde, welche ihr auch die willkürliche Ausnutzung der neuen Gewalt den Städten gegenüber wenigstens erschwerte. Der geplanten Vernichtung der bürgerlichen Freiheit entsprach die Steigerung der landständischen Gerechtsame in den Reichslanden, wo zwar der Landesherr seine Rechte ungestört genießen, aber doch auch keine Neuerung einführen sollte ohne die Zustimmung seiner Landstände. Beide Maßregeln zusammen haben die längst begonnene Auflösung des Deutschen Reiches wesentlich beschleunigt.

Inmitten dieser widerstreitenden Strömungen nun stand der junge König Heinrich, leichtsinnig und unzuverlässig, dabei eigenmächtig und, wie es scheint,

frühzeitig spielend mit dem gefährlichen Gedanken, sich als Träger und Haupt der der väterlichen Politik feindlichen Richtungen dem Vater entgegenzusetzen und erfüllt von dem seinen Fähigkeiten weit voranseilenden Streben nach Gewinnung einer selbständigen Stellung. Seine Regententhätigkeit entsprach nicht den Absichten Friedrichs II., er erhielt Verweise und wurde getadelt. Das steigerte seinen Mißmut und entfremdete ihn dem Vater vollends. Er wurde schließlich 1232 zur Rechenschaft nach Ravenna geladen, leistete aber dem Rufe nicht Folge. Erst einer wiederholten Berufung vor des Vaters Angesicht gehorchte der übel beratene Jüngling: zu Civitale bei Aquileja wurde er ernst getadelt, bat reumütig ab und erhielt Verzeihung. Aber das Verhältnis war und blieb gestört, und der Kaiser meinte vor dem Sohn auf seiner Hut sein zu müssen, der sich vielleicht einmal bereit finden ließ, im Bunde mit der römischen Kurie und mit den Reichsfürsten ihm gegenüber das Beispiel Heinrichs V. nachzuahmen. Einige Reichsfürsten mußten sich für denselben verbürgen mit der Verpflichtung, sich von ihm loszusagen, sobald er dem Vater die Treue bräche. Jedenfalls hatte König Heinrich, wenn er auf dem bisher verfolgten verkehrten Wege fortging, in Deutschland selbst auf Hilfe nicht zu rechnen. Zu seinem Verhängnis fand er aber an einer anderen Stelle für die hochverräterischen Pläne, die gewissenlose Schmeichler aus seiner lockeren Umgebung in ihm nährten, größeres Entgegenkommen. Der Errichtung eines absolutistischen Beamtenstaates in Sizilien sollte nach Friedrichs Absicht die Unterwerfung der lombardischen Städte unter ein ähnlich strenges Regiment folgen, wie es sein Großvater nach der Zerstörung Mailands geführt hatte: die blühenden und reichen Kommunen Oberitaliens waren bestimmt, dem Kaisertum doppelt und dreifach zu leisten, was die aufgegebenen deutschen Städte dem salischen und dem staufischen Königtum dereinst gewesen waren. Ihr Bund zur Verteidigung der Freiheit bestand trotz der früheren kaiserlichen Auflösung. Dem Friedensgebot, das der Reichstag von Ravenna 1232 erließ, leisteten sie keine Folge; auch die päpstlichen Friedensmahnungen blieben wirkungslos: die Lombarden sahen den Zeitpunkt kommen, wo das unnatürliche Bündnis zwischen Kaiser und Papst zerfallen und ihnen in der Kirche wieder eine Alliierte erstehen würde, handelten aber inzwischen nach dem Beispiel, das dereinst Urban II. im Kampfe gegen Heinrich IV. gegeben hatte, indem sie


Das ehemalige Kölner Thor zu Aachen. 13. Jahrh. (Nach Jähns.)

den Sohn dem Vater abtrünnig machten. König Heinrich hatte auch nach dem Tage von Civitale dem Vater Grund zur Unzufriedenheit gegeben, so daß bereits seine Ausschließung von der Nachfolge erwogen wurde. Da trat er mit den Lombarden in Verbindung und warb auch im Reiche um Anhang zur offenen Empörung gegen den Vater. Mehr aber als eine unruhige Gärung in den südlichen und westlichen Landschaften wurde dadurch nicht veranlaßt. Ernste Abmahnungen an die deutschen Bischöfe kamen vom Papste, den der Kaiser sich 1234 durch die Unterwerfung des aufrührerischen Rom verpflichtet hatte, und die kirchenfreundliche Politik trug Friedrich gerade in dieser Krisis reiche Früchte. 1235 genügte sein persönliches Erscheinen in Deutschland, um jeden Gedanken an Aufruhr und Abfall niederzuschlagen: alles huldigte ihm, König Heinrich unterwarf sich und wurde aller seiner Rechte beraubt und als Staatsgefangener über die Alpen geführt, wo er zu Beginn des Jahres 1242 in Apulien gestorben ist.





Goldene Kaiserbulle Friedrichs II.

Avers: Der Kaiser auf einem Throne mit Rücklehne; in der Rechten das Scepter mit Doppelkreuz, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: FRIDERIC DI GRA ROMANOR IMPATOR ET SEP AVGV im Felde die Fortsetzung ST ET REX JERLEM SICILIE. Revers: Viertürmiges Thorgebäude mit der Umschrift ROMA CAPVT MVNDI REGIT ORBIS FRENA ROTVNDI. Es ist die sogenannte goldene Bulle von Zeitz vom Jahre 1237. (Nach Heffner.)

Auch die deutsche Politik Friedrichs II., so bedenklich sie uns erscheint, hatte sich damit bewährt. Der Kaiser durfte hoffen, daß ihm in der weiteren Verfolgung seiner Ziele von dorther Hindernisse der Art nicht bereitet werden würden, wie sie mehr als einem seiner Vorgänger verhängnisvoll geworden waren; ob er freilich im Fall einer ernsten Gefahr im Süden von Deutschland her opferfreudige Hilfe zu erwarten hatte, ist eine andere Frage. Doch war es offenbar gar nicht Friedrichs Absicht, Deutschland fester an sich zu ketten und ihm größere Lasten aufzulegen als bisher; er begnügte sich mit der geminderten königlichen Autorität, welche die zehn Jahre des Thronstreites noch übrig gelassen hatten, um des guten Willens der deutschen Fürsten gewiß

und vor ihrem Eintreten für seine sonstigen Widersacher gesichert zu sein. Deshalb wünschte er auch den Gegensatz seines Hauses zu den Welfen endlich völlig ausgeglichen zu sehen. Auf einem glänzenden Reichstage zu Mainz, wo er seine Hochzeit mit Isabella von England feierte, der Schwester König Heinrichs III., einer nahen Verwandten Ottos IV., erhob er die Gebiete von Braunschweig, Goslar und der Grafschaft Stade, die ihm seines einstigen Gegners jüngster Sohn, Otto der Jüngere, übergab, zu einem auch in der weiblichen Linie erblichen Herzogtum Lüneburg, mit dem er jenen belehnte. Die letzte Erinnerung an den unheilvollen welfisch-staufischen Zwist sollte damit aus der Welt geschafft sein. Dieser Mainzer Reichstag bezeichnet den Höhestand in Friedrichs Laufbahn, wenn auch seine Macht in Deutschland in der Folge noch eine Steigerung erfuhr, als er 1236 zur mühelosen Niederschlagung eines Aufstandes Herzog Friedrichs des Streitbaren nach Österreich eilen mußte, Wien zur freien Reichsstadt machte und Österreich unter einen kaiserlichen Landeshauptmann stellte, also in unmittelbare Gewalt der Krone brachte. Damals wählten dann auch die Fürsten seinen Sohn von Jolanthe von Brienne, Konrad, zum Nachfolger.

Unmittelbar an diese Erfolge schloß sich der Beginn des furchtbaren Kampfes, in dem dieses ganze stolze Gebäude erneuter kaiserlicher Macht zerstört werden sollte. Der längst drohende Krieg mit den Lombarden war ausgebrochen; in dem gewaltigen Ezzelin von Romano hatte Friedrich einen Bundesgenossen gewonnen, der die Städte erfolgreich bekämpfte. Unter dem Eindruck des in Österreich gewonnenen Erfolges brachte Friedrich ein starkes deutsches Heer zusammen, mit dem er im August 1237 in die Lombardei kam. Mit seinen arabischen Söldnern und den streitbaren Scharen des wilden Ezzelin vereinigt, verlangte er von den Städten kurzweg Auflösung ihres Bundes und vorbehaltlose Anerkennung der Rechte des Reiches und begann, als sie das ablehnten, ohne Rücksicht auf päpstliche Vermittelungsversuche die Feindseligkeiten. Von der Veroneser Mark aus nach Westen vordringend, nahm er Mantua und lagerte dann den Lombarden gegenüber an der Mündung des Oglio, ohne ihre feste Stellung angreifen zu können. Als sie aber, durch seinen Rückzug verleitet, ihr Heer auflösten, überfiel er die Abziehenden am 27. November bei Cortenuova und brachte ihnen trotz tapferer Gegenwehr eine vernichtende Niederlage bei, welche den Fahnenwagen und zahlreiche vornehme Gefangene in seine Hand lieferte. Die Lombardei lag zu seinen Füßen, und um den Preis der Belassung allein der freien Konsulwahl boten selbst Mailand, Brescia, Alessandria, Piacenza und Bergamo ihre Unterwerfung an. Aber Friedrich hatte in seinem Reiche für ein freies Bürgertum überhaupt keinen Raum: auch diese Städte sollten zu bedingungsloser Unterwerfung gezwungen werden. Der Erfolg konnte kaum zweifelhaft scheinen angesichts der Machtfülle, von der sich der Kaiser Pfingsten 1238 zu Verona umgeben sah. Huldigende Gesandtschaften fremder Fürsten umdrängten ihn, die Boten der besiegten Städte erschienen seine Befehle einzuholen, Florenz und Genua schworen ihm Treue. Mit einem stattlichen Gefolge von deutschen und burgun-

dischen Edelleuten erschien Konrad IV. am Hofe des Vaters, der damals seine natürliche Tochter Selvaggia dem gewaltigen Ezzelin von Romano vermählte.

Dann rückte der Kaiser wieder gegen die Lombarden ins Feld. Aber trotz dreimonatlicher Belagerung blieb Brescia unbezwungen. Dieser erste große Mißerfolg gab sofort allen Gegnern neuen Mut: auch die römische Kurie, die mit steigender Sorge um ihre Zukunft das Wachstum der kaiserlichen Macht verfolgt hatte, ohne den Mut und die Mittel zu haben, ihm Halt zu gebieten, glaubte jetzt, wo die Lombarden sich zum Verzweiflungskampf erhoben, handeln zu müssen. Ein Vorwand war leicht gefunden: während der Belagerung von Brescia hatte Friedrich seinen natürlichen Sohn Enzio mit des Ubaldo Visconti Witwe Adelasia verheiratet, der Erbin eines Teiles der Insel Sardinien, welche die römische Kirche als Teil der mathildischen Güter beanspruchte; demnach nannte sich der achtzehnjährige Jüngling hinfort König von Sardinien. Ein neues Glied war der Kette eingefügt, die Italien und die Kirche dem staufischen Kaisertum dienstbar machen sollte. Friedrich erbot sich die Kirche zu entschädigen, wenn er ihren Rechten zu nahe getreten sei. In diesem Sinne wurde unterhandelt. Gregor IX. aber wollte keinen Frieden: ihm schien nach der Niederlage des Kaisers vor Brescia zum letztenmale die Gelegenheit zu erfolgreichem Ansturm gegen denselben gegeben, da er jetzt der rückhaltlosen und opferfreudigen Hilfe der lombardischen Städte gewiß war. Die noch schwebenden Unterhandlungen jäh abbrechend, sprach er am Palmsonntag, den 20. März 1239, den Bann gegen den Kaiser aus, entband seine Völker von dem geleisteten Treueid und verfluchte jeden Ort, wo Friedrich weilen würde.

Ein Kampf auf Leben und Tod begann damit. All die Erbitterung und Leidenschaft, welche, durch die unnatürliche Bundesgenossenschaft der letzten Jahre zurückgehalten, sich aufgesammelt hatte, brach nun mit wahrhaft elementarem Ungestüm zu stürmischster Bethätigung aus, und aus den damals zwischen Kaiser und Papst gewechselten Schriftstücken voll der unerhörtesten Invektiven spricht eine Wut des Hasses und ein Fanatismus zur Vernichtung des Gegners, denen kaum eine andere Zeit etwas Ähnliches an die Seite zu setzen hat. Was auch an einzelnen Beschwerden und Anklagen von dem einen gegen den andern Teil vorgebracht werden mochte, nicht um diese handelte es sich, sondern um die endgültige Ausfechtung eines prinzipiellen Gegensatzes, der, seit dem Investiturstreit bestimmt zum Ausdruck gebracht, notdürftig beglichen und durch halbe Maßregeln scheinbar erledigt, unaufhaltsam gewachsen und endlich an einen Punkt gelangt war, wo er nur noch mit dem Erliegen eines der beiden streitenden Teile seinen Abschluß finden konnte. Nicht Friedrich II. und Gregor IX. persönlich, das Kaisertum und das Papsttum, der Universalstaat und die Universalkirche des Mittelalters rangen miteinander um die Herrschaft über die Zukunft des christlichen Abendlandes, über den ferneren Gang der Weltentwickelung. Der angreifende Teil aber war zweifellos die Kirche: um von dem von Erfolg zu Erfolg eilenden Kaiser-

tum nicht völlig überflügelt und schließlich zur Dienstbarkeit verurteilt zu werden, ergriff Gregor IX. den ersten sich bietenden Moment, der günstige Aussichten erschloß, um alle von dem weltherrschenden Kaisertum bedrohten Gewalten unter seiner Führung zu gemeinsamem Ansturm gegen Friedrichs Machtstellung zu vereinigen. Ähnlich wie es dereinst Alexander III. im Kampf gegen Friedrich I. gethan, stellte auch Gregor IX. sich hin als den Vorkämpfer der Freiheit gegen den kaiserlichen Despotismus. Wohl gab Friedrichs II. Haltung gegen die lombardischen Städte dem den Schein der Berechtigung, und doch sollten die Lombarden und überhaupt die Italiener durch den Bund mit der Kurie schließlich nur eine noch weit schlimmere Knechtschaft erdulden. Nicht um irgend welche ideale Güter, um weltliche Interessen allein und um Fragen der politischen Macht handelte es sich auch auf seiten der römischen Kirche: die Religion, die von Gregor IX. und seinen Nachfolgern in hochtönenden Phrasen als durch Friedrich bedroht und durch sie verteidigt für den Gegenstand des heiligen Kampfes ausgegeben wurde, hatte mit alledem in Wahrheit nicht das Geringste zu thun.

Der Kampf entbrannte zunächst in Italien. Im mittleren Teile hielten die Mark Ancona und das Herzogtum Spoleto zum Kaiser, während die Städte Tusciens und Umbriens fast alle wider ihn waren. In Oberitalien hielt der gewaltige Ezzelin von Romano die Städte Cremona, Modena, Parma, Mantua u. a. auf der Seite des Kaisers fest und focht unermüdlich gegen Mailand, Bologna, Genua und Venedig, die mit Azzo von Este und Alberich von Romano an der Spitze des Gegenbundes standen. Die oberste Leitung des Kampfes legte Friedrich in des ritterlichen Enzio Hand, den er mit ausgedehnten Vollmachten zum Reichsverweser für Italien ernannte. Aber auch nach Deutschland griffen die päpstlichen Intriguen bald hinüber. Friedrich der Streitbare von Österreich empörte sich wieder, Otto von Bayern und Wenzel von Böhmen sannen auf Abfall, und schon wurde im Sommer 1239 zu Eger die Erhebung eins Gegenkönigs erwogen. Am bedrohlichsten für den Kaiser war jedoch ohne Frage die Thatsache, daß es selbst in seinem sizilischen Erbreich sofort zu gären anfing: nur durch eiserne Härte hielt er die auf offene Empörung drängende päpstliche Partei nieder; Hinrichtungen und Konfiskationen der Kirchengüter verbreiteten vorläufig Schrecken in ihren Reihen: aber eine große Krisis, in die seine Macht geriet, mußte, so stand zu fürchten, gerade dort, wo er seine Macht am festesten begründet glaubte, einen Zusammenbruch herbeiführen.

In rastloser Thätigkeit suchte Friedrich den schnell und unaufhaltsam wachsenden Ansprüchen dieses Riesenkampfes zu genügen, mußte aber bald nach mehr als einer Seite hin der Unzulänglichkeit seiner Mittel inne werden. Namentlich an Geld fehlte es, und trotz unbarmherzigen fiskalischen Druckes konnte Sizilien die nötigen Mittel bald nicht mehr aufbringen und der Kaiser sah sich zur Schaffung eines Notgeldes, lederner Thaler, gezwungen. Um so mehr suchte er den Hauptgegner schnell niederzuwerfen: war der Papst bewältigt,

so mochte er hoffen, mit den lombardischen Städten fertig zu werden. So erschien er im Februar 1240 vor Rom; aber ungebrochenen Mutes bereitete Gregor IX. alles zum Widerstand bis zum Äußersten, und ohne angegriffen zu haben zog Friedrich ab. Die Zuversicht des Papstes wuchs: die gesamte Kirche sollte aufgeboten werden, um den „König der Pestilenz“, gegen den er jede unerwiesene niederträchtige Nachrede haßerfüllter Verleumder wie eine beglaubigte Thatsache in leidenschaftlich einherstürmenden Erlassen der Christenheit verkündete, der Herrschaft zu berauben. Ein allgemeines Konzil wurde nach Rom ausgeschrieben. Seine Abhaltung mußte der Kaiser um jeden Preis zu verhindern suchen. Er ließ der genuesischen Flotte, auf der im Frühjahr 1241 zahlreiche Prälaten die Reise nach Rom antraten, durch König Enzio auflauern; am 3. Mai 1241 wurde sie geschlagen und zum größten Teil gewonnen: etwa hundert hohe Geistliche fielen in die Gewalt der Sieger und wurden als Gefangene in Kapua interniert. Wie schwer dieser Schlag die päpstliche Partei getroffen hatte, bewies die leidenschaftliche Wut, mit der sie über Friedrich herfiel und ihn wegen des gottlosen Attentats gegen die Kirche in wilden Schmähungen zum Gegenstand allgemeinen Abscheues zu machen suchte. Auch sonst geriet Gregor IX. damals hart ins Gedränge: in Rom selbst erhob sich die kaiserliche Partei unter dem Kardinal Colonna. Den günstigen Augenblick zu benutzen, eilte Friedrich mit Heeresmacht heran und stand, diesmal zum Angriff entschlossen, bereits bei Spoleto. Und der Sieg schien ihm kaum entgehen zu können, als ihn eine Schreckenskunde aus dem Norden aufhielt und vor eine schwere Entscheidung stellte. Seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch den gewaltigen Temudschin, der sich über die sämtlichen Stämme ihres vielgeteilten Volkes zum Dschengischan d. i. Großchan aufgeworfen hatte, zu einem furchtbaren Erobervolk zusammengefaßt, waren die Mongolen, nachdem sie Innerasien von der indischen bis zur byzantinischen Grenze und vom iranischen Hochlande bis tief nach dem heutigen Rußland hinein erobert hatten, unter Temudschins Enkel Batu siegreich in das östliche Europa eingedrungen, hatten Rußland unter ihr barbarisches Joch gebeugt, die tapferen Magyaren besiegt und bis in die dalmatischen und illyrischen Küstenlande hinein Raub und Vernichtung getragen: jetzt bedrohten sie Deutschland, wohin König Bela von Ungarn geflohen war, indem er Friedrich um Schutz und Hilfe anrief und für deren Gewährung seine Krone vom Reiche zu Lehen zu nehmen bereit war, während Gregor IX. auch ihn eben noch gegen den Kaiser in die Waffen zu bringen versucht hatte.



Münze von Dschengis Chân; Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkab.

Eine furchtbare Gefahr bedrohte zunächst Deutschland, weiterhin die ganze abendländische Kultur. Während die Häupter der Christenheit einander auf Tod und Leben bekämpften, brach eine Hochflut der Barbarei herein, die sie beide mit ihren Völkern rettungslos hinwegzuspülen drohte. Das enthielt

wohl eine eindringliche Mahnung zum Frieden. Der Kaiser war Christ und Patriot genug, ihr nachzugeben: er stellte den Marsch auf Rom ein und bot Gregor IX. friedliche Verständigung an, um die Abwehr der mongolischen Invasion zu ermöglichen. Etwas politische Berechnung wird dabei freilich auch mitgewirkt haben: denn in den Augen der Christenheit ehrte ihn eine solche Haltung und machte seinen Gegnern eine ähnliche Unterordnung ihrer besonderen Interessen unter die allgemeinen zur Pflicht. Aber für Gregor IX. gab es solche Erwägungen nicht, stand die Errettung der christlichen Kultur des Abendlandes vor der mongolischen Barbarei dem Triumphe der weltlichen Papstherrschaft weit nach. Zudem wurde ihm die letzte und peinlichste Entscheidung gespart. Denn statt aus Ungarn durch Österreich nach Deutschland einzubrechen, ging das mongolische Heer nordwärts, eroberte Polen und brach dann nach der Oder hin gegen Schlesien vor. Am 9. April 1241 siegte es über die unter Heinrich dem Frommen von Liegnitz vereinigte schlesische Ritterschaft bei Liegnitz, erlitt dabei aber selbst so schwere Verluste, daß es den Rückzug antrat. Deutschland war gerettet und bedurfte nicht mehr der Hilfe von Kaiser und Papst. So entging Gregor IX. der moralischen Nötigung, des Kaisers Friedensanträge anzunehmen. Auch erneute fürstliche Vermittelung stimmte ihn nicht um, zumal der Kaiser ihn durch erneute Anknüpfung mit seinen städtischen Feinden erbitterte und bedrohte, indem er die Partei der Colonnas gegen ihn und sein Haus in Waffen zu bringen suchte. So nahm der Kampf nach kurzem trügerischem Stillstand seinen Fortgang. Die Kaiserlichen streiften sengend und brennend um Rom, wo Gregor IX. trotz der ungesunden Sommerglut ungebrochenen Mutes ausharrte, ungerührt durch all den Jammer, den er über Land und Leute gebracht hatte, fern jedem Gedanken an Friede und Versöhnung noch, als er am 21. August 1241 hochbetagt starb.

Nun mochte man wohl eine Wendung zum Frieden hoffen. Denn daß Gregors IX. Politik nicht die Interessen der Kirche wahrnahm, sondern von weltlicher Herrschsucht und persönlichem Haß eingegeben war, hatte seine Haltung gegenüber dem Mongoleneinfall auch dem blödesten Blick offenbart. Vielleicht gelang es jetzt, in Rom einer versöhnlicheren Richtung zur Herrschaft zu verhelfen. Deshalb entließ der Kaiser die in Kapua gefangen gehaltenen Kardinäle, damit sie an dem Konklave teilnehmen könnten. Heftig stießen dort die Parteien auseinander: während die Adelsfaktionen und das städtische Volk die Entscheidung zu beschleunigen lärmten und drohten, kamen die Kardinäle in einem Monat nicht einen Schritt vorwärts. Schon hatten sich viele von ihnen der drohenden Vergewaltigung durch eilige Entfernung entzogen, als endlich am 1. November der Kardinalbischof Gotfried von Sabina, ein Mailänder, gewählt wurde, um schon neun Tage danach durch seinen Tod die Verwirrung noch heilloser zu erneuern. Senat und Volk jagten die noch übrigen Wähler aus der Stadt, ein Konklave kam nicht mehr zu stande, und der geistliche Stuhl blieb volle zwei Jahre unbesetzt, während in oder um Rom ein wüster

Bürgerkrieg tobte, der ohne größere Ereignisse von den Parteien wechselweise mit Raub und Brand geführt, das Land ringsum in eine Einöde zu verwandeln drohte und aller Kräfte allmählich erschöpfte. Auch Friedrich, der mehrfach bis vor Rom streifte, gewann keinen entscheidenden Vorteil und sah, tief gebeugt durch den Tod seiner englischen Gemahlin Isabella, am 1. Dezember 1241, und seines entthronten, aber immer noch geliebten Sohnes Heinrich am 2. Februar 1242 auch seine Kräfte sich in einem völlig aussichtslosen Kampfe verzehren.

Das Schwinden jeglicher kirchlichen Ordnung aber traf nicht Rom und nicht das Reich allein: mit dem Wegfall des Papsttums fehlte die Autorität, die der kirchlich-politischen Verfassung des Abendlandes seit Jahrhunderten Halt verliehen hatte. Sollte die Gesamtheit sich jetzt einem leidenschaftlich festgehaltenen Parteiinteresse opfern lassen? Bei den an dem großen Kampfe unbeteiligten Mächten regte sich der Gedanke an Selbsthilfe: was die römische Kirche nicht mehr leisten konnte oder nicht mehr leisten wollte, mußten die einzelnen Nationen sich durch eine nationale Konstituierung ihrer Kirchen selbst zu leisten versuchen. So dachte namentlich Ludwig IX von Frankreich: der französische Klerus, erfüllt von den Erinnerungen an die alte gallikanische Selbständigkeit, wollte sich auf eigene Hand ein oberstes Haupt setzen. Das aber hätte den Bestand des Papsttums überhaupt gefährdet, der ganzen hierarchischen Herrlichkeit den Boden unter den Füßen fortgezogen. Deshalb machten die Kardinäle endlich einen neuen Versuch zur Einigung: im Juni 1243 wurde in Anagni der Kardinalpriester Sinibald Fieschi, Graf von Lavagna, zum Papste gewählt. Er nannte sich Innocenz IV., und das allein enthielt schon ein Programm, die Friedenshoffnungen der Gemäßigten zu enttäuschen geeignet. Ohne den sittlichen Adel und den idealen Zug, die sein großes Vorbild ausgezeichnet und trotz seines einseitig hierarchischen Wirkens in die Sphäre des weltgeschichtlich Bedeutenden erhoben hatten, war er erfüllt von Begierde nach dem Vollbesitz der Gewalt um der Gewalt willen, nicht wegen des Gebrauchs, den er im Dienste einer großen Idee davon machen konnte, und geneigt, auf Umwegen seinem Ziele zuzustreben, es im Notfalle durch Verstellung und List zu erreichen. Zur Befriedigung einer persönlichen Leidenschaft sollte die Weltherrschaft des Papsttums durch Zertrümmerung des Kaisertums vollendet werden. Demgemäß gab Innocenz IV. sich anfangs den Anschein, als ob er bereit wäre, dem allgemeinen Verlangen nach Herstellung eines billigen Friedens nachzukommen. In diesem Sinne erwiderte er die Glückwünsche, die ihm Friedrich durch die ersten Männer seines Rats, die Großjustitiare Thaddäus von Suessa und Peter von Vinea, sowie den Nachfolger des vor dem verhängnisvollen 20. März 1239 (S. 547) verstorbenen Hermann von Salza, den Meister des Deutschen Ordens, Gerhard von Malberg, zu seiner Erhebung darbringen ließ. Doch soll Friedrich schon damals die Befürchtung ausgesprochen haben, einen wohlgesinnten Kardinal verloren zu haben, um einen feindlichen Papst wiederzufinden.

Neue Verhandlungen begannen, obgleich Innocenz IV. außerordentlich harte Bedingungen stellte, Freilassung aller Gefangenen, Rückgabe aller der Kirche entzogenen Güter, volle Straflosigkeit für alle Parteigänger des Papstes und Einsetzung eines Schiedsgerichts zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Reich und Kirche, als einzige Gegenleistung aber Friedrich die Lösung vom Bann anbot. Zudem sah sich Friedrich gleichzeitig durch neue päpstliche Umtriebe schwer bedroht. Viterbo wurde ihm abwendig gemacht und die kaiserliche Besatzung der dortigen Burg gegen die bewilligte Kapitulation zusammengehauen. Sein Versuch, die wichtige Stadt zurückzugewinnen, mißlang. Das entmutigte viele seiner Anhänger, und der Abfall begann ihre Reihen zu lichten. Da führte ein ähnliches Verhängnis, wie es 1241 Deutschland bedroht hatte, die entsetzliche Heimsuchung Palästinas durch die furchtbaren Chowaresmier, die der gesamten Christenheit die Pflicht zu schleunigster Hilfeleistung auferlegte, eine friedliche Wendung herbei. Bei dem allgemeinen Ruf nach Rettung für das heilige Land mochte Innocenz IV. nicht als Hindernis des Friedens erscheinen: den Kaiser in diese Stellung zu drängen, verhieß ihm selbst den größten Gewinn. Und danach verfuhr denn die Diplomatie der römischen Kurie, als im Auftrage Friedrichs die beiden Großjustitiare und Graf Raimund von Toulouse den im Interesse der Christenheit gebotenen Frieden zu vereinbaren kamen. Wiederum wurde die Aufhebung des Bannes abhängig gemacht von der vorbehaltlosen Begnadigung aller Anhänger und Bündner des Papstes, also auch der Lombarden, Gewährung vollen Schadenersatzes an die Kirche für alles ihr während des Kampfes Zugefügte und unbedingter Unterordnung unter den Willen der Kirche in allen geistlichen Dingen. So schwer diese Bedingungen waren, Friedrich nahm sie an und stimmte den von seinen Unterhändlern geschlossenen Präliminarien zu. Als man aber nachher die Einzelfragen ordnen wollte, kam die Kurie mit immer neuen lästigen Zumutungen und verweigerte ihrerseits jedes Zugeständnis. Seinerseits erklärte der Kaiser die Aufnahme der Lombarden in den Frieden für nicht vereinbar mit seiner Ehre. So scheiterte auch dieser Versuch zum Frieden. Innocenz IV. aber hatte offenbar gar nicht den Wunsch gehabt, zum Abschluß zu kommen: er unterhandelte nur, um Zeit zu gewinnen und die Verantwortung für das schließliche Scheitern in den Augen der Welt Friedrich zuzuschieben. Denn inzwischen war alles zur Flucht aus Rom und Italien vorbereitet, die den Schein erwecken sollte, als ob er bedroht und verfolgt, ein Märtyrer für die Freiheit der Kirche wäre, so daß der Schlag, den er gegen den Kaiser führen wollte, in den Augen der Welt als ein Akt der Notwehr erschiene. Genuesische Schiffe brachten ihn mit den Kardinälen nach Genua; dann ging er nach Frankreich und nahm in Lyon seinen Sitz. Dorthin berief er für den Sommer 1245 eine allgemeine Kirchenversammlung, welche die Rettung des heiligen Landes, den Schutz des lateinischen Kaisertums, die Abwehr der Mongolen und seinen Streit mit dem Kaiser beraten sollte. Daß es sich dabei aber nur um die feierliche Verkündigung eines zum voraus feststehenden Ver-

dammungsurteils handelte, lag in der Natur des Kampfes und der Gegner. Ostern 1245 erneuerte der Papst den Bann gegen Friedrich und König Enzio. Nochmalige Vermittelungsversuche blieben natürlich erfolglos. Ja, Friedrich scheint daran gedacht zu haben, das Konzil gewaltsam zu hindern: die Sammlung von Truppen in Oberitalien spricht dafür; doch verzichtete er darauf und leistete der päpstlichen Ladung Folge, indem er den getreuen Thaddäus von Suessa als seinen Anwalt nach Lyon sandte.

Am 28. Juni 1245 wurde das Konzil eröffnet. Deutschland und England waren so gut wie gar nicht vertreten; Franzosen und Italiener hatten sich zahlreich eingefunden. Von all dem Leid, das auf ihm lasten sollte, stellte Innocenz IV. gleich in der Eröffnungsrede das als das schwerste hin, das ihm der Kaiser bereitete, indem er sich der Ketzerei, der Heiligtumschändung und anderer Greuelthaten schuldig machte. Thaddäus von Suessa überbrachte statt aller Antwort neue, überaus günstige Friedenserbietungen seines kaiserlichen Herrn und die Zusage, nach Lösung vom Bann der bedrängten Christenheit im heiligen Lande und in Konstantinopel zu helfen: sie wurden keiner Antwort gewürdigt. In der zweiten Sitzung des Konzils, am 5. Juli, brachte der Papst unter Weinen und Klagen neue unerhörte Anschuldigungen gegen Friedrich vor: der Verkehr mit Mohammedanern wurde ihm zum Verbrechen angerechnet, aus ihm und seinem üppigen Leben der Beweis angeblichen Irrglaubens entnommen; durch Nichterfüllung der bereits Honorius III. gemachten Zusagen sei er des Wortbruches schuldig geworden. Es war Thaddäus von Suessa leicht, solche Beschuldigungen als unbegründet zu erweisen; dennoch wollte Innocenz IV. sofort zum Spruche schreiten, und nur auf Andrängen der Gesandten der Könige von England und Frankreich bewilligte er dem kaiserlichen Anwalt die erbetene Frist zur Einholung neuer Weisungen.



Statue eines Papstes aus dem 13. Jahrhundert; an der Kathedrale zu Chartres. (Ann. arch.)

Inzwischen hatte Friedrich in Verona vergeblich mit den deutschen Fürsten verhandelt, unter denen, dank der eifrigen Thätigkeit päpstlicher Sendlinge, die Zeichen nahen Abfalls sich mehrten. Die ersten kirchlichen Würdenträger gaben das Beispiel: die Erzbischöfe Siegfried III. von Mainz (1230—49), Konrad von Köln (1238—61) und Arnold II. von Trier (1242 bis 59) hatten bereits die Aufstellung eines Gegenkönigs zugesagt, sobald Friedrich durch den Spruch des Konzils abgesetzt sein würde. Heinrich von Thüringen, bisher des jungen Königs Konrad Berater bei Verwaltung des Reiches, schloß

sich ihnen an. Der zum voraus feststehende Spruch des Konzils war also hier auch gleich zum voraus anerkannt. Von dieser Seite war für Friedrich nicht die geringste Hilfe zu erwarten: Deutschland nahm an seinem Schicksal so wenig teil, wie er an seinem Ergehen Interesse gezeigt hatte. Auf die Meldung von dem in Lyon Geschehenen ging Friedrich dann nach Turin; zur Unterstützung Thaddäus' von Suessa ordnete er vier weitere Bevollmächtigte ab, obenan den Großjustitiar Peter von Vinea. Aber die Entscheidung war bereits gefallen, nicht von dem Konzil, dem Innocenz IV. doch nicht ganz getraut zu haben scheint, sondern in geheimen Beratungen des Papstes allein mit den Kardinälen; der Wortlaut der Dekrete stand bereits fest, durch die Friedrich all des ihm Nachgesagten für schuldig erklärt und verdammt wurde. Treubruch gegen die Kirche, seine Wohlthäterin, und gegen den Papst, seinen Lehensherrn, Gotteslästerung, Waffnung Ungläubiger gegen die Christen, Irrglauben aller Art sollte er begangen haben. Mit den furchtbarsten Schmähungen, den schwersten Schimpfnamen, der bilderreichen Sprache des Alten Testamentes und der Apokalypse entlehnt, wurde er vor der Christenheit als ein Auswurf gleichsam der Menschheit gebrandmarkt, als Fürst der Tyrannei, Meister der Grausamkeit, Verderber der Welt, Zerstörer des Erdkreises, Hammer der ganzen Erde: als Jäger nach Ungerechtigkeit und ein Fürst der Lüge müsse er zu Boden geworfen werden vor dem Angesicht der Könige, damit sie, von Furcht erfüllt, sich hüteten, seinen Spuren zu folgen. Und nicht genug damit: Friedrich sollte auch schuld sein am Tode seines erstgeborenen Sohnes Heinrich, an dem Tode seiner drei Frauen, am Tode Gregors IX. in der Glut des römischen Sommers! Ihrer selbst nicht mehr mächtig, sprach die Leidenschaft tödlichsten Hasses aus den Worten, durch die Innocenz IV. die Entthronung des der päpstlichen Weltherrschaft hinderlichen ersten Fürsten der Christenheit zu begründen wähnte.

Noch vor der Ankunft der neuen kaiserlichen Bevollmächtigten wurde ohne Rücksicht auf des Thaddäus von Suessa Protest die dritte allgemeine Sitzung des Konzils auf den 17. Juli anberaumt. Das Verdammungsdekret, dem die Mehrzahl der anwesenden französischen und spanischen Prälaten bereits durch Unterschrift beigestimmt hatte, wurde verlesen: auf Grund der ihm angeblich nachgewiesenen unerhörten Verirrungen wurde Friedrich vom Papst, kraft des ihm verliehenen Rechtes zu pflanzen und auszureißen, der Herrschaft entsetzt; seine Unterthanen wurden bei Strafe des Bannes angewiesen, ihm nicht mehr zu gehorchen; über Sizilien, das Lehen des heiligen Petrus, wollte der Papst später verfügen; in Deutschland sollten die Fürsten eine Neuwahl vornehmen. Ungehört verhallte des Thaddäus von Suessa Klageruf über diesen Tag des Zornes, der Trauer und des Verderbens, dessen sich nur die Feinde der Christenheit freuen könnten. Papst und Kardinäle stimmten das Tedeum an und löschten die von ihnen gehaltenen Kerzen aus: so sollte des verfluchten Kaisers Lebenslicht verlöschen.

Nunmehr war auch für den Kaiser jede Rücksicht verschwunden; ein

Friede war völlig ausgeschlossen. Nur in todesmutigem Kampfe konnte er noch hoffen, seine Kronen zu behaupten. Deutschland freilich kam dabei kaum noch in Betracht. Dort wurde unter Leitung des päpstlichen Legaten Bischof Philipp von Ferrara im Sommer 1246 Heinrich Raspe, der Landgraf von Thüringen, zum Gegenkönig erhoben, freilich ohne allgemeine Anerkennung zu finden und von den mächtigeren Fürsten nicht als Reichsoberhaupt geachtet. Gegen ihn focht König Konrad IV. mit wechselndem Glück. Auch ein Sieg, den er bei Frankfurt über den jungen Staufer gewann, besserte Heinrichs



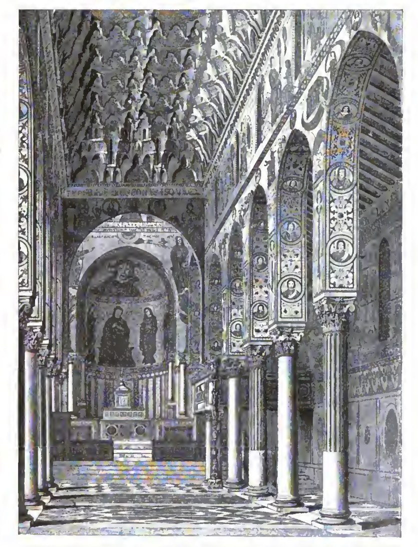
Siegel Kaiser Friedrichs II. als König von Jerusalem.

Der Kaiser auf einem Throne, dessen von Gitterwerk gebildete Lehne und Sitz mit Borten, die gedrehten Säulen aber mit Lilien verziert sind. Auf dem Haupte Laubkrone mit Perlengehängen; in der Rechten ein belaubtes Kreuzscepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Das faltenreiche und am Saum mit Perlen besetzte Oberkleid wird auf der Brust zusammengehalten. Umschrift: † FRIDERICVS DI GRA IMPERATOR RO . . . ORV SEMP AVGVSTV. Im Felde rechts und links neben dem Kaiser REX JERLM. (Nach einem Abdruck im brit. Mus. zu London.)

Lage nicht. Im Februar 1247 erlöste ihn ein früher Tod von der undankbaren und unwürdigen Rolle, die er übernommen hatte. Die Lage des staufischen Königtums aber wurde dadurch nicht gebessert, mochte man auch angesichts des erneuten Bürgerkrieges sich von der Kirche als der Urheberin all dieses Unheils mehr und mehr abwenden. Ein solcher Wandel der Gesinnung vollzog sich auch in England und Frankreich: Heinrich III. sowohl wie Ludwig IX. konnten nicht ohne Sorge Zeugen sein, wie die Weltherrschafts-

theorien Innocenz' IV. eine Bethätigung fanden, die mittelbar auch ihre Kronen bedrohte oder doch herabsetzte. Beide haben auch ihre Sympathieen für den Kaiser mehrfach zu erkennen gegeben: sie durch die That zu erweisen waren sie freilich nicht in der Lage. Vielleicht hätte sie ein großer, durchschlagender Erfolg des Kaisers veranlaßt, aus ihrer zwar wohlwollenden, aber doch immer nur zuwartenden Stellung herauszutreten und dem Mißbrauch der oberhirtlichen Gewalt des Papstes energisch Einhalt zu gebieten. Aber eben dieser Erfolg, dessen er bedurfte, um seine Partei von neuem zu sammeln, blieb Friedrich II. versagt. Der leidenschaftlich heftig betriebene Angriff, durch den er das von den Päpstlichen überfallene Parma wieder in seine Gewalt zu bringen suchte, nahm nach monatelangem Kampfe einen unglücklichen Ausgang. Die voreilig Viktoria genannte Lagerstadt, die vor dem dem Untergange geweihten Parma aufgeführt war, wurde am 18. Februar 1248 von den Belagerten überfallen und niedergebrannt; das kaiserliche Heer floh in voller Auflösung, eine ungeheure Beute, darunter die Krone und das große Siegel Friedrichs, der zur Zeit des Überfalles selbst auf einem Jagdausflug abwesend gewesen war, fielen in die Hände der Sieger. Auch in Italien war des Kaisers Machtstellung nun bis in ihre Fundamente erschüttert, und selbst seine fieberhafte Thätigkeit konnte die hereinbrechende Katastrophe nicht mehr aufhalten. Der Abfall griff um sich; selbst bewährte Gehilfen und Diener verzweifelten an der Rettung und machten ihren Frieden mit den Gegnern. Friedrich vereinsamte: Thaddäus von Suessa war vor Parma gefallen, Peter von Vinea soll zum Verräter geworden sein und dem Kaiser mit Gift nach dem Leben gestanden und sich durch Selbstmord im Gefängnis zu Pisa der drohenden Vergeltung entzogen haben. Aber schwerer als alles andere traf es Friedrich, als König Enzio, sein Liebling, sein glänzender Waffengenosse in den wilden Kämpfen dieser Zeit, Ende Mai 1249 bei Fossalta von den Bolognesen besiegt und gefangen genommen wurde. Seine Lösung gelang nicht, der blühende Jüngling sah sich zu lebenslänglicher elender Kerkerhaft verurteilt. Dennoch erhob sich der Kaiser auch nach diesem Schlag noch einmal, durch einen Sieg der treuen Cremonesen über Bologna und Ferrara ermutigt. Großartige Rüstungen wurden betrieben, ohne Rücksicht auf die trostlose Erschöpfung des Landes: aber noch ehe er wieder im Felde erschienen war, erkrankte der Kaiser Anfang Dezember 1250 in Fiorentino, nahe der Sarazenenstadt Luceria, und starb an der Ruhr am 13. Dezember 1250. Erzbischof Berald von Palermo hörte seine Beichte und absolvierte ihn; in die Kutte der Cisterziensermönche gehüllt gab er den Geist auf in den Armen Manfreds, seines zärtlich geliebten jüngsten Sohnes. Wie er sich als Normanne, als Sizilianer gefühlt und als solcher geherrscht hatte, so fand er auch in dem Dom der normännischen Könige zu Palermo, neben den Ältern und Konstanze von Aragonien seine Ruhestätte in einem porphyrnen Sarkophag, den vier Löwen tragen.

Mit dem Tode des geistesgewaltigen Staufers war der Ausgang des großen Kampfes entschieden, das Erliegen des Kaisertums unabwendbar. Mit



Die Schloßkapelle, Capella palatina, des Palastes der Normannenkönige zu Palermo; 1129—1140.
(Nach Gailhabaud.)

lautem Jubel begrüßte man daher in Lyon die Freudenbotschaft von seinem Ende; mit leidenschaftlicher Hast eilte man, die Trümmer des staufischen Machtbaues vollends niederzureißen und zu zerstückeln: auch den Namen dieses

Babyloniers, seine Nachkommenschaft und seinen Samen wollte Innocenz IV. ausgerottet sehen. In den fromm schwärmenden Kreisen aber, welche in der päpstlichen Weltherrschaft einen Abfall von dem wahren Beruf der Kirche sahen, beklagte man des Kaisers Tod, in dem man den von dem Abte Joachim von Fiore verkündeten Antichrist gesehen hatte, der die entartete Kirche zertrümmern sollte, um der neuen, wahren Kirche und dem tausendjährigen Reiche die Bahn zu bereiten. Da er diesen Beruf noch nicht erfüllt hatte, konnte er, so meinte man, auch noch nicht wirklich gestorben sein, und so entstand die eigentümliche Vorstellung, daß Friedrich II. nicht tot, sondern nur zeitweilig der Erde entrückt sei, sich verborgen halte, um dereinst wiederzukehren und das ihm von Gott aufgetragene Werk zu Ende zu führen. Mit dieser eigentümlichen Vorstellung, welche durch die unter den Minoriten zahlreichen joachimitisch Gläubigen Verbreitung fand, wurde in der Folge die Nerosage verschmolzen. Man erwartete demnach die Wiederkehr des nur angeblich, nicht wirklich gestorbenen Kaisers Friedrich II., nicht um des Reiches Herrlichkeit herzustellen, sondern um die verheißene Zertrümmerung der entarteten Kirche zu vollenden. Erst viel später ist dieser ursprüngliche Inhalt und Sinn der Kaisersage mißverständlich im nationalen Sinn und auf Friedrich I. umgedeutet worden.

An der Erneuerung des Reiches hatte damals niemand ein Interesse, und derartige Wünsche und Hoffnungen lagen jener Zeit noch ganz fern. Vielmehr war man in Deutschland sowohl wie in Italien einig darin, daß der Verband des Reiches vollends zersprengt und die Selbstherrlichkeit der von dem staufischen Kaisertume zeitweise so schwer bedrohten kleineren Gewalten für alle Zeit sicher gestellt werden müsse. Nicht die geringste Aussicht war so für die Erhaltung der Union Deutschlands und Italiens vorhanden, die Friedrich II. noch in seinem Testamente hatte gewahrt wissen wollen, wenn er Konrad IV. die Nachfolge in beiden Reichen zuwies und für den Fall seines kinderlosen Todes Heinrich, seinem Sohne von Isabella von England, beide Kronen bestimmte; an dritter Stelle sollte Manfred zur Nachfolge berufen sein, der das Fürstentum Tarent und die Statthalterschaft Italiens erhielt; seinen Enkel Friedrich, Heinrichs VII. Sohn, wollte Friedrich mit Österreich und Steiermark, dem Erbe seiner Mutter Margarethe, versorgt sehen. Nichts von alledem konnte durchgesetzt werden: überall erlagen die Staufer, und in wahrhaft tragischem Untergange verfiel das unvergleichliche Heldengeschlecht einem Verhängnis, das nur der verblendete Haß seiner Todfeinde ohne die tiefste Erschütterung zu sehen vermochte.

In Deutschland focht Konrad IV. seit 1247 ohne Entscheidung gegen Wilhelm von Holland, den Nachfolger Heinrich Raspes in dem entwürdigten und machtlosen Gegenkönigtum: wieder war es die treue Hilfe der deutschen Städte, die ihm die Fortsetzung des Kampfes ermöglichten und denen er, des Vaters Politik aufgebend, zum Lohne dafür Rechte und Freiheiten mancherlei Art einräumte, so daß sie trotz der Bestimmungen von Worms und Ravenna (S. 542) ihre schwer bedrohte Freiheit dem erstarkenden Landesfürstentum

gegenüber befestigten und erweiterten. Inmitten des über Deutschland hereinbrechenden Chaos retteten die Städte mit ihrem Bürgertum dem deutschen Volke die Möglichkeit einer besseren Zukunft. Aber Konrad IV. gab den aussichtslosen Kampf in Deutschland bald auf, um das sizilisch-apulische Erbreich zu retten. Dort hatte Innocenz IV. das ganze große Gesetzgebungswerk Friedrichs kassiert und ließ als Oberlehnsherr Abfall und Verrat predigen. Während in Oberitalien Ezzelin von Romano in der Sache der Staufer seines eigenen Hauses Zukunft in wildem Kampfe verteidigte, erlangte Konrad in Unteritalien, wohin er von Venedig segelte, einige Erfolge und eroberte namentlich Neapel und Kapua. Um so wütender fiel Innocenz IV., der nun wieder in Rom Hof hielt, über ihn her: ähnlich übertriebene teils, teils völlig ungegründete Anklagen wurden jetzt gegen ihn geschleudert, wie einst gegen den Vater. Selbst den Tod seines Halbbruders Heinrich zu Beginn des Jahres 1254 sollte Konrad IV. verschuldet haben, während man im päpstlichen Lager froh war, das Babylonier-geschlecht endlich durch vorzeitige Todesfälle schnellem Erlöschen nahe gebracht zu sehen. Auch Heinrichs VII. junger Sohn, König Konrads Neffe, und Konrads Schwiegervater und getreuer Berater, Herzog Otto von Bayern, erlagen dem Verhängnis, das dieses Geschlecht zu verfolgen schien. Innocenz IV. aber erneute Ostern 1254 den Bann gegen Konrad; auch Ezzelin von Romano wurde als offenbarer Ketzer und ein Feind des Menschengeschlechts aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen und sein Bruder Alberich durch die Aussicht auf die Übertragung seines reichen Besitzes gegen ihn in Waffen gebracht. In Sizilien sollte Konrad IV. ebenfalls ein Gegenkönig entgegengestellt werden, um den Willen des Papstes mit den Waffen durchzusetzen: aber dem Prinzen Edmund von England, dem Sohne Heinrichs III., der sich zu dieser Rolle dem staufischen Vetter gegenüber herzugeben bereit war, weigerten die englischen Stände die nötige Hilfe. Schon



Siegel von König Konrad IV.

Umschrift: + CVRAD DIVI AVGTI IMPIS FRIDERICI FILI DI GRA ROMAOR J. REGE. ELECT, im Felde: HER-S JERLM.
(Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.)

war Konrad IV. im Begriff, den Krieg nach Mittel- und Oberitalien zu tragen, als er am 21. Mai 1254 im Lager zu Lavello bei Melfi den Einwirkungen des italienischen Klimas erlag.

Sein Erbe war ein unmündiges Kind, Konrad, von den Italienern Konradino genannt, das in Deutschland von den bayrischen Verwandten seiner Mutter erzogen wurde. Als ob er seine Zukunft dadurch sicher stellen, einen unversöhnlichen Feind entwaffnen könnte, hatte Konrad IV. sterbend den Sohn unter die Vormundschaft Innocenz' IV. gestellt und damit einen neuen Beweis von dem Mißtrauen gegeben, das man ihm gegen den edlen Manfred einzuflößen gewußt hatte. Nicht einmal die Regentschaft im sizilischen Reiche wurde diesem anvertraut: sie gab des Königs Testament einem seiner deutschen Begleiter, dem Markgrafen Konrad von Hohenburg. Dieser aber erwies sich als völlig unfähig und bat bald selbst Manfred an seine Stelle zu treten. Nur widerstrebend gab dieser dem Andringen auch der anderen Großen des Reiches nach. Denn schon hatten die Päpstlichen den Angriff erfolgreich begonnen: von den apulischen Baronen machten manche mit ihnen schleunigst ihren Frieden, Verrat und Abfall lauerten ringsum. Da entschloß sich Manfred zu einer vollkommenen Änderung des politischen Systems, indem er unter Vorbehalt der Rechte Konradins, als deren Vertreter Innocenz IV. bisher gehandelt haben wollte, die Ansprüche der Kirche auf das normännische Reich anerkannte und dasselbe dem heiligen Petrus zu überantworten sich bereit erklärte. Wirklich kam so ein Friede zu stande, und Manfred erhielt sogar das Fürstentum Tarent als erbliches Lehen der Kirche. Nicht lange danach aber erschien Innocenz IV. selbst in Apulien, um dort in einer Weise zu walten, die keinen Zweifel darüber ließ, daß er sich Manfreds nur bedienen wollte, um Konradin jedes Rechts zu berauben. Nun blieb diesem freilich keine Wahl: gelangen die päpstlichen Pläne, so wäre er das nächste Opfer der Kurie gewesen. Sein Konflikt mit einem Schützling des Papstes, Borello von Aglone, der ihn aus einem Teile seines Besitzes zu verdrängen suchte und den Manfreds Anhänger erschlugen, beschleunigte den Bruch. Doch glücklich entkam Manfred den feindlichen Nachstellungen, erreichte das von den getreuen Sarazenen besetzte Luceria, brachte dort ein Heer zusammen, eroberte Foggia und Troja und hatte noch vor Ende des Jahres 1254 einen großen Teil des Reiches zurückgewonnen. Damals starb, 7. Dezember 1254, Innocenz IV. in Neapel; vergeblich suchte sein Nachfolger Alexander IV. (1254—61) Manfred durch trügerische Anerbietungen zu gewinnen. Bald war das Festland wieder in Manfreds Hand; dann setzte er (1258) nach Sizilien über, das er ebenfalls allmählich zum Gehorsam zurückführte, gestärkt durch eine demokratische Erhebung in Rom, vor der Alexander IV. nach Viterbo entweichen mußte und deren Haupt, der gewaltthätige Senator Brancaleone, sein Bündnis suchte.

Die staufische Herrschaft im sizilisch-apulischen Reiche war hergestellt, und bald erblühte das so schwer heimgesuchte Land von neuem unter der sorgsamen und liebevollen Leitung des milden und menschenfreundlichen Manfred,

auf den alle guten und liebenswürdigen Eigenschaften seines Vaters übergegangen zu sein schienen. Ein Kind des Landes, in ihm heimisch, der Bevölkerung vertraut, schien Manfred die glücklichsten Zeiten des nationalen Königtums zu erneuern, mochte er auch zunächst nur als Vertreter des im fernen Deutschland weilenden Konradin da stehen. Da verlautete, dieser sei gestorben, und alsbald drangen geistliche und weltliche Große in Manfred, der königlichen Stellung, die er thatsächlich inne hatte, nun als der berufene Erbe des Neffen den königlichen Namen hinzuzufügen, entsprechend der für diesen Fall von Friedrich II. getroffenen testamentarischen Bestimmung. Am 11. August 1258 wurde er in Palermo gesalbt und gekrönt. Das war nun freilich nicht ungeschehen zu machen, als sich die Kunde von Konradins Tod als irrig erwies. Doch war die damit gegebene Lösung die einzige, von der sich für das sizilische Reich selbst eine Festigung und ein Ausbau der bisher gemachten glücklichen Anfänge erhoffen ließ; sie war vom nationalen und politischen Standpunkte aus berechtigt und heilsam, so daß es nicht wunder nehmen kann, wenn bei den Gegnern der Verdacht laut wurde, Manfred habe das falsche Gerücht von Konradins Tod absichtlich ausgesprengt, um sich den Weg zur Krone zu bahnen, die dem Kinde doch nicht erhalten werden konnte. Wie dem auch sei, ihrer inneren Bedeutung nach war Manfreds That sicherlich nicht eine Usurpation, entsprungen aus unruhigem Ehrgeiz, sie war ein seltener Beweis hohen moralischen Mutes, der sich tapfer der endlichen Lösung der großen Aufgabe unterzog, welche die nationale Restauration eines arg mißhandelten Volkes ihm stellte. Seit dem Hingang des letzten normännischen Königs hatte sich das sizilisch-apulische Reich nicht eines solchen innern Friedens, solch wirtschaftlichen Gedeihens und solchen frohen geistigen Aufschwunges zu erfreuen gehabt. Manfreds Hof wurde der Sitz eines heiteren und glänzenden, durch die verständnisvolle Pflege von Poesie und Wissenschaft verschönten Lebens, an dem die erneuten Flüche Alexanders IV. einige Jahre lang ohnmächtig abprallten. Auch auf die übrigen Teile Italiens wirkte diese neue Ordnung im Süden segensreich ein. Gegen die unmenschliche, bluttriefende Tyrannei, die Ezzelin von Romano als Herr Paduas und der Veroneser Mark übte und die Freund und Feind mit gleichem Entsetzen erfüllte, ohne daß die von dem Papste gegen den Gebannten veranlaßten Kreuzzüge etwas ausgerichtet hätten, erhoben sich endlich die Ghibellinen selbst, obenan Cremona und Venedig, und König Manfred machte mit ihnen gemeinsame Sache. Einzelne Städte wurden durch wütende Parteistreitigkeiten und blutige Umwälzungen zerrissen, die Ezzelin reichlich Gelegenheit boten, die Gegner zu teilen und zu lähmen. Dagegen mißlang sein Versuch, in Mailand die Adelspartei wieder in den Besitz der Gewalt zu bringen: auf dem Rückzug wurde er bei Cassano an der Adda geschlagen und selbst schwer verwundet gefangen genommen; durch Abreißen des Verbandes machte er in dem festen Soncino am 7. Oktober 1259 seinem Leben ein Ende. Seine Macht wurde zertrümmert, sein ganzes Haus von den Siegern in blutiger Verfolgung dem

Untergange geweiht. Die Führung der Ghibellinen Oberitaliens ging nun auf Manfred über; die gleiche Stellung gewann er in Toscana, als die Macht des guelfischen Florenz im Herbst 1260 durch den Sieg der Ghibellinen zu Montaperto gebrochen wurde. Italien war auf dem Wege zu nationaler Unabhängigkeit, zu deren Verteidigung eine Konföderation unter Manfred im Entstehen war. Mit der Vorherrschaft des Papstes war es alsdann zu Ende, und alle Erfolge Innocenz' IV. und Alexanders IV. fielen in sich zusammen: die ganze Arbeit der päpstlichen Politik von Innocenz' III. Rekuperationen an war vergebens gewesen, und was sie den Staufern gegenüber erreicht hatte, kam nicht der Kurie, sondern den Italienern zu gute, die Rom von der deutschen Herrschaft befreit, aber nicht sich selbst unterthänig gemacht hatte. Das zu hindern, kam die Kurie auf ihren alten Plan zurück, sich der Kräfte eines fremden Fürsten zu bedienen, um die Macht Manfreds und die Anfänge der nationalen Unabhängigkeit Italiens zu zertrümmern.

Diesen Weg ging denn auch Alexanders IV. Nachfolger, der im September 1261 erhobene Urban IV. (1261—65). In Ludwigs IX. Bruder, Karl von Anjou, der, durch seine Ehe mit Beatrix, der von Ehrgeiz und Herrschsucht erfüllten Tochter Raimund Berengars IV., Herr der Provence war, einem ländergierigen, nach unumschränkter Macht und nach Reichtümern lüsternen Fürsten von finsterer, tyrannischer Art, einer grausamen, vor keiner Blutthat zurückschreckenden Despotennatur, fand er das geeignete Werkzeug. Aber die Ansprüche, die derselbe erhob, verzögerten den Abschluß: erst mit Urbans IV. Nachfolger, Clemens IV. (1265—68), erfolgte er. Ende Juni 1265 wurde Karl von Anjou in Rom als König von Sizilien investiert gegen Rückgabe Benevents an die Kirche, Verzicht auf die Beeinflussung der Bischofswahlen und einen jährlichen Lehnszins von 8000 Unzen Gold. Mit ihm kamen Scharen südfranzösischer Abenteurer, die bei dieser Unternehmung ihr Glück zu machen, Land und Leute oder doch Reichtümer und Ämter zu gewinnen trachteten. Was Italien von diesen zu erwarten hatte, lehrte bereits ihr wüstes Treiben auf dem Durchmarsch in der Lombardei und Toscana. Dann schlossen sich Karl, als er nach der Krönung (6. Januar 1266) südwärts zog, alle Gegner Manfreds an. Dieser war eines so frühen Angriffs kaum gewärtig gewesen: auch sonst ging er dem Kampf um die Krone unter ungünstigen Anzeichen entgegen. Bei dem anfechtbaren Ursprung seiner Herrschaft hatte er den Baronen mehr Freiheit lassen müssen, als mit einem straffen, namentlich auch militärisch alle Zeit leistungsfähigen Regiment vereinbar war. Dazu kam die kirchliche Agitation gegen ihn und die Sorge vor den neuen Erschütterungen, die der Kampf gegen die höchste kirchliche Autorität herbeizuführen drohte. Namentlich der Adel hatte keine Lust sich für einen König zu opfern, dessen Legitimität doch zweifelhaft war: es schien vorteilhafter sich mit dem von der Kirche anerkannten neuen Herrn friedlich zu verständigen als Leben, Eigen und Lehen in einem Kampfe aufs Spiel zu setzen, dessen schließlicher Ausgang doch kaum glücklich sein konnte. So war Manfred

von halben und ganzen Verrätern, von lauen Freunden und auf ihren eigenen Vorteil bedachten Waffengefährten umgeben, als er Karl von Anjou zum Entscheidungskampfe entgegenrückte. Gleich im Beginn traf ihn eine Reihe von Unfällen; die Franzosen eilten von Erfolg zu Erfolg; die Schwere der Vergeltung, welche die Widerstand Wagenden traf, schüchterte die erst zum kämpfen Entschlossenen ein: ein allgemeiner Abfall zu Karl von Anjou begann. So war Manfred bald in vollem Rückzug; bei Benevent beschloß er zu schlagen, da bei der zunehmenden Unzuverlässigkeit in seinem zusammenschmelzenden Heere nur ein schneller Sieg noch Rettung verhieß: die Treue seiner Sarazenen und seiner deutschen Gefährten waren sein einziger Rückhalt. Am 26. Februar 1266 kam es in der Ebene von Benevent zur Schlacht. Die Überlegenheit der französischen Reiterei im Kampfe Mann gegen Mann entschied die Niederlage der Deutschen Manfreds; die Italiener ergriffen angesichts derselben sofort die Flucht. Manfred selbst suchte und fand den Tod: an der Landstraße ließen die Sieger die Gebeine des gebannten Gegners einscharren.

Mit diesem Siege war Karl von Anjou Herr des sizilischen Reiches: dessen wurde dieses bald furchtbar inne. Eine Schreckensherrschaft sondergleichen brach herein. Manfreds Familie wurde das Opfer unbarmherzigster Verfolgung: seine Witwe, Helene von Epirus, beschloß mit drei Söhnen ihr Leben in elender Kerkerhaft; allein ihre Tochter Beatrix hat nach fast zwanzigjähriger Haft die Freiheit wieder erlangt; mit dem Beile des Henkers nicht bloß, mit den ausgesuchtesten Martern wurde gegen alle gewütet, die zu Manfred gestanden hatten, so furchtbar, daß selbst Clemens IV. dagegen Einsprache erhob und zur Mäßigung mahnte. Die Worte verhallten ungehört, wie Karl von Anjou sich überhaupt gleich nach dem Siege der Kirche wenig dienstwillig zeigte, eigenmächtig verfuhr und die eingegangenen Verpflichtungen vielfach unerfüllt ließ.



Goldmünze Karls von Anjou, Königs von Neapel. Brustbild auf einem Regalis. Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinett

Im Besitz des Reiches ging er gerade wie die Staufer darauf aus, die päpstliche Lehnshoheit abzustreifen oder wenigstens zu entwerten. Der römischen Kurie selbst wurde angst vor dem entsetzlichen Bundesgenossen, den sie angerufen hatte. Verzweifelung aber ergriff die Italiener, als sie inne wurden, was für ein Schicksal ihrer unter diesem bluttriefenden Tyrannen wartete. Zu spät sehnte man nun die glücklichen Zeiten König Manfreds zurück, dem man mit so schnödem Undank gelohnt hatte. Nur Selbsthilfe verhieß Rettung. So begannen die Ghibellinenhäupter sich wieder enger zusammenzuschließen: Pisa und Siena, Padua und Verona gingen voran; Urbino und Ferrara folgten. Von dort erging an Konradin die erste Einladung, als Erbe Siziliens der Befreier Italiens zu werden. Hier und da kam es bereits zu gewaffneten Erhebungen, selbst die Florentiner wankten, und im Frühjahr 1267 drohte eine allgemeine Empörung gegen die französische Fremdherrschaft.

Inzwischen hatte Konradin beschlossen, dem Rufe, der an ihn erging,

Folge zu leisten. In Deutschland boten sich ihm keine Aussichten. Nach seines Vaters Tode hatten die meisten Anhänger seines Hauses den Grafen Wilhelm von Holland als König anerkannt, dem sich die Reichsstädte schon früher zugewandt hatten. Aber die Autorität Wilhelms war dadurch nicht gesteigert: die geistlichen Fürsten, denen er die Krone verdankte, hielten ihn in drückendster Abhängigkeit, und namentlich der hochmütige Gerhard von Mainz (1251—59) durchkreuzte jeden Versuch königliche Rechte zu üben. Und als nun Wilhelm von Holland zu Anfang des Jahres 1256 auf einem Zuge gegen die Friesen erschlagen wurde, da kam es nach langem Schwanken 1257 zu einer Doppelwahl, indem Konrad von Hochstaden, der Erzbischof von Köln (1258—61), mit Rücksicht auf die alten, wichtigen und gewinnreichen Beziehungen seiner Stadt zu England, und aus Feindschaft gegen Frankreich den Bruder Heinrichs III. von England, Richard von Cornwallis, mit den von ihm durch englisches Geld gewonnenen Fürsten zum König machte, die Gegner aber unter Arnold II. von Trier (1242—59) den durch seine Mutter den Staufern verwandten Alfons von Kastilien erhoben. So freigebig sie Reichsgüter und Reichsrechte verschleuderten, um Anhang zu gewinnen, so blieben beide doch machtlos, während Ottokar II. von Böhmen, der selbst auf die Krone







Denar von Ottokar II. von Böhmen — Böhmischer Brakteat.
(Nach Essenwein.)

gehofft hatte, von beiden Teilen umworben und von Richard durch Verleihung des Reichsvikariats in allen rechtsrheinischen Landen zu außerordentlichem Einfluß erhoben, durch die Okkupation Österreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains eine deutsch-slawische Großmacht im Südosten errichtete. Dazu wütete in Thüringen nach dem Tode Heinrich Raspes ein Erbfolgestreit, in dessen Verlauf Erzbischof Gerhard von Mainz seine Einmischung mit harter Gefangenschaft in der Gewalt des Herzogs Albrecht von Braunschweig zu büßen hatte. Überall herrschten Fehde und Raub, das Faustrecht mit seiner rohen Selbsthilfe stand in höchster Blüte und bedrohte durch die Vernichtung von Handel und Verkehr Deutschland mit wirtschaftlichem Ruin. Deshalb griffen schließlich die Städte namentlich des nördlichen Deutschlands, zur Selbsthilfe, und Hamburg und Lübeck schlossen bereits 1241 einen Bund zur Sicherung ihres Handels, während die rheinischen Städte unter Vortritt von Mainz, Worms, Oppenheim und Bingen 1254 den rheinischen Städtebund eingingen, so daß wenigstens das wirtschaftliche Gedeihen des deutschen Bürgertums gegen die unheilvollen Wirkungen des Thronstreites einigermaßen sicher gestellt wurde. Um so staunenswerter mußte im Gegensatz zu dem allgemeinen Verfall, der über Deutschland hereingebrochen

war, den Zeitgenossen die Begründung eines neuen Deutschlands erscheinen, welche die Ritter des Deutschen Ordens seit einem Menschenalter in Preußen, jenseits der Weichsel begonnen hatten und gerade um jene Zeit gegen eine zweite allgemeine Erhebung der Preußen siegreich verteidigten und durch eine musterhafte Organisation des ziemlich entvölkert in ihre Gewalt gefallenen Landes vollendeten.

Für den Erben des staufischen Namens und der staufischen Traditionen war in Deutschland unter diesen Umständen kein Platz, bot sich keine Aussicht. Der reiche Besitz des staufischen Hauses war längst bis auf einen dürftigen Rest in alle vier Winde verstreut. Dieser Widerspruch zwischen der trüben Gegenwart und der glorreichen Vergangenheit seines Hauses mußte auf das Gemüt des königlichen Knaben Konradin einen mächtigen Eindruck machen: daß das geknechtete Italien von ihm Rettung heischte, mußte seine Entwürfe den kühnsten Flug nehmen lassen. Die Vermählung seiner Mutter in zweiter Ehe mit dem Grafen Meinhard von Görz, dem Herrn Tirols und Kärntens, mochte ihm die Heimat vollends verleiden. So beschloß Konradin dem Rufe der Ghibellinen Italiens Folge zu leisten. Durch Verkauf und Verpfändung der ihm gebliebenen Hausgüter beschaffte er Geld; sein Oheim Ludwig von Bayern, an dessen Hof er erzogen war, seine Mutter und sein Stiefvater gewährten Beihilfe; an alle Anhänger des staufischen Hauses erging der Aufruf um Zuzug, der reichlich erfolgte, da in Deutschland nichts zu verlieren war, wohl aber in Italien viel gewonnen werden zu können schien. In Rom herrschte gewaltige Aufregung über den drohenden deutschen Angriff: Konradin suchte zu beschwichtigen, indem er öffentlich erklärte, sein Zug gelte nicht dem



Siegel des Herzogs Konrad von Masovien.

Abdruck in Wachs, mit rotseidenen Strängen an einer Urkunde vom Jahre 1238. Der Herzog zu Pferde, geharnischt und mit dem Waffenrocke bekleidet, auf dem Haupt einen spitzen, kantigen und zum Schutze des Gesichts mit einer Schiene versehenen Helm. Am linken Arm der Schild, in der Rechten eine Fahne mit großem Kreuz, als Hindeutung auf die Bekämpfung der heidnischen Preußen durch den von ihm herbeigerufenen Deutschen Orden. Umschrift: † (S) CONRADI DVCIS . . . DVC . . . IRIE LACICIE. (Nach Voßberg.)



Ordenstracht der Deutschherren.

Papste, sondern dem Räuber seines Erbes, Karl von Anjou. Von Augsburg aus trat er den Zug an. Die Nachrichten aus dem Süden lauteten verheißungsvoll: Karl von Anjou, durch die Gärung in Unteritalien im Rücken bedroht, wagte ihm nur bis Toscana entgegenzugehen. Schon erhoben sich die Sarazenen von Luceria für ihres gefeierten Herrschers Enkel; in Sizilien drohte, durch ghibellinische Agenten genährt, eine nationale Erhebung. Auf dem Marsche wuchs Konradins Heer durch zahlreichen Zuzug zu beträchtlicher Stärke: mit 12 000 Mann zog er am 21. Oktober in Verona ein, mit ihm Ludwig von Bayern, sein Oheim, sein Stiefvater Meinhard von Görz, sein geliebter Jugendfreund Friedrich von Österreich, der Sohn Hermanns von Baden und Gertruds, der Tochter Friedrichs des Streitbaren.

Aber dem günstigen Anfang entsprach der Fortgang des Unternehmens nicht. Der päpstlichen Agitation war es gelungen, die meisten lombardischen Städte zu einer Genossenschaft des Friedens und des Glaubens zu vereinigen, die sich ebenso Konradin wie Karl von Anjou entgegensetzte und im Bunde mit der Kirche eine guelfische Reaktion einleitete. Die toscanischen Städte blieben den Franzosen treu; weder hier noch dort konnte Konradin etwas unternehmen. Drei Monate blieb er unthätig in Verona: seine Genossen sahen sich in ihren Hoffnungen enttäuscht, die meisten zogen heim; bald hatte der Erbe der Staufer keine dreitausend Mann mehr bei sich. Aber er harrte aus: Geld wurde beschafft, teils durch

Grabstein des Landgrafen Konrad von Thüringen († 1243), Hochmeister des Deutschen Ordens. In der Elisabethkirche zu Marburg. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

den Bayernherzog, teils von den eifrig ghibellinischen Städten Pavia und Pisa. Mitte Januar 1268 brach Konradin von Verona auf. Die Kunde von der wachsenden Gärung im Rücken Karls erweckte neue Hoffnungen; selbst in Rom regten sich die Ghibellinen. Aber Eile that not: den Marsch durch Toscana gegen Karl von Anjou zu erzwingen, war mit einem so kleinen Heere nicht möglich. So wandte sich Konradin von Pavia nach der Küste und wurde von da auf pisanischen Schiffen mit einem Teile seines Heeres zur See weiter geführt. Am 5. April zog er in Pisa ein. Aber fast einen Monat dauerte es, bis die übrigen Truppen unter Friedrich von Österreich, der von den fürstlichen Teilhabern des Zuges allein noch bei Konradin aushielt, auf dem Landweg nachgekommen waren. Von den Pisanern und Sienesen mit Geld und Waffen unterstützt, zog Konradin Mitte Juli weiter südwärts, ermutigt durch den Sieg, den Friedrich von Österreich am 25. Juni bei Ponte a Valle im Arnothal über die Franzosen davon getragen hatte, und voll froher Zuversicht, als nun der Aufstand gegen die Fremdherrschaft in den Marken um sich griff, die pisanische Flotte zur Insurgierung Kalabriens auslief und eine Gesandtschaft der Römer ihn in die ewige Stadt einlud. Von lautem Jubel empfangen, hielt er dort am 24. Juli seinen Einzug. Es waren die letzten frohen Stunden, die das Schicksal dem edlen Jüngling gönnte.

Inzwischen hatte Karl von Anjou die aufständischen Sarazenen in Luceria belagert; jetzt eilte er nach Norden, dem nahenden Feinde entgegen, und nahm in der palentinischen Ebene am Fucinersee eine trefflich gewählte Stellung, in der er Konradins Vormarsch auf Benevent und Neapel in der Flanke und im Rücken bedrohte. So mußte dieser weiter östlich, durch zerklüftetes Bergland ihn zu umgehen suchen. Nach mehrtägigen Kreuz- und Quermärschen gelang ihm das auch. Am 10. August von Rom aufgebrochen, erreichte er am 21. glücklich das Thal des Salto und lagerte bei Scurcola, die palentinische Ebene vor sich, durch die er den Weg nach Apulien offen zu haben glaubte. Aber schon am nächsten Tage erschien auf den umliegenden Höhen der Feind, den Konradin durch seine Bewegungen glücklich getäuscht und auf eine falsche Spur geleitet hatte. Wegen der Ermüdung seines nur 6000 Mann starken Heeres wich Karl der Schlacht aus, die Konradin alsbald liefern wollte. Erst am 23. August rückten die Heere zum Entscheidungskampfe vor, beide in je zwei Treffen geordnet. Auserwählte 800 Mann hielt Karl den Blicken der Gegner verdeckt in einem Seitenthal im Hinterhalte, um die im Falle des Sieges übereilt vordringenden Deutschen überraschend in der Flanke zu fassen. Dort nahm er selbst Stellung und ließ die Messe lesen: von dem Tage der Himmelfahrt der Jungfrau erhoffte er sicher den Sieg. Seine Berechnung traf zu: in gewaltigem Ansturm überrannten Konradins Truppen, die italienischen im ersten, die deutschen im zweiten Treffen, nach Überschreitung des beide Heere trennenden Salto das erste, dann auch das zweite Treffen Karls, dessen Leute bald aus der Ebene nach den Bergen flohen, vollends entmutigt durch das falsche Gerücht, der König selbst sei gefallen. Schon begannen die Deutschen

das feindliche Lager zu plündern: da plötzlich brach Karl, der mit kaltblütiger Ruhe sich bisher zurückgehalten hatte, mit seinen 800 auserlesenen Reitern aus dem Hinterhalt vor und sprengte die ungeordneten Reihen der Deutschen völlig auseinander, so daß sie, von panischem Schrecken ergriffen, sich zur Flucht wandten und widerstandslos von den nachdringenden Siegern niedergehauen wurden. Konradin selbst wurde von der Flucht mit fortgerissen. Mit nur fünfhundert Mann erreichte er mit Friedrich von Österreich fünf Tage nach der Schlacht wieder Rom. Natürlich regte sich dort jetzt keine Hand mehr für ihn. Nachdem er mit vergeblichem Hilfewerben kostbare Zeit verloren hatte, setzte Konradin am 31. August die Flucht fort. Zu Astura kam er an die Küste und schiffte sich ein; er schien gerettet, als das Fahrzeug den kleinen Hafen glücklich hinter sich hatte. Da wurde er von einem Schnellsegler eingeholt, den der Befehlshaber des Kastelles, ein Frangipani, der zu den Guelfen übergegangen war, ihm nachschickte, um die Flüchtlinge zurückzuholen. Gegen eine hohe Geldsumme lieferte dieser dann nach anfänglichem Weigern, das nur den Preis steigern sollte, den edlen Gefangenen mit seinen Genossen den Leuten Karls von Anjou aus. Bei Palestrina im Kastell S. Pietro hielt man sie in unfürstlicher Haft; dann nahm sie Karl mit nach Rom, wo er unter dem Jubel der wieder in den Besitz der Gewalt gelangten Guelfen am 16. September einzog.



Französischer Ritter im 13. Jahrh.
Siegel Johanns von Corbeil. Nationalarchiv zu Paris.
(Nach Lacroix.)

Inzwischen hatte Karl von Anjou den Sieg auf seine Weise nutzbar zu machen begonnen. In Strömen Blutes sollten die Ghibellinen erstickt, in Entsetzen erregendem Massenmord die staufischen Sympathieen ausgerottet, alle zu zitterndem Gehorsam gegen jeden Wink des Tyrannen eingeschüchtert werden. Mit eisiger Ruhe ließ er beispiellose Grausamkeiten verüben, scheinbar frei von jeder Leidenschaft einer politischen Notwendigkeit nachgebend, die namentlich auch durch die Rücksicht auf das Heil der Kirche geboten sein sollte, — eine schlaue Wendung, welche das Papsttum in den Augen der Welt zum Mitschuldigen seiner Blutthaten machte. Der Kirche, die bald ein Abscheu ergriff vor diesem Verbündeten, jeden Rückweg abzuschneiden, sollte der Erbe

Friedrichs II., dessen Recht auf Sizilien Innocenz III. gegen Otto IV. mit dem Banne verteidigt hatte, Konradin, den noch Alexander IV. Manfreds Usurpation gegenüber als den rechtmäßigen Nachfolger auf den normännischen Thron bezeichnet hatte, als Hochverräter dem Tode geweiht werden und zwar auf Grund der Bestimmungen des durch die Kurie längst als dem Gesetze der Kirche widersprechend aufgehobenen fridericianischen Gesetzbuches! Der Kampf um das ihm geraubte Erbreich wurde mit gemeinem Meuchelmord auf eine Stufe gesetzt, eine Rechtsverdrehung, so groß, daß sie nur der niederträchtigste Knechtssinn gutheißen konnte. Von den vier Rechtsgelehrten, die Karl um ein Urteil befragte, fand nur einer den traurigen Mut zu der Antwort, Konradin gebühre der Tod, weil er gegen seinen legitimen Herrscher die Waffen erhoben und Klöster und Kirchen verbrannt habe. Die anderen konnten in dem Gefangenen nur einen Fürsten sehen, der sein väterliches Erbe in ehrlichem Krieg zurückzugewinnen versucht hatte, dem daher auch nur die einem ritterlichen Kriegsgefangenen gebührende Behandlung zu teil werden dürfte. Natürlich trat Karl dem einen, den Tod des Hochverräters fordernden Spruche bei.

Mit heldenmütiger Fassung vernahm Konradin sein Urteil. Würdig bereitete er sich zum Tod, indem er sein Testament bestätigte, wie er es vor dem Aufbruch in Deutschland aufgesetzt hatte. Auf dem Markte zu Neapel war das Schafott errichtet. Auch auf diesem letzten schweren Gange war Friedrich von Österreich der Genosse des unglücklichen Freundes. Karls Protonotar Robert von Bari verlas das vorgebliche Todesurteil. Mit einem lauten Klageruf um seiner Mutter Schmerz legte Konradin sein Haupt auf den Block; ihm folgte der Freund in den Tod. Ihre Leichen warf man an den Strand, mit Steinhaufen zugedeckt. Erst Karls Nachfolger errichtete über dem Grabe eine Kapelle, die er den Karmelitern befahl. Ein halbes Jahrtausend später wurde sie zu der stattlichen Kirche der Jungfrau Maria zum Karmel ausgebaut: hinter ihrem Hochaltar ruhen die irdischen Reste des letzten Sprossen aus dem herrlichen schwäbischen Kaiserhause; nachmals sind sie unter der Statue bestattet, die König Maximilian II. von Bayern im Schiffe der Kirche dem Opfer Karls von Anjou errichten ließ.

Und doch war Konradin beinahe noch glücklich zu preisen, daß ein früher Tod ihn vor so elenden Leiden bewahrte, wie sie den überlebenden Gliedern jenes von dem Haß unversöhnlicher Feinde verfolgten Geschlechtes bereitet wurden. König Enzio starb nach 23jähriger Haft 46 Jahre alt im Kerker der Bolognesen im März 1282; seine Halbschwester Margarethe, Friedrichs II. unglückliche Tochter, floh, von ihrem Gemahl, dem wüsten Albrecht von Thüringen und Meißen, am Leben bedroht in ein Kloster, wo sie 1270 starb; ihre Schwester Katharina endete 1279 als Nonne in einem französischen Kloster.

Das furchtbare Wort Innocenz' IV., das die Ausrottung des Namens dieses Babyloniers, seiner Nachkommenschaft und seines Samens gefordert hatte, war buchstäblich in Erfüllung gegangen. Aber um welchen Preis!

Italien war zu einem Teile wüsten, alle Kultur und Gesittung mit dem Untergange bedrohenden Parteikämpfen, zum andern einer beispiellosen, bluttriefenden Tyrannei und der schamlosesten Mißhandlung und Ausbeutung durch fremde Abenteurer verfallen. Mit Abscheu wandten sich die Italiener von der Kirche ab, welche dieses Schicksal über sie gebracht hatte und doch bereits zu ahnen anfing, daß sie damit auch über sich selbst eine unabwendbare Katastrophe heraufbeschworen habe. Deutschland verfiel trauriger Zerrüttung, in der Rechte und Ordnung schwanden und das Reich, das Jahrhunderte hindurch im Zentrum der gesamten Entwickelung des Abendlandes gestanden hatte, zu hilfloser Ohnmacht verurteilt wurde. Das ganze Staatensystem des Abendlandes wurde damit einem tiefgreifenden Wandel entgegengeführt, der dem Fall des Universalstaates im Kaisertum den der Universalkirche im Papsttum folgen ließ.



Normännische Burg la Falconara auf Sizilien. 13. Jahrh.
(Nach Jähns.)

Viertes Kapitel.

Frankreich und England im staufischen Zeitalter.

1154—1272.

Während Deutschland über das Ringen der Staufer um Erneuerung der kaiserlichen Weltherrschaft seine politische Einheit vollends zu Grunde gehen, eine unheilvolle fürstliche Vielherrschaft aufkommen und auch sein wirtschaftliches Gedeihen durch die Entwickelung verschärfter gesellschaftlicher Gegensätze gelähmt sah, erhoben sich in Frankreich und England die ersten festgefügten, innerlich straff geeinten nationalen Staaten, mit deren zunehmender, selbstbewußt zur Geltung gebrachter Macht eine Vorherrschaft, wie sie die deutschen Könige als Träger der kaiserlichen Krone bisher geübt hatten, nicht mehr vereinbar war: ihr Aufkommen zu allgemeinerer Bedeutung leitete eine Umgestaltung des politischen Systems ein, das in den wechselseitigen Beziehungen der abendländischen Staaten bisher zum Ausdruck gekommen war.

Verschieden aber sind die Wege, auf denen beide Staaten dahin gekommen sind, auf nationaler Grundlage einen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Neubau aufzuführen, während in Deutschland der Zerfall unaufhaltsame Fortschritte machte. In Frankreich wurde das ermöglicht durch die fortschreitende Konzentration aller staatlichen Gewalt in dem Königtum und den von diesem bestellten Organen zur Übung der verschiedenen staatlichen Funktionen, die Ausbildung eines allein von dem Träger der Krone abhängigen Beamtentums, das die feudalen Gewalten allmählich zurückdrängte und den Staat ihrer selbstsüchtigen Ausnutzung entzog und dadurch alle von ihnen bisher gedrückten oder bedrohten Elemente, namentlich das Bürgertum der Städte und bald auch die Bauerschaften zu engstem Anschluß an das Königtum gewann. In England dagegen nahm die Begründung eines einheitlichen nationalen Staates ihren Ausgang von einem Kampfe des hohen Adels und des Klerus gegen den Mißbrauch der Feudalverfassung durch den königlichen Despotismus, den man zur Hinderung weiterer Ausschreitungen in bestimmte Schranken einschloß; ihn aber darin eingeschlossen zu halten, erwies sich bald die Mitwirkung auch des niedern Adels und des Bürgertums als unentbehrlich, so daß die Verschmelzung der bisher gesonderten Stände zu einem vielgegliederten nationalen Organismus hier nicht durch das Königtum, sondern im Gegensatz zu ihm erfolgte und erst später unter seiner Leitung vollendet wurde. Dieser Gegensatz in der inneren Entwickelung beider Staaten hat auch zur Verschärfung

ihrer Gegnerschaft beigetragen, in der sie von der Mitte des 12. bis zu der des 13. Jahrhundert über schwer entwirrbare territoriale Streitfragen einen erbitterten Kampf um die leitende Stellung im westlichen Europa ausgefochten haben, der, reich an jähen Wechselfällen, in seinen einzelnen Phasen von den das ganze Zeitalter beherrschenden kirchlichen und politischen Konflikten ebenso entschieden bestimmt worden ist, wie er seinerseits wiederholt bestimmend auf ihre Entwickelung eingewirkt hat.

Durch die Lösung der Ehe mit Eleonore von Aquitanien (S. 404) hatte Ludwig VII. von Frankreich auch die Anwartschaft auf deren reiches Erbe aus der Hand gegeben, dessen Verbindung mit dem Kronlande die territoriale Abschließung des französischen Staates nahezu vollendet und den Capetingern über den durch seine Doppelstellung als König von England als Lehnsmann so unbequemen Herzog von der Normandie das entscheidende Übergewicht gesichert haben würde. Nun gab Mathildens Vermählung mit Heinrich von Anjou, der im Kampfe gegen Stephan von Blois das Erbrecht der Plantagenets auf den englischen Thron zur Anerkennung brachte (S. 415), England ein bedrohliches Übergewicht, zerriß Land und Volk von Frankreich in unnatürlicher Weise und wurde der Anlaß zu wechselvollen, trotz aller Stillstände und Friedensschlüsse immer wieder erneuten Kämpfen, die nicht bloß zwischen den Dynastien, sondern auch zwischen den Völkern erbitterte Feindschaft erzeugten und in ihren Nachwirkungen die Entwickelung beider bis zu Ausgang des Mittelalters bestimmt haben. Für England führten diese Kämpfe eine Reihe schwerer innerer Krisen herbei, indem die im Gange befindliche Umgestaltung der nationalen und sozialen Grundlagen seines Staatswesens und unheilvolle Streitigkeiten innerhalb des königlichen Hauses sich mit den Wechselfällen des festländischen Krieges und den großen kirchlichen Kämpfen kombinierten. Dagegen hatte Frankreich für sich den Vorteil einer seit Generationen ausgebildeten capetingischen Hauspolitik, deren Stärke darin lag, daß sie nicht bloß unabhängig war von dem Wechsel der Personen auf dem Throne, sondern sich in allen wichtigen Fragen mit dem nationalen Interesse des französischen Volkes deckte und daraus in Zeiten der Not und Bedrängnis selbst neue Stärkung zog. Nachdrücklicher und daher auch erfolgreicher wurde dieser Einklang zwischen dynastischer und nationaler Politik durch Ludwigs VII. reich begabten und hochstrebenden Sohn zur Geltung gebracht, Philipp II. mit dem Beinamen Augustus (1180—1223), den ersten französischen König, der nicht bereits bei des Vaters Lebzeiten gekrönt worden war, dennoch aber ohne jeden Widerspruch folgte. So war die Ausbildung Frankreichs zur Erbmonarchie gerade zu der Zeit vollendet, wo in Deutschland die gleiche Umgestaltung, durch Heinrich VI. energisch betrieben, als unerreichbar aufgegeben werden mußte und dann ein zweimaliger Thronstreit das Königtum schwächte, in England aber die Krone zum Lehen der Kirche herabgedrückt und ihre Macht durch eine große ständische Erhebung wesentlich eingeschränkt wurde. Beiden gegenüber gewann also Frankreich damals einen großen Vorsprung.

In England hatte zunächst der mehrjährige Thronstreit (S. 413) die alten Grundlagen des Königtums doch wesentlich geändert: hatte es bisher auf dem normännischen Lehnsadel beruht, der einerseits den unterworfenen und von der Ehre der Waffenführung ausgeschlossenen Angelsachsen schroff gegenüberstand, anderseits durch die harte Feudalordnung von dem Königtum in drückender Abhängigkeit gehalten wurde, so hatte der Kampf zwischen Stephan von Blois und Heinrich Plantagenet in beiden Rücksichten eine Änderung herbeigeführt. Zunächst entbehrte der Adel, von Parteiungen zerrissen, der Einheit, ohne die er die herrschende Stellung gegenüber der Masse der unterthänigen Angelsachsen nicht behaupten konnte, und dann hatte im Werben um Anhang Stephan von der königlichen Unumschränktheit manches geopfert. Deshalb suchte Heinrich II. (1154—89) einen Rückhalt auch bei den Angelsachsen, denen er das Recht der Waffen zurückgab und die er durch die Verpflichtung, sich für gewisse Fälle in Waffenbereitschaft zu halten, in der Art im Interesse des Königtums für die nationale Wehrkraft nutzbar machte, daß er die alte angelsächsische Volksmiliz neu erstehen ließ. Es war der erste Schritt, um den nationalen Gegensatz auszugleichen, der seit einem Jahrhundert zwischen Siegern und Besiegten bestand und jede auswärtige Bedrängnis sofort auch zu einer inneren Gefahr werden ließ. Nun erst wurde die allmähliche Vermischung der beiden bisher scharf gesonderten Volkselemente ermöglicht und die Bildung einer englischen Nationalität angebahnt, in der sie, jedoch ohne ihre Eigentümlichkeiten völlig aufzugeben, wohl aber die der anderen teilweise aufnehmend, zu einer neuen höheren Einheit aufgingen. Die guten Wirkungen davon wurden bald offenbar: der nun verbundenen Kraft von Adel und Volk erlagen bisher unbezwungene Gegner. 1170—75 wurde Irland unterworfen und dem dort bestehenden eigentümlichen culdäischen Sonderkirchentum ein Ende gemacht; auch Schottland mußte sich der englischen Hoheit beugen.

Eine der übelsten Nachwirkungen des Bürgerkrieges trat Heinrich II. in der Verwilderung des englischen Klerus entgegen, von dessen Mitgliedern sich eine unerhört große Anzahl oft schwerer weltlicher Vergehungen schuldig machte, ohne daß der Staat Abhilfe zu schaffen vermochte. Durch die überraschende Weigerung des Erzbischofs Anselm von Canterbury (1093—1109), die bisher durch die Könige unangefochten geübte Investitur von Wilhelm II. sich erteilen zu lassen, war ein kurzer, heftiger Konflikt mit der römischen Kurie entbrannt, der 1106 dadurch seine vorläufige Lösung fand, daß Heinrich I. auf das Investiturrecht verzichtete, die Bischöfe aber dem König nach wie vor nicht bloß den Treueid, sondern auch die Mannschaft leisteten, mithin auch der königlichen Rechtsprechung wie alle anderen Vasallen unterstanden. Auch hier aber opferte der schwache Stephan königliche Rechte den wachsenden hierarchischen Prätensionen: die Geistlichkeit sollte auch in weltlichen Dingen nur unter der Gerichtsbarkeit der Kirche stehen; seitdem entzogen sich selbst schwer verschuldete Geistliche durch die Appellation nach Rom jeder Strafe. Das mußte Heinrich II. um so anstößiger sein, als er durch die Einführung von

Reiserichtern, die in den einzelnen Grafschaften die aufgespürten Vergehen bestraften, und durch die Verweisung wichtiger Fälle an seinen Geheimen Rat als Obergericht die Rechtspflege wesentlich verbesserte. Die Ausnahmestellung der Geistlichkeit wurde bei der eingerissenen Verwilderung vollends unerträglich, fand aber selbst in Thomas Becket, dem zum Erzbischof von Canterbury (1162—70) erhobenen ehemaligen Kanzler Heinrichs II., einen energischen Verteidiger. Deshalb ließ der König zu Anfang des Jahres 1164 auf einem Reichstage zu Clarendon von den geistlichen und weltlichen Großen etliche Konstitutionen beschließen, die auf den Rechtsbrauch der angelsächsischen Zeit zurückgehend die späteren hierarchischen Neuerungen beseitigen sollten und dabei namentlich die weltlicher Vergehungen schuldigen Geistlichen zur Aburteilung an die weltlichen Gerichtshöfe verwiesen. Nach anfänglichem Sträuben stimmte ihnen auch der Erzbischof zu. Der König jedoch traute dem ihm einst so nahe verbundenen Mann nicht mehr und suchte eine Handhabe, ihn zu beseitigen, während er noch bei der Niederlegung des Kanzleramtes Becket ausdrücklich von jeder Verantwortung für seine bisherige Geschäftsführung frei gesprochen hatte. So kam es während eines Reichstages in Northampton zu einem heftigen Konflikt, als der König den Erzbischof wegen Verletzung seiner Lehnspflicht zu einer hohen Buße verurteilte, dieser aber sich dem Spruche nicht fügen wollte, die früher von ihm anerkannten Konstitutionen von Clarendon als unverbindlich verwarf und an den Papst appellierte. Ein heftiger kirchlich-politischer Kampf entbrannte, in dem der rücksichtslos durchgreifende, despotische König nicht bloß den Laienadel, sondern auch die Mehrheit des eingeschüchterten, für Besitz und Ehren fürchtenden englischen Klerus auf seiner Seite hatte. Von der Leidenschaft seines Gegners das Äußerste fürchtend, floh der Erzbischof 1164 nach Frankreich, wo damals auch Papst Alexander III. als Flüchtling weilte. Bei diesem aber fand Thomas Becket nicht die gehoffte thatkräftige Hilfe, vielmehr sah er sich in jahrelangen Verhandlungen hingehalten, vertröstet und im Interesse der schwer bedrohten Kirche, die den englischen Schutz wider Friedrich I. nicht entbehren konnte, zur Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit gemahnt und an dem rücksichtslosen Gebrauch seiner kirchlichen Waffen, namentlich des Bannes, nach Möglichkeit gehindert. Erst 1170 gelang es Alexander III., der Heinrich II. um keinen Preis durch zu große Strenge in das Lager des kaiserlichen Gegenpapstes treiben wollte, einen Vergleich herbeizuführen, der die königlichen Forderungen thatsächlich erfüllte, aber die Erbitterung beider Teile um nichts minderte. Ohne bei ihrer Zusammenkunft in Tours vom König den Friedenskuß erhalten zu haben, kehrte Becket nach Canterbury zurück. Sofort entstanden neue Schwierigkeiten, da namentlich die auf Kosten des Erzstifts bereicherten Vasallen Heinrichs in der Sorge um ihren Besitz die Zwietracht nährten. Da ließ der König, der überall Intriguen des Erzbischofs witterte, in seinem Unmut unbedacht eine Klage darüber laut werden, daß unter allen seinen Vasallen keiner ihn an dem Pfaffen zu rächen den Mut habe. Ob das Wort so gemeint war, wie es verstanden wurde, ob

Heinrich wirklich zum Morde Beckets hatte auffordern wollen, wenn auch in einer zweideutigen Form, die ihn hinterher doch nicht geradezu als mitschuldig hinstellte — wer vermöchte es zu sagen? Der Erbitterung, der Gewaltthätigkeit, der normännischen Doppelzüngigkeit des Plantagenets ist es zuzutrauen. Unter Leitung des wilden Reginald Fizurse, der mit dem Erzbischof verfeindet und von ihm gebannt war, drangen am 29. Dezember 1170 vier Barone zu Canterbury in Beckets Palast, fingen mit ihm wegen der von ihnen geforderten Aufhebung der kirchlichen Straferlasse Streit an, griffen, scheinbar in Eifer geratend, zu den mitgebrachten Waffen und drangen auf den Erzbischof ein, der, zum Martyrium entschlossen, den Seinen jeden Widerstand untersagte, sich in die Kathedrale zurückzog und dort von mehreren Schwertstreichen in barbarischer Weise niedergehauen wurde.



Erzbischöfliches Siegel von Canterbury.
Im Felde Darstellung der Ermordung des Thomas Becket. Originalgröße. Berlin, kgl. Geh. Staatsarch.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch England und die christliche Welt bei der Kunde von dieser Blutthat. Kein Zweifel, daß der König die Mörder gedungen hatte, daß er der intellektuelle Urheber des Mordes war. Niemand hätte Papst Alexander III. tadeln können, wenn er demgemäß handelte und Heinrich Plantagenet aus der Gemeinschaft der Kirche ausstieß, ihm die Herrschaft absprach und seine Unterthanen ihres Treueides entband. Dem aufsätzigen Adel der festländischen Provinzen Englands, der hierarchischen Partei im englischen Klerus, dem nach Landerwerb lüsternen König von Frankreich hätte nichts Genehmeres geschehen können: wetteifernd hätten sie sich alle zu Vollstreckern eines päpstlichen Absetzungsdekrets hergegeben. Heinrich II. erkannte die Gefahr, die er in einem Augenblick der Erbitterung, ohne Bewußtsein von der Tragweite eines heftigen Wortes über sich und seine Dynastie heraufbeschworen hatte. Er eilte seine Unschuld zu beteuern, sich zu jeder Buße, jeder Bürgschaft zu erbieten, und Alexander III., noch immer im Kampfe mit Kaiser Friedrich und dem kaiserlichen Gegenpapsttum, war froh, den unzuverlässigen König von England so endlich ganz in seine Hand zu bekommen und zu gehorsamer Gefolgschaft der Kirche gegenüber zu verpflichten, da er jede neue Auflehnung durch ein Zurückkommen auf den auf Heinrich

lastenden furchtbaren Verdacht beantworten konnte. Die Konstitutionen von Clarendon wurden widerrufen, freilich nur, um thatsächlich bald wieder in voller Übung zu sein. Die Appellation nach Rom wurde den Geistlichen freigegeben; dann mußte der König auf seine Kosten zweihundert Ritter zum Kampfe im heiligen Lande ausrüsten und unterhalten, auch persönlich drei Jahre lang dort für den Glauben zu fechten geloben. Zur Einlösung dieses Versprechens ist er freilich in den zwanzig Jahren, die er noch regierte, nicht gekommen; auch hat die Kirche, der es genügte, ihn in der Hand zu haben, nicht gedrängt und gemahnt, zumal auch der Krieg, den er in den nächsten Jahren gegen Irland führte, als im Dienste der Kirche geführt dargestellt wurde und die Herrschaft Roms erweiterte (S. 573). Der erneute Kampf mit Frankreich und böse Zwistigkeiten im eigenen Hause nahmen Heinrichs Kraft vollauf in Anspruch und bereiteten ihm schwere Sorgen. Der Königin Eleonore Eifersucht auf des leichtsinnigen Gatten vielfache Liebeshändel, von denen der mit der schönen Rosamunde Clifford der berühmteste war, reizte den Ehrgeiz und die Herrschsucht seines erstgeborenen Sohnes gegen ihn auf und stürzte das Haus Plantagenet in traurige Familienstreitigkeiten. Im Frühjahr 1173 erhob der jüngere Heinrich auf dem Festland das Banner des Aufruhrs, dem sich die unzufriedenen Großen Südfrankreichs in Scharen anschlossen und bald auch die jüngeren Söhne Richard und Gotfried zufielen, während Eleonore nur durch strenge Haft gehindert wurde ihrem Beispiel zu folgen. Auch des englischen Adels bemächtigte sich bedrohliche Gärung, und im Norden griffen die Schotten zu den Waffen. Den Zorn des Himmels zu versöhnen, dem sein Haus und sein Reich zu erliegen schienen, wallfahrtete der König im Januar 1174 zu dem Grabe des Märtyrers von Canterbury, um nach erneuter Buße nochmals von jeder Mitschuld an dessem blutigen Tode losgesprochen zu werden. Seitdem wandte sich das Glück: die Schotten wurden besiegt, ihr König Wilhelm gefangen und zur Huldigung gezwungen: nach einjährigem Kampfe mußten im Herbst 1175 auch die Söhne ihren Frieden mit Heinrich machen.

Überaus glänzend war um jene Zeit Heinrichs II. Stellung inmitten der Fürsten des Abendlandes: seine älteste Tochter Mathilde war seit 1168 Herzog Heinrich dem Löwen vermählt; eine andere, Eleonore, hatte Alfons IX. von Kastilien heimgeführt; die dritte, Johanna, heiratete 1176 den jungen Wilhelm II. von Sizilien. Wohl konnte da bei Heinrich der Gedanke aufkommen, sich seines welfischen Schwiegersohns gegen Kaiser Friedrich und die Fürsten anzunehmen; aber die allgemeine Lage und namentlich die Rücksicht auf des Kaisers Bündnis mit Philipp II. von Frankreich hinderten die Ausführung. Auch kam es 1183 unter seinen Söhnen, von denen Heinrich bereits zum König gekrönt war, ohne den ersehnten Anteil an der Gewalt erlangen zu können, Richard, der sich schon in jungen Jahren durch seine Liebe zur Dichtkunst ebenso wie zu verwegenen Abenteuern und durch unbändige Tapferkeit einen Namen machte, und Gotfried, der durch Heirat die Bretagne erworben hatte,



König Heinrich II. von England † 1189 und seine Gemahlin Eleonore von Guienne † 1204.
Monumente von den Grabstätten der englischen Könige im Kloster Fontevrault, im franz. Departement Maine-Loire; 1094 gegründet (Nach Stothard.)

zu erbitterten Streitigkeiten. Als der Vater sich des bedrängten Richard annahm, ergriffen Heinrich und Gotfried, auf Antrieb, wie es heißt, und unter Beirat namentlich des sangeskundigen, aber auch kampflustigen Ritters Bertrand de Born, gegen ihn die Waffen und stellten damit in unseliger Verblendung alle Erfolge seiner kühn aufstrebenden Politik wieder in Frage. Heinrich der Jüngere starb während dieses Krieges; seine Anhänger legten die Waffen nieder: selbst Bertrand de Born ging straflos aus. Gotfried aber ging in seiner Erbitterung so weit, daß er das väterliche Reich mied und bei Philipp II. von Frankreich um Hilfe zum Einfall in dasselbe warb; aber auch er starb 1188 noch vor Erneuerung des Kampfes. Unbelehrt durch so üble Erfahrungen betrieb Heinrich II. dennoch die Ausschließung des nun dem Thron zunächst stehenden Richard von der Nachfolge, um diese seinem und der Mutter verzogenem Liebling, dem Jüngstgeborenen, Johann, zuzuwenden und veranlaßte dadurch auch Richard in einem Bündnis mit Philipp II. Rückhalt zu suchen. Mit diesem gemeinsam zog er gegen den Vater zu Felde; ein verwüstender Krieg entbrannte, der dem mit dem Erbfeind verbündeten Sohn eine Provinz nach der anderen in die Hände lieferte. Schließlich fiel sogar Johann vom Vater ab. Das brach die Kraft des Königs: Richard wurde als Nachfolger, aber Philipp II. auch wieder als Lehnsherr der festländischen englischen Provinzen anerkannt und damit der politisch wichtigste Erfolg dieser ganzen mühevollen Regierung wiederum vernichtet. Mit einem Fluche gegen die Söhne auf den Lippen starb der erste der Plantagenets am 6. Juli 1189 zu Chinon. Überlebt aber hat ihn, was er an folgenreichen Neuerungen in England selbst geschaffen hatte: neben dem Ausgleich zwischen Normannen und Angelsachsen (S. 573) die Wehrhaftmachung der letzteren als Landesmiliz, die straffe Zentralisation der Rechtspflege in fast absolutistischem Sinne und die Ablösbarkeit des Lehnkriegsdienstes durch eine entsprechende Geldzahlung, die ihn in den Besitz bedeutender barer Mittel brachte und die Errichtung einer trefflich geordneten Finanzverwaltung herbeiführte, welche in dem bereits in der normännischen Zeit entstandenen, jetzt aber weiter ausgebildeten Schatzamt ihr Organ fand.

Der Fluch, den Heinrich II. sterbend gegen seine Söhne schleuderte, ging furchtbar in Erfüllung. Bei aller Leidenschaftlichkeit seines Wesens war Heinrich II. doch immer ein weitblickender und klug berechnender Staatsmann gewesen. Seinem Nachfolger fehlte zu einem solchen nicht weniger als alles. Ein Freund zügelloser Ritter- und Sängerromantik, wie sie damals in Südfrankreich aufs üppigste blühte, ein Haudegen, der jedem, auch dem tollsten Einfall nachzugeben gewohnt war und in leerer Ruhmsucht zwecklos die gewagtesten Abenteuer aufsuchte, wenn sie nur seine Tollkühnheit, seine Riesenstärke, seine Waffenübung in glänzendes Licht setzten, zum fahrenden Ritter und Bänkelsänger, aber zum Feldherrn ebensowenig wie zum König geeignet, unfähig zu jeder geordneten, planvollen Thätigkeit und bei alledem doch innerlich unverdorben und von derber, naturwüchsiger Geradheit, in der Freundschaft

treu bis zur Aufopferung, eine blendende, aber eigentlich inhaltsleere, viel versprechende und wenig haltende Persönlichkeit — so war der Mann beschaffen, der nun England und seine wieder von Frankreich lehnsabhängig gewordenen festländischen Provinzen beherrschen sollte. Traurige Zeiten begannen für Land und Volk. Die Mittel zu dem Kreuzzuge aufzubringen, den der Vater gelobt hatte und den auszuführen seine Abenteuerlust reizte, wurden die härtesten fiskalischen Mittel angewandt, welche seine neuen, an die Stelle der bewährten Gehilfen des Vaters gesetzten Beamten durch ihre Willkür vollends unerträglich machten. Die allgemeine Unzufriedenheit dachte dann der unverbesserliche, aber von der Mutter allezeit begünstigte Johann zu benutzen, um sich in Abwesenheit des Bruders der Krone zu bemächtigen. Durch Erleichterung des Lehnsdienstes gewann er den Adel, und der von Richard mit seiner Vertretung betraute Kanzler und Großrichter Wilhelm von Ely mußte nach Frankreich fliehen. Johann schien vollends gewonnenes Spiel zu haben, als Richard in Österreich gefangen genommen und zu aussichtsloser Haft an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert wurde. Nun verband er sich mit Philipp II. August. Aber das war selbst diesem verwilderten Geschlecht, dem die einfachsten Begriffe von Recht und Unrecht in wüsten Parteikämpfen abhanden gekommen, denn doch zu viel, zumal das Schicksal des Königs, dessen ritterliche Tugenden auf die Menge einen mächtigen Zauber ausübten, in den weitesten Kreisen aufrichtiges Mitgefühl erweckte. Selbst Eleonore ließ jetzt den Liebling fallen und bot alles auf, um die zur Lösung Richards nötigen Summen möglichst schnell aufzubringen. Johann floh zu seinem französischen Bundesgenossen, der die Waffen ergriffen und die Eroberung des englischen Festlandes begonnen hatte. Vergeblich suchten beide Heinrich VI. zu bewegen, seinen Gefangenen noch länger in Haft zu halten. Befreit zog Richard sofort gegen Johann: von seinen Mitschuldigen verlassen mußte dieser



Grabmonument von Richard I. Löwenherz; im Kloster Fontevrault. (Nach Stothard.)

sich unterwerfen, erhielt aber von dem allzu milden König auf Fürbitte der Mutter Verzeihung. Dann wandte sich Richard gegen Philipp von Frankreich; päpstliche Vermittelung brachte endlich 1191 einen Frieden zu stande, zu dem Richard sich gern verstand, da er nach Heinrichs VI. Tod auf seine alten, bereits in Sizilien verfolgten Pläne gegen die Staufer (S. 521) zurückkam und seinen Neffen Otto, den er besonders in das Herz geschlossen hatte, gegen Philipp von Schwaben unterstützen wollte. Aber noch vor Ausführung dieses Vorhabens erlag er am 6. April 1199 in dem Kloster Fontevrault zweiundvierzig Jahre alt der Wunde, die ihm in der Fehde mit einem südfranzösischen Aufständischen ein Pfeilschuß bei der Belagerung der Burg Chaluz beigebracht hatte.

Die Thronfolge war nicht zweifellos. Dem in Frankreich geltenden Erbrecht gemäß hatte Richard beim Aufbruch zum Kreuzzug seines verstorbenen älteren Bruders Gotfried einzigen Sohn Arthur von Bretagne als Nachfolger bezeichnet, auf dem Totenbette aber Johann die Krone zugewiesen. Mit Ausnahme der Normandie erklärten sich die festländischen Gebiete für ersteren, den auch Frankreich anerkannte. Als Philipp II. aber sah, daß Johann sich nicht einschüchtern ließ, sondern durch thatkräftiges Eingreifen in den deutschen Thronstreit eine Wendung herbeizuführen drohte, durch ihn selbst ernstlich gefährdet, zumal er wegen der Verstoßung seiner dänischen Gemahlin Ingeborg mit der Kirche verfeindet und sein Land mit dem Interdikt belegt war, lenkte er ein und riet auch Arthur, seinem Oheim zu huldigen. Kaum im Besitz der ihm bestrittenen Gewalt entwickelte Johann auch gleich alle die üblen Eigenschaften, die man nach seinem schuldbefleckten Vorleben irgend befürchten konnte, Habgier und Eigennutz, wilde Sinnlichkeit, deren Befriedigung jedes Mittel recht war, Heuchelei und Verstellung, die Freund und Feind gleichmäßig betrog, despotische Launenhaftigkeit und rohen tyrannischen Sinn, der zügellos aufbrausend vor keiner That zurückschreckte, und dann wieder furchtsame Scheu und ängstlichen Kleinmut, wo er auf ernsten, zur That entschlossenen Widerstand stieß. Indem er nach Lösung der Ehe mit des mächtigen Grafen Glocester Tochter sich mit Isabella von Angoulême verheiratete, trieb er deren Verlobten, den tapferen Hugo de la Marche, mit zahlreichem Anhang zum Eintreten für das Thronrecht Arthurs von Bretagne. Mit französischer Hilfe griff dieser wieder zu den Waffen, wurde aber vor dem festen Schlosse Mirabel, wo seine Großmutter Eleonore krank lag, von Johann am 1. August 1202 überfallen und gefangen genommen und erst in der Burg Falaise in Ketten gehalten, dann in Rouen eingekerkert. Man hat nie wieder von ihm gehört: zweifellos ist er auf Johanns Befehl, nach dem Glauben des Volkes durch Johann selbst in der Seine ertränkt, durch heimlichen Mord aus dem Wege geräumt worden. Dadurch aber entfesselte der König erst recht den allgemeinen Abscheu und gab seinen persönlichen und politischen Widersachern eine furchtbare Waffe in die Hand. Philipp II. schritt gegen den Mörder Arthurs von Bretagne ein, ließ ihm seine Lehen absprechen, bemächtigte

sich 1204 der Normandie und weiterhin der reichen Landschaften zwischen Loire und Garonne, die Johann fast ohne Schwertstreich preisgab unter lauten Klagen über den angeblichen Verrat der Großen, aber im sorglosen Genuß schwelgerischer Feste.

Die Wirkungen davon zeigten sich bald auch in England. Noch war der ausgesprochen militärische Charakter des normännischen Erobererstaats, wenn auch durch Heinrich II. etwas gemildert, doch in voller Geltung, und der englisch-normännische Adel gewohnt, kriegerische Könige an seiner Spitze zu sehen: das Regiment eines unritterlichen Wüstlings stand mit dieser Verfassung und mit dem die ganze Zeit erfüllenden ritterlichen Geiste in einem unerträglichen Widerspruch, zumal Johann seine lehnsherrlichen Rechte, besonders als Vormund der Witwen und Waisen verstorbener Vasallen, in der anstößigsten Weise zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit mißbrauchte. Seit Heinrich II. zwischen dem normännischen Adel und dem angelsächsischen Bürgertum in den Städten und dem Freisassentum auf dem Lande eine größere Gemeinschaft begründet hatte, nahmen auch diese lebhafteren Anteil an den Beschwerden der ritterlichen Kreise über den König und seine lockeren Genossen: gemeinsam suchte man sich hinfort derselben zu erwehren. Die Stellung Johanns, der in den Augen vieler doch nur ein durch Mord in den Besitz des Thrones gelangter Usurpator blieb, war also bereits ernstlich bedroht, als er sich auch die Kirche verfeindete, die natürlich in Philipp II. von Frankreich einen zu jedem Dienste bereiten Helfer fand.

Trotz des scheinbar alle Wünsche des Papsttums erfüllenden Paktes, den Heinrich II. unter dem Eindruck der Ermordung Thomas Beckets 1170 hatte schließen müssen, war schon unter ihm die englische Kirche in die alte Abhängigkeit zurückgekehrt. So benutzte Innocenz III. die erste Gelegenheit, um auch hier seine Prinzipien auf Kosten der staatlichen Autorität zur Anerkennung zu bringen. Im Sommer 1205 wurde der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury erledigt; das Recht zur Wahl des Nachfolgers war streitig zwischen den Suffraganbischöfen des Metropolitansitzes und den Mönchen des zur Kathedrale gehörigen Klosters der Dreifaltigkeit. Ohne, wie es der Brauch verlangte, die Erlaubnis des Königs zur Wahl einzuholen, erhoben die Mönche ihren Subprior Reginald. Dagegen schüchterte Johann das Domkapitel zur Wahl des von ihm empfohlenen Bischofs Johann von Norwich ein, dem er sofort die Belehnung mit dem Weltlichen erteilte. Gegen dieses rechtswidrige Vorgehn erhoben die Suffraganbischöfe in Rom Beschwerde. Innocenz III. ordnete eine Untersuchung an: Johann von Norwich wurde verworfen, ebenso aber auch das Wahlrecht der Suffraganbischöfe. Die päpstliche Entscheidung erkannte nur das der Mönche des Kathedralklosters an, annullierte aber gleichzeitig die Wahl Reginalds als ungesetzlich; Innocenz III. ließ darauf, indem er im Interesse der päpstlichen Allmacht nun seinerseits rechtswidrig verfuhr, seinen gelehrten und streng kirchlichen Studiengenossen von Paris her, Stephan Langton, durch die in Rom erschienenen Gesandten des Klosters zum Erzbischof von Canterbury

wählen und weihte ihn alsbald unter Verleihung des Palliums. Diese Herausforderung, die Innocenz III. nicht gewagt haben würde, wäre damals nicht eben der Friede mit König Philipp von Schwaben so gut wie abgeschlossen gewesen, beantwortete Johann mit unbarmherziger Verfolgung der in seinen Augen allein schuldigen Mönche des Dreifaltigkeitsklosters. Die Abmahnungen, die der Papst durch die Bischöfe von London, Ely und Worcester an ihn richtete, reizten ihn nur noch mehr; den Hinweis auf Bann und Interdikt beantwortete er mit der Drohung, die Geistlichkeit aus dem Lande jagen, die Kirchengüter konfiszieren, keinen päpstlichen Bevollmächtigten mehr in sein Reich lassen zu wollen. Am 24. März 1208 traf daher England das Interdikt. Ohne Rücksicht auf die Gewissensangst seines Volkes beharrte der König in seinem Trotz und suchte durch die härtesten Zwangsmaßregeln jede Spur von Widerstand niederzudrücken. Nun wurde er selbst gebannt. Aber auch das schien ihn nicht anzufechten: im Innern ein eisernes Regiment führend, imponierte er dem Adel durch kriegerische Leistungen, indem er die abgefallenen Iren demütigte, die Insel Man eroberte und die räuberischen Waliser züchtigte. Denn der eben erfolgte Bruch zwischen dem Papst und Kaiser Otto IV. eröffnete ihm günstige Aussichten und gab ihm in der gesamten kirchlichen und politischen Lage einen erwünschten Rückhalt. Auch Innocenz III. erkannte, daß hier eine gefährliche Wendung drohte: Johann mußte niedergeworfen werden, ehe er mit seinem kaiserlichen Neffen gemeinsam handeln und die päpstlichen Entwürfe in Deutschland durch eine rasche That durchkreuzen konnte. Deshalb waffnete er wiederum Philipp II. von Frankreich und beauftragte ihn mit der Vollstreckung des Spruches, durch den er Johann der Herrschaft entsetzte und seine Unterthanen von ihrem Treueid entband. In einem solchen Kampfe mußte Johann unterliegen: Waliser und Schotten waren bereit, mit den landenden Franzosen gemeinsame Sache zu machen; in England selbst, wo der König durch unbarmherzige Erpressungen Hoch und Niedrig zur Verzweiflung trieb, wäre Philipp als Befreier willkommen geheißen worden. Johann fühlte also den Boden unter sich wanken; dabei wurde er, so keck und herausfordernd er that, doch durch den Bann in seinem Gewissen schwer geängstigt. Klug benutzte Innocenz III. diese Seelenstimmung des Tyrannen: im geheimen ließ er ihm, als Philipp von Frankreich bereits im Begriff stand über den Kanal zu setzen, durch den Subdiakon Pandulf um den Preis der Unterwerfung Frieden und Gnade bieten. Und Johann griff begierig zu: am 13. Mai 1213 gelobte er zu Dover eidlich Unterwerfung unter den Spruch des Papstes. Alle Verfügungen gegen Stephan Langton und dessen Anhänger widerrief er; der unrechtmäßig erwählte Kandidat behauptete seinen Platz an der Spitze der englischen Kirche, die sich nun ebenfalls der allgemeinen Dienstbarkeit unter Rom fügte. Aber ein noch größerer Triumph wurde Innocenz zu teil, der die Lehre von der Überordnung der Kirche über alle weltliche Gewalt in den Augen der staunenden Welt thatsächlich bestätigte: am 15. Mai legte Johann die königliche Krone nieder und empfing sie durch

Pandulf im Namen des Papstes als Lehen des heiligen Petrus wieder, für welches er und seine Nachfolger hinfort neben dem altüblichen Peterspfennig einen jährlichen Lehnszins von tausend Pfund Sterling nach Rom zahlen sollten.

Um diesen Preis erkaufte Johann, eben noch scheinbar zum Äußersten entschlossen, die Gnade der Kirche gegen die Mächte, die sie eben zu seinem Sturze aufgeboten hatte. Mit Ingrimm sah sich Philipp II. die schon für sicher gehaltene Beute entgehen; trotz päpstlicher Abmahnung griff er aber Flandern an, dem Johann erfolgreich Hilfe leistete, so daß der englisch-französische Krieg, eng verflochten mit dem deutschen Thronstreite, dennoch zum Ausbruch kam. Im übrigen aber erfüllte Johann getreulich die eingegangenen Verpflichtungen und wurde nach geleisteter Kirchenbuße am 20. Juli durch Stephan Langton von dem Banne gelöst. Auch ein besseres Regiment sagte er zu, indem er die Gesetze Eduards des Bekenners beschwor, die eingezogenen Güter herausgab und Schadenersatz zu leisten versprach.

Aber nach den bisher gemachten Erfahrungen genügte das schon niemandem mehr. Zu allgemein war die Erbitterung über das, was man von diesem Tyrannen erlitten hatte, zu tief das Mißtrauen gegen seine Unzuverlässigkeit, als daß man nicht wirksamere Garantieen hätte fordern sollen, zumal jetzt Johann die Autorität der Kirche zur Seite stand und jede Erweiterung der königlichen Macht ein Gewinn war für den kirchlichen Oberherrn Englands. Die Fortdauer des französischen Krieges stellte die Fortdauer der unerträglichen Bedrückungen in Aussicht, die Johann vermöge seiner kriegsherrlichen Gerechtsame in Bezug auf die zu leistenden Dienste sowohl wie in finanzieller Hinsicht geübt hatte. Der Lehnsadel, als er nun gar über den Kanal geführt werden sollte, um die verlorenen Erblande der Plantagenets zurückzuerobern, weigerte sich zu folgen, und Stephan Langton selbst wies den König auf die lehnsrechtlichen Satzungen hin, die dem von ihm beliebten Verfahren entgegenständen. Unter des Erzbischofs Leitung verbanden sich trotz päpstlicher Abmahnung geistliche und weltliche Große auf einem Tage zu London zu gemeinsamem Eintreten für die Rechte der Kirche und des Adels, wie sie zuletzt Heinrich II. bei seiner Thronbesteigung beschworen hatte. Inzwischen hatte der König sich nach dem Festland begeben und nach einem mißlungenen Angriff auf Poitou zur Unterstützung Ottos IV. gegen die französisch-flandrische Koalition, mittelbar also gegen Friedrichs II. Beschützer, seinen päpstlichen Lehnsherrn, nach Flandern gewendet, erlitt dort aber mit seinem Neffen zusammen am 27. Juli 1214 die schwere Niederlage bei Bouvines. Im Frieden mit Frankreich mußte er die Stammlande seines Hauses bis auf einige feste Plätze an Philipp II. abtreten, der nun bis an die Garonne gebot.

In England fand Johann alles in wachsender Gärung. Diese steigerte die Art, wie er nun die dem Feldzug fern gebliebenen Barone wegen Verletzung der Lehnspflicht zur Rechenschaft zog und zur Erlegung des den persönlichen Dienst ersetzenden Schildgeldes nötigen wollte. In Bury S. Edmunds



berieten deshalb die Führer der Bewegung, wie man Staat und Kirche bessern und die alten Rechte sicher stellen könnte; auch an den Papst als den Lehnsherrn des Königs wandten sie sich mit ihren Beschwerden. Johann suchte Ausflüchte: aber Weihnachten 1214 erschienen die Häupter des Adels vor ihm zu London und forderten Beendigung des Krieges mit Frankreich, Entlassung der fremden Söldner und erneute Beschwörung der Gesetze König Eduards. Der König erklärte erst Ostern antworten zu können. Bis dahin rüstete er nach Kräften, veranlaßte auch den Papst, den Baronen die Auflösung ihres Bundes und Zahlung des Schildgeldes zu befehlen. Nur durch Zwang war also Sicherheit zu erreichen. Gegen Ostern sammelten sich daher die Barone bei Stamford zwischen Oxford und Northampton, 2000 an Zahl mit großem Gefolge zu Pferd und zu Fuß. Auch die Kirche, die Johann durch endliche Bewilligung des freien Wahlrechts zu gewinnen gedacht hatte, sagte sich von ihm los, obenan Erzbischof Stephan von Canterbury, trotz der Mahnungen Innocenz' III. Zum Führer erwählte das „Heer Gottes und der heiligen Kirche" Robert Fitzwalter. Da der König zögerte, rüstete man, durch immer neue Scharen verstärkt, zum Angriff auf seine Burgen:



Siegel des Robert Fitzwalter. Originalgröße.
Berlin, kgl. Geh. Staats-Archiv.

am 5. Mai sprachen die Kanoniker des Doms zu Durham die Barone los von dem Johann geleisteten Treueid. London erklärte sich für sie und erbat eine Besatzung: die erste Stadt des Landes mit ihren reichen Hilfsmitteln aller Art ging zum Aufruhr über. Nun erst gab Johann nach. Am 15. Juni begann auf der Wiese von Runimede bei Oxford ein Kongreß, auf dem der Earl von Pembroke den Vermittler machte, auf Grund einer 39 Artikel umfassenden Denkschrift, in der Stephan Langton die Beschwerden der Barone zusammengefaßt hatte. Johann erkannte diese als begründet an, stimmte den zu ihrer Abstellung vorgeschlagenen Maßnahmen bei und erteilte darüber eine urkundliche Ausfertigung, die Magna charta libertatum, den großen Freiheitsbrief der englischen Stände.

Transskription zu dem Faksimile eines Teiles d

(Die Abkürzungen der E

Ista sunt Capitula que Barones petunt et dominus Rex concedit

¶ Post decessum antecessorum heredes plene etatis habebunt hereditatem suam per antiquum releuium exprimendum in carta.

¶ Heredes qui infra etatem sunt et fuerint in custodia cum ad etatem peruenerint: habebunt hereditatem suam sine releuio et fine.

¶ Custos terre heredis capiet rationabiles exitus · consuetudines · et seruitia sine destructione et uasto hominum et rerum suarum et si custos terre fecerit destructionem · et uastum · amittat custodiam · | et custos sustentabit domos · parcos · viuaria · stagna · molendina · et cetera ad terram illam pertinentia de exitibus terre eiusdem · et ut heredes ita maritentur · ne disparagentur et per consi lium propinquorum de consanguinitate sua.

¶ Ne vidua det aliquid pro dote sua uel maritagio post decessum mariti sui · sed maneat in domo suo per · xl · dies post mortem ipsius · et infra terminum illum assignetur ei dos · et | maritagium statim habeat et hereditatem suam.

¶ Rex uel Balliuus non saisiet terram aliquam pro debito dum catalla debitoris sufficiunt · nec plegii debitoris distringantur dum capitalis debitor sufficit ad solutionem · si uero capitalis debitor | defecerit in solutione · si plegii uoluerint habeant terras debitoris · donec debitum illud persoluatur plene · nisi capitalis debitor monstrare poterit se esse inde quietum erga plegios.

¶ Rex non concedet alicui Baroni quod capiat auxilium de liberis hominibus suis nisi ad corpus suum redimendum · et ad faciendum primogenitum filium suum militem · et ad primogenitam filiam suam semel ma ritandam · et hoc faciet per rationabile auxilium.

¶ Ne aliquis maius seruitium faciat de feodo militis quam inde debetur.

¶ Vt communia placita non sequantur curiam domini Regis · sed assignentur in aliquo certo loco · et ut recognitiones capiantur in eisdem Comitatibus in hunc modum ut Rex mittat duos Iusticiarios per · iiij · or vices | in anno qui cum · iiij · or militibus eiusdem Comitatus electis per Comitatum capiant assisas de noua dissaisina · morte antecessoris et ultima presentatione · nec aliquis ob hoc sit summonitus 7' nisi iuratores et due partes.

¶ Vt liber homo amercietur pro paruo delicto: secundum modum delicti et pro magno delicto -- secundum magnitudinem delicti saluo continemento suo · villanus etiam eodem modo amercietur saluo waynagio suo · et | mercator eodem modo saluo marcandisa per sacramentum proborum hominum de visneto

¶ Vt clericus amercietur de laico feodo suo secundum modum aliorum predictorum · et non secundum beneficium ecclesiasticum

¶ Ne aliqua uilla amercietur pro pontibus faciendis ad riparias nisi 'ubi' de iure antiquitus esse sulebant

¶ Vt mensura vini bladi et latitudines pannurum et rerum aliarum emendetur · et ita de ponderibus.

¶ Vt assise de noua dissaisina et de morte antecessoris abbreuientur · et similiter de aliis assisis.

r Artikel der Magna Charta; vom Jahre 1215.

ндschrift sind in *Cursiv* gesetzt.)

¶ Vt nullus vice*comes* intromittat se de placitis ad corona*m* pertinentib*us* s*ine* coronatorib*us* · *et* ut Comitatus *et* Hundr*ede* sint ad antiq*uas* firmas absq*ue* nullo incremento exceptis d*om*inicis maneriis Reg*is*

¶ Si aliquis tenens de Rege moriatur: licebit · vice*comiti* u*el* alii Balli*uo* Reg*is* seisire *et* i*n*breuiare catallum ip*s*ius p*er* uisum legalium homin*um* · Ita t*ame*n q*uod* nich*il* in*de* amoueat*ur* donec plenius | sciat*ur* si deb*e*at aliquod liquidum debitum do*mi*no Regi · *et* tunc debitu*m* Reg*i* p*er*soluat*ur* · Residuu*m* uero relinquat*ur* executorib*us* ad faciend*um* testamentum defuncti · *et* si nich*il* Regi debetur: om*n*ia | catalla cedant defuncto.

¶ Si aliq*ui*s l*i*ber h*om*o intestat*us* decesserit · bona sua p*er* manu*m* p*ro*ximior*um* parentum suor*um* *et* amicor*um* *et* p*er* uisum Eccl*es*ie distribuant*ur*.

¶ Ne vidue distringant*ur* ad se maritand*um* dum uoluer*int* s*ine* marito uiuere · Ita t*ame*n q*uod* securitatem facient q*uod* non maritabunt se s*ine* assensu Reg*is* si de Rege teneant · u*el* d*omi*nor*um* suor*um* de q*ui*b*us* ten*ent*.

¶ Ne Constabulari*us* u*el* alius Balliuus capiat blada u*el* alia catalla nisi statim denar*ios* in*de* reddat · n*is*i respectu*m* hab*er*e possit de uoluntate venditoris.

¶ Ne Constab*ularius* possit distringere aliq*uem* militem ad dand*um* denar*ios* p*ro* custodia castri si uoluerit fac*ere* c*us*todia*m* illa*m* i*n* p*ro*p*r*ia p*er*so*n*a u*el* p*er* alium probum hominem si ip*s*e eam facere no*n* possit p*er* r*ati*o*n*abilem c*aus*am | *et* si Rex eum duxerit in excercitu*m* sit q*ui*etus de custodia s*ecund*u*m* q*uan*titatem t*em*p*or*is

¶ Ne vice*comes* u*el* Balli*uus* Regis u*el* aliq*ui*s alius capiat eq*uo*s u*el* carettas alic*uius* lib*er*i hominis p*ro* cariag*io* faciendo n*is*i ex uoluntate ip*s*ius.

¶ Ne Rex u*el* Balli*uus* suus capiat alienu*m* boscum ad castra u*el* ad alia agenda sua n*is*i p*er* uoluntatem ip*s*ius c*uius* boscus ille fu*er*it

¶ Ne Rex teneat terram eor*um* qui fu*er*int conuicti de felonia nisi p*er* vnum annu*m* *et* vnum diem · s*ed* tunc reddat*ur* d*omi*no feodi.

¶ Vt om*nes* kidelli de cet*er*o penit*us* deponant*ur* de Tamisia · *et* Medeweÿe · *et* p*er* tota*m* Angl*iam*.

¶ Ne br*eue* quod uocat*ur* p*re*cipe de cet*er*o fiat alic*ui* de aliq*uo* tenem*en*to vn*de* lib*er* homo amittat curia*m* sua*m*

¶ Si quis fu*er*it disseisitus u*el* p*ro*longatus p*er* Rege*m* s*ine* iudicio de t*er*ris libertatib*us* · *et* iure suo · statim ei restituat*ur* · *Et* si contentio sup*er* hoc orta fu*er*it · tunc in*de* disponat*ur* p*er* iudiciu*m* · XXV · Baronu*m* · *Et* ut | illi qui fu*er*int dissaisiti p*er* p*at*rem u*el* f*rat*rem Reg*is* · rectu*m* h*ab*eant sine dil*ati*one p*er* iudiciu*m* parium suor*um* i*n* Curia Reg*is* · *Et* si Rex debeat h*ab*ere t*er*minum alior*um* cruce signator*um*: tunc Archiep*iscopus* *et* Ep*iscop*i | faciant inde iudiciu*m* ad certum diem app*e*ll*ati*one remota.

(Nach Publ. of the Pal. Soc. London.)



Faksimile eines Teils der ursprünglich vorgelegten und als Bas

Original, auf Pergament ca 55.28 Centimeter groß im B

s der Magna Charta angenommenen Artikel, vom Jahre 1215.
ris. Mus. zu London. Publ. of the Pal. Soc. of London.

Dieses denkwürdige Aktenstück enthielt freilich nichts von einer Verfassung, stellte überhaupt keine allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätze auf, sondern begnügte sich damit, Mißbräuche, die im Laufe der Zeit und namentlich durch Johanns Despotismus eingerissen waren, abzustellen und das alte angelsächsische Recht wieder in Kraft zu setzen. Nicht die königliche Gewalt an sich wurde gekürzt, sondern nur eine Anzahl von widerrechtlichen Erweiterungen derselben, die sich zum Nachteil von Adel und Klerus eingebürgert hatten, abgestellt, indem die widerrechtlich gesteigerten Leistungen, die der König erzwungen hatte, auf das altübliche Maß reduziert und — was besonders wichtig war — die Forderung in gewissen Fällen im Interesse des öffentlichen Wohles wünschenswerter oder nötiger Mehrleistungen von der Zustimmung der sich zur Übernahme bereit erklärenden Großen abhängig gemacht wurde. Damit wurde das Lehnswesen überhaupt wieder auf einen gesetzlichen Fuß gebracht, da die dem König auferlegten Verpflichtungen auch für die Barone ihren Lehnsleuten gegenüber gelten sollten: sie betrafen die Steuer, die von dem Erben eines Lehengutes dem Lehnsherrn zu entrichten war, den Ersatz des persönlichen Lehendienstes durch Zahlung des unter Heinrich II. aufgekommenen Schildgeldes, den Schutz von Witwen und Töchtern der Vasallen durch den Herrn. Aber auch dem Lehenrecht nicht angehörige Dinge von allgemeinem Interesse wurden neu geordnet. Namentlich kehrte man in der Organisation der Rechtspflege zu den vortrefflichen Einrichtungen Heinrichs II. zurück: die Reiserichter wurden wieder eingeführt, und es entstand ein oberster, an einem Orte seßhafter Gerichtshof. Auch die altübliche Urteilsfindung durch die Gemeinde wurde hergestellt, so daß hinfort über einen freien Mann immer nur seine Standes- und Rechtsgenossen Recht sprechen sollten. Dasselbe Prinzip griff in der Verhängung von Polizeistrafen Platz, wo durch die königlichen Beamten arge Willkür geübt worden war — Einrichtungen, die auch dem Bürger und dem Landsassen zu gute kamen. In der richtigen Erkenntnis aber, daß gegenüber einem König wie Johann und seinem über allem irdischen Recht stehenden Lehnsherrn mit derartigen Festsetzungen gar nichts gewonnen war, wenn man ihre Beobachtung nicht im Notfalle erzwingen konnte, schuf man durch den 61. Artikel der Magna Charta einen aus 25 Baronen und dem Mayor der Hauptstadt bestehenden Ausschuß, der den König in der Regierung überwachen und zur Beobachtung des Freiheitsbriefes zwingen sollte. Er erhielt dazu das Recht, den König, stellte er eine Rechtswidrigkeit auf Ermahnen nicht ab, durch Wegnahme seiner Burgen, Ländereien u. s. w. auszupfänden und das Weggenommene bis zur Rückkehr zu gesetzmäßiger Regierung einzubehalten; nur die Personen des Königs und der Seinen sollten nicht angetastet werden dürfen. So gewannen die Barone ein gesetzlich anerkanntes Recht des Widerstandes gegen gesetzwidrige Regierungshandlungen. Anderseits aber stellten sie für den Fall besonderen Bedarfs auch außerordentliche, über das gesetzliche Maß hinausgehende Leistungen in Aussicht, nur wollten sie darum jedesmal erst befragt sein und ihre Zustimmung dazu gegeben haben. Insbesondere

wurde die Erhebung außerordentlicher Hilfsgelder und die Ersetzung des persönlichen Dienstes durch Schildgeld in jedem einzelnen Falle von der Bewilligung der zu diesem Zwecke zu berufenden Barone abhängig gemacht. Gerade diese Bestimmung, unscheinbar und nahezu selbstverständlich an sich, ist in der Folge von besonderer Wichtigkeit geworden: sie enthielt den ersten Keim zur Entwickelung des englischen Parlaments, das aus jenen in gewissen Fällen zu berufenden Versammlungen der geistlichen und weltlichen Großen hervorgegangen ist. Die Prälaten und die Inhaber der großen Kronlehen sollten dazu vierzig Tage zuvor einzeln durch königliche Siegelbriefe, die übrigen Barone grafschaftsweise durch die Sheriffs geladen werden.

König Johann war von den siegreichen Baronen glimpflich genug behandelt worden: keines von den Rechten, die er nach Despotenart so schnöde mißbraucht hatte, hat man ihm entzogen, nur seinen Mißbrauch unmöglich gemacht; über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Bedürfnissen wollte man gerecht werden, wenn man sich selbst von ihrer Dringlichkeit überzeugte. Diese Mäßigung wurde freilich vom König übel belohnt. Von dem Augenblick an, wo er durch die Beschwörung der Magna Charta die Barone zum Auseinandergehen vermocht hatte und sich damit von der dringendsten Gefahr befreit sah, hatte Johann nur den einen Gedanken, die ihm angelegten Fesseln wieder abzustreifen oder zu sprengen. Er ließ den Freiheitsbrief nicht registrieren: wer wollte dann, gelang es die originale Ausfertigung zu vernichten, dereinst seine Authentizität nachweisen? Aber die Barone sorgten für die sichere Aufbewahrung einer Anzahl von beglaubigten Abschriften. In richtiger Schätzung der Unzuverlässigkeit des Königs, der sich so bequem hinter der Behauptung verschanzen konnte, daß er ohne Zustimmung seines Oberlehnsherrn ja überhaupt Verpflichtungen der Art gar nicht eingehen könne, hatten sie ihn ausdrücklich geloben lassen, eine Lösung von dem auf die Magna Charta geleisteten Eid in Rom nicht nachsuchen zu wollen: Johann suchte sie bei dem Legaten Pandulf nach. Innocenz III. sprach ihn von dem Eide frei, kassierte die Magna Charta und bedrohte die Barone für den Fall des Widerstandes mit dem Bann. So kam es nun doch zum Kriege. Aber mit seinen zahlreichen Söldnern brachte Johann die Barone bald in harte Bedrängnis: welches Schicksal ihrer im Falle völligen Erliegens wartete, konnten sie sich selbst sagen. Nur fremde Hilfe konnte dies Äußerste von ihnen und den Ihrigen abwenden: sie suchten sie in Frankreich nach, indem sie Philipps II. Sohn Ludwig, den Gemahl Blancas von Kastilien, einer Nichte Johanns, die englische Krone antrugen. Erwünschteres hätte dem capetingischen Königshause nicht begegnen können. Aber ehe der französische Prinz ins Land kam, war dieses fast ganz in des Königs Gewalt gefallen: während Johann den Norden unterwarf, bewältigte sein Halbbruder Wilhelm Langschwert, Heinrichs II. Sohn von der schönen Rosamunde Clifford (S. 576), die südlichen Grafschaften. Die Barone traf der Bann, Stephan Langton wurde von dem erzbischöflichen Amte suspendiert; London, das sich hielt, war der letzte Hort der nationalen Freiheit, als endlich im Frühjahr 1217 die

Franzosen erschienen. Nun erfolgte ein allgemeiner Abfall von dem Tyrannen. Dieser aber gab seine Sache nicht verloren, ja, er entwickelte eine Thatkraft und Umsicht, die selbst den Gegnern Achtung abnötigte. Konnte er sich doch sagen, daß das unnatürliche Bündnis seiner Unterthanen mit dem französischen Erbfeinde unmöglich lange bestehen könnte, sondern durch die unausrottbaren nationalen Antipathien bald gesprengt werden würde. Aber noch ehe es so weit kam, wurde er selbst am 17. Oktober 1216 vom Tode hinweggerafft.

Dadurch änderte sich auch für die Barone die Lage vollkommen. Nur im Drange der Not und mit innerem Widerstreben hatten sie die französische Hilfe herbeigerufen. Gegenüber einem unmündigen Thronerben — denn Johanns Sohn, Heinrich III. (1216—72), war erst zehn Jahre alt — und angesichts einer mehrjährigen Regentschaft ließ sich eine Anerkennung und Sicherung der in der Magna Charta niedergelegten Rechte wohl auch ohne Kampf erreichen. Auch die römische Kurie trat vermittelnd ein, da eine französische Eroberung Englands eine ihr gerade damals wenig genehme Verschiebung der Machtverhältnisse herbeizuführen drohte. Die Barone wünschten selbst den bereits lästig gewordenen französischen Beschützer wieder loszuwerden. So übertrug man die Regentschaft gemeinsam dem Earl von Pembroke und dem päpstlichen Legaten Guala und begnügte sich damit, daß der junge König bei der Krönung am 28. Oktober die Magna Charta in einer wesentlich geänderten Gestalt bestätigte: mit Artikel 61 fiel nämlich die Anerkennung des Widerstandsrechtes der Stände fort, und auch die Erhebung des Schildgeldes und außerordentlicher Hilfsgelder wurde von der vorherigen Zustimmung der Stände wieder unabhängig gemacht. Also gerade diejenigen Bestimmungen, welche der Magna Charta für die Barone einen so hohen Wert gegeben hatten, kamen in Wegfall, und dem erwachten nationalen Eifer schien das kein zu hoher Preis für die Entfernung der Franzosen aus dem Lande. Gemeinsam wandte sich nun alles gegen Prinz Ludwig: bei Lincoln geschlagen und nach dem Scheitern einer Hilfsflotte in der Themsemündung ohne Zuzug, kehrte dieser im Sommer 1217 über den Kanal heim, zufrieden mit einer Amnestie für die ihm Zugefallenen und der Lösung des gegen ihn ausgesprochenen Bannes.

Dieser ersten Ära der Verfassungskämpfe folgten zehn Jahre der Ruhe während der Unmündigkeit Heinrichs III. (1216—72), in denen die Magna Charta beobachtet und der Einfluß der Stände auf die Staatsangelegenheiten durch die wiederholte Berufung von Reichstagen befestigt wurde. Aber als er mündig geworden, bestätigte der König den Freibrief nicht, sondern führte, von dem harten Großrichter Robert de Burgh beraten, ein Regiment nach der Art seines Vaters, das sich durch harten fiskalischen Druck allgemein verhaßt machte. Der Sturz Roberts de Burgh 1232 besserte nichts; sein Nachfolger, Pierre des Roches aus Poitou, war schon als Fremder unbeliebt und suchte eine Stütze in einer anstößigen Günstlingswirtschaft. Die Verschwendung des leichtsinnigen Königs und ein neuer Krieg mit Frankreich zerrütteten die Finanzen, denen neue Erpressungen aufhelfen sollten. Ein Aufstand der

Barone unter Richard von Pembroke, dem Sohne des Regenten, bewirkte nur für kurze Zeit eine Besserung. Das Einströmen fremder Glücksritter im Gefolge der Heinrich vermählten Tochter des Grafen Raimund Berengar von Provence, Eleonore, und die steigenden finanziellen Ansprüche der römischen Kurie, die immer neue Rechtstitel fand, um aus England Geld zu ziehen und dem König dagegen die Versorgung seiner fremden Günstlinge mit den reichsten Pfründen nachsah, steigerten die allgemeine Unzufriedenheit. Außerordentliche Finanzhilfe zu erlangen, mußte Heinrich 1236 die Magna Charta, wie sie 1217 gefaßt worden war, bestätigen, aber es blieb alles beim alten und namentlich der Klerus hatte nach wie vor über Eingriffe in das Wahlrecht der Domkapitel zu klagen: bereits 1240 legte er einem Reichstage in London eine förmliche Beschwerdeschrift vor. So spitzte sich alles zu einem neuen Konflikt zu, denn die Zugeständnisse, die man dem König in Zeiten besonderer finanzieller Bedrängnis abnötigte, erwiesen sich hinterher regelmäßig als unwirksam, und die Mißbräuche, von deren Abstellung die mehrfach einberufenen Stände, in dieser Zeit zuerst Parlament genannt, die Bewilligung der königlichen Forderungen abhängig machten, wurden hinterher nicht beseitigt, die Eigenschaften aber, die Heinrich III. dabei entwickelte, Unzuverlässigkeit und Falschheit, Heuchelei und Wortbruch, setzten mit seiner Person zugleich das Königtum in den Augen des Volkes herab. Einen drohenden allgemeinen Aufstand abzuwenden beschwor Heinrich 1253 die Magna Charta von neuem als „Mann, Christ, Ritter, gesalbter und gekrönter König“ und ließ jeden Übertreter mit dem Banne bedrohen, um sich gleich danach auch von diesem Eid durch den Papst lossprechen zu lassen. Daß er seinem Bruder Richard von Cornwallis zur deutschen und seinem Sohn Edmund zur sizilischen Krone verhelfen wollte, stellte neue finanzielle Verwickelungen in Aussicht, welche der Krieg mit Wales und mit Frankreich noch steigern mußte, da die Stände alle außerordentlichen Leistungen weigerten und als Bürgschaft für endliche Herstellung der Ordnung einen Anteil an der Ernennung der obersten Beamten forderten.

Das durchzusetzen durften die Barone auch hoffen, seit sie einen ebenso einflußreichen wie einsichtigen und thatkräftigen Führer gewonnen hatten in dem mit des Königs Schwester Eleonore vermählten Simon von Montfort, dem Grafen Leicester, einem Sohn jenes Grafen von Montfort, der die päpstlichen Kreuzfahrerheere gegen die Albigenser geführt hatte. Er machte die Bewegung, die bisher fast ausschließlich von Adel und Klerus getragen war, zur Sache des gesamten Volkes und gewann die popularen Kräfte der Nation, die er politisch organisierte, zu ihrer Unterstützung. Erst die von ihm herbeigeführte Weiterbildung der den Ständen durch die Magna Charta gewährleisteten bescheidenen Rechte legte den sicheren Grund für die englische Verfassung. Die Entwickelung begann mit einer tiefen, freilich wohlverdienten, weil selbstverschuldeten Demütigung des Königtums. Auf einem Tage zu Oxford wurden 1258 vom König und von den Baronen je zwölf Bevollmächtigte ernannt;

diese bestellten gemeinsam einen Ausschuß von vier Vertrauensmännern, um die fünfzehn Mitglieder des königlichen Rates zu ernennen; in ihrer Mehrzahl wurden diese natürlich den Reihen der oppositionellen Barone entnommen. Das kam einer Suspension des Königs ziemlich gleich: denn jene vierundzwanzig sollten immer auf ein Jahr die höchsten Beamten ernennen; dreimal im Jahr sollten die Stände zum Parlament zusammentreten, an dessen Beratungen, sobald sie allgemeine Angelegenheiten beträfen, die Großbeamten teilzunehmen hätten; zu dauernder Vertretung der Interessen der Kronvasallen wurden zwei Bischöfe, ein Earl und ein Baron dem geheimen Rate und dem Parlamente beigeordnet. Für einen Reichsfeind wurde erklärt, wer diesen Oxforder Provisionen, die allgemein beschworen wurden, zuwider handelte. Der Sieg der Stände war vollständig: der äußeren Form nach Königreich war England seinem Wesen nach in eine aristokratische Republik verwandelt. Daß das nicht den Prälaten und Baronen allein zu gute kam, sondern von dem ganzen Volke als ein segensreicher Wandel freudig begrüßt wurde, war das Verdienst Leicesters, der nicht bloß seine Standesgenossen an jedem Mißbrauch der Gewalt nach unten hinderte, sondern der neuen Ordnung auch in der Masse des Volkes eine breitere und sicherere Grundlage zu geben wußte. Ihrer bedurfte man auch zur Abwehr der drohenden Reaktion, zu der Heinrich III. in der Stille rüstete: die lästigen Provisionen des „tollen" Parlaments zu beseitigen, warb er eifrig um die Hilfe Frankreichs und seines päpstlichen Oberlehnsherrn. Letzterer annullierte im April 1261 die dem König abgezwungenen Zugeständnisse: der Bürgerkrieg brach von neuem aus, da niemand sich auf die Verheißungen des unzuverlässigen Königs einlassen wollte. Während dieser nochmals jenseits des Kanals Hilfe suchte, erfolgte in England unter Leicesters Führung die allgemeine Erhebung. Die königlichen Burgen wurden bezwungen; Leicester nahm den Tower; die Londoner Bürgerschaft ergriff seine Partei. Als er zurückkehrte, sah Heinrich III. sein Reich verloren und mußte unterhandeln. Man versuchte es mit einem Schiedsspruche Ludwigs IX. von Frankreich. Dieser verwarf die Oxforder Beschlüsse als für den König unannehmbar; der Papst verdammte sie von neuem. So griff man doch zu den Waffen: die Königlichen, anfangs in den nördlichen Grafschaften im Vorteil, wurden am 14. Mai 1264 bei Lewes in Sussex besiegt; der König selbst samt seinem Sohne Eduard und seinem Bruder Richard von Cornwallis und zahlreichen Edlen fiel in die Gewalt der Sieger. Die Oxforder Beschlüsse blieben nun natürlich in Kraft.

Dennoch gab die königliche Partei ihre Sache nicht verloren. Sie hoffte auf den Anschluß der Freisassen und der Stadtbürger, die unter dem inneren Streit schwer litten, aber doch an dem Gewinn, den Prälaten und Barone auf Kosten des Königtums gemacht, keinen Anteil hatten. Um deshalb auch den niederen Adel und die städtischen Bevölkerungen für die zu Oxford geschaffene Ordnung zu interessieren und zur Abwehr der drohenden monarchischen Reaktion zu gewinnen, zog Leicester Vertreter beider zu den ständischen Verhandlungen



Englischer Ritter vom Ende des 13. Jahrh.
Grabmal, vermutlich des Richard Wellysburne von Montfort; in der Kirche zu Hitchendon in Buckinghamshire.
(Nach Stotbard.)

in dem Parlamente, wie auch der König auf diese Weise dort Anhang zu gewinnen gesucht hatte. Auf Leicesters Ladung hatten der niedere Adel der Grafschaften und die Städte schon früher Vertreter zur Darlegung ihrer besonderen Wünsche gesandt; 1261 hatte er ebenso wie der König aus jeder Grafschaft drei Ritter zu den Verhandlungen entboten. Jetzt berief er im Namen des Königs zwei Ritter aus jeder Grafschaft und aus einer Anzahl von Städten je zwei Bürger auf den 26. Januar 1265 zum Parlament, also die Elemente, aus denen in der Folge das englische Unterhaus hervorgegangen ist. Der Streit aber dauerte fort; denn auch die erneuten Verträge zu gunsten der Magna Charta banden Heinrich III. und die Seinen nicht. Allmählich besserten sich ihre Aussichten sogar durch den beginnenden Zerfall der feindlichen Partei. Denn mit der volkstümlichen Richtung, die Leicester verfolgte, waren die Barone keineswegs einverstanden: das aristokratische Regiment, das sie in Oxford zu eigenem Vorteil begründet hatten, wurde durch die dahinter aufsteigende Masse des niedern Adels und des Stadtbürgertums gefährdet; manche fürchteten wohl, Leicester verfolge ehrsüchtige Pläne und wolle sich mit Hilfe der Massen an die Stelle seines königlichen Schwagers setzen. Auch der Schöpfer des englischen Unterhauses mußte die Erfahrung machen, daß man nicht zugleich der Held des Volkes und das Haupt einer aristokratischen Partei sein könne.

Daß Leicester im Bewußtsein seines Verdienstes und im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit der sich regenden Opposition gebietend entgegentrat, steigerte die Unzufriedenheit. Die Werbungen der Königlichen thaten ein Übriges. Da stellte sich, der Gefangenschaft entflohen, in Sommer 1265 Heinrichs III. junger, ritterlicher Sohn Eduard an die Spitze der neugesammelten Königlichen, zu denen aus Feindschaft gegen Leicester nun auch viele von den Baronen übergingen. Eine Reihe von unglücklichen Gefechten verallgemeinerte den Abfall, und am 4. August erlag Leicester bei Evesham der Übermacht: er selbst fiel.

Aber er hatte nicht vergebens gelebt: in der Hauptsache wurde sein Werk selbst von den siegreichen Gegnern anerkannt, um die Grundlage für die friedliche Neuordnung des englischen Staates zu bleiben. Zunächst freilich brach mit dem Siege des Königtums eine furchtbare Reaktion herein: völlig rechtlos sahen sich die Besiegten der Willkür Heinrichs III. preis gegeben, dessen Anhänger ihre persönliche Feindschaft unter dem Deckmantel der Politik zu befriedigen eilten. Alle Ordnung schwand; Raub und Fehde erfüllten das Land, dessen Wohlstand in dem allgemeinen Wirrsal rettungslos zu Grunde zu gehen drohte. Da führte Heinrich III. selbst die rettende Wendung herbei: belehrt durch das Unglück und gereift durch die Erfahrungen eines stürmisch bewegten Lebens, nach Überwindung seines jugendlichen Leichtsinnes zur Erkenntnis seiner Pflicht gekommen, in Erinnerung wohl auch an seines Vaters elendes Ende, beschloß er, sich endlich ehrlich auf den durch die Kämpfe eines halben Jahrhunderts geschaffenen Boden zu stellen, die Magna Charta anzuerkennen und hinfort wirklich zu halten, den Ständen also die bisher bestrittene Mitwirkung bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten auf die Dauer einzuräumen. So wurde auf dem Reichstage zu Malebridge 1267 die Magna Charta in der vor fünfzig Jahren festgestellten Form als zu Recht bestehend anerkannt und durch eine allgemeine Amnestie die ehrliche Versöhnung der Parteien und ein dauernder Friede angebahnt. Das Königtum kehrte in den Genuß der Rechte zurück, aus denen es die ständische Revolution zur Zeit ihrer höchsten Macht verdrängt hatte, ohne die es aber doch überhaupt nicht mehr Königtum war. Dafür achtete es seinerseits hinfort die Schranken, die ihm im Anschluß an den bewährten Brauch der angelsächsischen Zeit 1215 gezogen waren. Seine ordentlichen Machtbefugnisse kürzten diese nicht, aber sie machten es ihm unmöglich, dieselben ohne Zustimmung der Stände in außerordentlicher Weise zu üben. Beide Teile, Stände und König, verzichteten auf die Willkür, die sie bisher als ihr Recht beansprucht hatten, grenzten ihre Rechte und Pflichten von neuem gegeneinander ab und vereinbarten eine feste Regel, nach der in streitigen Fällen eine friedliche Entscheidung herbeigeführt werden konnte. Das Schildgeld und außerordentliche Hilfsgelder kann der König hinfort nur erheben auf Grund der ausdrücklichen Bewilligung der Kronvasallen, neben denen im Parlament als dem großen Rat des Königs als Vertreter der mitbelasteten unteren Gesellschafts- und Vermögensstufen die Abgeordneten des Landadels und der Städte Platz haben. Da diese Versammlungen aber außerdem die

Wünsche des Landes vortrugen und nicht selten die Bewilligung der von der Regierung erhobenen Forderungen von der Abstellung der durch sie vorgebrachten Beschwerden abhängig machten, so erlangten sie bald Einfluß auf die gesamte Staatsverwaltung und eine Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Denn die Regierung legte begreiflicherweise Wert darauf, sich für wichtigere Akte zum voraus der Zustimmung der Stände zu versichern. In diesen einfachen Bräuchen, die, aus der praktischen Erfahrung eines von schweren Kämpfen erschütterten Staatswesens entnommen, durch regelmäßig wiederholte Übung allmählich Gesetzeskraft erhielten, haben König und Stände von England die großen, unverrückbaren Grundzüge verfassungsmäßiger Staatsordnung entwickelt und damit einen in seiner Art einzigen Boden zum Auf- und Ausbau eines nationalen Staates gewonnen. Es gereicht Heinrich III. zu Ehre, daß er dies endlich erkannte und sein früheres Verschulden durch treue Beobachtung des neuen Rechtes vergessen machte.

Während der fünfzig Jahre dieser wechselvollen inneren Kämpfe hatte England nach außen hin nur wenig leisten können und namentlich seinen festländischen Besitzstand mannigfachen Wechselfällen und schließlich fortdauernder Minderung preis gegeben gesehen. Den Gewinn davon hatte Frankreich: in rascher Folge erwarb es damals die nach Lage und Bevölkerung zu ihm hin gravitierenden englischen Provinzen, bildete sich unter einer Reihe thatkräftiger und weitblickender Könige zu einem durch fortschreitende nationale Einigung erstarkenden Staate aus und stieg unter Beibehaltung der feudalen Formen, die jedoch mehr und mehr ein monarchischer Geist erfüllte, zu einer leitenden Stellung empor, auf Kosten auch Deutschlands, dessen Zerfall die gesamte staatliche Ordnung des Abendlandes aufzulösen drohte. Bereits während des deutschen Thronstreites hatte Philipp II. August auch Deutschland bedroht und geschädigt. Der Graf von Flandern, Lehnsmann zugleich des Deutschen Reiches und der französischen Krone und daher je nach seiner Parteistellung bald dieser, bald jenem gefährlich, mußte ihm Vermandois, Valois und Amiens als Erbteil seiner Gemahlin überlassen. Die englischen Wirren unter Richard Löwenherz und Johann führten zur Erwerbung von Anjou, Maine, Touraine und Poitou; für die Normandie und die Landschaften an der Garonne wurden die Plantagenets seine Vasallen, und der Sieg bei Bouvines 1214 befestigte die so gewonnene neue Machtstellung, der sich nun auch Boulogne und Flandern beugen mußten. Im ganzen hat Philipp II. das unmittelbar unter der Krone stehende Gebiet nahezu verdoppelt. Damit stieg auch die Macht des Königs gegenüber den Großen des Reiches. Aus dem Ehrenvorrang, den diese dem Träger der Krone ehemals allein zugestanden hatten (S. 399), wurde eine wirkliche Oberherrschaft, wobei sich Philipp ähnlich wie ein Jahrhundert früher in Deutschland die Salier des niederen Adels bediente, indem er diesen vor Kränkung in Besitz und Rechten durch die großen Herren schützte. So erweiterte er unmerklich die Machtbefugnisse seiner Baillis, und auch die Urteile seines Hofgerichtes fanden in immer weiteren Kreisen Geltung. Das machte

denn schließlich auch die arge Erschütterung vergessen, die Philipps II. königliches Ansehen durch seinen langjährigen Ehestreit und die daraus entsprungenen ernsten Verwickelungen mit der römischen Kurie erlitten. Unmittelbar nämlich nach der Hochzeit mit der schönen Dänin Ingeborg, einer Tochter Waldemars I. und Schwester Knuds VI., im Jahre 1193 ließ Philipp sich unter dem üblichen Vorwande kirchlich unerlaubter naher Verwandtschaft durch den Spruch gefügiger französischer Bischöfe von derselben wiederum scheiden. Auf Ingeborgs Anrufen kassierte der Papst den Spruch; dennoch vermählte sich Philipp 1196 mit Agnes von Meran, die Kurie aber schritt trotz der wiederholten Hilferufe der in ein Kloster verwiesenen Ingeborg nicht ein. Das änderte sich erst mit Innocenz III., der den König auch für den Anschluß an Philipp von Schwaben züchtigen wollte: Agnes von Meran sollte verstoßen, Ingeborg in ihre Rechte wieder eingesetzt werden. Als das nicht geschah, belegte der Papst Frankreich mit dem Interdikt. Anfangs bot Philipp II. demselben trotzig die Stirn, während sein Volk unter dem trostlosen Stillstand alles kirchlichen Lebens schwer litt und seiner wachsenden Gewissensangst immer schmerzlicher Ausdruck gab. Erst als er persönlich vom Bann bedroht war, lenkte Philipp II. ein: aber Innocenz III. wies jede Milderung der verhängten Strafe zurück, solange der König sich nicht von Agnes getrennt und Ingeborg wieder aufgenommen habe. Endlich fügte sich der König dem Rate der von ihm berufenen geistlichen und weltlichen Großen seines Reiches im Hinblick auf die wachsende Verstimmung des Volkes. Das Interdikt wurde aufgehoben. Aber Philipp hielt sein Wort nicht: zwar wurde Agnes, die ihm zwei Kinder geschenkt, vom Hofe verwiesen, aber Ingeborg dennoch nicht wie eine Königin, sondern wie eine Gefangene gehalten; ja, Philipp machte noch einmal den Versuch, von einer Kirchenversammlung zu Soissons 1201 die Scheidung von der Dänin zu erwirken, die auch da noch nicht in ihre Rechte eingesetzt wurde, als Agnes, von dem König tief betrauert, bald danach starb. Erst im Jahre 1213 kehrte die hart geprüfte Ingeborg in das Haus ihres Gatten zurück.



Kostüm einer Fürstin.
Nach einem Miniature des 13. Jahrhunderts.
(Nach Lacroix.)

Auf der festen und breiten Grundlage, die Philipp II. August dem französischen Königtum gegeben hatte, bauten seine beiden Nachfolger mit Umsicht und Glück weiter. Sein Sohn Ludwig VIII. (1223—26) hatte zwar als

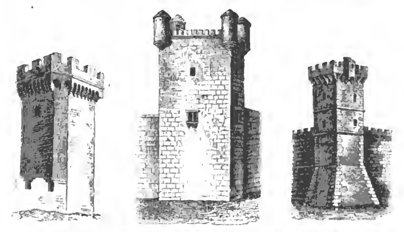
Kronprinz vergeblich versucht, als Beschützer der aufrührerischen Stände gegen König Johann die englische Krone zu gewinnen, zog aber als König reichen Gewinn aus den bürgerlichen Unruhen, die zur Zeit der Verfassungskämpfe unter Heinrich III. das Inselreich zerrütteten, indem er die reichen Landschaften bis zur Garonne in seine Gewalt brachte. Auch in den östlichen Teilen Südfrankreichs bahnte Ludwig VIII. eine für die Erweiterung der französischen Königsmacht epochemachende Erwerbung an. Von alters her hatten sich in den Thälern der Alpen kleine katharische Gemeinden erhalten; in der zweiten



Episode aus der Belagerung einer Stadt.
Relief aus dem 13. Jahrh. an der St. Nazareth-Kirche zu Carcassonne. (Nach Lacroix.)

Hälfte des zwölften Jahrhunderts hatte die von ihnen vertretene evangelische Richtung einen neuen Aufschwung genommen und weite Verbreitung gefunden durch einen frommen Kaufmann von Lyon, Petrus Waldus, der sich seines Reichtums freiwillig entäußerte und auf dem Prinzipe der evangelischen Armut eine Gemeinde um sich sammelte. Trotz der Strafmandate, die bereits Alexander III. und Lucius III. gegen sie erließen, gewannen diese „Armen von Lyon“ schnell an Ansehen und Einfluß, da die zur Weltherrschaft aufsteigende Kirche immer weniger geeignet wurde, still gläubige, nur ihr Seelenheil suchende Gemüter wahrhaft zu befriedigen. Zu spät machte Innocenz III. den Versuch, die „Waldenser“ in den Schoß der Kirche zurückzuführen und

als einen neuen Orden ihr dienstbar zu machen. In apostolischer Einfachheit des Lebens, des Kultus und der Seelsorge entfernten sie sich allmählich immer weiter von Rom, dessen Kirche ihnen nicht mehr die wahre Kirche Christi war; sie verwarfen die kirchliche Form der Beichte und Sündenvergebung und die Verehrung der Heiligen und schöpften die evangelische Wahrheit unmittelbar aus dem Studium der heiligen Schrift. Durch eine geheime Organisation, die nur den einander an geheimen Zeichen erkennenden Eingeweihten bekannt war, entzogen sie sich den Nachstellungen der spürenden Wächter des rechten Glaubens. Bei aller Übereinstimmung in den grundlegenden Prinzipien doch im einzelnen verschiedenartig organisiert, waren sie durch den Anschluß dort vorhandener älterer häretischer Gemeinden, namentlich in der Provence, zu



Französische Befestigungstürme um die Wende des 13. Jahrhunderts. (Nach Lacroix.)

Turm von Beaucaire. 13. Jahrh. — Turm von Narbonne. 14. Jahrh. — Turm des Schlosses von Angoulême. 13. Jahrh.

beträchtlicher Stärke angewachsen und hatten an dem Grafen Raimund VI. von Toulouse und dem Vikomte Raimund Roger von Béziers und Albi, wonach sie wohl als Albigenser bezeichnet wurden, thatkräftige Beschützer gewonnen. Innocenz III. nahm ihre Bekehrung in Angriff; durch seine Willkür erbitterte sein Legat Peter von Castelnau das Volk, so daß er in Béziers erschlagen wurde. Das gab den kirchlichen Eiferern den erwünschten Vorwand zur Entfesselung aller Schrecken gegen das unglückliche Land. Unter Leitung des Abtes Arnold von Citeaux wurde gegen Raimund VI. von Toulouse, der wegen angeblicher Mitschuld am Tode des Legaten gebannt war, ein Kreuzheer aufgeboten, in dessem Besitze der wilde Simon von Montfort in Gemeinschaft mit zahlreichen verwegenen Glücksrittern, lüstern nach Beute und Landerwerb, in dem blühenden Lande mit unmenschlicher Grausamkeit hauste.

Da suchte Graf Raimund durch Unterwerfung unter das Gebot der Kirche Rettung und demütigte sich so weit, daß er gegen seine eigenen Landsleute mit das Kreuz nahm, um sich hinterher doch in allen Hoffnungen getäuscht und von Land und Leuten gejagt zu sehen. Besonders furchtbar traf die Wut der Glaubensstreiter Béziers, das vollständig zerstört und dessen Bewohnerschaft unbarmherzig niedergemacht wurde, ohne Rücksicht darauf, wer Albigenser war und wer nicht. Dann erging es der Grafschaft Toulouse nicht viel besser. Raimunds VI. Land wurde Simon von Montfort zu eigen gegeben. Zur dauernden Beaufsichtigung der Überlebenden, die der Ketzerei verdächtig blieben, und um sie im reinen Glauben zu erhalten, organisierte man damals zunächst in den albigensischen Distrikten die Inquisition, die, mit nahezu unumschränkter Gewalt über Gewissen, Leib und Leben ausgestattet, jeden Rückfall in den alten Irrglauben unnachsichtig verfolgte. In den Dominikanern, die als die „Hunde des Herrn" bezeichnet wurden, fand sie unermüdliche und unbarmherzige Diener, deren Thätigkeit so viel Beifall fand, daß man sie bald anderwärts nachahmte und die Inquisition so allmählich zu einer allgemein anerkannten Institution der ganzen Kirche erhob. Nach dem Tode Simons von Montfort versuchte Raimund von Toulouse sein Land zurückzugewinnen. Darüber entbrannte der Kampf von neuem: Simons Sohn, Amalrich von Montfort, vermochte nicht, sich wider den Ansturm der zur Verzweiflung getriebenen Albigenser zu behaupten. Endlich wandte sich der Papst um Hilfe für ihn an König Ludwig VIII., der als Vollstrecker des kirchlichen Spruches gegen den Beschützer der Ketzer eine für die Zukunft Frankreichs außerordentlich wichtige Erwerbung machte. Ihm überließ nämlich Amalrich von Montfort seine Anrechte auf die Grafschaft Toulouse; der größte Teil derselben kam so an die Krone; auch der Rest, der Raimund VI. vorläufig blieb, sollte nach seinem Tode seiner Tochter zufallen, die Ludwigs VIII. Bruder Alfons vermählt wurde: die Herrschaft der Capetinger reichte nun bis an das Mittelländische Meer und umfaßte Oberitalien vom Westen her.



Französisches Siegel aus dem 13. Jahrhundert.

Der Erzbischof van Arles, als Oberlehnsherr, nimmt den Schwur der Treue und der Huldigung von einem Ritter Raimund von Mont-Dragan entgegen. Nationalarchiv zu Paris. (Nach Lacroix.)

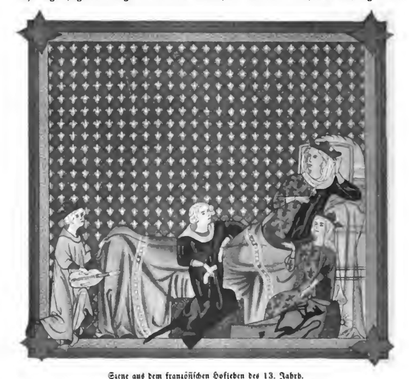
Nur vorübergehend wurde die gebietende Stellung, die das französische Königtum nun auch den großen Kronvasallen gegenüber gewonnen hatte, nach Ludwigs VIII. vorzeitigem Tode erschüttert. Nachgiebig in kleinen, unbeugsam in großen Dingen wußte seine Witwe, die staatskluge Blanca von Kastilien, in den zehn Jahren, die sie für ihren jungen Sohn Ludwig IX. (1226—70) die Regentschaft führte, die königlichen Rechte ungeschmälert zu erhalten. Auch ein neuer Aufstand Raimunds VI. von Toulouse vermochte seines Hauses und seines Landes Geschick nicht zu wenden. In den sechsunddreißig Jahren aber, die Ludwig IX. dann selbständig geherrscht hat, ist die Entwickelung des mittelalterlichen Frankreich nach innen und außen zu einem Abschluß gekommen, der diesen König für Mit- und Nachwelt zu dem klassischen Repräsentanten für eine große Epoche der nationalen Kultur seines Volkes machte. Seiner Versöhnlichkeit gelang es, den ein Jahrhundert alten Krieg mit England zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen: der Friede von 1259 gab die südfranzösischen Besitzungen der Plantagenets als französisches Lehen an Heinrich III. zurück und vereinigte die übrigen endgültig mit dem capetingischen Krongut, dem durch Kauf auch Blois und Chartres hinzugefügt wurden. Indem er die Hand der Erbin von Provence für seinen Bruder Karl von Anjou (S. 562) gewann, leitete er den künftigen Heimfall dieses wichtigen Landes ein.



König Ludwig IX. von Frankreich.
Miniatur aus dem 14. Jahrh. Nationalbibl. zu Paris.
(Nach Lacroix.)

Das erbliche Königtum in Frankreich gebot nun über ein so großes und in der Hauptsache bereits so geschlossenes Gebiet, daß ihm die großen Kronvasallen nicht mehr gefährlich werden konnten. Von denselben Anfängen ausgehend wie das deutsche, war es damals bei den gerade entgegengesetzten Ergebnissen angelangt und durfte die Libertät der Feudalherren vollends zu überwinden hoffen, die in Deutschland eben das Königtum endgültig zur Ohnmacht verurteilte, und die Einigung Frankreichs abzuschließen hoffen, während dort eben die politische Zersplitterung die Zerreißung der Nation vollendete. Denn mit Isle de France standen nunmehr die Normandie nebst Artois und Vermandois, dann Touraine, Maine, Berry und

Languedoc unmittelbar unter dem König, während Glieder des königlichen Hauses in Burgund, Bretagne, Boulogne, Poitou, Auvergne, Toulouse, Anjou, Provence, Nevers und Bourbon geboten. Das ermöglichte Ludwig IX. auch die allmähliche Beseitigung der feudalen Formen in der Verwaltung, die an königliche Beamte, die Baillis und Prévôts, überging, die unmittelbar unter dem vom Kanzler als erstem Minister beratenen König stehen. In dem vielfach begünstigten Bürgertum der Städte, deren er durch Verleihung von



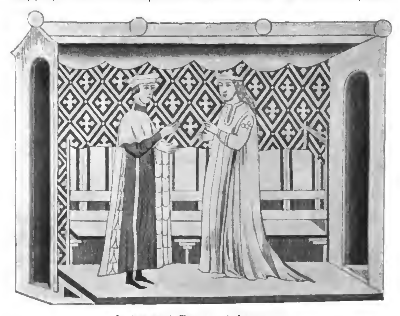
Szene aus dem französischen Hofleben des 13. Jahrh.

Miniature in einer Handschrift des 13. Jahrh. in der Bibl. de l'Arsenal zu Paris.

Ein Minnesänger, gesandt vom Herzog von Flandern und Brabant zum Grafen Robert von Artois, dem Bruder König Ludwigs IX., recitiert den Roman von Cleomades vor der Gräfin von Artois, Mathilde von Brabant, und der Königin von Frankreich Blanche von Kastilien. (Nach Lacroix.)

Stadtrecht an kleinere Orte eine ganze Anzahl neu schuf, gewann er für die in dem erstarkten Königtum beruhende neue Ordnung eine treue und opferbereite Stütze. Bei aller Frömmigkeit und allem persönlichen Eifer in der Erfüllung der kirchlichen Gebote war Ludwig IX. doch frei von der seine Zeit beherrschenden hochkirchlichen Richtung und hielt unverbrüchlich fest an dem Rechte des Staates, nach Maßgabe seiner Aufgaben und Zwecke sich selbst zu

ordnen und wo er ihrer bedurfte, auch die Kirche dazu heranzuziehen. Das Schicksal Kaiser Friedrichs II. und seines Reiches, dessen Zeuge er war, ohne die Katastrophe durch seine wiederholt versuchte Vermittelung abwenden zu können, bestärkte ihn in dieser Richtung nur noch, und sorgsam hat er die im Gallikanimus gegebenen Elemente zur Bildung einer in Lehre und Kultus streng katholischen, dem Papste gegenüber aber doch auch in wesentlichen Stücken selbständigen nationalen Kirche gepflegt; durch die pragmatische Sanktion von 1269 sicherte er derselben ihre alten Rechte, entzog sie durch Gewährung absoluter Wahlfreiheit an die Domkapitel und das Verbot der Simonie allen fremden



Trachten um die Wende des 13. Jahrhunderts.
Miniature in einer Handschrift des Romans „Tristan“. 14. Jahrh. Paris, Nationalbibl. (Nach Lacroix.)

Einflüssen, auch dem des Papstes, der namentlich an der pekuniären Ausbeutung des französischen Klerus gehindert wurde durch die Bestimmung, daß der französische Klerus ihm Zahlungen nicht leisten dürfe ohne königliche Erlaubnis. Die Kurie mußte die pragmatische Sanktion ausdrücklich anerkennen und war damit Frankreich gegenüber in einer Weise gebunden, wie sonst keinem Staate gegenüber. Als Grundlage und Leitfaden für die Rechtsprechung, die mehr und mehr an gelehrte, meist römisch rechtlich gebildete Juristen kam, ließ er in den sog. Etablissements allgemein geltende Rechtsgewohnheiten aufzeichnen, so daß Frankreich damals bereits auf dem Wege war zur Ausbildung eines einheitlichen nationalen Rechtes. Auch Wissenschaft

und Kunst sind von Ludwig IX. vielfach gefördert worden: er machte den ersten Versuch zur Schaffung einer öffentlichen Bibliothek, wozu ihm die Bekanntschaft mit den großen Büchersammlungen der Araber die Anregung gab. Von den durch ihn ausgeführten Bauwerken ist die Sainte Chapelle zu Paris mit ihrer unübertroffen zierlichen und reichen Gotik noch heute ein Meister-



Die Krypta der ehemaligen Hofkapelle St. Chapelle zu Paris (1245—48).

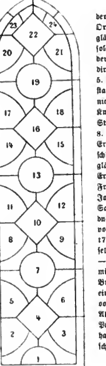
stück. In allen diesen Hinsichten der bewußte Träger der neuen Zeit, welche sich damals in fast allen Gebieten des menschlichen Lebens ankündigte, blieb er doch frei von übereiltem Reformeifer und vermied jede gewaltsame Neuerung, die hätte Widerstand hervorrufen und die allmähliche Einbürgerung des Neuen gefährden können. Während er das Lehnswesen der Form nach un-

Erläuterung zu:

Fenster Karls des Großen im Dom zu Chartres.

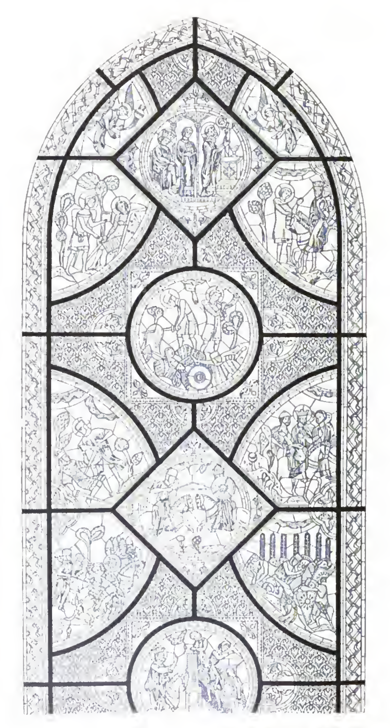
Glasmalereien vom Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Motive der Darstellungen sind zwei lateinischen Handschriften vom 11.—12. Jahrhundert entnommen; einer „Chronik vom falschen Turpin“ und einer Legende aus der Zeit von 1060—1080, welche den angeblichen Zug Karls des Großen nach Jerusalem und Konstantinopel behandelt; beide sind nicht geschichtlich. Betitelt: Descriptio qualiter Carolus magnus clavum et coronam Domini a Constantinopoli attulerit, qualiterque Carolus Calvus haec ad Sanctum Dionysium retulerit. (Paris, Nat.-Bibl.)

Die vielseitigen Darstellungen dieses Fensters sind nach der Weise der Zeit ihrer Entstehung in die Tracht derselben gekleidet und veranschaulichen deshalb vortrefflich mannigfache Züge aus dem Ritterleben, den kirchlichen Ceremonien u. s. w. um die Wende des 12. Jahrhunderts.

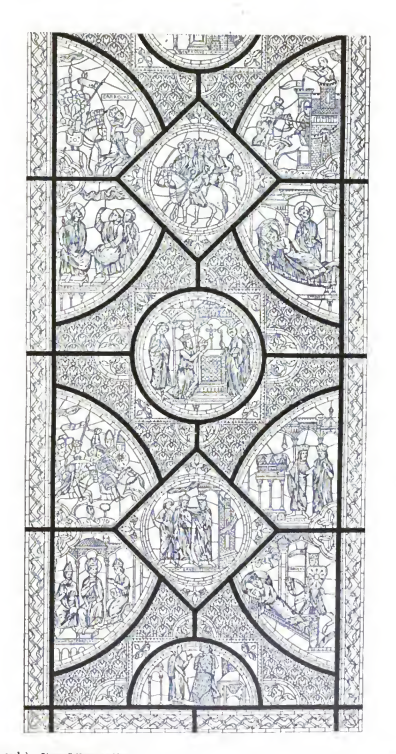


1. Widmungsbild: das Fenster wurde dem Dom von der Innung der Pelzhändler geschenkt. — 2. Die Gesandten Constantins, Kaiser des Orients, melden Karl, daß der Patriarch von Jerusalem durch die Ungläubigen vertrieben worden sei; sie bringen ihm einen Brief, in dem folgender Traum berichtet wird. — 3. Constantin sah im Traum den König der Franken und einen Engel, der zu ihm sprach: „Siehe da den, welcher dir zu Hilfe kommen wird.“ — 4. Karl von Constantin empfangen. — 5. Kampf gegen die Heiden unter den Mauern von Jerusalem. — 6. Constantin bietet Karl dem Großen alle seine Reichtümer an, aber Karl will nichts annehmen, als die Reliquien der Leiden Christi. — 7. Letztere hatte Karl in seine Pfalzkapelle nach Aachen gebracht; Karl der Kahle ließ sie nach St. Denis überführen und legte die heilige Krone auf dem Altar nieder. — 8. Karl sieht die Milchstraße am Himmel und verlangt vergeblich nach Erklärung dieser Erscheinung. — 9. Der heilige Johannes erscheint dem schlafenden Kaiser und befiehlt ihm, sein Grab, das in den Händen der Ungläubigen ist, zu befreien. — 10. Aufbruch Karls nach Spanien mit dem Erzbischof Turpin. — 11. Gebet Karls vor Pamplona. — 12. Einzug der Franken in Pamplona. — 13. Karl baut in Compostella dem heiligen Johannes eine herrliche Kirche. — 14. und 15. Kämpfe Karls gegen den Sarazenen Agolant. Wunder der blühenden Lanzen; Gott bezeichnet durch dasselbe die Christen, welche in der Schlacht fallen müssen. — 16. Schlacht von Roncevaux: Kampf zwischen Roland und dem König Marsile. — 17. Roland tötet König Marsile. — 18. Aufbruch Karls nach dem Schlachtfeld von Roncevaux; Ganelon versucht abzuraten und Karl zurückzuhalten. — 19. Roland stößt Hilfe herbeirufend in sein Horn, Olifant, und spaltet mit seinem Schwerte, Durendal, einen Felsblock. — 20. Baudouin, Rolands Bruder, steht demselben in seinen letzten Augenblicken bei und reicht ihm in einem Helm zu trinken. — 21. Karl erhält durch Baudouin die Nachricht von Rolands Tod. — 22. Ein Engel schwebt mit einem Pergament auf den Altar herab, an welchem der heilige Ägidius das Opfer darbringt; auf dem Pergament steht eine Sünde geschrieben, welche der Kaiser niemals gewagt hatte, in der Beichte zu enthüllen. — 23. und 24. Engel, Weihrauchbehälter schwingend.

(Nach Vétault.)



Fenster Karls des Großen im Dom zu Chart



es. (Ann. arch.) Hierzu Erläuterungsblatt.

geändert bestehen ließ, ja, durch die Schaffung des Pairshofes, der die größten sechs geistlichen und sechs weltlichen Kronvasallen unter des Königs Vorsitz zu einem obersten Lehnstribunal vereinigte, in den Augen vieler erst recht vollendete und seinen geordneten Bestand für alle Zeit sicherte, erwies es sich gerade in diesem Institute als besonders geeignet, um den feudalen Gewalten gegenüber die Interessen der Monarchie wahrzunehmen. Überhaupt liegt darin die geschichtliche Bedeutung Ludwigs IX., daß er in seiner milden und liebenswürdigen, kirchlich frommen und dabei doch eminent politischen Persönlichkeit und in seinem plan- und maßvollen, zugleich erneuernden und erhaltenden Walten die seine Zeit erfüllenden großen Gegensätze, die andere Länder in innere Kämpfe stürzten, friedlich vermittelte und ausglich und seinem Land und seinem Volk einen ruhigen Übergang in ein neues Weltalter ermöglichte. Daraus erklärt sich auch die allgemeine Beliebtheit, deren er sich erfreute, und die Verehrung, mit der in seiner Zeit sowohl die Anhänger des Alten wie des Neuen zu ihm aufblickten und auch noch nachlebende Geschlechter in ihm den nationalsten König des mittelalterlichen Frankreich und den eigentlichen Begründer ihres nationalen Staates feierten.

Fünftes Kapitel.

Christentum und Islam von der Mitte des zwölften bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Während des Jahrhunderts, das seit der Auflösung des Kalifates von Cordova verflossen war, hatten die Christen in der pyrenäischen Halbinsel unter wechselnden Kämpfen ihre Herrschaft immer weiter ausgebreitet, wobei namentlich im Westen das junge portugiesische Reich, im Osten das aus verschiedenen Bestandteilen erwachsene Aragonien bedeutende Gebietserweiterungen gewann, während im Zentrum erst die Ausbreitung der Almohaden und dann der Zerfall des kastilischen Reiches nach dem Tode Alfons' VIII. (1127—57) der christlichen Eroberung Stillstand geboten. Denn indem von den älteren kleineren Reichen, die unter kastilianischer Herrschaft zusammengefaßt waren, Leon und Galizien auf der einen, Asturien und Navarra mit den baskischen Provinzen auf der anderen Seite sich unabhängig machten, trat dort eine politische Zersplitterung ein, die vielfache Streitigkeiten und wechselvolle Kriege zur Folge hatte und die militärische Leistungsfähigkeit der Christen so beeinträchtigte, daß sie sich des Ansturmes der von feurigem Glaubenseifer erfüllten Almohaden zeitweise nur mit genauer Not erwehrten. Die Bemühungen des Klerus um Herstellung des innern Friedens und Waffnung aller zum Kampfe gegen die Ungläubigen waren nicht im stande die einmal entfesselten dynastischen und politischen Gegensätze unschädlich zu machen, denen die Stammesverschiedenheiten zwischen den Einwohnern der einzelnen Landschaften noch eine höhere Bedeutung verliehen. So nahm man auch hier damals seine Zuflucht zu der Institution, welche, über allen politischen und nationalen Sonderungen stehend, sich im heiligen Lande als besonders brauchbar bewährt hatte, um einen gleichmäßigen und ununterbrochen fortgeführten Kampf gegen die Ungläubigen zu ermöglichen, die Bildung besonderer ritterlicher Genossenschaften, welche in dem Krieg für den Glauben ihren durch feierlichen Eidschwur gelobten Lebensberuf fanden, zur Erfüllung desselben eigenartig organisiert waren und ihre Mitglieder geistig und körperlich auf dieses eine Ziel hin erzogen und schulten. Nach dem Vorbilde des Ordens der Tempelherren, der, zunächst zum Schutze der nach der heiligen Stadt ziehenden Pilger bestimmt, darüber hinaus bald zu einer allezeit schlagfertigen Kerntruppe von Glaubenskämpfern wurde und auf Grund der ihm zur Förderung seiner Zwecke verliehenen kirchlichen und weltlichen Frei-

beiten und Vorrechte schnell eine höchst bedeutende Stellung gewann, und dem der Johanniter, die in Nachahmung dieser Ritterschaft Christi vom Tempel neben der Armen- und Krankenpflege auch den Kampf für den Glauben in ihre Ordensregel aufnahmen, entstanden in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts auf der pyrenäischen Halbinsel eine Anzahl von geistlichen Ritterorden, 1158 der von Calatrava, 1176 der von San Jago di Compostella und 1177 von Alcantara. In Portugal diente dem gleichen Zwecke der Orden von Evora. Vermöge des reichen Besitzes, der ihnen zur Förderung ihres frommen, zugleich der nationalen Sache so nützlichen Vorhabens von weltlichen und geistlichen Großen zugewandt wurde, und der kirchlich und politisch vielfach eximierten Stellung, die sie durch die ihnen verliehenen Privilegien gewannen, traten diese Orden aus dem Rahmen des Staates, dem sie angehörten und sich billigerweise dienend anschließen sollten, allmählich so weit heraus, daß sie gewissermaßen eigene, straff militärisch organisierte kleinere Staaten bildeten, die jenem nach innen und außen nicht selten hinderlich wurden und namentlich die Stellung des Königs, besonders in Bezug auf die Kriegshoheit vielfach beeinträchtigten. Immerhin aber war es das unbestreitbare Verdienst dieser kriegerischen Genossenschaften, daß auch in den Jahren des inneren Unfriedens und der Zerrüttung, die zu Beginn der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts für die christlichen Reiche in der pyrenäischen Halbinsel herein-



Statue eines Tempelritters, in der Rüstung der ersten Hälfte des 13. Jahrh.

Grabmonument, vermutlich des William Longespee, Sohn eines Earl von Salisbury, in der Kathedrale zu Salisbury. Der Ritter fiel 1250 als Kreuzfahrer im heiligen Lande. (Nach Stothard.)

brach, der Kampf gegen die Ungläubigen nicht ganz in Stillstand geriet und der vielfach bedrohte und zeitweise auch geminderte Besitzstand der Christen schließlich doch im allgemeinen gewahrt blieb. An harter Bedrängnis freilich und schwerer Heimsuchung fehlte es nicht: nach der unglücklichen Schlacht bei Alarcos im Jahre 1195, in der die Christen eine blutige Niederlage erlitten, fiel mit Ausnahme des festen Toledo die ganze südliche Hälfte von Kastilien noch einmal in die Gewalt der Mohammedaner.





Haustracht der Templer. Mönch vom Orden des heiligen Grabes.
(Nach Tiron.)

Erst mit dem dreizehnten Jahrhundert änderte sich das, als die Kräfte der glaubenseifrigen Almohaden durch eine neue Rebellion der Almoraviden, die sich auf die balearischen Inseln zurückgezogen hatten, nach einer anderen Richtung hin in Anspruch genommen wurden. In der ihnen so gegönnten Zeit der Ruhe kamen die Christen mit der Herstellung des Friedens in und zwischen ihren Reichen wiederum zu Kräften und konnten dem Almohadenemir Mohammed el Nasr, der 1211 den Krieg gegen Kastilien wieder aufnahm, mit glänzendem Erfolge entgegentreten. Von dem Schlage, den ihnen die Kastilianer im Bunde mit den Aragoniern und unterstützt von den geistlichen Ritterorden am 16. Juli 1212 bei Navas de Tolosa in der Sierra Morena beibrachten, haben sich die Almohaden niemals wieder erholt, zumal

die dadurch herbeigeführte Erschütterung ihrer Macht Aufstand und Abfall zur Folge hatte, die ihr Reich bald in eine Anzahl selbständiger kleinerer mohammedanischer Staaten auflösten. Durch erbitterte Kämpfe untereinander und immer erneutes Werben um ihre Hilfe bahnten diese den Christen den Weg zur Vollendung der Eroberung. Diese Verhältnisse ermöglichten auch einen neuen Aufschwung Kastiliens, das, seit 1229 endgültig mit Leon vereinigt, wieder die erste Stelle unter den christlichen Staaten der Pyrenäenhalbinsel einnahm. Im Jahre 1236 wurde Cordova, die moscheen- und palastreiche Kalifenstadt, gewonnen; 1243 ging Murcia und 1248 Sevilla in seinen Besitz über. Seit 1246 erkaufte der Herrscher von Granada durch Tribut Duldung in dem üppig fruchtbaren Thal des Xenil, an den sonnigen Abhängen der schneebedeckten Sierra Nevada, in einer von der Natur mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgestatteten Landschaft, die sie durch ihre unermüdliche Thätigkeit mit Hilfe künstlicher Bewässerung in einen einzigen großen Garten verwandelten. Durch die Gunst der Lage zugleich gegen weitere Eingriffe der Christen geschützt, sammelten sich namentlich die Reste der Mohammedaner zu einem Staatswesen, dessen Kulturblüte in Kunst und Wissenschaft die Erinnerung an die glorreichsten Zeiten des Islam noch einmal erneute: noch heute legen die unvergleichlichen Bauten der Alhambra und die zauberischen Gärten des Generalife, der Sommerresidenz der Herrscher von Granada, Zeugnis ab von dem Glanze, mit dem dieses dem Untergange geweihte Volkstum seine letzten Zeiten verherrlichte. Ringsum aber breiteten sich die siegreichen Christen aus, und um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts reichte die kastilianische Herrschaft bereits bis zu der Straße von Gibraltar. In dem östlichen Teile der Halbinsel griffen die Aragonier weiter um sich. 1233 machten sie dem letzten Reste der Almoravidenherrschaft ein Ende, 1238 brachten sie Valencia, dessen vorübergehende Gewinnung der höchste Ruhmestitel des Cid gewesen war, dauernd in ihre Gewalt: mit Recht führte König Jakob I. (1213—76) den Beinamen des Eroberers.



Ältere Haustracht des Johanniterordens.
(Nach Schwan.)

In dieser Zeit des sich immer glücklicher gestaltenden Kampfes gegen die Mohammedaner bildeten die spanischen Volksstämme trotz fortdauernder Teilung und zeitweiliger bitterer Verfeindung die Charakterzüge aus, in denen das sich allmählich entfaltende spanische Volkstum bis auf den heutigen Tag vor-

nehmlich zum Ausdruck kommt. Bestimmend war es dafür, daß den vornehmsten Inhalt ihres nationalen Lebens ein fast ununterbrochener Glaubenskrieg ausmachte: er erhielt bei ihnen eine kirchliche Schwärmerei und einen Kampfeseifer rege, wie sie bei den übrigen abendländischen Völkern der begeisternde Ruf zum Kreuzzug nur vorübergehend entflammte. Auch auf die politische und die soziale Entwickelung wirkte das bestimmend ein. Wie der ritterliche Kampf für den Glauben für die Gesamtheit die höchste Bethätigung des nationalen Sinnes war, so dachte und fühlte sich auch der einzelne Kastilianer oder Aragonier allen anderen Verhältnissen gegenüber zunächst immer als Ritter und übertrug seine ritterlichen Anschauungen und seine in ihnen wurzelnden Ansprüche nicht bloß in die gesellschaftliche, sondern auch in die politische Ordnung seines Landes und Volkes, die nach den Gesichtspunkten der ritterlichen Ehre gestaltet und gehalten werden sollte. Hochgesteigertes Selbstgefühl und Eifersucht auf seine möglichst weit erstreckte Freiheit waren dem Spanier frühzeitig eigen und bilden auch heute noch einen hervorstehenden Zug seines Wesens. Bei dem Adel kam dazu noch der Ahnenstolz, in dem er sich aristokratisch gegen andere abschloß. Er erfüllte namentlich die Geschlechter, die ihren Stammbaum bis in die westgotische Zeit verfolgen konnten, deren Ahnen bereits in den ersten großen Glaubenskämpfen mitgefochten und die zudem im Laufe der Zeit einen ausgedehnten und mit mancherlei Vorrechten ausgestatteten Grundbesitz erworben hatten. In Aragonien hießen sie die Ricos hombres, d. i. die reichen Leute und nahmen ungefähr die Stellung der Reichsfürsten in Deutschland ein. Durch das Lehnsverhältnis wollten sie dem Könige, der für sie nur der Erste unter ihresgleichen war, nicht weiter zu Treue und Gehorsam verbunden sein, als er auch seine Pflichten ihnen gegenüber erfüllte: statt eines Unterthanenverhältnisses sahen sie in ihrer Verbindung mit dem König nur einen auch von ihrer Seite jederzeit kündbaren Vertrag. Die Versuche der Könige, diese geschlossene Feudalaristokratie durch Vergebung ähnlich bevorrechteter Lehnskomplexe an niedriger Geborene oder an ausgezeichnete Fremde zu durchbrechen, haben keinen Erfolg gehabt. Vielmehr waren auch die niederen Edelleute, die ihrerseits von den Ricos hombres aus ihrem fürstlichen Besitze belehnt wurden, im allgemeinen der Stärkung der königlichen Macht entgegen. Gemeinsam vertraten beide Adelsklassen ihre Standesinteressen der Krone gegenüber oft mit rücksichtslosem Eigennutz, und die langjährigen Thronstreitigkeiten, welche die spanischen Reiche namentlich im vierzehnten Jahrhundert zerrütteten, verhalfen dem Adel, der sogar das Recht zu Errichtung gewaffneter Einungen anerkannt erhielt, eine Übermacht im Staate, die das Königtum auf lange zu einer untergeordneten Rolle verurteilt.

Gegen diese aristokratisch-feudalen Elemente, mit denen der Episkopat, im Besitz ungeheurer Güter, einer vielfach bevorzugten Stellung und eines mächtigen Einflusses auf das vom Glaubenseifer erfüllte Volk, meistens eng verbunden war, bildeten ein Gegengewicht vornehmlich die Städte mit ihrem nicht minder selbstbewußten und auf seine Freiheiten eifersüchtigen Bürgertum,

das auf Grund der ihm verliehenen Freibriefe, Fueros, frühzeitig in kommunalen Angelegenheiten eine republikanische Selbstregierung ausbildete und dann vermöge seiner finanziellen Leistungsfähigkeit auch auf die Staatsangelegenheiten Einfluß gewann. Um sie zur Übernahme eines Teiles der Staatslasten zu bestimmen, räumte man ihnen schon im dreizehnten Jahrhundert Land- und Reichsstandschaft ein, d. h. bewilligte ihnen eine Vertretung sowohl auf den Landtagen der einzelnen Provinzen als auch auf den Reichstagen, die beide Cortes hießen. Ähnlich wie Adel und Prälaten in England zur Zeit König Johanns, aber ohne so heftige innere Kämpfe erlangten diese dreigeteilten Cortes, ausgehend von dem ihnen ursprünglich allein zustehenden Rechte, dem König im Interesse des Gemeinwohls geforderte außerordentliche Leistungen zu bewilligen, das Recht erst der Beschwerdeführung und dann der Erhebung besonderer Forderungen und, da sie jede Bewilligung ihrerseits von deren Erfüllung abhängig machen konnten und abhängig machten, ganz im allgemeinen das Recht der Oberaufsicht über die gesamte Staatsverwaltung und entscheidende Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Durften sich die Cortes schließlich doch als Parlament versammeln, ohne vom König einberufen zu sein. Wie der Adel, so hatten auch die Städte das Recht der Einung, und die den deutschen Städtebündnissen späterer Zeit entsprechenden Brüderschaften, Hermandads, der spanischen Kommunen, haben in der Geschichte Kastiliens und Aragoniens eine bedeutende Rolle gespielt. Ursprünglich verfolgten sie bloß polizeiliche Zwecke, indem sie Handel und Verkehr der darin geeinten Städte gegen Raub und Gewaltthat des beutelustigen Adels sicherten. Als sie aber sich später dem Königtum verbündeten und im eigenen Interesse dessen Stellung gegen Adel und Klerus zu stärken suchten, erlangten sie hohe politische Bedeutung und haben an der Umwandelung der aristokratischen Feudalstaaten Spaniens in wirklich monarchisch geordnete Staatsverbände hervorragenden Anteil gehabt. Am reichsten und am eigenartigsten entwickelte sich das Städtewesen in Aragonien, und zwar vornehmlich in dem eigentlichen Katalonien, dessen Bevölkerung dank der günstigen Gestaltung der hafenreichen Küste in Handel und Seefahrt frühzeitig bedeutendes leistete und von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an dem noch in dem Mittelmeere beschlossenen Welthandel großen Anteil hatte; damals traten die Katalonier von Barcelona aus neben Südfranzosen, Genuesen und Venetianern mit Erfolg in den großen kommerziellen und maritimen Wettbewerb ein, den die Kreuzzüge zwischen West und Ost wachgerufen hatten.

Während also auf dem westlichen Schauplatz des Kampfes zwischen Christentum und Islam der Sieg des ersteren zu Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts bereits entschieden war, ging der abendländischen Christenheit um dieselbe Zeit das längst schwer bedrohte Kolonialland endgültig verloren, welches sie zwei Jahrhunderte früher durch den ersten Kreuzzug (S. 437) zu gemeinsamem Besitz gewonnen hatte. Seit dem Verluste Edessas (S. 439) von Norden her schwer bedroht und durch den mißlungenen zweiten Kreuzzug um nichts mehr

gesichert, blieb das Königreich Jerusalem auch während der nächsten vierzig Jahre ohne nachdrückliche Unterstützung durch die an seiner Gründung beteiligten Völker, von denen in seiner inneren Entwickelung die Franzosen allmählich an Stelle der Normannen den vorherrschenden Einfluß gewannen, während Handel und Seefahrt fast ganz an die Italiener, namentlich Venetianer und Genuesen, kamen. Gesteigert wurden die äußeren Gefahren durch die Mängel seiner staatlichen Organisation, welche durch eine zuweilen fast spitzfindig konsequente Durchführung der lehnsrechtlichen Prinzipien die allezeit unbedeutende königliche Gewalt vollends lähmte und zur Erfüllung selbst der allerdringendsten militärischen Aufgaben unfähig machte. Auch vereinzelte Erfolge, welche die Christen gegen die mit steigender Zuversicht andringenden Mohammedaner erfochten, machten die endlosen Zerwürfnisse wieder zu nichte, in denen sie sich untereinander aufrieben und durch steigende Leidenschaftlichkeit und Verbitterung ihre fortschreitende Demoralisation offenbarten.

Der verunglückte zweite Kreuzzug hatte für die Christen im heiligen Lande nur nachteilige Folgen. Der gewaltige Nureddin, gegen den Raimund von Antiochien fiel und in dessen Gefangenschaft Joscelin von Edessa sein Leben beschloß, breitete sich erobernd vom Euphrat immer weiter nach Westen aus. In dem hart gefährdeten Antiochien verschaffte Raimunds sittenlose Witwe einem verwegenen Abenteurer, Reinald von Chatillon, mit ihrer Hand die Herrschaft; in Tripolis führte nach des Grafen Raimund Ermordung durch die Assassinen seine Gattin, eine Tochter Balduins II., für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft, und in Jerusalem waltete ihre Schwester Melisende, die Witwe Fulcos von Anjou, für ihren Sohn, den jungen Balduin III. Indem sie, auch als er mündig geworden, sich in der Gewalt zu behaupten suchte, veranlaßte sie ärgerlichen Familienzwist. Erst als Balduin 1152 die Herrschaft übernahm, trat eine Besserung ein: thatkräftig und kriegstüchtig eroberte er im Sommer 1153 nach achtmonatlicher Belagerung das feste Askalon, die Ausfallspforte der Ägypter für ihre Angriffe auf Palästina, und siegte am Jordan über Nureddin, der inzwischen Damaskus erobert hatte und damit der unmittelbare Nachbar des christlichen Reiches geworden war. Aber neue Schwierigkeiten schuf trotz der Vermählung Balduins mit Theodora, einer Nichte Kaiser Manuels, die Verfeindung mit dem byzantinischen Reiche, die durch einen Angriff Reinalds von Châtillon auf Cypern verschuldet wurde. Kaiser Manuel erschien mit Heeresmacht in Cilicien, eroberte das Reich der christlichen Armenier, nahm Antiochien und nötigte Reinald zur Huldigung. Auch Balduin III. erschien vor dem Kaiser, der zwischen ihm und Nureddin einen Stillstand vermittelte. Aber bald erneuten im Süden die Ägypter, im Osten die Türken den Angriff; Reinald von Antiochien fiel in Gefangenschaft, und inmitten allgemeiner Verwirrung starb im Februar 1162 der König, angeblich durch einen sarazenischen Arzt vergiftet, bei seiner vielversprechenden Tüchtigkeit allgemein betrauert. Sein Bruder Amalrich, der ihm folgte (1162—73), war zwar auch ein tapferer Soldat, aber seines finsteren und herrischen Wesens wegen wenig

beliebt. Er glaubte die Zukunft des wankenden Reiches am wirksamsten zu sichern, indem er Ägypten angriff, das damals leicht zu bewältigen schien. Auch dort hatten die fatimidischen Kalifen die Gewalt längst ihren Wesiren überlassen müssen, oft verwegenen Abenteurern, die durch die bedenklichsten Mittel in die Höhe gekommen waren; wiederholt war das Wesirat der Gegenstand heftigen Streites nach der Gewalt lüsterner Emporkömmlinge. Ein solcher bahnte eben um jene Zeit Nureddin den Weg auch nach Ägypten: auf den Hilferuf des von einheimischen Gegnern bedrängten Wesirs Schawer schickte er den Kurdenhäuptling Schirkuh mit Heeresmacht dorthin. Als sich dann aber Schawer durch den Beschützer bedroht sah und Nureddin huldigen sollte, da wandte er sich um Hilfe an die Christen Palästinas und beschleunigte so Amalrichs Zug nach Ägypten. Während aber dieser gemeinsam mit Schawer den Kurden Schirkuh in Bilbeis belagerte, fiel Nureddin in das heilige Land



Bleisiegel des Königs Amalrich. (Nach Vogüé.)

ein und brachte den Christen im Oktober 1164 eine schwere Niederlage bei, infolge deren Amalrich heim eilen mußte. Aber die neue Parteischeidung bestand zunächst fort, und bereits 1167 zog Amalrich als Verbündeter Schawers zum zweitenmale nach dem Nil, wo er, Kairo selbst bedrohend, anfangs glücklich focht, dann aber in dem Engpaß bei dem alten Hermopolis geschlagen wurde. Nun eroberte Schirkuh Alexandrien, wo er seinem Neffen, dem zu großen Dingen berufenen Saladin, Ejubs Sohn, den Befehl übergab. Während er dann Oberägypten eroberte, wurde Saladin von Amalrich in Alexandrien zu Land und zur See hart belagert und war der Übergabe nahe, als Amalrich auf des herbeieilenden Schirkuh Friedensanträge einging, weil sein Reich wiederum von Nureddin mit einem Einfall heimgesucht war. Infolgedessen blieb in Ägypten vorläufig alles beim alten, und Schawer erlangte wieder das Wesirat.

Diese Kämpfe waren aber nur das Vorspiel zu einer für die Christen verhängnisvollen Umgestaltung der gesamten Machtverhältnisse im Osten. König Amalrich, den die Reichtümer des Nillandes reizten, verbündete sich mit Byzanz zu gemeinsamer Bekämpfung der Fatimiden. Im Spätherbst 1168 griff er

bereits wieder an, Schawer aber wandte sich nun um Hilfe an Nureddin und dieser schickte abermals Schirkuh dorthin, der die Christen zu schnellem Abzuge nötigte, Kairo besetzte und nach Beseitigung Schawers selbst das Wesirat übernahm. Als er bald danach starb, folgte ihm sein Neffe Saladin, als ausgezeichneter Krieger im Dienste Zengbis in die Höhe gekommen, aber auch ein geborener Herrscher, mit hervorragenden Gaben des Geistes und des Herzens und bei allem Glaubenseifer voll menschlichen Wohlwollens, ein Organisator und Verwalter von weitem Blick und sicherer Hand, die glänzendste Erscheinung, die der sinkende Islam hervorgebracht hat, empfänglich auch für alle geistigen Bestrebungen, ein Freund der Gelehrten und der Künstler. Ihn zu verdrängen, griff Amalrich 1169 Damiette an, den Schlüssel damals Unterägyptens: aber die Uneinigkeit der Franken und die verspätete Ankunft der verbündeten Genuesen hinderten den Erfolg. Saladin, thatsächlich Herr des Fatimidenreiches, bemächtigte sich 1171 nach des Kalifen Tode selbst des Kalifats, indem er zunächst Nureddin noch den Schein der Oberherrschaft zugestand. Aber als dieser 1174 starb, benutzte er die unter seinen Erben ausbrechenden Streitigkeiten, eroberte Damaskus, Höms, Hama und Baalbek und machte sich zum unabhängigen Sultan. So entstand eine neue mohammedanische Großmacht, die, von Kairo bis nach dem nördlichen Syrien reichend, das kleine Reich der Christen von drei Seiten umfaßte und allmählich erdrücken mußte, zumal die Unordnung und Verwirrung in demselben gerade damals noch stiegen.





Av. Rev.

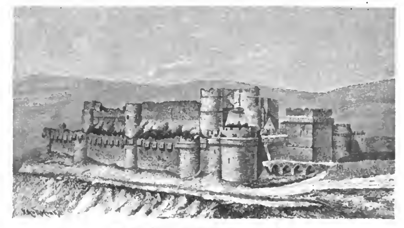
Münze von Saladin; geprägt Kairo 1190.

Dinár v. J. 586 (1190 Chr.). — Avers Mitte: „Der Imâm (d. h. Kalife) Achmed“. — Innerer Rand: „Kein Gott außer Allah“ (Fortsetzung des Kalifentitels:) „Abu'l-Abbâs en-Nâßir li-dîn Allah der Beherrscher der Gläubigen“. — Äußerer Rand: „Im Namen Allahs des barmherzigen Erbarmers geschlagen ist dieser Dinár zu el-Kâhira (d. h. Kairo) im Jahre 86“. Revers Mitte: „Jûßuf | Ibn Eijûb“. — Innerer Rand: „Voll-“ „Der König“ „wichtig“ „Ssalâch ed-dîn“. — Äußerer Rand: „Mohammed (ist) der Gesandte Allahs. Er hat durch ihn gesandt die Leitung und die wahre Religion daß er ihn zum Herrscher mache über die Religion überhaupt. Allahs Segen über ihn!“

Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Auf Amalrich nämlich, der im Sommer 1173 starb, folgte sein erst dreizehn Jahre alter Sohn Balduin IV. (1173—85), der, von der schrecklichen Krankheit des Aussatzes ergriffen, einem frühen Tod entgegensiechte. Aus der Zahl der streitenden Großen erzwang der persönlich tüchtige Graf Raimund von Tripolis die Regentschaft, aber auch er vermochte nicht den Kampf gegen den gewaltigen neuen Feind günstiger zu wenden. Die Hilfe aus dem Abendlande blieb unzureichend und wurde, erschienen einmal größere Kreuzfahrerscharen, unrichtig benutzt. Der Mangel gleichmäßiger Kriegführung entwertete selbst gelegentlich gewonnene größere Erfolge und veranlaßte jähe Wechselfälle, die wohl dem romantischen Sinn ritterlicher Abenteurer Befriedigung gewähren, aber Land und Leute nur immer schwerer schädigen konnten. Einem glänzenden Siege der Christen bei Ramleh 1178 folgte alsbald auf einem Raubzuge gegen Damaskus eine schwere Niederlage an der Jakobsfurt über den Jordan in der Nähe von

Banias. Diesen unentschiedenen Kämpfen machte erst 1182 ein Waffenstillstand vorläufig ein Ende. Während desselben unterwarf Saladin Mesopotamien und gewann die Oberhoheit auch über Aleppo und Iconium. Aber wie gewöhnlich glaubten die Christen, den Ungläubigen ihr Wort nicht zu halten zu brauchen: durch Raubzüge ins Damaszenische und südwärts bis nach dem Busen von Akaba beunruhigten sie den mit der Deckung Ägyptens beauftragten Al Afdal, des Sultans Bruder. Da drang Saladin selbst 1183 in Palästina ein und verwüstete das Land bis zum Berge Tabor und Nazareth hin; sein Angriff auf die gewaltige Burg Kerak oder Montroyal, die im Süden des toten Meeres die Karawanenstraße von Kairo nach Damaskus bedrohte, wurde durch ihren tapfern Herrn, Reinald von Châtillon, und den rechtzeitig herbei-



Ruine des Hospitaliterschlosses Krak. (Nach Rey.)

eilenden jungen König noch abgewehrt. Noch einmal hielt eine friedliche Wendung die drohende Katastrophe der christlichen Herrschaft für kurze Zeit auf. Unabwendbar aber wurde sie, als im Frühjahr 1185 Balduin IV. seinem Siechtum erlag. Denn nun folgte zunächst der Sohn seiner Schwester Sibylla aus ihrer ersten Ehe mit dem Markgrafen Konrad von Montferrat, Balduin V., wiederum ein unmündiger Knabe, für den der tüchtige Graf Raimund von Tripolis die Regentschaft übernahm. Zum Unglück aber starb das königliche Kind schon 1186. Der Stamm der fränkischen Könige auch in der weiblichen Linie war damit erloschen, und die Nachfolge wurde der Gegenstand des Streites ebenso ehrgeiziger wie gewissenloser Intriguanten. Diese schlossen den bewährten Raimund von Tripolis, der nach seinen persönlichen Eigenschaften und Verdiensten die nächste Anwartschaft hatte, von der Krone aus und erhoben durch einen illegalen Wahlakt Sibyllas zweiten Gemahl, Guido von Lusignan, einen unkriegerischen Schwächling, der sich mit dem leeren

Namen des Königs begnügte, die Macht aber den Großen und namentlich den Meistern des Templer- und Johanniterordens überließ. Raimund von Tripolis stand er in bitterster Feindschaft gegenüber. Und in diesem kritischen Zeitpunkt, wo das hinfällige Reich durch Bürgerkrieg drohende Streitigkeiten zerrüttet war, gab die Treulosigkeit Reinalds von Châtillon, der trotz des Stillstandes eine Karawane Saladins überfiel, dem Sultan den erwünschten Anlaß zur Entfesselung des religiösen Eifers seiner Unterthanen, deren durch die Umwälzungen der letzten Jahre gesteigerte Unruhe leicht zu einem Glaubenskriege zu entflammen war, in dem Sieg und Ruhm die neue Dynastie in ihrer usurpierten Stellung aufs wirksamste befestigen konnten.

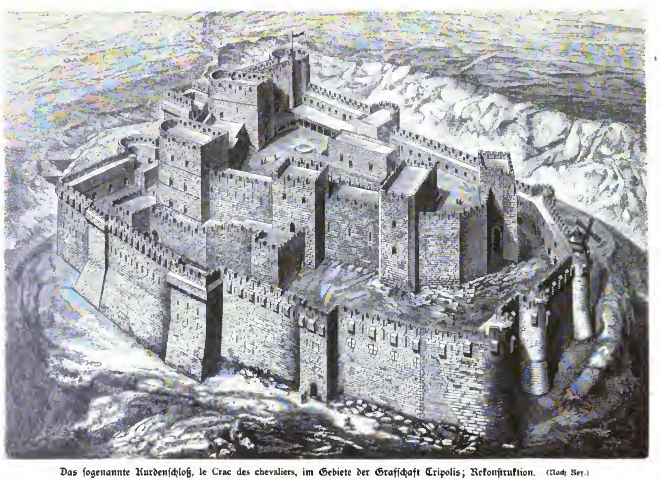
Im Frühjahr 1187 brach der große Krieg aus, von dessen vernichtenden Schlägen die christliche Herrschaft im Morgenlande sich niemals erholen sollte. Während Saladin selbst vor Montroyal erschien, um den Friedensbrecher zu züchtigen, brach sein Bruder Al Afdal in das Gebiet von Akkon ein und brachte den ihm siegesgewiß entgegenziehenden Rittern, namentlich des Templerordens, bei Nazareth am Bach Kison eine schwere Niederlage bei. Nun erst erging bei den Christen das allgemeine Aufgebot; bei dem galiläischen Dorfe Sephoria, wo eine gute Quelle reichlich Trinkwasser spendete, sammelte sich das Heer. Als Saladin selbst herbeikam, die Stadt Tiberias verbrannte und die von der Gräfin von Tripolis verteidigte Burg einschloß, empfahl Graf Raimund auf dem günstigen Platze zu bleiben und den Angriff abzuwarten. Man beschuldigte ihn deshalb geheimen Einverständnisses mit dem Feinde und beschloß, Saladin entgegenzurücken. In langsamem Marsche kam man am 4. Juli, fast erdrückt von der Hitze des syrischen Sommers, nach Hittin und lagerte auf der Höhe eines kahlen, unwegsamen Berges. Saladin umstellte diesen und bereitete den Christen durch Abbrennen des dürren Grases und Gestrüppes, das den Boden bedeckte, durch Rauch und Glut gesteigerte Qualen. Als sie am folgenden Tage die Schlacht suchten, wich er aus, zog sie stundenlang hin, so daß sie von Hitze und Durst bereits erschöpft waren, als der Kampf endlich begann. Der 5. Juli 1187 endete mit einer vollständigen Niederlage der Christen, die von den erbitterten Siegern förmlich zusammengehauen wurden; namentlich die Templer erlitten schwere Verluste; die Gefangenen von ihnen ließ Saladin enthaupten, den Friedensbrecher Reinald von Châtillon hieb er selbst nieder. Besonders schmerzlich empfand man allgemein den Verlust der Reliquie des heiligen Kreuzes: dies Palladium war in die Hände der Sieger gefallen. Unter den Gefangenen befand sich auch König Guido; Raimund von Tripolis war entkommen, nach wie vor der verräterischen Verbindung mit Saladin beschuldigt, und starb bald danach in Tyrus. Während er die Gefangenen nach Damaskus sandte, wo die Vornehmen gut behandelt, die gemeinen Leute aber als Sklaven verkauft wurden, eilte Saladin durch rastlose Ausnutzung des Sieges die Eroberung des christlichen Reiches zu vollenden: Akkon fiel wenige Tage nach der Schlacht bei Hittin in seine Gewalt; bald waren von den Küstenstädten nur noch Askalon und Tyrus in



Das sogenannte Kurdenschloß.

[illegible] begnügte, die Macht aber den Großen und namentlich den [illegible] Templer- und Johanniterordens überließ. Raimund von Tri[illegible] [illegible] Feindschaft gegenüber. Und in diesem kritischen [illegible] [illegible] Bürgerkrieg drohende Streitigkeiten [illegible] [illegible] Reinalds von Chatillon, der trotz des [illegible] [illegible], dem Sultan den erwünschten [illegible] [illegible] seiner Unterthanen, [illegible] durch [illegible] [illegible] leicht zu einem [illegible] [illegible] und Ruhm die neue [illegible] in [illegible] Stellung [illegible] konnten.

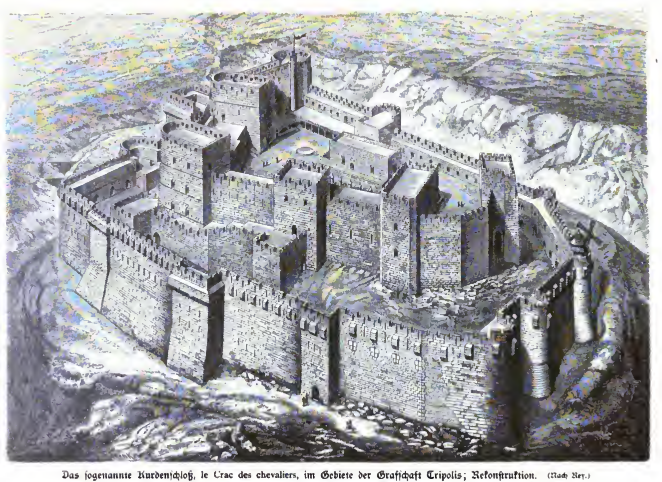
[illegible] Frühjahr 1187 [illegible] Krieg aus, von dessen vernichtende[illegible] [illegible] im Morgenlande sich niemals [illegible] [illegible], um den [illegible] [illegible] das Gebiet von Akkon [illegible] und [illegible] [illegible] Rittern, namentlich des Temple[illegible] [illegible] schwere Niederlage bei. [illegible] [illegible] dem galiläischen [illegible], wo [illegible] Triu[illegible] [illegible], sammelte sich [illegible]. Als [illegible], der [illegible] Tiberias verbrannt, und [illegible] den der [illegible] Burg einschloß, [illegible] Raimund [illegible] und den [illegible]. Man beschuldigte [illegible] geheimen [illegible] Verständnisses mit [illegible] [illegible]. Saladin [illegible] langsamem Marsch [illegible] am 4. Juli [illegible] von der Hitze des [illegible] Sommers, [illegible] eines kahlen, [illegible] Berges. [illegible] [illegible] Gräsern [illegible] Abbrennen des [illegible] [illegible] bedeckte, [illegible] und Glut [illegible] steigerte [illegible]. Als [illegible] Tage die Schlacht suchten, wich er aus, zog [illegible] lang [illegible] Tage und [illegible] bereits erschöpft war[illegible], als [illegible] Kampf [illegible]. Der 5. Juli 1187 endete mit einer vollständige[illegible] [illegible] der Christen, die von den erbitterten Siegern förmlich zusammen[illegible] [illegible] namentlich die Templer erlitten schwere Verluste, die [illegible] [illegible] Saladin enthaupten, den Friedensbrecher Reinald [illegible] selbst nieder. Besonders schmerzlich empfand man [illegible] [illegible] Reliquie des heiligen Kreuzes: dies Palladium [illegible] [illegible] gefallen. Unter den Gefangenen befand sich auch [illegible] Tripolis war entkommen, nach wie vor der [illegible] [illegible] Saladin beschuldigt und starb bald danach in Tyrus. Während er die Gefangenen nach Damaskus sandte, wo die Vornehmen gut behandelt, die gemeinen Leute aber als Sklaven verkauft wurden, eilte Saladin durch rastlose Ausnutzung des Sieges die Eroberung des christlichen Reiches zu vollenden: Akkon fiel wenige Tage nach der Schlacht bei Hittin in seine Gewalt; bald waren von den Küstenstädten nur noch Askalon und Tyrus in



Das sogenannte Kurdenschloß, le Crac des chevaliers, im Gebiete der Grafschaft Tripolis; Rekonstruktion. (Nach Rey.)

[illegible] begnügte, die Macht aber den Großen und namentlich der [illegible] Templer- und Johanniterordens überließ. Raimund von [illegible] [illegible] Feindschaft gegenüber. Und in diesem kritischen [illegible] [illegible] Bürgerkrieg drohende Streitigkeiten [illegible] [illegible] von Chatillon, der trotz des [illegible] [illegible] dem Sultan den erwünschten [illegible] [illegible] seiner Unterthanen, [illegible] durch [illegible] [illegible] leicht zu einem [illegible] [illegible] zu entflammen [illegible] und [illegible] die neue [illegible] in [illegible] Stellung [illegible] konnten.

[illegible] Frühjahr 1187 [illegible] Krieg aus, von dessen vernichtender [illegible] im Morgenlande sich niemals [illegible] [illegible], um den [illegible] [illegible] das [illegible] und [illegible] [illegible] Rittern, namentlich des Templer [illegible] [illegible] Niederlage [illegible]. [illegible] erst [illegible] bei dem galiläischen Dorfe [illegible], wo [illegible] wendete, sammelte sich [illegible]. Als [illegible] verbrannt [illegible] von der [illegible] er [illegible] und den Angriff [illegible]. [illegible] Saladin [illegible]. [illegible] langsamem Marsch [illegible] am 4. Juli [illegible] von der [illegible] Sommers, [illegible] und [illegible] eines kahlen, [illegible] Berges. [illegible] [illegible] durch [illegible] des [illegible] und [illegible] durch Rauch und Glut gesteigerte [illegible] [illegible] die Schlacht suchten, wich er aus, zog sie [illegible] lang [illegible] Hitze und Durst bereits erschöpft waren, als [illegible] Kampf [illegible] begann. Der 5. Juli 1187 endete mit einer vollständigen [illegible] der Christen, die von den erbitterten Siegern förmlich zusammen- [illegible] namentlich die Templer [illegible] schwere Verluste: die [illegible] ließ Saladin enthaupten, den Friedensbrecher Reinald [illegible] selbst nieder. Besonders schmerzlich empfand man [illegible] Reliquie des heiligen Kreuzes: dies Palladium [illegible] [illegible] Unter den Gefangenen befand sich auch [illegible] Tripolis war entkommen, noch wie vor der [illegible] [illegible] Saladin [illegible] und starb bald danach in Tyrus. Während er die Gefangenen nach Damaskus sandte, wo die Vornehmen gut behandelt, die gemeinen Leute aber als Sklaven verkauft wurden, eilte Saladin durch rastlose Ausnutzung des Sieges die Eroberung des christlichen Reiches zu vollenden: Akkon fiel wenige Tage nach der Schlacht bei Hittin in [illegible] Gewalt; bald waren von den Küstenstädten nur noch Askalon und Tyrus in



Das sogenannte Kurdenschloß, le Crac des chevaliers, im Gebiete der Grafschaft Tripolis; Rekonstruktion. (Nach Rey.)

der Hand der Christen; auch ersteres ergab sich auf Zureden des von dem Sultan auf seinem Zuge mitgeführten Königs. Nach heldenmütigem Widerstand erreichte die Besatzung von Kerak-Montroyal wenigstens freien Abzug. Die Bewohner der genommenen Orte entließ Saladin meist nach Jerusalem, das infolgedessen von Flüchtlingen überfüllt war und im Falle der Einschließung bald durch Hunger heimgesucht werden mußte. Er wünschte die Stadt, die auch den Mohammedanern eine heilige war, möglichst zu schonen. Nach zwölf Tagen der Blockade bewilligte er ihr einen Vertrag, der den Christen gegen Lösegeld Abzug in die noch von ihren Glaubensgenossen gehaltenen Küstenstädte gewährte. Am 3. Oktober hielt er unter dem Jubel der Mohammedaner seinen Einzug: die Kirchen wurden wieder zu Moscheen gemacht; aber selbst die Christen konnten nicht umhin, den Edelsinn und die Milde zu preisen, die ihnen der Sieger erwies, indem er sie vielfach nähren und kleiden ließ. Nachdem dann die übrigen festen Burgen gebrochen waren, griff Saladin die wichtige Hafenstadt Tyrus an, die aber von dem eben angekommenen ritterlichen Markgrafen Konrad von Montferrat erfolgreich verteidigt wurde. Das hob den gesunkenen Mut der Christen wieder einigermaßen; von Antiochien und Tyrus aus gingen sie sogar wieder zum Angriff über; gleichzeitig erschien eine genuesische Flotte an der Küste. Aber die Existenz des Reiches blieb gefährdet und konnte nur durch thatkräftige Hilfe des Abendlandes wieder sichergestellt werden.

Dort hatte nun die Kunde von dem Verlust der heiligen Stadt einen gewaltigen Eindruck gemacht, aber die ungünstigen politischen Verhältnisse brachten die Kreuzpredigt des Kardinalbischofs Heinrich von Albano, den Papst Clemens III. mit der Waffnung des Abendlandes betraut hatte, um den gehofften Erfolg: der englisch-französische Krieg und der Streit Kaiser Friedrichs I. mit Erzbischof Philipp von Köln ließen zur Zeit an so weitabliegende Unternehmungen nicht denken. Von dem gleichsam elementaren Ausbruch kampffroher Glaubensbegeisterung, der den ersten und zweiten Kreuzzug begleitet hatte, war jetzt nichts mehr zu verspüren: die Fürsten, auf deren Thatkraft die Kirche rechnete, gingen mit nüchterner politischer Berechnung und vorsichtigen militärischen Erwägungen an die Sache. Unfraglich war das ein Gewinn: denn größere Planmäßigkeit der Vorbereitung und Einheitlichkeit der Leitung konnten die Aussichten auf einen Erfolg nur steigern. Immerhin trug die Rücksicht auf die Gefahr im Osten dazu bei, daß die streitenden Fürsten im Westen sich schneller verständigten: Heinrich II. von England und Philipp II. August von Frankreich schlossen Frieden, Philipp von Köln versöhnte sich mit dem Kaiser, und im März 1188 nahm der gewaltige Staufer zu Mainz aus der Hand des Bischofs Gotfried von Straßburg das Kreuz, mit ihm sein ältester Sohn Friedrich von Schwaben. Zahlreiche weltliche und geistliche Große folgten seinem Beispiel. Eifrig wurde gerüstet, und im Frühjahr 1189 traten die deutschen Kreuzfahrer unter Friedrichs I. eigener Führung von Regensburg aus den Zug an, dessen Teilnehmer aus Köln, Thüringen, Friesland und

Niedersachsen den Weg zur See nahmen; die englischen und französischen Kreuzfahrer sollten sich in Messina treffen und von dort zusammen nach der syrischen Küste segeln.

Während der Aufbruch erst durch den Tod Heinrichs II. von England, für den aber sein Sohn Richard eintrat, dann durch des letzteren abenteuerndes Treiben in Sizilien verzögert wurde, fand der deutsche Kreuzzug trotz der im voraus getroffenen Vereinbarungen im Gebiet der Griechen große Schwierigkeiten. Der Kaiser mußte endlich zu den Waffen greifen, erst Philippopel, dann Adrianopel und allmählich ganz Thrazien besetzen und wie ein erobertes Land behandeln, um die Hinterhalte und Verrätereien unschädlich zu machen, durch die der byzantinische Hof in geheimem Einverständnis mit Saladin und dem Sultan Kilidsch Arslan von Ikonium ihn zu verderben trachtete. Erst im März 1190 kam ein neuer Vertrag zum Abschluß; in den letzten Tagen des Monates setzten die Deutschen bei Gallipoli über den Hellespont. Ende April traten sie bei Laodicea aus dem griechischen Gebiete über in das der nomadisierenden Turkmenen, wo sie durch fortwährende kleine Kämpfe, Entbehrungen und Not aller Art schwer zu leiden hatten und namentlich fast alle ihre Pferde einbüßten. Ihr Untergang schien unabwendbar, als sie im Sultanate von Ikonium den zu freundlicher Verständigung bereiten Kilidsch-Arslan durch seine Söhne, eifrige Christenfeinde, ersetzt fanden und durch Entbehrungen aller Art zum Tode erschöpft angesichts der Hauptstadt auf die erdrückende feindliche Übermacht stießen. Aber wie durch ein Wunder endete die Schlacht bei Ikonium am 18. Mai 1190 mit einem vollständigen Siege der Deutschen, denen nun jede schuldige Förderung zu teil wurde. Alle Gefahren schienen überwunden, als das Heer das Gebiet der christlichen Armenier erreicht hatte, wo seiner von dem König Leo III. die beste Aufnahme und thatkräftige Förderung wartete. Einer von den schweren Fehlern, welche das Gelingen dieser abendländischen Expeditionen bisher verhindert hatten, war also diesmal glücklich vermieden, indem die Kreuzfahrer sich in den Armeniern der natürlichsten und für sie wichtigsten Bundesgenossen versichert hatten. Aber während das Heer, von armenischen Führern geleitet, auf mühsamen Gebirgswegen langsam südwärts zog, eilte der Kaiser mit geringem Gefolge voraus und das Thal des Selef, des Kalikadnus der Alten, abwärts, um in Seleucia mit König Leo III. zusammenzutreffen: dabei fand er am 10. Juni 1190 in den kalten Wellen des reißenden Bergstromes ein jähes Ende, nach den einen beim Passieren einer Furt, nach den anderen, als er durch ein Bad die Hitze des Tages zu mildern suchte, entweder von einem Schlagfluß getroffen oder von den Wellen gegen einen Baum geschleudert und infolge der nun eingetretenen Betäubung ertrunken. Jammer und Klage erfüllten das Lager des abends nachkommenden Heeres, das des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, zum Oberfeldherrn bestellte. Herz und Gebeine des Kaisers bestattete man dem Brauche der Zeit gemäß besonders, in dem cilicischen Tarsus, das von den Knochen gelöste Fleisch wurde in der Peterskirche zu Antiochien

beigesetzt: noch 1205 sah ein deutscher Reisender, Wilbrand von Oldenburg, dort den durch eine Inschrift gekennzeichneten Sarg; die Gebeine selbst nahm man, in einem kostbaren seidenen Beutel verwahrt, mit, in der Absicht, sie nach der Eroberung der heiligen Stadt dort an besonders geweihter Stelle beizusetzen. Der klägliche Ausgang der ganzen Unternehmung hat es auch dazu nicht kommen lassen, und die Gebeine des großen Kaisers sind vermutlich im Sande des Lagers vor Akkon ungeachtet verkommen.

Denn Friedrichs Tod hatte unmittelbar das Scheitern des so trefflich organisierten und aussichtsreichen deutschen Kreuzzuges zur Folge. Wie eine Herde ohne Hirten in der Wüste kamen die Deutschen sich vor, und viele traten, an jedem Erfolge verzweifelnd, von der nächsten Hafenstadt den Heimweg an. Die übrigen fanden in Antiochien gute Aufnahme; aber der jähe Übergang von den Entbehrungen des Gebirgs- und Wüstenmarsches zu



Kaiser Friedrich I.
Steinrelief im Kreuzgang des Klosters S. Zeno in Bayern; um 1170—90.
(Nach von Hefner-Alteneck.)

den Genüssen der großen und üppigen Stadt, denen man sich im Übermaß hingab, erzeugte böse Krankheiten. Zu Schiff nach Tyrus geführt und von da die Küste südwärts entlang ziehend, erreichte Herzog Friedrich mit dürftigen Resten des Heeres, das noch bei Iconium etwa 40000 Ritter gezählt haben soll, das Lager der Christen vor Akkon und nahm in der Einschließungslinie die ihm angewiesene Stellung ein. Eine leitende Rolle zu spielen nicht mehr stark genug, traten die Deutschen von dem Platze an der Spitze der großen internationalen Bewegung zurück, auf den sie Friedrich I. erhoben, indem er zum erstenmale auch auf diesem Gebiete die mit dem Kaisertum verbundenen Pflichten erfüllte.

Der englisch-französische Kreuzzug, von dem nun die Zukunft des christlichen Reiches abhing, war nach Anlage und Wesen von dem deutschen völlig verschieden. Zu der Planlosigkeit und Abenteuerlichkeit, an der er von vornherein krankte, kam störend das Mißtrauen der beiden Könige, die tödlich verfeindet, hier zusammenwirken sollten. Von Marseille und Genua aus kamen beide zu Schiff mit ihren Heeren nach Messina, das zum Sammelplatz bestimmt war; die Umtriebe Richards von England gegen Heinrich VI. (S. 506) verschärften den Gegensatz und drohten einen Bruch herbeizuführen, der den Zug vereitelt haben würde. Endlich im Frühjahr 1191 segelte Philipp II. weiter, um auch seinen ganz anderen Zielen nachgehenden Alliierten zum Aufbruch aus Sizilien zu nötigen, und vereinigte sich mit dem Heere der syrischen Christen, das inzwischen, mit Hilfe der italienischen Seestädte, die Belagerung von Akkon begonnen hatte. Aber Monate vergingen, ehe die Engländer nachkamen: denn Richard Löwenherz nahm gegen die Seinen geübte Feindseligkeiten zum Vorwand, um unterwegs Cypern zu erobern und führte dessen Herrn Isaak Komnenos als Gefangenen mit sich fort. Die Insel überließ er gegen Geld den Tempelherren; später kam sie als Königreich in den Besitz Guidos von Lusignan und seiner Nachkommen. Erst im Juli 1191 erschien Richard in dem Lager vor Akkon, wo sich nun ein Riesenkampf entwickelte. Während die Christen die stark befestigte Stadt in weitem Halbkreise umspannt hielten, erschien Saladin, der die Festung zu retten alle Mohammedaner zum Glaubenskriege aufrief, mit einem starken Entsatzheere und nahm auf den die Küstenebene beherrschenden Höhen Stellung, so daß die Christen zeitweise die Belagerten waren und sich auch nach der Landseite hin durch Befestigungen decken und wiederholten feindlichen Ansturmes mühsam erwehren mußten. Aber trotz ihrer unverbesserlichen Uneinigkeit, um derentwillen z. B. Landgraf Ludwig von Thüringen abzog (er starb auf der Heimreise in Cypern), trotz zeitweiliger arger Hungersnot und verderblicher Krankheiten, die zahlreiche Opfer forderten, gewannen die Christen allmählich größere Vorteile, und schließlich mußten die Verteidiger von Akkon im Juli 1191 kapitulieren: Saladin zog ab, ohne die Katastrophe aufhalten zu können. Damit aber war auch die Leistungsfähigkeit des Heeres erschöpft; erneuter Streit hinderte die Kreuzfahrerfürsten sogar an der Ausnutzung des Sieges. Nationale Eifersüchteleien beschleunigten

den Zerfall. Die Deutschen insbesondere wurden zurückgesetzt, ja mißhandelt und bei der Teilung der gemachten Beute von Engländern und Franzosen ausgeschlossen. Die Krone des noch gar nicht gewonnenen Reiches wurde bereits der Gegenstand erbitterten Haders zwischen dem unfähigen, aber anspruchsvollen Guido von Lusignan und seinem Schwager, dem tüchtigen Markgrafen Konrad von Montferrat, der sich durch die Rettung von Tyrus Anspruch auf aller Dank erworben, während der Belagerung Akkons aber auch Beweise rücksichtslosen Eigennutzes gegeben hatte. Schließlich verglich man sich dahin, daß Guido lebenslänglich König bleiben, dann aber die Herrschaft auf Konrad von Montferrat oder dessen Kinder übergehen sollte.



König Richard Löwenherz.
Darstellung auf seinem Siegel. (Nach Demay.)

Das Verhältnis zwischen den beiden Königen war vollends unerträglich geworden, und unter dem Vorwand von Krankheit kehrte Philipp II. August Ende Juli 1191 heim, um seines Gegners Abwesenheit zu Eroberungen auf dessen Kosten zu benutzen. So kam die Leitung des Heeres an Richard Löwenherz. Aber auch in dieser Stellung bewährte er sich nicht: sein unstätes Wesen und die Launenhaftigkeit, mit der er von einer Unternehmung zur anderen übersprang, ließen schließlich selbst die günstigsten Umstände ungenutzt vorübergehen. So zog er zwar im Herbst 1191 nach dem von Saladin zerstörten Jaffa und von da bis auf einen Tagemarsch auf Jerusalem selbst, kehrte dann aber plötzlich um in der Absicht, das gleichfalls niedergerissene Askalon herzustellen. Auch im Juni 1192, als er sich ein zweites Mal der heiligen Stadt genähert hatte, zog er unverrichteter Sache wieder ab, obgleich Saladin bereits daran dachte, Jerusalem zu räumen. Auch in den abenteuerlichen Kämpfen der folgenden Monate gewann Richard wohl für seine Person den auch von den Mohammedanern verkündeten Ruhm eines tollkühnen Helden, stiftete aber der christlichen Sache keinen Nutzen, sondern vergeudete die vorhandenen Mittel zwecklos. Zudem warf die Verleumdung seiner zahlreichen Feinde einen furchtbaren Verdacht auf ihn: der Tod Konrads von Montferrat, der von zwei Sendlingen der fanatischen Mördersekte der Assassinen in Tyrus

erdolcht wurde, sollte von ihm veranlaßt sein, ohne daß ein Schatten von Beweis dafür erbracht worden wäre. Nun wurde die Thronfolge so geordnet, daß Heinrich von Champagne, der Sohn einer Halbschwester Richards, die Krone von Jerusalem erhielt, Guido von Lusignan aber, der sich während der Kämpfe um sein Reich ganz unfähig erwiesen und eine klägliche Rolle gespielt hatte, durch die Herrschaft über Cypern entschädigt wurde. Auf die Nachricht von Philipps II. Angriff auf seine festländischen Provinzen und den Umtrieben seines Bruders Johann beschloß Richard heimzueilen. Er verließ das heilige Land im Herbst 1192, nachdem er mit Saladin einen Stillstand auf drei Jahre geschlossen hatte, welcher die Küste von Tyrus bis Jaffa nebst der Hälfte von Ramleh und Lydda in den Händen der Christen ließ und allen Pilgern den Besuch Jerusalems freigab.

Der klägliche Ausgang auch dieses Kreuzzuges, der mehr als alle früheren die Bedingungen des Gelingens in sich vereinigt hatte, wirkte auf die abendländische Christenheit tief entmutigend und verstimmend. Das Interesse an den Unternehmungen im Osten schwand schnell vollends dahin: dieselben hörten auf eine Volkssache zu sein. Die Art, in der Heinrich VI. sie aufnahm und im Dienst des staufischen Kaisertums zu benutzen dachte (S. 515), beweist das gänzliche Schwinden der ehemals vorherrschenden kirchlichen Gesichtspunkte: nur militärische und politische galten noch. Gewiß stieg damit die Möglichkeit eines Erfolges: aber auch auf diesem Gebiete führte der vorzeitige Tod Heinrichs einen vollkommenen Umschlag herbei. Schon war im September 1197 Erzbischof Konrad von Mainz mit einem stattlichen Heere in Akkon gelandet, hatte das feste Tibnin (Toron) angegriffen, aber noch nach geschlossener Kapitulation durch unerwartet erscheinenden Ersatz verloren gehen sehen und dann die Gegner zur Räumung des wichtigen Beirut veranlaßt, als die Trauerkunde von des Kaisers Tod den Abbruch auch dieses Zuges bewirkte. Sein einziges Ergebnis war die Stiftung des Ordens der deutschen Herren zu S. Marien, zu welchem ein während der Belagerung Akkons (1190—91) unter Mitwirkung lübischer Kaufleute errichtetes Hospital zur Pflege deutscher Pilger nach dem Vorbild der Johanniter- und Tempelherren unter Anteilnahme der im Osten anwesenden deutschen Fürsten erweitert wurde. Er stieg schnell zu um so höherer Bedeutung auf, als er durch eine glückliche Fügung veranlaßt wurde, den vornehmsten Schauplatz seiner Thätigkeit nicht in dem unrettbar verlorenen heiligen Lande, sondern jenseits der Weichsel bei den heidnischen Preußen zu suchen.

Auch die Leitung des Kampfes gegen den Islam kam nun wieder an das Papsttum. Derselbe verlor damit an Bedeutung und wurde ein Teil des großen Kampfes, den die römische Kirche seit Innocenz III. überhaupt gegen alle führte, die nicht auf dem Buchstaben ihres Dogmas standen, indem sie nicht bloß die Heiden Esth- und Livlands durch den Orden der Schwertbrüder und die Preußen durch den deutschen Ritterorden bekehren, sondern auch die Albigenser Südfrankreichs durch Kreuzheere zum rechten Glauben

zurückzwingen ließ. Die Folge war eine schädliche Teilung der Kräfte, welche die bedrängten Verteidiger der Reste christlicher Herrschaft im Osten bald schmerzlich empfanden. Auch das Interesse wurde geteilt und schwand infolgedessen: bezeichnend dafür ist schon, wie wenig Innocenz III. selbst trotz des gewaltigen Apparats, den er in Bewegung setzte, auf diesem Gebiete hat leisten können. Die zahlreichen Kreuzprediger, die in seinem Auftrage die Lande durchzogen, die mit weitreichenden Vollmachten ausgerüsteten Legaten, die massenhaft eingehobenen Zehnten, die Sammlungen durch aufgestellte Opferstöcke richteten nichts mehr aus, mehrten höchstens die Klagen des Volkes über die Ausbeutung durch Rom und erzeugten namentlich in Deutschland, das sich durch dasselbe Papsttum zweimal in Thronstreit und Bürgerkrieg gestürzt sah, wachsende Entfremdung von Rom und seiner Kirche. Nur ganz vereinzelt fanden sich dort noch Fürsten bereit, dem Rufe zum Kreuzzuge Folge zu leisten. Und als dann zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts dennoch endlich ein stattliches Kreuzfahrerheer zusammengebracht war, wurde es durch eine eigentümliche Fügung der Umstände nach einer ganz anderen Richtung hin abgelenkt und bereitete den morgenländischen Christen, statt ihnen zu helfen, nur noch größere Verlegenheiten. Und als dann gar die Kreuzpredigt von den Päpsten zu einer politischen Waffe gegen die Staufer entwürdigt wurde und Scharen von ländergierigen Abenteurern daraufhin mit dem Kreuze geschmückt Staaten umzustürzen und friedliche Völker zu unterwerfen auszogen, da mußte der trügerische Schein, der in den Augen der leicht erregbaren Menge die Kreuzzüge bisher noch umgeben hatte, vollends entschwinden. Auch sie wurden als Mittel kirchlicher Herrschaft mit steigender Abneigung betrachtet.



Umfang des Reiches Jerusalem am Ende des 12. Jahrhunderts.

Nachdem verschiedene kleinere Unternehmungen nach dem heiligen Lande erfolglos geblieben waren, gelang es endlich dem schwärmerischen Fulco von Neuilly eine Anzahl von Fürsten und Großen zu einem neuen Kreuzzuge zusammenzubringen, namentlich aus Frankreich, Flandern und Italien, während Deutschland auch diesmal nur in geringem Maße beteiligt war. Graf Balduin von Flandern und Markgraf Bonifaz von Montferrat, ein Bruder des zu Tyrus ermordeten Konrad (S. 617), waren die bedeutendsten Teilnehmer, für die Gotfried von Villhardouin, der Geschichtschreiber der folgenden Ereignisse, mit den Venetianern wegen der Überfahrt unterhandelte. Als Gegenleistung für den Transport durch ihre Flotte sollten die Kreuzfahrer den Venetianern zur Eroberung von Zara an der dalmatischen Küste helfen. Dort nun erschien in ihrem Lager der Komnene Alexios, der Sohn des Kaisers Isaak Angelos, und bat um Hilfe zur Herstellung des entthronten Vaters und Sicherung

seines Nachfolgerechts. Auf die kurze Zeit trügerischer Blüte nämlich, die Manuel herbeigeführt hatte, war im byzantinischen Reich wieder heillose Verwirrung gefolgt. Manuels junger Sohn Alexios II. (1180—83) war durch den Komnenen Andronikos, einen verwegenen Abenteurer von dunkler Vergangenheit, beseitigt worden, der dann, nicht ohne Anlage zu kraftvoller Herrschaft und gewillt und befähigt, die arg zerrüttete Verwaltung zu bessern, doch das wenige Gute, was er da leistete, durch die blutige Schreckensherrschaft vergessen machte, durch die er sich im Besitze der angemaßten Gewalt behaupten wollte. Wie so viele andere vor ihm mit dem Tode bedroht,




Münze Alexios II. Komnenos. Silber.

Der Kaiser und der h. Eugenius zu Pferde. Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

entkam Isaak Angelos, ein Sproß der weiblichen Linie der Komnenen, und sah sich durch den Zulauf zahlreicher Unzufriedener, die dem Wüten des Tyrannen endlich Einhalt thun wollten, plötzlich an der Spitze einer mächtigen popularen Bewegung, die Andronikos stürzte und ihn an dessen Stelle erhob. Aber in Sittenlosigkeit und Ausschweifung versunken, ein Verschwender und unkriegerisch, war Isaak als Kaiser (1185—95) bald ebenso verhaßt wie sein Vorgänger, während Bulgaren und Walachen sich seiner Herrschaft entzogen und nationale Staaten errichteten. Aus Furcht vor der gewaltigen Bewegung, die sich mit der Rüstung zum dritten Kreuzzug der abendländischen Christenheit bemächtigte, suchte er Friedrich I. jede Art von Hindernis zu bereiten, brachte damit aber nur schwere Heimsuchung durch die Deutschen über Thrazien. Sogar mit dem Sultan von Ikonium und mit Saladin trat er in Verbindung und freute sich des kläglichen Ausgangs, der auch dieses Unternehmen traf. Allgemein verhaßt wurde er 1195 durch einen Militäraufstand gestürzt, an dessen Spitze sein Bruder Alexios stand: auf der Flucht eingeholt wurde er des Augenlichts beraubt und in elende Haft geworfen. Sein Sohn Alexios aber entkam und warb um die Hilfe der Zara belagernden Kreuzfahrer. Die glänzenden Vorteile, die er als Lohn verhieß, reizten namentlich die Venetianer, während die Aussicht auf Gewinnung des byzantinischen Reiches und Volkes für die römische Kirche die päpstliche Kurie der Ablenkung des Zuges von seinem eigentlichen Ziele günstig stimmte. So segelten die Kreuzfahrer, unter deren Führern der greise venetianische Doge Enrico Dandolo den größten Einfluß besaß und die Kräfte der abendländischen Christenheit geschickt für seine Stadt zu be-




Venetianische Münze.

Auf der Vorderseite Enrico Dandolo und der heilige Marcus, auf der Rückseite der thronende Heiland. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

nutzen wußte, nach Konstantinopel, das sie im April 1204 mit leichter Mühe einnahmen. Kaiser Alexios III. (1195—1208) floh und Isaak Angelos wurde hergestellt. Aber seine Herrschaft, durch fremde Waffen erneut, stand auf

unsicheren Füßen. Der herausfordernde Übermut der fränkischen Krieger, die sich nicht wie Verbündete, sondern wie Eroberer betrugen, steigerte die Mißstimmung des enttäuschten Volkes, das sich unbarmherziger Ausbeutung durch die fremden Abenteurer und die Habgier der Venetianer preis gegeben und durch die drohende Herrschaft der römischen Kirche in seinen religiösen Überzeugungen gefährdet sah. So erhob sich die Bevölkerung der Hauptstadt in offener Empörung, geleitet von einem Verwandten des Kaiserhauses, Alexios Dukas mit dem Beinamen Murzuflus, der, nachdem Isaak im Beginn der Bewegung gestorben, sein Sohn Alexios aber ermordet war, auf den erledigten Thron gesetzt wurde. Die Kreuzfahrer aber ließen ihre Beute nicht fahren: sie belagerten die gewaltige Stadt von der Land- und Seeseite und brachten sie trotz verzweifelter Gegenwehr nach zwei Monaten durch einen allgemeinen Sturm in ihre Gewalt. Konstantinopel, seit Konstantin das Zentrum der griechisch-römischen Welt und mit Bau- und Kunstwerken, mit Schätzen und Kostbarkeiten aller Art überfüllt, blieb wochenlang der Schauplatz entsetzlichen Raubes und barbarischer Verwüstung, denen die Denkmäler vieler Jahrhunderte zum Opfer fielen. Ein großer Teil der herrlichen Stadt ging dabei in Flammen auf.

Im Genuß des Sieges und der Beute aber vergaßen die Fürsten des Kreuzfahrerheeres völlig den ursprünglichen Zweck ihrer Rüstung und beschlossen sich des Reiches, das augenblicklich herrenlos war, — denn Alexios III. weilte in Thrazien als Flüchtling, und der besiegte Alexios Dukas, der sich zu ihm gewagt hatte und geblendet worden war, wurde von den Franken gefangen und hingerichtet — zu bemächtigen und dort eine gemeinsame Herrschaft aufzurichten, in deren Gebiet die römische Kirche eingeführt werden sollte. Weiten Landen wurde eine Fremdherrschaft auferlegt, die, auf einen einzigen großen Waffenerfolg gegründet, die künstliche Lehnsverfassung des Abendlandes den so ganz anders gearteten Verhältnissen dieses byzantinisch-slawischen Völkergemisches aufzwingen und zugleich einen Jahrhunderte alten religiösen Gegensatz aufheben wollte. Das lateinische Kaisertum, dessen Krone dem bedeutendsten Fürsten des Heeres, Balduin von Flandern, zu teil wurde, entbehrte daher von vornherein völlig der Voraussetzungen zu gedeihlicher Entwickelung. Dann schuf man lauter kleine, lebensunfähige Staaten, denen die Kraft zur Überwindung der sie ringsum bedrängenden Schwierigkeiten fehlte. Bonifaz von Montferrat herrschte als König von Thessalonich über Macedonien und die benachbarten griechischen Landschaften; in Athen, Theben, Achaia u. s. w. entstanden fränkische Fürstentümer, deren Inhaber ihre Vasallen wiederum mit Grafschaften und Baronien ausstatteten. In den festausgeprägten Formen des vollendeten Feudalstaates wurde dort ein Länderraub größten Stils geübt, wie ihn höchstens die deutschen Heerkönige im Zeitalter der Völkerwanderung durchgeführt hatten. Diese unnatürliche Schöpfung mußte die Bevölkerung gegen die neuen Herren, mit denen und deren adligen Waffengenossen sie gar nichts gemein hatte, auf das äußerste erbittern; die Einführung des römischen Kultus

wurde von ihr als ein Frevel an dem Heiligsten empfunden. Während er dem schwerbedrängten Königreich Jerusalem hatte helfen wollen, hatte der vierte Kreuzzug im Südosten Europas einen neuen, ähnlichen Staat geschaffen, der seine kümmerliche Existenz nur durch unausgesetzte Unterstützung von der Heimat seiner neuen Herren her fristen konnte und daher den Christen Palästinas ein verhängnisvoller Nebenbuhler wurde. Gewinn von dem Unternehmen hatten eigentlich nur die Venetianer, denen nicht bloß die reichen Küstengebiete des ägäischen Meeres als Beute zufielen, sondern in Bezug auf Handel und Seefahrt eine so bevorzugte Stellung eingeräumt wurde, daß das lateinische Kaisertum der rücksichtslosesten wirtschaftlichen Ausbeutung durch sie preis gegeben war und vornehmlich die Quelle wurde, aus der die herrlich erblühende Inselstadt ihre viel bewunderten Reichtümer schöpfte, wie sie aus den byzantinischen Kirchen und Palästen Kunstwerke und Kostbarkeiten zusammenschleppte. Im Gegensatz zu den fränkischen Fürsten und Baronen gewannen aber die klugen Venetianer, die für die Verwaltung dieser überseeischen Kolonien eine treffliche Ordnung ausbildeten, mit ihren griechischen Unterthanen bald nähere Fühlung: sie schonten nicht bloß deren Sitte und Eigenart, sondern gingen geschickt auf dieselbe ein, so daß sie in dem Byzantinertum einen Rückhalt für ihre politische und kommerzielle Stellung im Osten gewannen und diese daher behaupten konnten, auch als das lateinische Kaisertum dem unvermeidlichen Untergange erlag.





Kupfermünze des Juluk-Arslan, Fürsten von Dijarbekr, vom Jahre 1193, dem Todesjahre Saladins.

Auf der Vorderseite vier Klageweiber, die Saladins Tod beweinen. Auf der Rückseite im Felde der Name des Kalifen: „der Imam Ennaßir-lidin, Fürst der Gläubigen“. Am Rande der Name des Prägeherrn und das Datum: „das Schwert der Religion, der König von Dijarbekr Julul-Arslan, Sohn des Il-Gazi, Sohnes des Ortok. Im Jahre 589“. Das Jahr 589 der Flucht entspricht dem Jahre 1193.

Von dem Abendlande ohne Hilfe gelassen, verdankte inzwischen das so genannte Königreich Jerusalem seine Rettung nur dem plötzlichen Tode Saladins (1193) und den Streitigkeiten seiner Söhne und Neffen. Kaum hatten diese durch den Sieg von Saladins Bruder Al Afdal, der Syrien unter der Oberhoheit seines Neffen Al Aziz festhielt, ihr Ende erreicht, als der Kampf auch wieder aufgenommen wurde. Aber auch der Nachfolger Amalrichs II. (1205) in dem Titularkönigtum von Jerusalem, Johann von Brienne, ein tapferer Ritter aus der Champagne, der mit einer Tochter Konrads von Montferrat und Enkelin Amalrichs I. vermählt war, mühete sich vergeblich ab, während Innocenz III. mit wachsendem Eifer die abendländische Christenheit noch einmal zur Befreiung des heiligen Grabes unter die Waffen zu bringen suchte. Aber der Erfolg blieb unbefriedigend: wohl regte sich noch hier und da der hierarchisch-asketische Geist, aber über ein phantastisches Schwärmen kam er nicht

hinaus, die Kraft zu Thaten hatte er längst eingebüßt und förderte nur noch krankhafte Erscheinungen zu Tage. Dahin gehört namentlich der Kinderkreuzzug vom Jahr 1212: durch die angebliche Vision eines französischen Hirtenknaben veranlaßt brachen Scharen von Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen aus Frankreich, Deutschland und Italien in Pilgertracht auf, um, geführt von einigen Mönchen und Priestern, die des Heilands Wort, man solle den Kindern nicht wehren zu ihm zu kommen, phantastisch mißdeuteten, das Werk zu vollenden, das den Heeren der abendländischen Fürsten nicht gelungen war. Natürlich erlagen die jugendlichen Schwärmer auf dem Wege den Anstrengungen, dem Mangel und meistenteils den Nachstellungen gewissenloser Menschenjäger. Glücklich waren die enttäuscht und elend Heimkehrenden, eine Menge wurde in die Sklaverei verkauft. Das war das letzte Aufflackern der ehemaligen Kreuzzugsbegeisterung. Nach dem Tode Innocenz' III. kam die Bewegung vollends in Stillstand. Was noch unternommen wurde, ging von einzelnen Fürsten aus, die von kirchlichem oder politischem Abenteurersinn erfüllt mit geworbenen Söldnern jenseits des Meeres ihr Glück versuchten: die Völker nahmen an den Kampfe keinen Anteil mehr. Und dennoch schien den Christen eben damals noch ein unerwarteter Erfolg beschieden zu sein.

Auf Betreiben Papst Honorius' III. waren König Andreas II. von Ungarn und die Herzöge von Österreich und Bayern nebst vielen Bischöfen und Edlen nach Palästina gezogen, bald aber, als sie auf den mit Johann von Brienne unternommenen Streifzügen nichts ausrichteten, enttäuscht heimgekehrt. Nur Leopold von Österreich und die deutschen Bischöfe harrten aus. Als dann 1218 eine stattliche Flotte mit zahlreichen niederländischen, friesischen und kölnischen Kreuzfahrern erschien, die unter den Grafen Wilhelm von Holland und von Wied unterwegs durch Kämpfe gegen die Ungläubigen in Portugal längere Zeit aufgehalten worden waren, beschloß man auf Anraten der Venetianer, die dabei namentlich ihre Handelsvorteile im Auge hatten, einen Angriff auf Ägypten und zwar zunächst auf Damiette. Einer der gewaltigsten Belagerungskriege des ganzen Zeitalters entbrannte um die Nilfestung. Da die Christen immer neuen Zuzug erhielten und auch Sultan Al Kamel schließlich alle Waffenfähigen aufbot, nahm das Ringen in der sumpfigen Niederung des Nil, ja auf und in demselben immer kolossalere Dimensionen an. Der Heldenmut der Verteidiger und die zähe Ausdauer der Angreifer entsprachen dem beide Teile beherrschenden Gefühl, als ob der welthistorische Kampf zwischen Christentum und Islam gerade hier zum Austrag gebracht werden müßte. Endlich im November 1219 fiel die Stadt, mit Leichen gefüllt. Aber der Versuch der Christen, nun weiter nach Kairo vorzudringen, mißlang: durch Al Kamels Heer und Flotte umstellt, bedrängt von den Fluten des Nil, dessen Dämme der Sultan hatte durchstechen lassen, mußten sie schließlich froh sein, durch die Rückgabe der mit schweren Opfern gewonnenen Stadt freien Abzug zu erkaufen. Im September 1221 räumten sie Damiette und kehrten nach Akkon zurück, nachdem sie mit Al Kamel einen achtjährigen Waffenstillstand ver-

einbart, die Freilassung der Gefangenen und die Herausgabe der seit dem Tage von Hittin in der Gewalt der Ungläubigen befindlichen Reliquie des heiligen Kreuzes erlangt hatten.

Schon während des mühsamen Kampfes vor Damiette hatte man im Lager der Christen auf das Eingreifen Kaiser Friedrichs II. gehofft, der inzwischen das Kreuz genommen hatte. Er allein schien befähigt, noch eine günstige Wendung herbeizuführen. Aber erst im Jahr 1228 kam er wirklich und unter Umständen, die einen durchgreifenden Erfolg wiederum ausschlossen. Die Kirche gönnte ihm nicht den Ruhm, den zu erwerben sie ihn erst mit immer erneuten Mahnungen angetrieben hatte. Was Friedrich ohne Kampf, auf dem Wege friedlicher Verständigung erreicht, war dennoch kein Geringes. Unberührt von allem religiösen Eifer, ein Freidenker und duldsam gegen jedes andere Bekenntnis, seinem ganzen Wesen nach also ein entschiedener Gegner der Geistesrichtung, die in den Kreuzzügen je länger je mehr die Herrschaft gewonnen hatte, faßte Friedrich auch die ihm hier gestellte Aufgabe von dem nüchternen Standpunkt der Politik und machte daher den Mohammedanern unbedenklich Zugeständnisse, die auf christlicher Seite als ein Verrat an der Religion verschrieen wurden, vielleicht freilich nur um ein neues, bei der urteilslosen Masse recht wirksames Mittel der Agitation gegen ihn zu haben. Das christliche Königreich Jerusalem wurde freilich nicht wieder hergestellt, aber die Christen und Mohammedanern heilige Stadt wurde eine Stätte religiöser Duldung: denn nach dem zwischen Friedrich und Al Kamel geschlossenen Vertrag vom 18. Februar 1229 blieb die gefeierte Moschee Omars den Mohammedanern, alles übrige aber in der heiligen Stadt nebst Bethlehem und Nazareth sowie die Küste von Jaffa bis Sidon erhielten die Christen. Die Selbstkrönung des Kaisers am 18. März war der letzte Erfolg, dessen die Christen sich dort zu erfreuen hatten. Welchen Zeiten ging man entgegen, wenn der Erzbischof von Cäsarea es wagen konnte, selbst diese Stadt als Aufenthalt des gebannten Staufers mit dem Interdikt zu belegen! Jedenfalls konnte nicht Friedrich dafür verantwortlich gemacht werden, wenn das von ihm Gewonnene wieder verloren ging, sobald die zehn Jahre des Stillstandes abgelaufen waren, und noch schneller würde die letzte Katastrophe hereingebrochen sein, wenn nicht auch die Mohammedaner durch Thronstreite und Parteiungen am einmütigen Handeln gehindert worden wären.



Das Reich Jerusalem nach dem Frieden von 1229.

Die römische Kurie selbst hat in ihrem unversöhnlichen Haß gegen Friedrich II. den Rest der christlichen Herrschaft im heiligen Lande dem Untergange geweiht. Während er hätte behauptet werden können, nur wenn eine

straff monarchische und militärische Organisation eintrat und Christen und Mohammedaner friedlich nebeneinander zu leben lernten, machte die Kurie das eine wie das andere durch ihr Aufruhrpredigen, ihr Schüren und Hetzen unmöglich. Und dabei mahnte sie immer von neuem zur Unterstützung des unaufhaltsam dahinschwindenden lateinischen Kaisertums, schickte alle irgend verfügbaren Mittel an Truppen und Geld dorthin und gab damit deutlich kund, daß sie auf die Behauptung des heiligen Landes nicht mehr rechnete, ja kaum noch Wert legte. Als z. B. 1239 französische Ritter unter dem König von Navarra, dem Herzog von Burgund u. a., durch den Kaiser unterstützt, von Lyon aus nach Palästina ziehen wollten, wurden sie durch Gregor IX. daran gehindert und nach Konstantinopel geschickt; nur ein Teil von ihnen kam noch bis zu dem ursprünglichen Ziele, um dort in die Gefangenschaft der Mohammedaner zu fallen. Darüber ging denn auch Jerusalem wieder verloren, das Daud, der Herr von Kerak, eroberte und der neu aufgeführten Befestigungswerke beraubte. Nur erneuter Hader in dem Hause der Ejubiden, der Nachkommen Saladins, fristete die kümmerliche Existenz des Reiches. Die vorübergehende Thätigkeit einzelner fürstlicher Kreuzfahrer, ohne Plan auf Abstellung eines momentanen Notstandes gerichtet und meist abgebrochen, sobald das abgelegte Gelübde für mit leiblichem Anstand erfüllt gelten konnte, half natürlich nichts, wie z. B. die Befestigung Jaffas durch Richard von Cornwallis.

Noch übler wurde es, als nun auch im heiligen Lande der Entscheidungskampf zwischen Kaiser und Papst entbrannte. Tempelherren und Venetianer im Bunde zogen gegen Friedrichs Statthalter, Thomas von Acerra, zu Felde zur Unterstützung der Ansprüche, welche die Königin Witwe von Cypern, Alice, eine Enkelin Amalrichs I., die Gattin Raouls von Soissons, auf die Krone erhob, der sie im Frühjahr 1243 den Treueid leisteten, unter Mißachtung der unanfechtbaren und früher anerkannten Rechte Konrads IV., des Sohns Friedrichs II. und Jolanthes von Brienne. Da verbündete sich der Kaiser mit Ejub, dem Sultan von Ägypten; jene gewannen Kamel, den Herrn von Damaskus. Nun entbrannte ein erbitterter Krieg der Barone unter dem mächtigen Ibelin von Beirut gegen den kaiserlichen Statthalter Richard Filangieri: um sich aus der Gefangenschaft zu lösen, übergab dieser schließlich die kaiserliche Hauptfestung Tyrus den Gegnern, die bald unter sich um die gemachte Beute zu hadern anfingen. So rieben die Christen einander in selbstmörderischem Kampfe auf, während Ejub von Ägypten gegen die Angriffe der verbündeten Tempelherren und Damaszener die wilden Horden der Chowaresmier herbeirief, deren einst vom iranischen Hochland bis zur Grenze Europas ausgedehntes Reich inzwischen von der Völkerflut der Mongolen fortgerissen war und die nun beutelustig an Euphrat und Tigris streiften und weithin die Schrecken barbarischer Verwüstung trugen. Zu spät machten die Christen unter sich Frieden und zogen mit Ismael von Damaskus dem neuen Feinde entgegen: bei Gaza erlitten sie im Oktober 1244 eine furchtbare Niederlage. Damaskus kam an die Chowaresmier; die Ägypter aber er-

oberten Askalon und den größten Teil des heiligen Landes, so daß die Christen hinfort nur noch Akkon und einige Küstenstriche behielten, während im Norden Antiochia durch die Turkmenen schwer gefährdet war. Aber auch jetzt blieb das Abendland unthätig und die flehenden Hilferufe der erliegenden Christen verhallten ungehört: nicht zum besten des heiligen Landes, gegen Kaiser Friedrich ließ damals Innocenz IV. das Kreuz predigen, das ohnehin durch den Mißbrauch, der damit getrieben war, seine alte Wirkung längst eingebüßt hatte.

Nur in Frankreich, das seit länger als einem Jahrhundert die Last des Kampfes im Osten vornehmlich getragen hatte und dessen Adel durch tausend Fäden mit den dortigen Verhältnissen verknüpft war, regte sich die alte Kampflust auch jetzt noch. Auf dem Krankenbette hatte König Ludwig IX. selbst zur Rettung des heiligen Landes auszuziehen gelobt und bestand auf der Erfüllung, so sehr man ihn auch im Interesse Frankreichs davon zurückzuhalten suchte. Nicht ohne eigene Opfer gewann er auch einen Teil des Adels zum Anschluß: mit seinen drei Brüdern Robert von Artois, Alfons von Poitou und Karl von Anjou folgten ihm Herzog Hugo von Burgund, Graf Wilhelm von Flandern, Hugo von S. Paul u. a., als er 1248 von Marseille und Aigues Mortes aus auf genuesischen und venetianischen Schiffen nach dem Osten aufbrach. Den Winter verbrachte man in Cypern, wo das Klima und das wilde Leben böse Krankheiten im Heere erzeugten, die auch Ludwigs Leben in schwere Gefahr brachten. Im Frühjahr 1249 landeten die Franzosen in Ägypten, da Sultan Ejub krank darnieder lag und nichts zu ernster Abwehr thun konnte. Anfang Juni fiel Damiette; nach mehrmonatlicher Unthätigkeit zog man dann, statt sich erst Alexandrias und Rosettes zu bemächtigen und seinen Rücken zu decken, auf Anraten Roberts von Artois nilaufwärts gegen Kairo, wiederum äußerst langsam, während der Tod Ejubs und das Schwanken der Thronfolge zu schnellem Vorgehn einluden. So fand man die Lagerstatt Mansurah, die Al Afdal während des Riesenkampfes um Damiette (S. 623) aufgeführt hatte, unter dem Emir Fachreddin, der alle Mohammedaner zum heiligen Krieg aufrief, zu entschlossenster Verteidigung bereit und brauchte Monate, um einen Damm durch den Nilkanal aufzuschütten, um an sie heranzukommen, und als man sie endlich mit Hilfe einer von Beduinen verratenen Furt nach heißem Kampfe und unter schweren Opfern bewältigt hatte, da hatte inzwischen die ägyptische Flotte die christliche umgangen und vernichtet, so daß das Heer nach vergeblichen Unterhandlungen, bei denen man um die Räumung Damiettes Jerusalem zurückzuerhalten versuchte, um nicht abgeschnitten zu werden, eilig den Rückzug antreten mußte. Aber gleich am zweiten Tage des Marsches, 4. August 1250, wurde es von den leicht beweglichen Reiterscharen der Mameluken unter dem Emir Bibars überfallen und umstellt und mußte sich kriegsgefangen geben. Ludwig IX. mit seinen Brüdern und der Blüte des französischen Adels befand sich in der Gewalt der Ungläubigen. Diese schonten nur die Edelsten, alle anderen wurden, so-

bald sie sich den Islam anzunehmen weigerten, getötet: nach dem Bericht des Ritters Jean de Joinville, der diese Dinge als Augenzeuge miterlebte, sollen so bei Mansurah nicht weniger als 10000 Christen hingemordet sein. Ludwig IX. konnte froh sein, gegen ein hohes Lösegeld und Herausgabe aller Eroberungen und Zusage eines zehnjährigen Stillstandes dem Reste die Freiheit zu erkaufen. Aber noch einmal geriet er in die größte Gefahr: denn noch bevor der Friede vollzogen war, wurde Ejubs Nachfolger, sein Sohn Turanschah, durch den Mamelukenemir Bibars entthront, von dessen Fanatismus Ludwig und die Seinen das Äußerste zu fürchten hatten. Schließlich aber wurde der Vertrag bestätigt und die Franzosen konnten abziehen. Während die meisten in die Heimat eilten, blieb Ludwig IX. selbst noch fast ein Jahr in Syrien, richtete aber nichts aus, da trotz der von ihm veranlaßten Kreuzpredigten daheim kein Zuzug kam. So konnte auch er nichts thun als durch Neubefestigung von Sidon, Jaffa und Akkon die Christen in den Stand setzen, sich





Siegel Kaiser Balduins I.

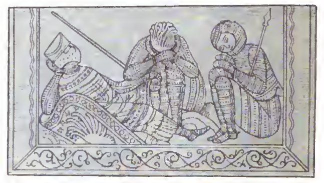
(Mem. et publ. de la soc. des sciences, des arts et des lettres du Hainaut.)

vielleicht noch ein paar Jahre länger zu behaupten. Das Verlorene zurückzugewinnen war jede Aussicht geschwunden durch den Frieden zwischen Ägypten und Damaskus, deren Streit allein die vorübergehende Besserung in der Lage der Christen ermöglicht hatte. Mit einer kleinen Mannschaft trat Ludwig IX. endlich im Frühjahr 1254 die Rückreise nach Frankreich an, wohin ihn der Tod der Regentin, seiner Mutter Blanca von Kastilien, rief.

Wenn sich die Christen wirklich noch mehr als dreißig Jahre in dem ihnen noch gebliebenen schmalen syrischen Küstenstreifen hielten, so verdankten sie das allein der Uneinigkeit ihrer Gegner. Als aber dieser 1256 durch die Erhebung des Mamelukenemirs Bibars zum Sultan ein Ende gemacht wurde, erneute sich auch sofort ihre Bedrängnis. Bibars zerstörte Nazareth, die Burg auf dem Berge Tabor, Arsuf und Jaffa und verwüstete die reiche Fruchtlandschaft um Tyrus; im Norden fiel Antiochien in seine Gewalt. Geschädigt wurden die syrischen Christen damals auch durch den Zusammenbruch des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel. Aller Provinzen der Byzantiner

40*

hatten sich dessen Begründer nicht bemächtigen können: selbst in Epirus behaupteten die Komnenen die Herrschaft; außerdem aber waren in den asiatischen Provinzen zwei neue Reiche entstanden, das Königreich Trapezunt an der Küste des Schwarzen Meeres unter Alexios, einem Enkel des Andronikos, und das Kaisertum Nicäa, ebenfalls unter einem Komnenen, Theodor Laskaris, das als die Fortsetzung des byzantinischen Reiches galt. Über das lateinische Kaisertum aber waren sofort alle Arten von Bedrängnis hereingebrochen: Balduin I. (S. 621) fand schon 1205 in der Gefangenschaft der wilden Bulgaren, gegen die er zu Felde gezogen war, ein jammervolles Ende. Auch sein tüchtiger Bruder Heinrich (1205—1216) mühte sich vergeblich gegen die ringsum erstehenden Feinde ab. Die folgenden Regierungen brachten keine Besserung. So konnte bereits der vierte nicänische Kaiser, Michael Paläo-

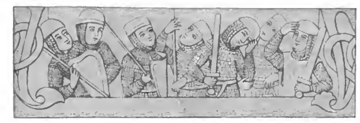


Pergamentmalerei in einem Gebetbuche aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts: Drei Krieger als Wächter am Grabe Christi. Universitätsbibliothek Leipzig.

logus, der durch blutige Gewaltthat den Thron gewann, aber sich als Soldat und Regent gleich tüchtig bewährte, die Wiedergewinnung der einstigen Hauptstadt und der ihr zunächst zugehörigen Provinzen ins Auge fassen und mit Hilfe der den Venetianern verfeindeten Genuesen 1261 auch durchführen. Der letzte lateinische Schattenkaiser Balduin II. warb noch ein Jahrzehnt lang vergeblich um Hilfe zur Wiedereroberung seines Throns, er starb 1272. Die von dem lateinischen Kaisertum abhängigen fränkischen Staaten im mittleren und südlichen Teil der Balkanhalbinsel bestanden unter wechselvollen inneren und äußeren Kämpfen als selbständige fort.

Noch einmal leuchtete den hart bedrängten Christen Palästinas ein Hoffnungsschimmer auf: zum zweitenmale nahm der ritterliche Ludwig IX. von Frankreich 1270 in S. Denis das Kreuz. Genuesische Schiffe brachten ihn und die Seinen nach Cagliari, wo sich die Katalonier und die Südfranzosen anschlossen. Aber statt nach Syrien ging der Zug dann plötzlich gegen Tunis, vermutlich auf Betreiben des eigennützigen Karl von Anjou, der sein sizilisches

Reich gegen Seeraub schützen wollte, nach anderen infolge des Gerüchts, der Bey von Tunis wolle Christ werden, oder weil man von ihm Hilfe gegen Ägypten hoffte. Selbst im Falle vollständigen Gelingens aber war von dort aus Palästina nicht zu helfen. Zwar landete man ungehindert, dann aber geschah nichts, weil die sizilische Hilfe ausblieb und Krankheit im Heer herrschte, während die Mohammedaner in wachsender Aufregung immer zahlreicher zusammenströmten. Der ausbrechenden Lagerseuche fiel des Königs Sohn Tristan zum Opfer, der in Damiette geboren war; am 25. August raffte sie Ludwig IX. selbst dahin. Als dann endlich Karl von Anjou eintraf, focht man unter dem neuen König Philipp zwar glücklich gegen die ringsum lagernden Araber, ging aber dann eilends auf deren Friedensanträge ein: Tunis zahlte Karl von Anjou hinfort wieder den Tribut, den es Friedrich II. entrichtet hatte. Heimkehrend lagerten die Kreuzfahrer dann noch längere Zeit bei Trapani auf Sizilien, in der Absicht doch noch nach Palästina zu



Pergamentmalerei um 1250: Sieben Krieger als Wächter beim heiligen Grabe.
(Nach v. Hefner-Alteneck.)

gehen, gingen aber schließlich, enttäuscht und entmutigt, durch Krankheit und Mangel geschwächt, auseinander. Auch die Entwürfe, die der ländergierige Karl von Anjou zur Erwerbung des Königreichs Jerusalem hegte, blieben schließlich unausgeführt.

Nur Prinz Eduard von England, der ritterliche Sohn Heinrichs III., der mit den englischen und wenigen französischen Pilgern erst nach Abschluß des Friedens bei dem Heere vor Tunis eingetroffen war, segelte noch nach Palästina, landete im Frühjahr 1271 in Akkon und schaffte den Christen, die durch Bibars' Angriff auf das syrische Tripolis hart bedrängt waren, einige Erleichterung. Weiterhin erlangten diese dann durch das höchst bedenkliche Bündnis mit den Mongolen, die nun ihrerseits Bibars bedrohten, 1272 einen erträglichen Stillstand. Als dann aber auf des Sultans Betreiben die Mongolen durch die Perser angegriffen wurden, stieg die Not wieder und auch Eduard kehrte heim, von der Aussichtslosigkeit jedes ferneren Kampfes überzeugt. Selbst der Tod des gewaltigen Bibars, der 1277 in Damaskus plötzlich starb, besserte die Lage der Christen nicht, zumal sein Sohn Malek dem Mamelukenemir Saifeddin Kelaun weichen mußte, einem gewaltigen

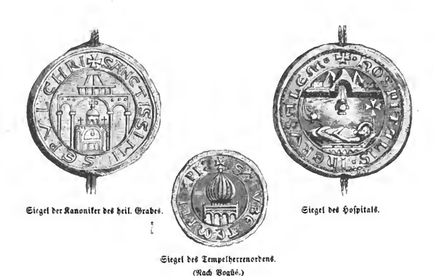
Kriegsfürsten, der die Mongolen zurückschlug und sich dann 1285 gegen die allezeit uneinigen Christen wandte. Damit begann das Ende dieses Trauerspiels.

Im Frühjahr 1285 erneute Kelaun den Angriff: die gewaltige Johanniterfestung Markab im Norden von Tripolis, die selbst Saladin nicht anzugreifen gewagt und die auch Bibars unbehelligt gelassen hatte, brachte er in seine Gewalt. Durch Sonderfrieden und Stillstände suchten die Christen noch eine Frist zu gewinnen. Bei Erneuerung der Feindseligkeiten wurde im Herbst 1289 Tripolis genommen und unter den Verteidigern ein furchtbares Blutbad angerichtet; nur dürftige Reste entkamen auf genuesischen Schiffen nach Cypern. Das Hauptbollwerk der Christen im nördlichen Syrien war verloren. Nun waren auch alle übrigen Plätze unhaltbar. Wohl machte die Kunde davon in Europa tiefen Eindruck: aber die Kreuzpredigt, die Papst Nikolaus X. veranstaltete, brachte kein Heer auf die Beine, und mit zehn päpstlichen Galeeren, die nach den syrischen Gewässern gingen, war nichts zu machen. Die Seemächte, nicht bloß Genua und Aragonien, sondern auch Sizilien, wo Karl von Anjou sich noch mit Eroberungsplänen getragen, die angeblichen Kronrechte Marias von Antiochien an sich gebracht, um sie gegen den von der anderen Partei als König von Jerusalem anerkannten Heinrich von Cypern geltend zu machen, hatten sich längst davon überzeugt, daß der Verzicht auf die doch nicht haltbaren Küstenplätze und die dadurch ermöglichte Herstellung friedlicher Handelsbeziehungen für sie gewinnbringender sei, und machten daher auf eigene Hand mit Kelaun Frieden und Stillstand. Auch den syrischen Christen blieb nun kein anderer Ausweg; aber ihre übelberufene und ihnen schon so oft verhängnisvoll gewordene Treulosigkeit führte schnell die schließliche Katastrophe herbei. Eine Verletzung des Stillstandes veranlaßte 1290 Kelauns Angriff auf Akkon, mit dessen Fall das Schicksal der Christen entschieden sein mußte. Noch einmal lebte angesichts des nahen Unterganges der alte heldenhafte Kampfesmut früherer Zeiten bei den Christen auf: sie wollten wenigstens mit Ehren untergehen. Noch trat eine kleine Verzögerung ein, indem Kelaun auf dem Marsche gegen Akkon im November 1290 starb. Aber sein Sohn und Nachfolger Malek al Aschraf setzte die Unternehmung fort und begann im April 1291 die Belagerung von Akkon, damals einer volkreichen, mit mancherlei Kostbarkeiten angefüllten, aber auch glänzenden und üppigen Stadt. Trotz des verzweifelten Widerstandes, namentlich der Ritter der geistlichen Orden, wurde die mit gewaltigen Werken befestigte Stadt am 18. Juni 1291 von Al Aschrafs Scharen gestürmt; nur das feste Tempelherrenhaus hielt sich noch bis zum nächsten Tage. Beim Eindringen der Sieger warfen sich die Überlebenden von den Verteidigern auf die Schiffe und flüchteten nach Cypern; wem dies nicht gelang, dessen wartete ein blutiges Ende oder trostlose Sklaverei. Akkon wurde nach Schleifung der Befestigungen dem Erdboden gleich gemacht. Mit panischem Schrecken erfüllte die Kunde von dem Fall des letzten Bollwerks die Christen auch in


HUNGARIA
BULGARIA
MACEDONIA
THRACIA
MARE ADRIATICUM
APULIA
MARE JONICUM
SICILIA
PELOPONNESUS
Creta
Malta
MARE MEDITERRAN
BARKA
KHALIFAT DER FA
Dyrrhachion
Thessalonica
Cephalonia
Zacinthus
Arcadia
Monembasia
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.


GRIECHENLAND
und die
KREUZFAHRERSTAATEN
um die Mitte des XII. Jahrhunderts.
Erster Kreuzzug 1096 1099
Kreuzzug vom Jahre 1101.
Zweiter Kreuzzug 1147 1149
Dritter Kreuzzug Kais. Friedr. I 1189 1190
Kg Richard, Kg Philipp August 1190 91
PONTUS EUXINUS, MARE RUTHENUM
GEORGIA
HERRSCHAFT DES DANISCHMEND
REICH VON ICONIUM
ARMENIA
ATABEKEN NUREDDIN
KHALIFAT VON BAGDAD
Antiochia
Cyprus
Damascus
Palmyra
Jerusalem
Kahira
Orthokiden
Entworfen von Bernh. Kugler
Buchhandlung in Berlin.

den anderen Küstenstädten: an der Möglichkeit des Widerstandes verzweifelnd, warfen sich die Einwohner von Tyrus, Sidon, Tortosa u. s. w. in die Schiffe und flohen über See. Nur wenige Franken ließen sich durch die Rücksicht auf Hab und Gut bestimmen als zinspflichtige Unterthanen des Sultans in dem Lande zu bleiben. Triumphierend zog Al Aschraf, der den Sieg des Islams über das Christentum vollendet, unter dem Jubel der Seinen in Damaskus ein.



Siegel der Kanoniker des heil. Grabes.

Siegel des Hospitals.

Siegel des Tempelherrenordens.
(Nach Vogüé.)

Sechstes Kapitel.

Die Wandelungen der abendländischen Kultur unter dem Einfluß der Kreuzzüge.

Auch nachdem die Christen die letzten Reste ihrer Herrschaft im heiligen Lande verloren hatten, hielten sie an ihrem ideellen Rechte auf den Besitz der heiligen Stätten fest und kamen von Zeit zu Zeit auf die Pläne zur gewaltsamen Durchsetzung derselben zurück, ohne sie jemals verwirklichen zu können. Das hinderten nicht bloß die üblen Erfahrungen, die man in dem zweihundertjährigen Kampfe gemacht hatte: äußerlich so gut wie in Bezug auf das politische, wirtschaftliche und geistige Leben fehlten bei den Völkern des Abendlandes alle die Voraussetzungen, die zur Wiederaufnahme jener Glaubenskriege unerläßlich waren. Mit dem Falle des staufischen Kaisertumes war die universalstaatliche Auffassung überhaupt überwunden worden, welche alle Völker des Abendlandes zu einer großen politischen Gemeinschaft zusammen zu fügen trachtete, wie sie in dem dritten Kreuzzuge der Verwirklichung nahe gewesen war. Aber auch die universalkirchliche Auffassung, die in dem Papsttum die Quelle aller kirchlichen und staatlichen Gewalt verehrte und ihm das Recht auf Weltherrschaft zusprach, wurde eben damals in ihrer Unhaltbarkeit erkannt infolge des Mißbrauches, der während des Kampfes mit dem Kaisertum mit der höchsten kirchlichen Autorität im Dienste rein weltlicher Interessen getrieben worden war. Im Gegensatz zu dem kaiserlichen Universalstaat und der päpstlichen Universalkirche, die bisher die Entwickelung der abendländischen Welt hatten beherrschen wollen, war gerade in dem Zeitalter der Kreuzzüge und durch die von ihnen herbeigeführten Änderungen bei den einzelnen abendländischen Völkern das Gefühl der Besonderheit, der nationalen Eigenart erweckt und ausgebildet und zu fortschreitender schöpferischer Thätigkeit gesteigert worden.

Schon rein äußerlich genommen waren seit den Zeiten der großen Wanderung die Völker des Abendlandes nicht in einer ähnlich allgemeinen großen und unruhigen Bewegung gewesen wie während der Kreuzzüge, und nur eine Ereignisreihe aus früherer Zeit kann diesen rücksichtlich des äußeren Verlaufes, der Mannigfaltigkeit und des Umfanges der kulturgeschichtlichen Wirkungen an die Seite gesetzt werden, nämlich Alexanders des Großen Zug zur Eroberung des medopersischen Reiches und bis hinein in die geheimnisvolle Welt Indiens. Auch Alexander hatte den von ihm geführten Krieg als einen heiligen dargestellt: er wollte an den Barbaren Vergeltung üben für die noch ungestrafte Entweihung und Zerstörung der hellenischen Heiligtümer, gerade so wie für viele von den ersten Kreuzfahrern die Befreiung des heiligen Grabes und die Tilgung der durch seine Vergewaltigung von den Ungläubigen

dem Heiland selbst zugefügten Schmach der vornehmste Zweck ihres Unternehmens war. Wie Alexander den Hellenen gleichsam eine neue Welt erschlossen hatte, aus der ihnen eine ungeahnte Fülle von Neuheiten aller Art zuströmte, die sie unwiderstehlich anzog und vielfach über sich selbst erhob, so haben in ähnlicher Weise die Völker des Abendlandes aus den Kreuzzügen eine Anregung empfangen, die ihnen in mehr als einer Hinsicht der Ausgangspunkt für ein ganz neues Dasein wurde. Weit über des großen Maceboniers kurz gemessenes Leben hinaus dauerte die Bewegung der Hellenen nach dem durch ihn erschlossenen Orient, mit dem sie in eine neue, kulturgeschichtlich unendlich folgenreiche dauernde Beziehung traten. Aus dieser ging die neue Kulturform des Hellenismus hervor, bestimmt der Welt durch die Vermittelung der in das römische Reich aufgehenden griechisch-orientalischen Staaten die bleibenden Ergebnisse der bisherigen Kulturarbeit von Morgen- und Abendland der Nachwelt zu übermitteln als die Grundlage, auf der sie selbst weiter bauen sollte. In ähnlicher Weise folgte den Kreuzzügen ein einer Völkerwanderung vergleichbares Einströmen der abendländischen Völker nach dem vorderen Asien, und wenn auch von den staatlichen Bildungen, die sie ins Leben riefen, keine langen Bestand gehabt hat, so hat sich doch auch hier aus der Berührung zwischen West und Ost, zwischen Christentum und Islam eine neue Kultur entwickelt, welche bisher getrennte, ja verfeindete Kulturen zu einem neuen Ganzen verschmolz, den westlichen Völkern die bleibenden Ergebnisse aus der einem frühen Untergang geweihten mohammedanischen Kultur zugänglich machte und als ein lebendiges und fruchtbares Moment ihrer weiteren Entwickelung einfügte. Was für das sinkende griechische Altertum der Hellenismus gewesen war, das wurde für das seiner Auflösung entgegengehende Mittelalter die in den Kreuzzügen gezeitigte abendländisch-morgenländische Mischkultur, die man als die fränkische zu bezeichnen gewohnt ist. Wie der Hellenismus das einseitig gewordene und absterbende Hellenentum durch die Berührung mit dem auch schon alternden Orient und seiner erlöschenden, aber durchaus eigenartigen Kultur gleichsam neu befruchtete und in der so entstandenen Mischung die Grundlage schuf für die Kultur der folgenden Jahrhunderte, so hat die aus den Kreuzzügen erwachsene Kultur des Frankentums die romanischen und die germanischen Völker Europas befreit von dem bis zu erdrückender Alleinherrschaft gesteigerten Übergewicht römischer Kulturelemente. Nun erst erhielten sie die Möglichkeit zur Überwindung des Unbrauchbaren und Hinderlichen, das ihnen neben so vielem unschätzbaren Erwerb durch die Vermittelung der Kirche von dem Römertum her zu eigen geworden war und gewannen, aus der bisherigen Sonderung und Vereinzelung gelöst, die breite Grundlage für eine ihnen bisher unbekannte Gemeinschaft des Lebens, aus der für jedes einzelne Volk so gut wie für die Gesamtheit ganz neue Formen des Daseins hervorgingen.

Wesen und Wirkung des großen kulturgeschichtlichen Prozesses recht zu würdigen, der sich in den zwei Jahrhunderten der Kreuzzüge vollzog, muß

man aber namentlich auch das Verhältnis ins Auge fassen, in das damals die Gesamtheit der abendländischen Völker als Vorkämpfer des Christentums zu den Bekennern des Islam trat. Es läßt sich nicht behaupten, daß dem Zusammenstoß zwischen Abend- und Morgenland ein tief innerer, unüberwindlicher Gegensatz religiöser Natur zu Grunde gelegen habe: nicht entstanden als Religionskriege sind die Kreuzzüge, sondern sie sind erst allmählich dazu geworden, während Mohammedaner und Christen bis dahin im allgemeinen Duldung gegeneinander geübt, mehrfach in denselben Staaten friedlich nebeneinander gelebt und miteinander in mannigfachem Verkehr gestanden hatten. Die unversöhnliche Feindschaft, die späterhin zwischen ihnen herrschte, ist erst eine Folge der Kreuzzüge, ein Ergebnis des zwei Jahrhunderte lang mit wachsender Erbitterung geführten Kampfes, nicht der Anlaß und nicht die Voraussetzung desselben gewesen. Daher hatten denn auch schon vor den Kreuzzügen zwischen den Bekennern der beiden Religionen auch in Bezug auf die beiderseitige Kultur mancherlei Anregung und Austausch stattgefunden. Da aber wird doch kaum in Abrede gestellt werden können, daß den Christen von den Mohammedanern des Neuen und Eigenartigen viel mehr geboten wurde, als sie ihrerseits den Söhnen Arabiens zu bieten vermochten, die auf ihrem Siegeszuge durch die Vermittelung der Byzantiner einen großen Teil

---

(Fortsetzung der Erläuterung der kaiserlichen Dalmatica.)

ist in Gold mit rotem Kreuz gestickt); Inschrift *ΛΑΒΕΤΕ ΦΑΓΕΤΕ* (Nehmet — Esset): auf der linken Schulter die Darreichung des Weins: auf dem Altar steht eine große Schale, in einer kleineren reicht Christus den Wein dem heil. Petrus; Inschrift *ΠΙΕΤΕ ΕΞ ΑΥΤΟΥ ΠΑΝΤΕΣ* (Trinket alle davon).

In der Mitte der hier abgebildeten Vorderseite der Dalmatica thront Jesus; sitzend auf dem Regenbogen, die Füße auf Kreisen, welche mit Flämmchen und Flügeln und rings mit kleinen Augen besetzt sind; er hat die rechte Hand erhoben und hält in der Linken das Evangelium St. Matthäi; aufgeschlagen ist das 35. Kapitel, Vers 34. Das Buch ist von Silber mit goldenem Schnitt und zwei goldenen Schließen, die Buchstaben sind mit Purpur gestickt. Im Nimbus steht *Ο ΩΝ*, rechts und links von ihm IC XC . . . . *Η ΑΝΑΣΤΑΣΙΣ ΚΑΙ Η ΖΩΗ* (Jesus Christus . . . . die Auferstehung und das Leben).

Der thronende Heiland ist dargestellt als Mittelpunkt eines großen Heiligenscheins, welchen die Symbole der vier Evangelisten, die Chöre der Engel und die Heiligen umkreisen. In der oberen Hälfte sieht man die neun Chöre der Engel, deren sechs erste jeder einen langen Stab mit goldenem Kreuze tragen. In der Mitte zwischen ihnen ist das Kreuz aufgerichtet mit der Dornenkrone, der Lanze, dem Schwamme und den vier Nägeln, mit welchen nach dem Glauben der griechischen Kirche Christus an das Kreuz geheftet worden. Die Sonne und der Mond scheinen zu beiden Seiten des Kreuzes; beide Gestirne sind in gleicher Form dargestellt, aber die Sonne ist rot und der Mond ist weiß gestickt. Rechts von Christus steht die Jungfrau Maria in silbernem Mantel und Schleier, links von ihm St. Johannes der Täufer.

Den unteren Halbkreis füllen die Heiligen aller Orden, Hände und Augen zu ihrem Heilande erhoben. In zwei Zügen scheinen sie einander entgegenzuschreiten und sich zu den Füßen Christi zu vereinigen. Jede der beiden Prozessionen teilt sich in vier Gruppen. Die beiden ersten derselben rechts vom Beschauer bilden die Apostel, erkenntlich an dem großen römischen Mantel, welchen sie über ihrem langen Gewande tragen; unter ihnen befindet sich als Repräsentant der Propheten, kenntlich an der Krone, König David. Diesen folgen die gerechten Frauen des Alten Testaments unter dem Vortritt einer Königin, welche eine Krone gleich der des Königs in der Apostelgruppe trägt. Die Gewänder dieser Königin sind in Gold, grüner und roter Seide gestickt, während die der übrigen Personen weiß sind. Als letzte Gruppe folgen die Eremiten des alten Bundes. — Auf der anderen Seite teilt sich der Zug in folgende Gruppen: in der ersten ein Papst mit der Kasel bekleidet; ein Patriarch im Chormantel und mit der Tiara auf dem Haupte; ein Kaiser und eine Kaiserin mit der byzantinischen Krone. In der hinter ihnen folgenden Gruppe schreitet ein Prälat, ein Erzbischof, ein Bischof und ein (griechischer) Abt, letzterer mit einer Mitra auf dem Haupte. Die dritte Gruppe bilden vier Ordensgeistliche, deren einer mit einer Kapuze bedeckt ist, und darauf vier Nonnen. Den Schluß bildet die nur halb bekleidete Eva.

Unter diesem Kreise deuten Pflanzen und Blumen das Paradies an. In ihm (links) der gute Schächer mit dem Kreuz, an das er geschlagen war; ihm gegenüber auf einem Thron Abraham, der in seinem Schoße die Seele eines Gerechten (vielleicht an die des Lazarus zu denken) hält; andere umgeben ihn und einer derselben legt er seine linke Hand auf. (Nach Didron.)



Die kaiserliche Dalmatica im Schatz der Peterskirche zu Rom; 12. Jahrh. (Ann. arch.)

Diese Dalmatica (ein geweihter Ornat, den die Diakonen bei ihren religiösen Amtshandlungen tragen) ist eine byzantinische, etwa in das Ende des 12. Jahrh. zu setzende Arbeit. Bei ihrer Krönung assistierten die Kaiser dem Papst bei der Celebrierung der Messe, und zwar in den Funktionen eines Diakonen: mit der Dalmatica, der Tradition und der Wahrscheinlichkeit nach der hier abgebildeten, bekleidet, sang der Kaiser die Epistel oder das Evangelium selbst und reichte dem Papst während des Meßopfers den Kelch und den Hostienteller.

Die Dalmatica ist von dunkelblauer Seide; Stickereien in Gold, Silber und mannigfachen Farben bedecken die Vorderseite, Schulterstücke und Rückseite. Die Darstellungen derselben beziehen sich alle auf die Verherrlichung Jesu Christi. Auf dem Rücken: die Verklärung; auf der rechten Schulter: Jesus reicht sechs Aposteln das Abendmahl in der Gestalt des Brotes (die Hostie hat die Gestalt eines kleinen Brotes und

von der Kultur des Altertums kennen gelernt und sich mit erstaunlicher Bildungsfähigkeit zu eigen gemacht hatten. So jung sie war, die mohammedanische Kultur, obgleich sie damals ihre Blüte bereits hinter sich hatte und raschem Verfall entgegenging, war noch Ende des elften Jahrhunderts der des Abendlandes nicht bloß im Gebiet des materiellen Lebens, sondern auch in dem des allgemeinen geistigen Lebens beträchtlich voraus.

Mit den Kreuzzügen begann nun eine Periode unausgesetzter, zwar feindlicher, aber doch auch sehr intimer Berührung zwischen Christen und Mohammedanern, welche den schon früher eingeleiteten Austausch zwischen beiden unendlich vervielfältigte. Noch heute legen die abendländischen, namentlich die romanischen Sprachen in einer Menge von arabischen Lehnwörtern Zeugnis davon ab, wie sich damals das Verhältnis beider Völkergruppen gestaltet hat, und da mit dem Worte natürlich auch die dadurch bezeichnete Sache von den Christen bei den Mohammedanern entlehnt wurde, so sehen wir auch hier wieder, wie viel des Neuen noch damals dem Westen durch die fortschreitende Bekanntschaft mit dem Osten geboten wurde. Natürlich ist das in dem einen Gebiete mehr als in dem anderen der Fall, insbesondere läßt es sich nachweisen in Ausdrücken, die Handel und Seefahrt betreffen, zur Bezeichnung von häuslichen Einrichtungen und Wirtschaftsgeräten — wo recht deutlich erkennbar wird, wie das in der Ausstattung des äußeren Lebens bisher wenig vorgeschrittene Abendland von der phantasievollen Pracht des Orients zur Nachahmung gereizt wurde. Nicht unbeträchtlich ist ferner die Zahl der damals in Westen eingebürgerten Naturprodukte des Ostens, die teils überhaupt erst bekannt, teils doch allgemeiner verbreitet und mit den arabischen Namen genannt wurden: dahin gehören der Sesam, der Safran, der Zucker, Mais, Reis u. s w., auch Früchte wie die Pistazie, die Limone, die Aprikose, die Wassermelone u. a. Besonders reich war der abendländische Gewinn an Manufakturen orientalischen Ursprungs: Baumwolle, Kattun, Mousselin, Damast, Seide, Atlas, Sammet u. a. gehören dahin. Die aus dem Orient importierten Teppiche und Stickereien wurden viel bewundert und bald mehr oder minder glücklich nachgeahmt. Es hängt damit zusammen, daß auch die Benennungen gewisser Farben auf Entlehnungen aus dem Arabischen zurückgehen; bezeichnenderweise gilt das namentlich von den heraldischen Farben, wie überhaupt gerade die Heraldik durch den von den orientalischen Besonderheiten stark beeinflußten ritterlichen Brauch der Kreuzfahrer mehrfach gefördert worden ist. Auch der Entlehnungen wäre hier zu gedenken, die im Gebiete der Kleidung und der Tracht orientalischen Brauch im Abendlande eingebürgert haben. Besonders charakteristisch aber ist die Thatsache, daß der Name der furchtbaren Mördersekte der Assassinen im nördlichen Syrien von den Franzosen als Bezeichnung der Mörder überhaupt rezipiert und bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist; merkwürdiger und lehrreicher vielleicht noch die andere, daß der Rosenkranz, ursprünglich eine buddhistische Erfindung und erst von dorther den Arabern, bekannt geworden, durch diese, die ihn als äußerliches Hilfsmittel zur Erfüllung

ihrer Gebetspflichten bei sich eingeführt hatten, erst im Zeitalter der Kreuzzüge bei den abendländischen Christen bekannt geworden und eingebürgert ist. Natürlich haben sich diese abend-morgenländischen Wechselbeziehungen nicht auf die romanisch-germanischen Völker und die Araber beschränkt: sowohl rücksichtlich des Empfangens wie des Gebens haben daran auch die Byzantiner und die Armenier einen Anteil gehabt. In betreff der ersteren freilich war der Austausch nicht entfernt so bedeutend wie die Beziehungen zu den Arabern, und die letzteren haben infolge der Einbürgerung namentlich der Franzosen in ihrer Nachbarschaft fränkische Benennung und Einrichtung angenommen, besonders im Gebiete des Lehnsrechts, das in seiner fränkischen Form dem ritterlichen Geiste dieses merkwürdigen Volkes besonders zusagte, während bei dem feindlichen Verhältnis, das die Kreuzfahrer sehr unpolitischer Weise mit diesen für sie so nützlichen Nachbarn ausbildeten, eine Einwirkung in der umgekehrten Richtung ausgeschlossen war und blieb.

Unendlich viel wichtiger aber und folgenschwerer als diese weströstlichen Tauschbeziehungen in mehr äußerlichen Dingen wurde die nachhaltige geistige Anregung und Befreiung, welche die Kreuzzüge für die Völker des Abendlandes ergaben. So wenig es bisher an mancherlei Beziehungen zwischen ihnen gefehlt hatte, so waren sie doch schon durch die geringe Entwickelung von Handel und Verkehr immer nur zu kleineren Gruppen zusammengefaßt gewesen, ein allgemeinerer Austausch, ein eigentlich internationaler Verkehr hatte nicht stattgefunden: mit allen seinen wichtigen Folgen ist er zuerst durch die Kreuzzüge in das Leben gerufen worden. Wie schon früher an den von alters her üblichen Wallfahrten zu den Stätten, wo die Wiege des Christentums gestanden, alle christlichen Völker des Abendlandes gleichmäßig Anteil gehabt hatten, die Italiener so gut wie die erst neuerdings dem Christentum gewonnenen Skandinavier, die Spanier so gut wie die Russen, so haben weniger allerdings als an den zur Befreiung und den zur Verteidigung des heiligen Landes unternommenen gewaffneten Expeditionen als an den aus Anlaß derselben und im Anschluß an sie jahraus jahrein stattfindenden massenhaften Pilgerzügen alle abendländischen Nationen ihren Anteil gehabt, so daß ihnen ohne Ausnahme eine Bekanntschaft mit dem heiligen Lande, der dort entstandenen fränkischen Mischkultur und der durch sie erschlossenen Welt des Ostens vermittelt wurde. Außerdem aber waren in der fränkischen Mischbevölkerung, welche sich durch abendländischen Zuzug in Palästina selbst bildete, alle Nationen des Westens vertreten, namentlich die Franzosen aller Landschaften, die Italiener und Spanier. Auf diesen Kreuzzügen, den Pilgerfahrten, die zu einem regelmäßigen, sorgsam organisierten und in ganz bestimmten Formen sich vollziehenden Hin- und Herwandern vieler Zehntausende zwischen West und Ost wurden, und dann während des Zusammenlebens in dem Koloniallande haben die abendländischen Nationen einander erst genauer kennen gelernt und eine größere Gemeinschaft des Lebens gewonnen. Diese Neuerung aber hatte noch die weitere Folge, daß im Verkehr mit den anderen jede Nation sich ihrer

besonderen Eigenart erst recht bewußt und dadurch zu vollem nationalen Leben erweckt wurde. Zugleich mit der Entfaltung eines in dieser Lebhaftigkeit bisher unbekannten internationalen Verkehrs steigerte und festigte sich also auch das nationale Leben der einzelnen Völker. Damit verlor alles dasjenige an Bedeutung und Wirksamkeit, worin bisher die zwischen den verschiedenen Völkern bestehende Gemeinschaft vornehmlich ihren Ausdruck fand, namentlich die Kirche mit allen ihren Instituten, die völlig absah von den Verschiedenheiten, die zwischen den einzelnen Nationen in Sitte und Sprache obwalteten.

Von hieraus entwickelte sich in Ergänzung des äußerlichen Tauschverkehrs zwischen West und Ost, der Naturprodukte und ihre Bearbeitungen betraf, ein außerordentlich lebhafter geistiger, nicht bloß zwischen Islam und Christentum, sondern auch zwischen den einzelnen, einander bisher fremden abendländischen Völkerschaften, der durch die mannigfache Kombination bisher unvermischt gebliebener Elemente eine Fülle neuer Bildungen ins Leben rief. Bezeichnend dafür ist einmal der internationale Zug, der dadurch in die Poesie gebracht wurde: er tritt nicht bloß in den eigentlichen Kreuzzugs- und Pilgerliedern zu Tage, sondern namentlich auch in der weltlichen Kreuzzugspoesie und zwar der volkstümlichen Dichtung so gut wie der kunstmäßigen, wobei wiederum, entsprechend dem hervorragenden Anteil, den sie überhaupt an den Kämpfen gegen die Ungläubigen nahmen, die Franzosen einen besondern Einfluß übten und unter ihnen wiederum die kampfes- und sangesfrohen Provençalen eine leitende Stellung einnahmen. Nimmt man hinzu, daß in dem bunten Völkergemisch, das damals im heiligen Lande zusammenlief, das Französische als das gewöhnliche Mittel internationaler Verständigung gewissermaßen zum Range einer Weltsprache erhoben wurde, so begreift man vollends die herrschende Stellung, welche die Franzosen damals auch in der Poesie einnahmen. Das gesamte Denken und Fühlen aller Völker wurde von den Eindrücken, welche die Kreuzzüge veranlaßten, in einem solchen Maße beherrscht, daß man auch ältere poetische Stoffe nur noch durch dieses einen romantischen Farbenglanz erzeugende Medium sehen konnte und demgemäß ergänzte, erweiterte oder umdichtete. Auch eine Menge orientalischer Motive, orientalischer Sagen und Dichtungen, teils arabischen Ursprunges, teils den Arabern selbst erst weiter von Osten her zugekommen, haben damals ihren Weg in die abendländische Poesie gefunden, in der manche von ihnen noch heute als Sage und Märchen nachleben.

Viel geringer war, wenigstens soweit es sich um unmittelbare Beziehungen handelt, die Anregung, welche die Wissenschaft des Abendlandes durch die Kreuzzüge empfing. Wohl sind seine Kenntnisse im Gebiete der Mathematik, der Astronomie und der Medizin beträchtlich erweitert worden: aber der Anfang dazu war zum Teil schon vor den Kreuzzügen gemacht durch die vielfache friedliche Berührung, teils mit den spanischen, teils mit den sizilischen und unteritalienischen Arabern, und es ist nicht möglich scharf zu scheiden, was auf diesem Wege oder später in Syrien oder Palästina an neuen Kenntnissen gewonnen worden ist. Groß dagegen war der positive Gewinn, der

durch die Bekanntschaft mit den Sprachen des Orients gemacht wurde, obgleich dabei selbstverständlich keine wissenschaftlichen, sondern nur praktische Gesichtspunkte in Frage kamen. Von außerordentlicher Tragweite war ferner die erstaunliche Erweiterung des geographischen Gesichtskreises, der sich für die Völker des Abendlandes aus den ihnen durch die Kreuzzüge erschlossenen neuen Handelsbeziehungen ergab und eine andere, ihnen bisher verschlossene Hälfte der alten Welt zugänglich machte. Damit fielen eine Menge von Schranken,



Buchschreiber und Maler: Miniature in einer Handschrift des 13. Jahrh. zu Prag. (Nach Woltmann-Woermann.)

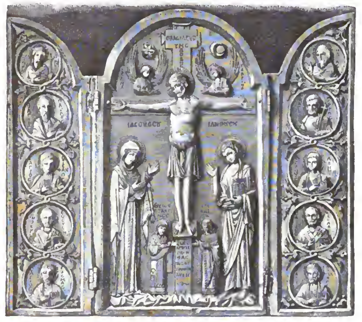
nicht bloß äußerliche, sondern auch geistige, wurde eine Fülle neuer Eindrücke und Anschauungen bei ihnen wirksam, unter deren Einfluß auch die Heimat ihnen in einem ganz neuen Lichte erschien.

Wohl hatte in den Kreuzzügen von Anfang an das kirchliche Moment eine Rolle gespielt, wenn auch lange nicht in so überwiegendem Maße oder so ausschließlich, wie die tendenziös kirchlich gefärbte Überlieferung den Anschein erwecken möchte. Die Organisation der Kreuzzüge allerdings ist das Verdienst der Kirche, und erst durch sie sind alle die unkirchlichen Anlässe und

Beweggründe, welche die stürmisch gärende Bevölkerung des Abendlandes aus der Heimat nach dem Osten trieben, zu voller Wirksamkeit gebracht worden, aber je mehr sie das wurden, um so mehr verlor die Kirche ihren bestimmenden Einfluß auf die große Bewegung und nahm diese immer mehr einen weltlichen Charakter an, in dem Maße, daß die Kreuzzüge schließlich wesentlich dazu beigetragen haben, die Herrschaft der Kirche über die Geister zu brechen und einer neuen, freieren Entwickelung die Bahn zu öffnen: denn sie endeten doch mit einer Niederlage der Kirche, insofern dieser die Bewältigung des Islam, den sie hatte vernichten wollen, nicht gelang. Damit wurde die Undurchführbarkeit des von der Kirche erhobenen Anspruchs auf Weltherrschaft durch eine Reihe von Thatsachen unwiderleglich erwiesen: was den Triumph der Kirche zu vollenden bestimmt gewesen war, wurde für sie Anlaß einer schweren Niederlage, die weit über das zunächst in Frage stehende Gebiet hinaus ihre Herrschaft erschütterte und zu Fall brachte. Hier entsprangen nun auch die Zweifel an dem bisher anerkannten ausschließlichen Rechte der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes, begann die Reaktion, welche gerade ein Jahrhundert nach Innocenz III. den von diesem vollendeten Bau der kirchlichen Weltherrschaft in jähem Zusammensturze zertrümmern sollte. Alle die Gegner, welche die Papstkirche bisher vergeblich bekämpft hatten, die von ihr wohl durch eine Art von Schreckensherrschaft niedergehalten, aber niemals überwunden waren, erhoben sich unter dem ermutigenden Eindruck dieses großen Mißerfolges zu neuem Kampfe. Die häretische Bewegung lebte mit gesteigerter Energie und in den mannigfaltigsten Gestalten wieder auf und brachte eine Fülle von sektiererischen Bildungen hervor, welche die Einheit der Kirche in Dogma und Kultus mehr und mehr untergruben und durch eine immer schärfere zersetzende Kritik des Bestehenden auf die Auflösung des mittelalterlichen Kirchentums überhaupt durch eine Reformation hinarbeiteten.

Damit aber brach endlich auch der Bann, unter dem die Kirche die gesamte Entwickelung des Abendlandes bisher gehalten und auch in allen weltlichen Dingen sich dienstbar gemacht, in kirchliche Formen genötigt und kirchlichen Zwecken untergeordnet hatte. Man lernte die Welt, die man bisher ausschließlich durch das Medium der Kirche gesehen und nach den alles beherrschenden kirchlichen Gesichtspunkten beurteilt hatte, allmählich in ihrer eigentlichen Gestalt und Farbe sehen und fand sie da doch sehr anders, als man geglaubt und als die Kirche sie dargestellt hatte. Im Gegensatz zu der Weltflucht, welche die hochkirchliche Richtung zur Zeit ihrer größten Macht der Menschheit hatte aufnötigen wollen, lernte diese erst während und infolge der Kreuzzüge die Welt in ihrer Größe, ihrer Schönheit, ihrem Reichtum recht kennen. Bisher immer auf überirdische Ideale hingewiesen, gewann sie nun erst einen Einblick in die realen Interessen der Welt und fing an, ihre Berechtigung, ihre Macht, ja ihre Unentbehrlichkeit für eine gesunde Entwickelung zu begreifen. Nicht damit man sich in erzwungener Abkehr von ihr abwende, konnte Gott die Welt so farbenprächtig und inhaltreich geschaffen haben,

sondern damit man sich ihrer freue und sie genieße. Statt nach dem Gebote Buße predigender Mönche dem Himmel nachzujagen, erinnerte man sich seines Rechtes, die Welt zu genießen, gerade so wie der Kreuzfahrer und Pilger nicht bloß dem ihn erfüllenden frommen Drang genugthun, sondern auch Abenteuer suchen, Reichtümer gewinnen, sein Glück machen wollte. Damit aber wurde endlich der Anfang gemacht zur Aufhebung des Gegensatzes zwischen Himmlischem und Irdischem, zwischen Gott und Welt, den die mittelalterliche Kirche



In Elfenbein geschnitzte Altarschrankthür, Triptychon; spätere byzantinische Arbeit, vielleicht 13. Jahrh. Paris, Nationalbibliothek. (Ann. arch.)

geschaffen und geflissentlich erweitert und verschärft hatte und der eines der wichtigsten Fundamente ihrer Machtstellung gewesen war, da er ihr Mittleramt unentbehrlich machte. Man sah, daß diese angeblich so verachtenswerte Welt eine Menge von Gütern enthielt, die beglücken und erfreuen konnten. Dadurch wurde eine Menge von Kräften in Wirksamkeit gesetzt, die bisher unthätig gewesen waren, und Leben und Bewegung kamen in bisher in träger Ruhe lagernde Gebiete. Ein Gefühl der Jugendkraft und der Jugendlust überkam die gleichsam vorzeitig alt gewordene abendländische Menschheit. Mit den neuen Fähigkeiten, die sie in sich entdeckte, und den neuen Aufgaben, vor die sie sich gestellt sah, regten sich in ihr auch neue Kräfte. Nicht bloß zwischen

den Nationen, auch innerhalb derselben entfaltete sich eine frische, frohe, wetteifernde Thätigkeit. Denn wenn auch bei den kriegerischen Unternehmungen, welche die Kreuzzüge ins Leben riefen, bei allen abendländischen Nationen naturgemäß der Adel die leitende Rolle gehabt und demgemäß auch von all dem Gewinn, der dabei gemacht wurde, den reichsten Anteil erlangt hat, so sind doch auch Bürger und Bauern dadurch auf das glücklichste gefördert worden. Im Gebiete von Handel und Gewerbe führten die Kreuzzüge eben die Änderungen herbei, welche dem Bürgertum eine bisher unbekannte wirtschaftliche Machtstellung verliehen und in der Folge die Städte zu einer hohen politischen Bedeutung erhoben. An der gewaltigen Völkerbewegung, welche die Kreuzzüge veranlaßten, hat auch die große Masse des niederen Volkes ihren reich gemessenen Anteil gehabt, und vielleicht hat sich die damit verbundene geistige Befreiung nirgends so mächtig und so segensreich geltend gemacht wie gerade in ihr. Wie die strenge Sonderung der Nationen aufhörte, so fielen auch vielfach die Schranken, welche innerhalb der einzelnen Nationen die Stände voneinander getrennt und am rechten Zusammenleben und Zusammenwirken gehindert hatten. Auch Adel und Geistlichkeit, die vermöge ihrer Sitte und Bildung gegen die anderen Stände scharf abgegrenzt waren, anderseits aber durch einen gewissen internationalen Zug über das eigene Volkstum hinaus Verbindungen hatten, wurden zu der nationalen Bildung in lebhaftere Beziehung gesetzt und von ihr wirksamer als bisher beeinflußt. Von der ihnen gemeinsamen Grundlage aus fingen die einzelnen Völker an, eine ihnen eigentümliche, nationale Geisteskultur zu entwickeln, welche sich der meist bloß formalen Nachahmung des durch die Kirche vermittelten römischen Vorbildes entzog, die bisher die Grundlage aller Bildung ausgemacht hatte. Voll lebensfroher, naturwüchsiger Sinnlichkeit erfaßte man, was die Gegenwart an bunt wechselnden Erscheinungen bot. Statt der Sprache der Kirche und der Alten nahm diese neue Geistesrichtung auch die Sprache des täglichen Lebens zum Mittel des Ausdrucks, und so begann mit dem Eindringen der Volkssprachen in die Litteratur die Entwickelung der Nationallitteraturen, welche, wie sie das geistige und sittliche Leben nicht bloß gewisser bevorzugter Stände, sondern eines ganzen Volkes wiederspiegelten, auch in ihrer Wirkung das ganze Volk trafen. Eine geistige Befreiung nahm ihren Anfang, die im weiteren Fortgange zu einer Wiedergeburt wurde und die schönsten Blüten der modernen Kultur zu Tage förderte; in ihrem Verhältnis zur Kirche, die auf diesem Gebiet bisher eine fast unangefochtene Vorherrschaft geübt hatte, kennzeichnet sie sich als eine mit wachsender Kühnheit vorgehende Aufklärung. War im Beginn der Kreuzzüge die religiöse Begeisterung der abendländischen Christenheit noch einmal auf eine außerordentliche Höhe gestiegen, die auch manche ungesunde Übertreibung und Verirrung mit sich brachte, der schließliche Ausgang hatte eine allgemeine und tiefe Ernüchterung zur Folge, namentlich auch insofern, als das, was man an den mit solchem Enthusiasmus aufgesuchten heiligen Stätten schließlich fand, was sie dem Einzelnen

und der Gesamtheit gewährten, den überspannten Erwartungen nicht entsprach, mit denen man sich getragen hatte. In dieser Stimmung betrachtete man auch das Christentum selbst anders als bisher und begann es mehr und mehr von der Örtlichkeit zu lösen, an welche es durch seinen Ursprung geknüpft war. Damit wurde eine freiere, geistigere Auffassung desselben angebahnt. Zudem hatte man in den langen Jahren wechselvoller Kämpfe im Osten zuerst genauere Bekanntschaft gemacht mit den Bekennern anderer Religionen, mit den Griechen und vornehmlich mit den Mohammedanern, und dabei zu der Einsicht kommen müssen, daß das Bild, welches die Kirche teils aus Voreingenommenheit, teils zum Zwecke der Agitation von dem Glauben und dem dadurch bedingten Leben derselben zu entwerfen pflegte, der Wirklichkeit durchaus nicht entsprach. Man fand die Ungläubigen, welche die Kirche in den abschreckendsten Farben zu malen pflegte, viel besser als ihren Ruf, und selbst in der höchsten Erbitterung des Kampfes mußte man den großen und guten Zügen, die man an ihnen zu beobachten hatte, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man begann zu begreifen, daß auch andere Religionen den Menschen läutern, zur Tüchtigkeit und zur Tugend erheben konnten und daß es ein Gebiet allgemeiner Sittlichkeit gab, wo die reine und edle Menschlichkeit sich entfalten konnte ohne Rücksicht auf ein besonderes, ausschließliche Alleingeltung beanspruchendes Dogma. Damit aber geschah der erste Schritt zu einer freieren Auffassung der Religion überhaupt und wurde der Anfang gemacht zum Zweifel an dem von der Kirche behaupteten alleinigen Recht ihrer Lehre. Hinfort betrachtete man auch die Kreuzzüge selbst und die durch sie erschlossene Welt des Ostens mit anderen Augen, nicht mehr bloß von dem Standpunkte des religiösen Eiferers, und wurde nun all des Neuen und Schönen, was sie bot, erst recht froh und fähig, es zu genießen und sich aneignend zu verwerten. Äußerlich und innerlich erscheint das Abendland zu Ende der Kreuzzüge völlig gewandelt, befreit und endlich befähigt, seine Kräfte mit Lust und Erfolg zu bethätigen.

Denn die Schranken, welche die bisher allmächtige Kirche der Entwickelung der abendländischen Völker gezogen hatte, waren nun gesprengt. Der lebhaft gesteigerten Thätigkeit boten sich neue, anregende Schauplätze dar; in mannigfaltigem Austausch trugen Zehntausende und aber Zehntausende von Kreuzfahrern, Pilgern, Reisenden, Kaufleuten und Abenteurern die im Christentum wurzelnde Kultur des Abendlandes hinaus nach dem Morgenlande und vermittelten von dorther der Heimat eine unerschöpfliche, erst allmählich recht verarbeitete und verwertete Fülle von Anregungen aus der im Byzantinischen und im Islam wurzelnden Kultur des Ostens. Für das bisher in so einfachen Formen sich abspielende wirtschaftliche Leben wurden damit ganz neue Bedingungen geschaffen, unter denen es sich zu einer erstaunlichen Vielgestaltigkeit entwickelte. Dieselbe erschloß einer Menge von Kräften, die bisher gar keine oder nur ungenügende Verwendung gefunden hatten, die verschiedensten Felder zu ersprießlicher Thätigkeit: wie infolgedessen bei den einzelnen Völkern

die ständischen Sonderungen an Bedeutung und Wirksamkeit verloren und zu größerer Gemeinschaft des Lebens und der Thätigkeit verbunden wurden, so traten auch die verschiedenen Nationen in lebhaftere Beziehung zu einander und fingen an zu wetteifern in der Pflege der Künste des Friedens.

Im Zusammenhang damit und infolge davon erfährt auch das geistige Leben eine durchgreifende Neugestaltung. Die Bevormundung der Wissenschaft durch die Kirche hört auf; dieselbe macht sich allmählich selbständig und geht ihren eigenen Weg. Die Fülle der Eindrücke durch eine fremde, formenreiche und farbenprächtige Natur, der Vorurteile beseitigende Verkehr mit fremden Völkern, die Bekanntschaft mit ihren Sprachen und ihrem eigenartigen, in seinem guten Recht begriffenen besonderen Geistesleben, die Achtung, welche ihnen dabei unmerklich die hohe Geisteskultur der Mohammedaner abnötigte, bewirkte für die Völker des Abendlandes eine unendliche Erweiterung auch des geistigen Gesichtskreises, welche nun ihrerseits wieder ihre Emanzipation an dem formal maßgebenden Vorbild der Sprache der römischen Litteratur zur Folge hatte und die nationalen Sprachen in die Litteratur einführte und dadurch die Einwirkung der Litteratur auf das Volk wesentlich steigerte. So vollzieht sich damals der Prozeß, welcher das Mittelalter durch die Elemente einer neuen Zeit und einer neuen Kultur überwinden sollte.



Siegel der Universität Angers (Hauptstadt von Anjou); von bedeutendem Ruf im 13. Jahrhundert. Im unteren Abschnitt ein mittelalterliches Auditorium. Originalgröße.

Verzeichnis der Illustrationen.

Im Text.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Seite



